Mann und Weib

ein Beytrag

zur

Philosophie über die Geschlechter

von

K. H. Heydenreich.

Leipzig,
bey Gottfried Martini.
1798.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Meinem Freunde

Karl Gottlob Schelle

gewidmet.

Vorrede.

Gegenwärtiger Versuch ist eine weitere Ausführung eines Aufsatzes, welchen ich vor wenigen Jahren in das erste Bändchen des Zuschauers im häuslichen Leben einrückte. Mehrere würdige Männer, welche philosophischen Geist, Geschmack und Menschenliebe vereinigen, munterten mich dazu auf, und fanden mich um so bereitwilliger, da das ge-

nannte Werk beynahe gar nicht in das Publikum gekommen ist, und öffentliche Urtheile erfahren mußte, welche nicht den Herausgeber, sondern die Recensenten beschämten. Mehrere einzelne Ideen, die ich hier nur beyläufig andeuten konnte, werde ich gelegentlich in besondern Abhandlungen entwickeln.

Unter denjenigen traurigen Thatsachen, welche sich dem Beobachter des Zeitalters aufdringen, ist gewiß diese eine der wichtigsten, daß das Interesse für das häusliche Leben unter der Jugend beyderley Geschlechts immer mehr abnimmt, und das Elend unter den Familien selbst immer mehr steigt. Mehrere menschenfreundliche Philosophen haben den Ursachen dieser Erscheinungen nachgeforscht, die gegen die fortschreitende Cultur des Geistes einen so befremdenden Contrast bilden. Ihre Bemühungen haben aber, so weit man den Einfluß derselben übersehen kann, wenig Erfolg gehabt. Mir scheint, sie haben größtentheils die

Sache zu einseitig betrachtet, und die physischen Ursachen davon zu ausschließend zu ihrem Augenmerke gemacht.

Es ist wahr, Ausschweifungen der Wollust und Entnervung in den frühern Jahren haben einen ungemein großen Antheil an der lasterhaften Stimmung unsrer Jugend gegen die Ehe, und an dem Wachsthume des Elends im häuslichen Leben selbst. Der Wollüstling *) bekommt unausbleiblich eine Abneigung gegen alle dauernde Verbindung, **wird** unglücklich, und **macht** unglücklich, wenn er sie eingeht.

---

*) Man würde diese Behauptung unwahr finden, wenn man sich unter einem **Wollüstlinge** jeden Menschen dächte, den Leidenschaft für das andre Geschlecht zuweilen zum bloß physischen Genusse hingerissen hat. Ein **Wollüstling** ist ein solcher, in dessen Seele es feste Maxime und bleibender Charakterzug ist, den Trieb und die Kraft des Geschlechtes bloß als Mittel

Sein Geschlechtstrieb hat sich der Herrschaft der Vernunft entrissen, und ist von allen sittlichen Gefühlen getrennt; es ist nicht der Trieb eines Menschen, es ist der Trieb eines nicht einmahl immer klugen Thieres. Er geht bloß auf Kitzel und Lust hin; das andre Geschlecht ist für ihn nichts als ein Mittel des körperlichen Genusses, er gebraucht seine Individuen, so lange jedes ihm nach seinem Geschmacke, Mittel seyn kann, er verläßt sie, so bald sie für ihn keinen Reitz mehr haben. Kein Wunder, daß so entartete Wesen in einer dauernden Verbindung nichts als Sklaverey und immer wachsende Leiden sehen, und sich gegen die

---

der körperlichen Lust anzusehen. Selbst ein Ausschweifender braucht gerade kein Wollüstling zu seyn; er kann ungeachtet des wilden Feuers seiner Begierden, zugleich einer sehr edlen Liebe fähig seyn, während der Wollüstling alle Fähigkeit und alles Interesse für diese verloren hat, und für immer moralisch erstorben ist.

Natur zu versündigen glauben würden, wenn sie je sie einglengen. Kein Wunder, daß sie, wenn sie ja inkonsequent genug sind, um sie einzugeben, sich selbst, und der Unglücklichen, die ihr Opfer wird, mit jedem Tage neue Quaalen bereiten.

Allein, woher denn die ungeheure Schaar der jungen Wollüstlinge unsrer Zeit, woher die zahllosen unzeitigen Geburten von Männern, die schon in Jahren, wo ein fester Charakter kaum möglich ist, Debauche und thierische Lust zu ihrem Systeme gemacht haben? Woher die Tausende Messalinen von sechszehn Jahren? — Hat die Natur den Grund zu diesem Verderbnisse gelegt? Hat sie den Geschlechtstrieb einer zügellosen Willkühr überlassen, und ihn allein von der Herrschaft der moralischen Vernunft ausgenommen? Muß das Thier im Menschen seinen Sieg vollenden, ehe sich das Göttliche in ihm mit seiner ganzen Macht erhebt? —

Die Thatsache ist so wahr, so alltäglich und vor Augen liegend, daß ich gar nicht zweifle, es dünke Vielen, sie sey nicht wahr. Man ist daran gewöhnt, man übersieht mit einem geheimen Einverständnisse die schwarze Seite ihrer Unsittlichkeit:

Hanc veniam damus petimusque vicissim.

Vergieb mir, ich vergebe dir. — —

Es ist, ich erinnere es nochmals, nicht die Rede von Jünglingen und Mädchen, die sich etwa durch leidenschaftliche Fehltritte auf die Pfade der irrdischen Venus verirren, übrigens aber der edelsten und reinsten Geschlechtsgefühle fähig sind.*) Glücklich genug, wenn diese *Verirrten*

*) Oft wenn ich tugendsame, ehrbare Menschen über ein gefallenes Mädchen Gericht halten hörte, dachte ich: *Seyd ihr reiner, als diese? Euer Gericht*

noch die Pluralität wären. Aber sie sind es nicht einmahl, die Menschheit ist tiefer gesunken, und leider machen die Pluralität jene entschieden Verdorbenen aus, für die alle Gemeinschaft mit dem andern Geschlechte nur eine Quelle von thierischer Lust ist, und die insofern weiter unter den vernunftlosen Wesen stehen, als diese, indem sie, dem Rufe der Natur zu Folge, ihren Trieb zu befriedigen suchen, nicht so wohl nach Ver-

---

verbürgt es mir nicht. Vielleicht ist dem Ganzen ihrer Triebe und Gefühle nach, jene Verworfne tugendhafter als ihr; vielleicht thut ihr das, was Jene überrascht von der Leidenschaft einmahl that, in euerm Innern nach der Tagesordnung und systematisch. Aber für die meisten Menschen ist dieß eine Ketzerey zur Begünstigung des Lasters; sie haben keine Idee davon, daß diejenigen Laster, welche die Welt nicht sieht, gewöhnlich die niedrigsten und entehrendesten sind.

gnügen, als nach Befreyung von beunruhigenden Reizen streben, welche in den Bedürfnissen des Geschlechts ursprünglich gegründet sind. *)

Klage man die Natur wegen dieses Verderbens nicht an; sie hat es nicht gegründet, es ist Schuld der Menschen selbst.

Die Natur hat den Geschlechtstrieb jeder Thierart so eingerichtet, daß die Individuen, ge-

*) Ich setze dieses voraus, und glaube, daß es sich aus der Natur der vernunftlosen Thiere erweisen lasse. Die Natur erregt ihren Geschlechtstrieb durch einen Reiz, der an Schmerz grenzt, nicht durch Vorahndung von Lust. Dieß zeigt der Zorn, mit welchem gewisse Thiere, z. B. Kater, Hähne, Truthähne, das andre Geschlecht zur Gemeinschaft zu zwingen suchen, dieß sagt der klagende Gesang und das wilde Schreyen so mancher Vögel zur Zeit ihrer Brunst, selbst das melancholische Lied der Nachtigall. Besonders ist es beym Wildpret ganz evident, daß der Schmerz die physische Lust herbey führt.

leitet vom Instinkte, ihr Geschlecht mit immer gleicher Vollkommenheit fortsetzen, und bei den dazu nöthigen Geschäften, alle Gefahren und Verfolgungen verachten. Die Tauben haben seit den frühern Zeiten der Welt die Dauer ihres Geschlechts so bedacht, daß die Tauben zu Anakreons Zeiten gewiß um nichts schöner waren, als die jetzigen. Die Menschheit sollte auch durch einen natürlichen Gebrauch des Geschlechtstriebes und die damit zusammenhängende Bildung und Erziehung der Kinder sich immer selbstgleich fortdauern. Ich sage, sich immer selbstgleich, und scheine damit denen zu widersprechen, die eine fortschreitende Vervollkommnung derselben als ihren Charakter annehmen. Allein eben dieß behaupte ich auch, und drücke eben durch jene Worte aus, sie solle mit ihrer Fortdauer auch unablässig ihre Perfektibilität entwickeln. Sie bleibt ihrem Wesen nur insofern treu und ihr selbst gleich, als sie nie sinkt, nie still=

steht. Ich beziehe aber ihre Vervollkommnung nicht bloß auf Geist und Herz, sondern auch auf den Körper, besonders auf seine Harmonie mit jenen und den Ausdruck, den er von ihren Vollkommenheiten giebt. *)

---

*) Das Ideal des höchst schönen männlichen und weiblichen Menschen kann eben sowohl nur durch eine unendliche Annäherung erstrebt werden, als das Ideal der höchsten sittlichen Güte. Man sage nicht, daß die Geschichte der Vorwelt dieser Behauptung widerspreche, berufe sich nicht auf das Beyspiel der Griechen oder der starken Körper der Römer in den Zeiten der Republik und der Deutschen in den Ritterzeiten. Wer will beweisen, daß sich die harmonische Zusammenstimmung der Körperkräfte mit Geist und Herz nicht vollkommner ausdrücken, sittliche Güte sich nicht achtungs- und liebenswürdiger darstellen könne, als in den Bildungen der Griechen. Die Deklamationen mancher neuerer deutschen Philosophen über die schöne Griechheit glaube ich für phantastische Hirngespinnste zu halten. Die Körper-

So wie die Natur bey den Thieren die Fortdauer ihrer Geschlechter mit gleicher Vollkommenheit, in den **Instinkten** die Individuen vorbereitet hat, so überließ sie in Hinsicht der Menschheit, die würdige Fortsetzung des Daseyns dieser Gattung der **Freyheit** der Individuen.

Die Menschengattung sollte nach dem Plane der Natur fortdauern, aber ihre Fortsetzung sollte auch ganz mit der Hoheit ihrer Bestimmung har-

---

stärke der alten Römer und Deutschen beweist nichts, denn sie ist gar nicht einmahl wahre Vollkommenheit des menschlichen Körpers. Für Zeiten der Rohheit, und fortdauernder Nothwendigkeit kriegerischer Gegenwehr mit Waffen, welche ungeheure Kräfte fordern, war sie Bedürfniß, taugte aber auch zu weiter gar nichts, diente vielmehr den geistigen und sittlichen Kräften zu einer Last, die sie niederdrückte. Was hülfe in unsern Zeiten wohl eine Nation, deren Individuen die Rüstungen eines Berner Zeughauses tragen könnte.

moniren. Alles wurde der Freyheit überlassen, selbst das Daseyn der Gattung. Es ist möglich, daß durch Mißbrauch des Geschlechtstriebes die ganze Gattung ausstirbt; es kann geschehen, wenn sämmtliche Personen beyder Geschlechter ihren Trieb unnatürlich befriedigen, dann wird kein Mensch erzeugt, jene Ungeheuer sind die letzte Generation.*) Es ist möglich, daß durch den Schlaf aller sittlichen Gefühle in den Seelen von Vätern und Müttern, die Menschheit gänzlich sinkt, und am Ende in Wesen ausartet, die den Charakter ihrer Gattung an Körper und Seele verleugnen; es ist möglich, daß alle Menschen auf vier Füßen gehen, für Vergangenheit und Zukunft gleichgültig sind, und keine Idee von Pflicht und Recht haben. Dieß alles müßte

---

*) Die Unwahrscheinlichkeit hebt die Möglichkeit nicht auf.

möglich seyn, weil die Menschen, als sittliche Wesen sich durch die Bestimmung der Freyheit auszeichnen sollten.

Ungeachtet indessen der Plan des Schöpfers und die Ordnung der Welt dieß forderte, so wurden dennoch dem Menschen alle Grundlagen mit überwiegender Stärke gegeben, durch welche er geneigt wird sich für eine würdige Fortpflanzung seiner Gattung zu interessiren, während diejenigen, die ihn zur Unnatur und Niedrigkeit in seinen Geschlechtsgefühlen reizen sollten, bey auch nur mäßiger Bildung, nur schwach wirken.

Ich rede von Reizen zur Unnatur, welche ursprünglich im Menschen liegen mußte. Der Mensch kann in jeder Rücksicht unnatürlich seyn, während das bloße Thier in allen Stücken natürlich seyn muß. Unnatürlich seyn zu können, gehört zur Natürlichkeit des Menschen, und seine größte sittliche Vollkommenheit hebt die Möglichkeit der Unnatur nicht auf. Er ist aber dann natürlich.

wenn er seine sämmtlichen Kräfte nach ihrer Rangordnung unter der Herrschaft der Vernunft harmonisch gebildet hat, und in aller Beziehung gesetzmäßig und mit Hinsicht auf seine Bestimmung handelt. In seinen Geschlechtsgefühlen ist er nicht etwa dann natürlich, wenn er sie mit wilder Brunst zu befriedigen bestrebt ist, und sie zu allen Zeiten auf gleiche Weise befriedigt, wie es die vernunftlosen Thiere nur zu gewissen Zeiten thun; er ist es dann, wenn er seinen Geschlechtstrieb als Mittel einer der Menschheit würdigen Fortpflanzung dieser Gattung ansieht, ihm nur so Genüge leistet, daß sein Zweck die Erzeugung von Menschen mit den vollkommensten Anlagen ist, und daß sich an das Bewußtseyn seiner selbst, als eines Erzeugers, das Bewußtseyn aller Pflichten mit dem innigsten Interesse anschließt, die ihm als einem Erzeuger von Menschen in Hinsicht ihrer Erhaltung, Erziehung, Bildung und Beschützung obliegen.

Wer in seinen Geschlechtsgefühlen ein so natürlicher Mensch ist, für den ist grobe und wilde umherschweifende Wollust unmöglich; er sucht seinen Trieb durch eine edle Verbindung mit einer ihm gleichgesinnten Person, die eben so natürlich ist als er, in einem wohleingerichteten häuslichen Leben*) zu befriedigen. Und in diesem Verhältniß handelt er durchaus, erfüllt vom Gedanken der Menschenwürde und mit Aufopferung seines individuellen Interesse, jeder seiner Pflichten gemäß. Sein herrschender Zweck ist, daß die Menschheit durch freye schöne Bildung der Geschlechter in Gesinnungen, Trieben und Gefühlen so fortgepflanzt werde, daß sie geistig und körper-

---

*) Ich beziehe alles häusliche Leben auf Fortpflanzung der Menschengattung. Eine Ehe, die dazu nichts beyträgt, ist bloß ein verunglückter Versuch, oder eine Gesellschaft unter der bloßen Form der Ehe, worin man auch nicht einmahl den Versuch beabsichtigte.

lich immer vollkommner werde, sich immer mehr den Idealen schöner Seelen und schöner Körper nähere. Er fühlt es, daß er durch den Geschlechtstrieb mit der Nachwelt zusammenhängt, und daß die kommenden Menschen ihn wegen des Gebrauchs, den er von ihm macht, zur Verantwortung zu ziehen berechtigt sind. Das Gefühl dieses Bandes, welches ihn mit den folgenden Generationen verbindet, erhöht seine Gewissenhaftigkeit, und seinen Enthusiasm für die Pflichten und Ehegatten der Eltern, daß er den reinsten und stärksten weltbürgerlichen Geist in allen jenen wichtigen Verhältnissen seines Familienzirkels zeigt, in denen die Meisten nur mit einem niedrigen Egoism handeln, und ihrem Bedürfnisse und ihrer Lust leben.

Ein solcher großer Mensch darf mit Stolz auf die Welt der vernunftlosen Thiere blicken; er wirkt durch Freyheit für die Erhaltung und Fortpflanzung seiner Gattung so zweckmäßig, wie jene

Thiere, in Allem vom Instinkte der Natur geleitet für die Fortdauer der Ihrigen wirken. Die Natur schien ihm zuzurufen: „Betrachte die „Thierwelt, siehe, wie ihre Individuen durch „Zeugung und Erhaltung ihrer Jungen ihre Gattungen fortpflanzen! Schäme dich nicht, auf „einer einsamen Wiese die rege Gefälligkeit eines „nistenden Vogelpaares zu beobachten, und sein „Leben zu belauschen, bis die Kleinen den ersten „Ausflug versuchen, und dem mütterlichen Neste „entflattern! Wie sind mir diese Kinder so treu, „wie arbeiten Männchen und Weibchen so sorgsam „und fröhlich an deinem Werke, wie ist alles Einfalt und Eintracht, und wie ist ihnen so wohl in „ihren Nestern! Hier zielt alles auf meinen Zweck „hin; kein Flügel hebt sich oder senkt sich vergebens, „kein Schnabel öfnet sich umsonst und zur Unzeit, „alles wirkt darauf hin, daß das Geschlecht fortdaure, und es der Welt nie an frischen muntern „Vögeln fehle. — Du bist Mensch, thue für die

„Menschheit, was diese Thiere für ihre Gat-
„tungen thun! Thue es so, wie es die Hoheit
„deines Wesens fordert; ich habe die Mensch-
„heit an die Spitze der Wesen gestellt; tief un-
„ter ihr ist alles, was die Erde trägt; sie ist
„nicht bestimmt für Vernichtung im Grabe;
„ihre Laufbahn ist die Ewigkeit. Fühle das
„Große des Berufs, meine erste Gattung, deren
„Glied du selbst bist, fortzupflanzen; und bringe
„mir, als ein wahrhaft menschlicher Vater mit
„der freyen, freudigen Erfüllung deiner Pflich-
„ten, das schönste Opfer!" — Er verstand ih-
ren Ruf, und troz der reizenden Lockungen des
Luxus und der Wollust war seine Wahl entschie-
den, und sein ganzes Herz der Menschheit ge-
weiht. —

Aber wo findet man solche große liebens-
würdige Menschen in der Sphäre unsers häus-
lichen Lebens? Muß man nicht, wenn man die
Thiere in den Handlungen zur Fortpflanzung

ihrer Gattung mit den Menschen vergleicht, gestehen, daß diese unendlich weniger für sie wirken, als jene? — Sehen wir die Menschen, wie sie sich in ihren Häusern zusammenpaaren, Mann und Weib und Kinder innerhalb ihrer vier Pfähle leben, Wohl und Wehe, wie sie sagen, mit einander theilen und feierlichst ihre sogenannten Pflichten erfüllen, da möchten wir fragen: „Wer hat euch gedungen? wer zahlt euch die sauern Arbeiten, die ihr unternehmt, vergütet euch die Langeweile und den Zwang, den ihr euch gegenseitig anthut?" Nach dem Strauche, in welchem der Vogel nistet, können wir nicht blicken, ohne mit stiller Bewunderung zu bemerken, wie die Natur ihn leitet, für ihr unendliches Ganzes mitzuwirken, und eines ihrer Geschlechter fortzusetzen, wie sie ihm jede Mühe, die er in ihrem Dienste unternimmt, mit Muth und Freude belohnt, und das, was strenge Nothwendigkeit für die Fortdauer ihres Reichs ist,

in ein leichtes heitres Spiel verwandelt. In den Häusern der Menschen kann der Mann von Gefühl lange verweilen, ehe er eine Scene findet, die ihn ohne Wehmuth an die Menschheit erinnert, lange verweilen, ehe er bemerkt, daß die Paare, die sich da vereinigt haben, im Dienste der Natur sind, und, wenn er nicht Thor genug ist, ihre unwürdigen Vergnügungen, oder die Spiele, womit sie ihre Langeweile bekämpfen, für wahre Freude zu nehmen, so kann er auch lange verweilen, ehe sein Herz zum Mitgefühle von Glückseligkeit gestimmt wird. Wunderbare Gefühle dringen sich ihm in den meisten Häusern der Menschen auf; es ist ihm, als stehe er unter Wesen, welche die Bande gebrochen haben, die sie mit der Natur vereinigten, unter Wesen, die die edlen Triebe, welche die weise Mutter ihnen gab, aus ihrer natürlichen Richtung gerissen und ihrer Bestimmung entzogen haben, und die nun, uneinig mit ih-

nen selbst, verarmt an Friede und Freude des Herzens, ihren Frevel büßen müssen.

O gewiß, es ist ein Geist, der die Menschheit nicht ehrt, jener gewöhnliche Geist, womit Gatten einander und Väter und Mütter ihren Kindern und die Kinder den Aeltern, anhangen; in allen Zügen kündigt er an, wie so fremd ihnen der wahre Zweck und die Heiligkeit der Verbindung ist, in welcher si. stehen, wie unlauter die Gesinnung, mit der sie zusammen leben und wirken, wie verschlossen ihr Herz für die reinen Freuden, die ihnen die Natur in ihrem Bunde bereitet hat.

Viele Gatten sind einander treu, aber die Treue der meisten hat keinen Werth, stammt nicht von wahrer reiner Liebe her, ist ohne Sinn für die Würde der Menschheit. Viele Väter weinen an der Wiege des neugebohrnen Kindes Freudenthränen; aber die Freudenthränen der

meisten haben nicht das Erhabene, das die Thränen eines Menschen in diesem Falle haben sollten. Viele jammern an dem Sarge ihres Kindes, aber ihr Jammer gilt nur selten der Menschheit. Und wenn einige Wenige das Jubelfest ihrer Ehe feiern, was ist's mehr, als ein armseliger Triumph auf einen Augenblick über die allgewaltige Zeit, die sie im nächsten Momente fortreißt, ihre Bande trennt, und ihre Seelen leer von edlen Erinnerungen, die sie schonen müßte, der Ewigkeit zuführt. — —

Sage man nicht, ich fordre eine Cultur des Menschen im häuslichen Leben, welche bloß idealisch sey, und sich in den Verhältnissen dieses Lebens um so weniger realisiren lasse, da der größte Theil der Menschen unter dem Drange des Bedürfnisses und der Lasten vieler, zum Theil niedriger Arbeiten schlechterdings unfähig sey, sich zu ihr zu erheben. Dieser Einwurf würde

auf eine Verwechselung der Cultur selbst und der Theorie der Cultur beruhen. Um einen Menschen in Hinsicht seines Geschlechtstriebes natürlich, vernunftmäßig, und seiner Bestimmung würdig zu bilden, bedarf es keiner gelehrten Unterweisung und keiner zeitkostenden Lektüre, sondern nur der sorgfältigen Wegräumung aller Verführungen zur Unnatur, und der Ueberzeugung von der Würde des Menschen, sey er vom männlichen oder vom weiblichen Geschlechte. Diese können aber allenfalls die untersten Dorfschullehrer gewähren, wenn es zweckmäßige Anstalten giebt, um sie für ihre Zwecke zu bilden. Glaube man nur, die Natur hat so sorgfältig für die Entwickelung unserer edelsten Kräfte, im Betreff des Geschlechtstriebes gesorgt, daß es für Erziehung und Unterricht ein leichtes Geschäft ist, sie zu erreichen. Die Grundlagen dazu, welche in den Individuen beyder Geschlechter befindlich sind, wirken so leicht und einfach, daß der

Erzieher sie nur zu kennen und, zu wachen braucht, um seine Individuen vor der Verderbniß zu schützen. Er hat nicht nöthig, etwas von dem Seinen zu verwenden; er darf nur wekken, was in jedem Einzelnen liegt, und gewiß auch auf jeden treffenden Ruf erwacht. Die wirkliche Welt bestätigt dieß. Wie würde mancher Mann von Stande, auf dessen Erziehung die ansehnlichsten Summen verwendet worden sind, vor manchem einfachen, dem Stande nach niedrigen Bürger bestehn? Manche Dame von den größten Air's vor mancher gemeinen Hausfrau? Manche Hochgelehrte vor einem höchstunwissenden, aber höchst natürlichen Weibe aus dem Volke? — O gewiß bedeckt manches Hüttendach von Stroh bessere Gatten und Väter und Mütter, als der glänzende Schiefer aller Palais. Die Natur hat sich nicht unter den Schutz hochgebohrner Gouverneurs, tiefgelehrter Professoren und wortreicher Bücher begeben; sie

betrachtet diese Alle, als ihre Schuldner, die kein reelles Vermögen besitzen, nur dasjenige, welches von ihr herrührt. Auch hat sie sich noch nicht herabgelassen, ihre Lieblingszöglinge aus den höhern Ständen zu wählen, sie ist bis jetzt niedrig genug gewesen, ihre Günstlinge in den niedern zu suchen, und hier hat sie, sagt man, treuere würdigere Gatten, edlere Väter und sorgsamere Mütter gefunden, als in jenen. Freylich besitzt der Mensch von gemeinem Stande nicht die Theorie seiner Gefühle und seiner Bestrebungen, aber lebend und wahrhaftig herrschen sie in seiner Seele. Während der Vornehme (homo honoratior) lange Deklamationen darüber hält, schämt jener sich seines empfindungsvollen Stillschweigens. Mit einem Worte: der Bürger und Landmann ist für jene große Gesinnung des Menschen im häuslichen Leben empfänglich, und wenn ihm eine zweckmäßige Erziehung ward, so wird er von ihr ohne alle ge-

lehrte Disciplin durchdrungen, und der Druck seiner Geschäfte und Nothwendigkeiten kann sie ihm nicht entreissen. Sie begleitet den Schnitter eben so treu, und noch treuer, als den besterzogensten Fürsten oder Weltweisen. —

Nichts bürgt uns so gewiß und zugleich so empörend für das Verderben des Zeitalters, als daß der Gedanke der Fortpflanzung des Menschengeschlechts, durch einen heiligen Trieb der Natur, beynahe durchaus unter den Menschen nur zum Spiele eines üppigen und frivolen Witzes dient. Man spricht in Gesellschaften von Verhältnissen des Geschlechts, und alle Gesichter verziehen sich zum Lachen. In der That ist dieses Lachen ein frevelhaftes Lachen; unter dem Geräusche desselben (wir hören es nur zu oft in unsern frühern Jahren, und wissen's nur zu bald zu deuten) schleicht sich ein gefährlicher Leichtsinn in unsre Seelen ein, mit dem wir gewöhn-

lich über die große Sache des Geschlechts spielen, und uns nicht selten an den Abgrund des Verderbens spielen. Der Grund jener Verkehrtheit, etwas sehr Heiliges lächerlich zu finden, liegt oft nur in jenem übermüthigen Hange, mit welchem der Mensch über sich selbst hinausstrebt, und der von Anbeginn einer der wichtigsten Quellen physischer und moralischer Uebel für die Menschheit war. Wir wollen mehr seyn als Menschen, schämen uns wohl gar unsers Zusammenhangs mit der Ordnung der Natur, und scherzen muthwillig genug über Veranstaltung derselben, die wir nie anders als mit Ernst betrachten sollten. Die Strafe folgt uns auf dem Fuße, wir sinken in dem Maaße, in welchem wir uns über uns selbst erheben wollen, und während wir mit blindem Stolze Natur und Menschheit unter uns wähnen, stehen wir in der That, dem wahren Werthe nach, unter den vernunftlosen Thieren. Ganz in diesem Geiste einer übermüthigen Selbstvergessung, ma=

chen wir den Geschlechtstrieb zu einem Spielwerke für unsre spaßhafte Laune; der erhabne Mensch, denken wir, kann doch wohl über die kleinlichen Angelegenheiten seiner thierischen Natur scherzen, und bemerken in dieser Berauschung des Leichtsinns nicht, daß unser Trieb immer mehr und mehr veruneddelt wird, je mehr wir uns jener Stimmung überlassen.

2.

Nimmermehr würde Ausschweifung und frühe Entnervung das Schicksal einer so zahllosen Menge von Jünglingen seyn, wenn man sie frühzeitig gewöhnte, die Sache des Geschlechts mit dem Geiste des Ernstes, und aus dem allein würdigen Gesichtspunkte zu betrachten, und ihnen richtige Begriffe von der Bestimmung des Menschen zum häuslichen Leben und denen Pflichten mittheilte, welche darin Statt finden. Nicht bloß durch schmelzende Schilderungen der mit dem häuslichen Leben verknüpften Freuden, müssen

Erzieher auf das Gefühl jugendlicher Herzen wirken; denn jedes Bild häuslicher Glückseligkeit hat sein Gegenstück häuslichen Elends, und die Gallerie aller Scenen des häuslichen Lebens der Menschen, ist eine Vereinigung kontrastirender Partieen, die denjenigen, welcher bloß nach Genuß strebt, leicht außer Fassung setzen kann. Die Hinsicht auf Glückseligkeit muß auch hier Nebensache werden; Jünglinge und Mädchen müssen die Größe und den Adel der Menschheit in dem, durch die Natur festgesetzten Verhältnisse beyder Geschlechter, bestimmt denken und tief und stark empfinden; das häusliche Leben muß ihnen nicht etwa als eine Wiege zu wollüstiger Ruhe erscheinen, sie müssen es als einen besondern Abschnitt ihrer moralischen Laufbahn betrachten, als eine Sphäre, wo in Beziehung auf die Fortpflanzung der Menschengattung, ihnen eben so strenge Pflichten obliegen, als in jedem andern Verhältnisse, wo sie eben so gut, wie in jedem Gebiete

des menschlichen Handelns, den Endzweck der ganzen moralischen Welt, mit edler und uneigennütziger Gesinnung vor Augen haben, und ihr individuelles sinnliches Interesse dem Ganzen zum Opfer bringen sollen, und so müssen sie, erfüllt von Enthusiasm für die Erhabenheit ihrer Bestimmung, eben so gefaßt auf Leiden, als offen für die Erwartung künftiger Freuden im häuslichen Leben seyn.

Ich bin eben so weit entfernt, die Möglichkeit häuslicher Glückseligkeit zu bezweifeln, als diese selbst für geringfügig zu halten. Gewiß können aus dem Verhältnisse eines Mannes zu seinem Weibe, und beyder zu ihren Kindern die süßesten Freuden entspringen, deren Menschen fähig sind. Allein ich behaupte, daß die gewöhnlichen Gemählde davon, wodurch man die reifere Jugend für immer gegen das Laster einzunehmen denkt, ihren Zweck sehr selten erreichen, wenn die Seelen nicht, auch ohne alle Hinsicht auf Lebens-

genuß, aus reiner Achtung für die Menschheit, von Interesse für das häusliche Leben erfüllt sind. Erfahrung kann jeden Jüngling und jedes Mädchen lehren, daß das Glück der meisten Ehen sehr zweydeutig ist, und daß sie, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, sich zu täuschen, mehr auf Verzichtleistung und Leiden, als auf Befriedigung und ruhige Freuden rechnen müssen. Suchen sie nun, irre geführt durch Lehre und Lektüre, in der Ehe nichts als Genuß, so werden sie davon abgeschreckt, indem die Aussichten darauf so unsicher sind. Betrachten sie das häusliche Leben aus einem höhern und würdigern Gesichtspunkte, fühlen sie, daß der Mensch sich in demselben auf eine ganz eigenthümliche Weise groß und edel zeigen kann, daß die Situation von Gatten, Eltern und Kindern die interessantesten Gelegenheiten darbietet, Tugenden zu entwickeln, die außer dieser Sphäre gar nicht Statt finden, und daß jener weltbürgerliche Geist, den Natur und Ver-

nunft von unserm Herzen fordern, sich am liebenswürdigsten und rührendesten in diesen Verhältnissen entwickelt; mit einem Worte, sehen sie Ehe und häusliches Leben als Sache der Sittlichkeit, und nicht bloß als Quelle der sinnlichen Lust an, so werden sie gewiß mit Beschämung die Maxime einer Ehelosigkeit aus Luxus, in sich auszutilgen suchen, eine Maxime, von welcher man nicht zu viel sagt, wenn man sie unmenschlich nennt.

Viele unsrer Romanendichter haben Gemählde häuslicher Glückseligkeit geliefert; allein die Meisten davon haben der guten Sache mehr geschadet als geholfen. Der Werth der Ehe und des häuslichen Lebens, wenn Dichter für sie bloß als Quellen — einer auch noch so verfeinerten Glückseligkeit interessiren wollen, fällt gar sehr, wenn man das Gemählde an die Originale in der wirklichen Welt hält, oder das Ideal, welches darin aufgestellt wird, mit unsrer unbedeutenden

Macht über die Naturkräfte vergleicht, von deren Wirkungen aller Genuß und alle Mittel des Genusses abhängen. Wozu Compositionen, in denen eine erhitzte und schwärmende Phantasie die so sehr vereinzelten und zerstreuten Scenen zusammendrängt, die je Menschen im häuslichen Leben beglückt haben? Warum täuscht man uns durch Trugbilder, da wir ohnehin unsre ganze Kraft aufbieten müssen, wenn wir mit denen Situationen, in welche die wirkliche Welt uns versetzt, zufrieden seyn sollten? Glaubt man, es gebe kein anderes Mittel, unser Interesse für das häusliche Leben zu erregen, als bestechende Täuschungen und schöne Lügen? — Allein jene Dichter sind wohl sehr unschuldig. Sie haben dem Augenscheine nach, keine Idee von dem sittlich Interessanten des häuslichen Lebens. Sie betrachten den Eintritt in dasselbe als etwas willkührliches, welches von der Laune der Menschen abhängt, bemerken nicht, daß die Stimme der

Natur und Vernunft den Menschen dazu auffordern, daß seine edelsten Kräfte dadurch einen Schwung erhalten, der in keinem andern Verhältnisse gewonnen wird, daß der Eintritt in das häusliche Leben ein wesentlicher Theil der Bestimmung des Menschen in dieser Welt ist, und daß diejenigen, welche ohne eine zwingende Ursache, den ledigen Stand vorziehen, keine natürlichen Menschen sind, keine Menschen, in deren Seelen sich die würdigsten Anlagen der Menschheit entwickelt haben.

Ich wünsche sehr, daß es mir gelingen möchte, durch gegenwärtige Schrift etwas zur Verbreitung mehr richtiger und würdiger Begriffe über das häusliche Leben, und die Schätzung desselben beyzutragen. Und da dieser Wunsch nicht etwa Gleißnerey eines affectirten Moralisten ist, so werde ich mich um so mehr befleißigen, meine Grundsätze in einem ein

sachen Räsonnement darzustellen. Zu den philosophischen Arabesken einiger souverainen Geister unsrer Zeit hat sich mein Geschmack eben so wenig als meine Vernunft erheben können. Ich bin mir auch deßhalb noch nicht Feind geworden.

Väter und Mütter, Erzieher und Erzieherinnen mögen es verantworten, daß Jünglinge und Mädchen schon in den frühesten Jahren ihres Lebens vieles erfahren, was ihnen fremd seyn sollte, während sie von manchem, was sie wohl wissen und fühlen sollten, auch nicht eine Ahndung bekommen. Gewöhnlich weiß in unserm Zeitalter der reifere Knabe schon alle Geheimnisse der irrdischen Venus; er nähert sich der Mannheit, und die Gefühle der Würde und der Glückseligkeit des häuslichen Lebens sind ihm noch unempfunden. Schon am Morgen des Lebens lernt das Mädchen von der weltkundigen

Mutter alle Manieren der Koketterie, edler Geschlechtsempfindung wird sie vielleicht nie fähig. Darum, daß wahre Liebe eine so seltene Erscheinung, und daß sie, die achtungswürdigste von allen Leidenschaften, das Gelächter gemeiner (wenn auch noch so vornehmer) Menschen ist.

Wie viel Jünglinge mögen wohl wissen, was ein Weib, wie viel Mädchen, was ein Mann sey.

Sage niemand, dieß wüßten Jünglinge und Mädchen nur zu gut und oft viel zu früh. Er würde damit, nicht zu seiner Ehre, verrathen, daß er es selbst nicht weiß, und daß ihn der Vorwurf eines mißgeleiteten und veruneedelten Geschlechtsgefühls im vollen Maaße trifft. — Was wissen denn gewöhnlich Mädchen vom Weibe, Jünglinge vom Manne! Gerade so viel, als dazu gehört, um in einem Naturalien-Kabinette, wo alle Thiere beysammen wären,

beyde Geschlechter zu unterscheiden, oder in einer anatomischen Präparatensammlung den Muskelmann nicht mit der Muskelfrau zu vermengen. Mit einem Worte, nur das Aeußere des Physischen beyder Geschlechter, nur das, was die Leidenschaft reizt, und zum Genusse einladet.

Wie ein Mann und was ein Weib sey, sagt uns der Anblick ihres Gliederbaues nicht, und es kann einer eine meisterhafte Akademie des Mannes und des Weibes zeichnen, ohne zu wissen, was der eine oder das andre eigentlich ist. Ihr wahrer Charakter liegt in ihrer Seele, in dem, was kein Auge sieht. Um nun aber dieses wahre Wesen beyder Geschlechter zu fassen, wird ein tieferer Blick in den Plan der Natur und die Kräfte des menschlichen Geistes erfordert, eine Vernunft, welche mit Wahrheit und Kraft, Zweck und Bestimmung der Wesen faßt, und eine Phantasie, die uns in das innere

Leben, Wirken und Leiden unsrer Mitwesen versetzt. Praktische Welt- und Menschenkenntniß wird hierbey nicht ausgeschlossen, aber, sind sie wohl ohne jene Vernunft, und besonders ohne diese Phantasie möglich?

Freylich stellt sich der Mann dem Weibe, und das Weib sich dem Manne durch Gestalt, Bewegung und Sprache dar, aber alle diese Zeichen würden wenig verständlich seyn, wenn nicht Einbildungskraft die Deutung gäbe; durch sie verschmelzen in den schönen Momenten der Sympathie Mann und Weib, und Weib und Mann in ein einander; sie vermittelt es, daß ihre Wesen sich identificiren, daß sie geistig Eins sind, daß im Ich das Du, und im Du das Ich liegt.

Es ist nichts geringes für den Mann, zu wissen, was ein Weib ist, und nichts geringes für ein Weib, zu wissen, was ein Mann ist.

Ich verstehe nämlich unter diesem Wissen eine aus der Gewißheit vom Plane der Gottheit, in Hinsicht beyder Geschlechter der Menschheit und seinen eigenen edlern, das andre Geschlecht betreffenden Bedürfnissen, entspringende innige Ueberzeugung von den specifischen Erkenntnissen, Ansichten, Begehrnissen und Gefühlen der Individuen des andern Geschlechts, eine Ueberzeugung, die bei natürlich gebildeten Menschen in einem bloßen Gefühle besteht, bey verdorbenen zuerst in deutliche Vorstellungen, dann auch in Gefühl übergeht. Der Wollüstling kennt dieses Wissen nicht, ihm ist ein Weib gerade so viel, als eine Tasse Chocolade oder eine Flasche Tokayer. Die Messaline ist im gleichen Falle, Mann und Schooßhund gehen zu Paaren, Mensch und Vieh sind nur Mittel für ihren Luxus, und ihre Wollust. Der natürliche Mensch begreift ihre Verrückung nicht, ihm ist es ein Räthsel, wie dem Manne das Weib, und

dem Weibe der Mann so fremd seyn könne, und wie es möglich sey, die edelsten und schönsten Gefühle, deren die Menschheit fähig ist, gegen eine so grobe Herabwürdigung der Geschlechter auszutauschen.

Die wahre Liebe beruht im Allgemeinen auf der gegenseitigen geschlechtlichen Sympathie von Mann und Weib; diese ist eine Bedingung, ohne welche sie gar nicht Statt finden kann. Das Individuum des einen Geschlechts, muß, bevor es sich hingiebt, überzeugt seyn, daß das Individuum des andern mit seiner Natur innig vertraut ist, und an seinen Ansichten, Bedürfnissen, Bestrebungen, Gefühlen und Geschmacken Theil nehmen kann. Dann erst wirft es sich in seine Arme.

Ein Mann, der nicht weiß, was ein Weib ist, wird auch kein Weib lieben, so wenig als ein Weib, die nicht weiß, was ein Mann ist,

einen Mann zu lieben fähig ist. Spricht das ganze Wesen eines Mannes zur Seele des Weibes, daß er ein Mann ist, sich aber auch ganz in die Seele des Weibes versetzen kann, dann mag er dem Weibe liebenswürdig werden, auf gleiche Weise das Weib dem Manne, wenn Alles an ihr es ausdrückt, daß sie Weib ist, zugleich aber auch fähig, sich in die Seele des Mannes zu fühlen.

Findet das Weib in dem Manne ein Wesen, welchem das Weib fremd ist, so geht sie kaltsinnig vor dem entarteten Wesen vorüber, sie kann es nicht lieben, auch ist es nur ein halber Mann; und, trifft der Mann im Weibe keinen Sinn für Mannheit, keine Einbildungskraft für das Innere seiner Seele, so bleibt sein Herz in einer frostigen Ruhe, oder wenn ihn ein solches Geschöpf reizt, so nenne man seine Leidenschaft nur nicht Liebe.

Beyde Geschlechter suchen einander, aber sie suchen einander nur, weil jedes von Beyden sich in dem andern wiederzufinden glaubt. Und dieser Glaube ist ein sehr heiliger Glaube, die Natur lehrt ihn selbst, nur weil Männer und Weiber gewöhnlich der Natur untreu sind, finden wir so viele, die aller Ahndung von ihm ermangeln. Würden Jünglinge und Mädchen so erzogen, daß ihr Geschlechtstrieb und die darin gegründeten Gefühle sich auf eine freye, aber natürliche und der Menschheit würdige Weise entwickelten; (s. S. 12 — u. folgg.) so würde jener Glaube unter beyden Geschlechtern herrschen; die Forderung, auf welcher er beruht, würde das Prinzip aller Beurtheilung männlicher und weiblicher Liebenswürdigkeit seyn; es würde unmöglich seyn, daß Individuen verschiedener Geschlechter eine dauernde Verbindung eingiengen, wenn einem derselben, die von der Natur ihnen, der Anlage nach eingepflanzte Sym-

pathie fehlte. So erzogene Menschen würden den schnellsten und glücklichsten Takt besitzen, ihre gegenseitigen Gesinnungen und Empfindungen zu berechnen *), Blicke würden die Stelle der

---

*) Ich weiß nicht, welcher Französische Dichter gesagt hat:

Il est des noeuds secrets, il est des sympathies,
Où par un doux penchant les ames assorties
Se cherchent l'une l'autre et aiment à s'attirer,
Par ce je ne saisquoi, qu'on ne peut expliquer.

Es giebt geheime Bande, süße Sympathieen,
Die unsre Seelen zaubrisch an einander ziehen,
Sie suchen sich und schmiegen sich einander an,
Durch ein: Ich weiß nicht was, das man nur fühlen kann.

Unfehlbar liegt in dieser Strophe der Gedanke meines obigen Textes.

Worte vertreten, wenn sich gleichgeschaffene, oder doch mit einander harmonirende Seelen fänden, Glaube an das Herz würde unter ihnen die festesten Bande knüpfen.

Um diese Meynung nicht gewagt zu finden, erinnre ich, daß von bloßer sinnlicher Geschlechtslust hier gar nicht die Rede ist, sondern von jenem, durch die sittliche Vernunft durchaus geleitetem Triebe, der in wahre Liebe übergeht. Wollüstige Personen verschiedenen Geschlechts erkennen einander auch, oft in einem Momente; Folge von den Reizen der Gestalt, und dem physiognomischen Ausdrucke der Wollust; dieß führt bloß zu einem wilden Beyschlafe, der den Menschen herabwürdigt, nicht zu einer edeln und durch die Natur selbst geheiligten Neigung. Personen hingegen, in welchen die Liebe herrscht, lesen in ihren Gestalten das Einverständniß ihrer Seelen über die würdigsten Grundsätze von dem

gegenseitigen Verhältnisse beyder Geschlechter, mit besonderer Beziehung auf ihren individuellen Charakter und ihre eigenthümlichen Stimmungen. Wohin diese Vertrautheit mit einander führe, werde ich in der Folge auseinander setzen.

Hier darf ich noch beyläufig bemerken, daß aus diesen Grundsätzen der Unterschied der Geschlechtsliebe in ihrer Reinheit, und der Wollust nach allen ihren niedrigen Genüssen erhellt. Bey Liebenden verschmelzen das Ich und das Du, keins braucht das andre zum Mittel, jedes lebt in dem andern mit, und lebt für das Andre. Die Wollüstigen sehen entweder bloß sich als Zweck an, die andre Person als Mittel, oder sie finden es ihrer Rechnung gemäß, daß jedes das andre bloß als Mittel, sich als Zweck betrachtet; Sinnenlust ist die Triebfeder, welcher sie eine fremde Persönlichkeit, oder die ihrige selbst und eine fremde aufopfern.

Mögen Schriftsteller ihren Schilderungen von Scenen der Wollust ein noch so schönes Gewand geben, sie erscheint dem feinern edlern Menschen immer niedrig, und empört sein Gefühl. Sollte er auch selbst zuweilen in Stunden der Vergessenheit unterliegen; so wird er diese Schwäche gewiß für eine der schlechtesten Seiten seines Charakters halten, und sich durch Schaam und Selbstverdammung dafür strafen. Daher wirken auch die reizendesten Wollustsänger *) bey Weitem nicht so verderblich auf jugendliche Seelen, als Viele denken, wenn nur Eltern und

*) Ein Wollustsänger ist ein Dichter, welcher Schilderungen, Erzählungen, lyrische Gedichte u. dergl. aufstellt, welche ein bloß grobphysisches Geschlechtsgefühl desselben ankündigen und ein gleiches auch nur in den Seelen der Leser erregen, übrigens nicht die mindesten Züge von Veredelung jenes Gefühles athmen. Voß hat sie nach Würden besungen.

Erzieher frühzeitig bedacht gewesen sind, ihrem sittlichen Gefühle Zartheit und Stärke zu geben. Sie werden dann solche Dichter bald aus den Händen legen, und sich schämen, eine genauere Vertrautheit mit ihnen einzugehen *).

---

*) Freylich, so wie unsre Erziehung betrieben und die Cultur des Geschlechtstriebes ganz vernachläßigt wird, werden Schriften dieser Art so bald als möglich Lieblingslektüre dieser Jünglinge und Mädchen. Sie lesen sie mit einer Art von Andacht in der Einsamkeit, ja manche besitzen, ehe noch ihre Reife vollendet ist, sehr vollständige Sammlungen davon.

Ich bemerke noch, wenn es erlaubt ist, meiner zu erwähnen, daß mir selbst wegen eines Gedichts in meiner Sammlung: Brautnachtgesang der harte Vorwurf gemacht worden ist, als verführe es zur Wollust und freyen Geschlechtslust. Dagegen protestire ich sehr, und berufe mich auf den Kontext, in welchem es augenscheinlich mit den beyden gleich vorhergehenden steht, und aus dem man wohl sieht, daß meine Absicht auf moralisch gute Wirkung

unter beyden Geschlechtern gieng. Sollte hierbey vielleicht ein großer oder kleiner Xenienmacher, oder irgend ein litterarischer Pasquillant witzig genug seyn, die Stelle Horazens auf mich beziehen zu wollen:

— — — Pulchra Laverna,*)
Da mihi fallere, da justum sanctumque videri,
Noctem peccatis et fraudibus obiice nubem

so würde mir eine andere Stelle desselben Dichters einfallen:

Non ego ventosae plebis suffragia venor,
Impensis coenarum et tritae munere vestis.
Non ego nobilium scriptorum auditor et ultor
Grammaticas ambire tribus et pulpita dignor.
Hinc illae lacrimae.

Indessen hätte ich doch, um dieses Mißverständniß zu meiden, dieses Gedicht kassirt, und nicht einmahl vor zwölf

---

*) Schutzgöttin der Betrüger und Gauner.

Jahren, wo ich natürlich auch zwölf Jahre jünger war, als jetzt, Herrn von Archenholz um dessen Einrückung in die Litteratur und Völkerkunde ersucht: wenn ich nicht erfahren hätte, daß auch in sehr entfernten Theilen Deutschlands Abschriften davon herumgiengen, deren Unächtheit und Entstellung mir eben so wenig gleichgültig seyn konnte, als ich es auf den Verdacht wagen mochte, ich verfertigte, vielleicht zur Nachahmung einiger berühmten Deutschen Dichter, Werke, welche das Licht scheuen müßten.

Anhang
zu dem vorigen Abschnitte.

Ich habe den allgemeinen Grund aller reinen Liebe zwischen Personen verschiedenen Geschlechts auf ein ursprünglich eingepflanztes Vermögen, sich in die besondern Neigungen, Bedürfnisse, Gefühle und damit zusammenhängenden Verhältnisse von den Individuen des entgegengesetzten Geschlechts hineinzudenken, zurückgeführt; ich nenne dieses Vermögen die Geschlechtssympathie, und glaube, daß es sich, obwohl in verschiedenen Graden, der Zeit, der lebendigen Stärke und Feinheit nach, in allen jungen Personen entwickeln muß, wenn sich nicht

zufällige und gewiß bey jedem zu vermeidende Hindernisse in den Weg stellen.*) Obwohl die meisten jungen Personen unsrer Zeit sich frühzeitig zur Wollust erniedrigen, so findet man dennoch hie und da ein reines männliches oder weibliches Herz, welches sich durch jene natürliche und edle Geschlechtssympathie zu dem andern Geschlechte hingezogen fühlt; vielleicht daß man ihrer mehrere fände, wenn nicht ein so würdiger Hang sich nach dem Geiste der Weltmenschen, verbergen müßte, die sich die Aeußerung unsittlicher Gefühle erlauben, während sie die sittlich-guten durch elende Conventionen und wohl gar durch Spott zurückscheuchen, und wenn

*) Diese Geschlechtssympathie geht auf Wirklichkeit, nicht auf Phantome der Einbildungskraft. Dieß erinnere ich wegen des Folgenden, um dem Einwurfe vorzubeugen, der Geheimwoddüling könne Geschlechtssympathie mit seinem Laster vereinigen.

nicht mit dieser liebenswürdigen Neigung jene Schaamhaftigkeit verknüpft wäre, durch welche die Natur dem Umgange beyder Geschlechter so viele Reitze verliehen hat. *) Die Verschiedenheit,

---

*) Quand une fois la pudeur est immolée, sagt eine französische Schriftstellerinn, elle ne revient pas plus que les belles années, c'est elles qui sert leur veritable intérêt; elle augmente leur beauté elle en est la fleur; elle sert d'excuse à la laideur; elle est le charme des yeux; l'attrait des coeurs, la caution des vertus, l'union et la paix des familles. Mais si elle est une sûreté pour les moeurs, elle est aussi l'aiguillon des desirs; sans elle l'amour seroit sans gloire et sans gout, c'est sur elle que se prennent les plus flatteuses conquêtes, elle met le prix aux faveurs. La pudeur enfin est si necessaire aux plaisirs, qu' il faut la conserver, même dans les tems, destinés a la perdre. Diese Schaamhaftigkeit ist aber selbst in den Augen vieler Menschen nur ein Gegenstand des Spottes.

mit welcher sich diese Sympathie in verschiedenen Menschen entwickelt, rührt theils von der besondern Beschaffenheit ihrer Geisteskräfte, theils von ihrer Körperbeschaffenheit, theils von zufälligen Verhältnissen ihrer Erziehung, Bildung, Umgangs u. s. w. her. Personen, in denen sich das moralische Gefühl frühzeitig mit Stärke und Reinheit entwickelt, die dabey eine sehr feurige Phantasie und eine warme Empfindsamkeit besitzen, und in denen wegen der Zartheit ihrer Nerven und andrer physischen Umstände auch der Geschlechtstrieb frühzeitig erwacht und seine natürliche Richtung nimmt, werden sehr bald die Rolle von Verliebten spielen, im guten Sinne des Worts. Bey andern, bey denen zwar das moralische Gefühl mit Kraft und Lauterkeit hervorgeht, bey denen aber die übrigen so eben genannten Umstände fehlen, wird die Entwickelung der Geschlechtssympathie, und die daraus entspringende Stimmung gegen das andre Ge-

schlecht später eintreten, und nie mit gleichem Feuer erfolgen. Einige werden mehr einer festen und männlichen Liebe fähig, wenn ihr kraftvoller Geschlechtstrieb unter der Leitung einer stark wirkenden moralischen Vernunft steht, jedoch ohne besonderes Feuer der Phantasie und eine heiße Empfindsamkeit. Einige folgen bey den übrigen angegebenen Erfordernissen vorzüglich einer in ihnen herrschenden glühenden Phantasie, diese lieben schwärmerisch. Andre wieder anders, jeder nach seinen besondern Grundlagen.

Wie die Erziehung diese edle Entwickelung des Geschlechtstriebes und der Geschlechtssympathie bewirke und unterstütze, ist kein geringes Problem für die Erziehungswissenschaft. Welche Folgen durch Vernachlässigung davon entstehn, weiß Jeder, der nur einen Blick in die Welt gethan hat. Oft dauern sie das ganze Leben eines Menschen hindurch fort. Ich will ganz unnatürlicher Laster nicht erwähnen, die sich im tiefsten Dunkel verbergen, weil

sie alles Gefühl der Menschheit empören, Laster, bey denen gegen allen Instinkt der Natur Menschen einander auf eine Weise mißbrauchen, der man zu viel Ehre anthun würde, wenn man sie viehisch nennte. (Indessen sind diese schädlichen Verirrungen der Menschen ein noch nicht gelöstes Problem der Psychologie.) Aber über jene solitäre Wollust*) beyder Geschlechter, wo ein Mensch nur sich selbst mißbraucht, und alle Sympathie mit Mitmenschen erstickt, kann ich mir einige Worte nicht versagen, da mir scheint, daß unsre neuen Schriftsteller darüber, von dem würdigen Tissot an, höchst einseitig davon gehandelt haben. Ich thue es in dieser Episode, um nicht in der Folge Ideenreihen dadurch zu

*) Ich will diesen Namen der Euphonie halber lieber brauchen, als den ekelhaften Namen der Onanie oder Selbstbefleckung.

brechen, die nur edlen Gegenständen gewidmet sind, und kein widriges Gefühl erregen sollen. Man nehme meine Gedanken darüber einstweilen für Fragmente. Uebrigens ist es mir gleichgültig, wenn gewisse Philosophen, welche aus Ziererey in Betreff solcher Materien lieber nichts Gutes thun, als sie zur Sprache bringen, die Delikatesse durch diese Fragmente von mir verletzt glauben sollten. Ich bin des Sinnes, daß in der praktischen Moral, welche für reifere Jünglinge und Mädchen bestimmt ist, von jedem Laster ohne Verhelung, jedoch mit Anstand gesprochen werden muß, und daß durch das vornehme Schweigen von der Sittlichkeit mancher leidenschaftlichen Verirrungen der Menschen, in welchem sich Lehrer auf Universitäten und Schulen oft so sehr gefallen, unendlich viel Verderben gestiftet wird. Dieses Schweigen ist auch eben so wenig ein Beweis der Unschuld als das freye Sprechen über solche Gegenstände einen vernünf-

tigen Verdacht gegen den Sprecher erregen kann. Jenes kann eine Folge von innerer Schaam seyn, wo man zu erröthen fürchtet, so wie der Inhalt von diesem das Werk der Einbildungskraft, feiner und schlauer Beobachtung der Menschen, und einer durch Erfahrung erworbenen Kenntniß der Welt. Ein Moralist, welcher in der Welt auf die Bildnug junger Personen wirken will, muß von allen Arten der Unsittlichkeit und des Lasters eine wahre Kenntniß besitzen, wie könnte er außerdem Mittel angeben, ihnen auszuweichen. Aber freylich moralisiren Viele über Geitz, Spielsucht, Wollust, Verschwendung, welche zugleich gestehen, daß sie von der Möglichkeit dieser Laster nicht den entferntesten Begriff haben. *)

---

*) Es ist ein grobes Vorurtheil der Welt, daß phlegmatische, von Natur schüchterne und in ihren Bücherſaal eingeklösterte Männer die besten Moralisten seyn, hingegen feurige Personen, welche ihre Lebens-

Diejenigen Aerzte, welche von demjenigen Laster, das ich solitäre Wollust nenne, gehandelt haben, haben einen viel zu großen Einfluß von der Darstellung körperlicher Folgen eines grenzenlosen **Uebermaaßes** von Ausschweifung darin erwartet, und eben dadurch der guten Sache geschadet. Sie haben das Laster nicht unterdrückt, sondern nur die Jugend höchstens klug gemacht, um ohne Nachtheil des Körpers auf der Bahn desselben fortzugehen. Denn die Jugend wird, wenn sie irgend nur die Natur des Körpers kennt, leicht begreifen, daß die in solchen Bü-

---

verhältnisse mit der Welt vertraut machten, dazu untauglich, wohl gar Lehrer des Lasters seyn müßten. Wie manchen sanftscheinenden Theologen hört man über Laster predigen, und hört, daß er nicht weiß, wovon er redet. Der Lasterhafte muß sich getroffen fühlen, wenn man auf ihn wirken will, außerdem wird er über die Anstalten zu seiner Besserung lachen.

chern geschilderten Folgen nur von einem viehischen Extrem herrühren; sie werden dieses Extrem vermeiden, und sich ihr Laster in einer gemessenen und auf das Wohl des Körpers berechneten Ordnung erlauben. Oder glaubt man, daß, wenn ein Arzt Beyspiele von Personen sammelte, die sich durch Uebermaaß ehelichen Beyschlafs ruinirt haben, Niemand beyrathen würde? Jene Beyspiele dürften häufig und in mehrern Rücksichten schrecklich seyn.

Ich bin so weit entfernt, durch das bisher Gesagte dem Laster das Wort reden zu wollen, daß ich vielmehr eben darauf gehe, daß zur gänzlichen Verhinderung desselben andre Gründe nöthig sind, als jene schauderhaften Lazarethsceenen. Und diese Gründe müssen vom Einfluß aller solitären Wollust auf Herz, Charakter und Geist des Menschen hergenommen werden.

Alle solche Wollust, würde sie auch mit noch so gemessener Ordnung und Mäßigkeit ge-

trieben und wäre auch der Körper bey ihr vollkommen gesichert, verderbt Herz und Charakter, und bringt den Geist des Menschen in Unordnung, wenn sie nämlich ausschließende Methode den Trieb zu befriedigen wird.*) Diese Wahrheit würde weniger gewagt scheinen, als es gewiß der Fall ist, wenn nicht besonders die moralische Verderbniß, welche jenes Laster nach sich zieht, sich unter der Hülle der Heucheley verbürge. Wer mag bey der dem Menschen eignen Verstellungskunst, die Herzen ergründen, und die geheime Niedrigkeit ausspähen, zu welcher die Gesinnung, die Neigungen und Gefühle herabgesunken sind. Ebendeßhalb ist es gut, auf die Natur des Lasters selbst zurückzugehn, von

*) Diese Einschränkung ist nothwendig, außerdem würde ich zu viel sagen. Ich bitte sie diese ganze Betrachtung hindurch immer im Sinne zu haben. Sonst treten zahllose Mißverständnisse ein.

welcher sich Jeder durch seine Einbildungskraft und seinen Verstand einen wahren Begriff machen kann, und aus dem Verhältnisse des Geschlechtstriebes zu den Kräften der Seele die unausbleiblichen geistigen Folgen desselben herzuleiten. Man kann hierbey nicht irren, wenn man mit der Natur unsrer Seele hinlänglich vertraut ist.

Der allgemeine Charakter aller solitären Wollust beyder Geschlechter besteht darin, daß Personen eines Geschlechts sich bey bloßer Phantasievorstellung von Personen des andern Geschlechts, aus bloßem Hange zur Lust den Geschlechtskitzel verursachen, und durch Gewohnheit an das Laster endlich zu einer gänzlichen Gleichgültigkeit gegen das andre Geschlecht in der wirklichen Welt herabsinken.

Man darf nur in diesen Charakter etwas tiefer eindringen, um zu sehen, was jenes Laster auf Herz und Geist wirkt.

Menschen können gar nicht schändlicher ausdrücken, daß sie das andre Geschlecht zu einem bloßen Mittel für ihre eigne Lust erniedrigen, als indem sie die Wirklichkeit desselben mit kalter Gleichgültigkeit ansehen, die Geschlechtsgemeinschaft mit ihm für immer verschmähen und ohne alle wahre Leidenschaft für irgend eine Person desselben, in der Stille die Phantasiebilder der Individuen zur Reizung ihrer Sinnenlust mißbrauchen. Zugleich würdigen solche Wollüstlinge sich selbst im höchsten Grade herab, indem sie nicht nur alle sittliche Forderungen in Betreff des Geschlechtstriebes vergessen, sondern auch diesem Triebe seine physische natürliche Richtung nehmen. Der Wollüstling, welcher die Gemeinschaft des andern Geschlechts sucht, ist immer noch weniger verächtlich; es ist für ihn doch nicht Maxime, allein zu genießen, er sucht keinen Genuß, den das andre Wesen nicht mit ihm theile, und nimmt wenigstens einen Schein

von Geschlechtssympathie an; während der solitäre Wollüstling alle Theilnahme und allen Mitgenuß mit einer unmenschlichen Selbstgenügsamkeit abweist.*)

---

*) Kant scheint mir darüber in seiner Tugendlehre etwas zu flüchtig und unbestimmt zu sprechen, wenn er sagt: **Unnatürlich** heißt eine Wollust, wenn der Mensch dazu, nicht durch den wirklichen Gegenstand, sondern durch die Einbildung von demselben, also zweckwidrig, ihn sich selbst schaffend, gereizt wird. Denn sie bewirkt alsdann eine Begierde wider den Zweck der Natur, und zwar einen noch wichtigern als selbst der der Liebe zum Leben ist, weil dieser nur auf Erhaltung des Individuum, jener aber die der ganzen Species abzielt. Daß ein solcher naturwidriger Gebrauch seiner Geschlechtseigenschaft eine und zwar der Sittlichkeit im höchsten Grade widerstreitende Verletzung der Pflicht wider sich **selbst** sey, fällt jedem zugleich mit dem Gedanken von demselben sofort auf, erregt eine Abkehrung von dem Gedanken in dem Maaße, daß selbst

Er verachtet die Zwecke der Natur in Hinsicht beyder Geschlechter, er verachtet die Gebothe,

---

die Nennung eines solchen Lasters bey seinem eignen Namen für unsittlich gehalten wird, welches bey dem des Selbstmords nicht geschieht, den man mit allen seinen Gräueln (in einer species facti) der Welt vor Augen zu legen im mindesten kein Bedenken trägt, gleich als ob der Mensch überhaupt sich beschämt fühlte, einer solchen ihn selbst unter das Vieh herabwürdigenden Behandlung seiner eignen Person fähig zu seyn. — Der Vernunftbeweis aber der Unzulässigkeit jenes unnatürlichen, und selbst auch des bloß unzweckmäßigen Gebrauchs seiner Geschlechtseigenschaften, als Verletzung der Pflicht gegen sich selbst ist nicht so leicht geführt. Der Beweisgrund liegt freylich darin, daß der Mensch seine Persönlichkeit dadurch aufgiebt, indem er sich bloß zum Mittel der Befriedigung thierischer Triebe braucht. Aber der hohe Grad der Verletzung der Menschheit in seiner eignen Person durch ein solches Laster, in seiner Unnatürlichkeit, da es, der Form (der Gesinnung) nach selbst das des Selbst-

welche die Gottheit durch die Natur ausspricht, er trennt sich von seiner Gattung, und will ihre natürlichen Triebe und Gefühle nicht mit ihr theilen.

Kann es einen gröbern Egoisten geben, als einen solchen, dem seine Sinnenlust höher gilt, als Gottheit, Natur, und Menschheit. Ein solcher ist aber der solitäre Wollüstling. Er weiß, daß die Gottheit die Fortpflanzung der Menschen-

---

mords noch zu übergehen scheint, ist dabey nicht erklärt. Es sey denn, daß die trotzige Wegwerfung seiner selbst im letztern, als einer Lebenslast nicht eine weichliche Hingebung an thierische Reize ist, sondern Muth erfordert, wo immer noch Achtung der Menschheit in seiner eignen Person Platz findet, jene, welche sich gänzlich der thierischen Neigung überläßt, den Menschen zur genießbaren, aber hierin doch zugleich naturwidrigen Sache, d. i. zum ekelhaften Gegenstande macht, und so aller Achtung für sich selbst beraubt.

gattung von dem freyen Willen der Individuen erwartet, er widersetzt sich ihr, und wagt eine Herrschaft über jenes erhabne Wesen; er weiß, daß die Natur allenthalben den Plan dieses Wesens ausdrückt, daß das ganze Thierreich diesen Plan in Beziehung auf Geschlechtstrieb und Fortpflanzung verkündigt, er achtet die Natur nicht, und spottet ihrer durch seine Unnatur; er weiß, daß ihn mit seiner Gattung Bande verknüpfen, nach denen er alle natürliche und ihrer würdige Triebe mit ihr theilen muß, er weiß, daß der Geschlechtstrieb vorzüglich dazu gehört, er vergißt alle Verwandschaft mit der Menschheit, und artet lieber in einen Unmenschen aus. Und dieß alles, um an Sinnenlust zu gewinnen, von der er fürchtet, daß sie geschmälert würde, wenn er der Gottheit, der Natur und der Menschheit eingedenk wäre.

Damit die Folgen, welche sich aus den so eben aufgestellten Behauptungen ergeben, nicht

etwa unwahr oder doch übertrieben scheinen, muß ich bemerken, daß sie sich gerade nicht in äußern Handlungen zeigen, sondern meistens sich im Innern der Gesinnung zurückhalten, theils aus Furcht vor den Gesetzen, theils aus Werthschätzung seiner Ehre und Schaam vor den Menschen, theils aus kluger Berücksichtigung der Hülfsleistung und der Dienste andrer Menschen, deren Niemand entbehren kann.

Es kann ein Mensch äußerlich liebreich und großmüthig, der Gesinnung nach grausam und rachsüchtig, äußerlich empfindsam, innerlich gefühllos seyn.

Der solitäre Wollüstling sinkt im Fortgange seines Lasters so tief, daß er keines lebhaften Interesse, und keiner wahren Achtung der Menschheit mehr fähig ist. Seine Kälte, Gleichgültigkeit, und Zurückziehung in ihn selbst drückt sich gewöhnlich in seiner Physiognomie aus; und kündigt vorzüglich Mangel alles Strebens nach

dem andern Geschlechte, aller Annäherung an dasselbe, aller mittheilenden Neigung gegen dasselbe aus. Dieß gilt eben so wohl vom männlichen als vom weiblichen Geschlechte, obwohl es wahrscheinlich ist, daß jener Ausdruck bey den Frauenzimmern stärker und sprechender ist.*) Er

---

*) Auch ist er gewiß bey den Frauenzimmern wichtiger als bei den Männern, indem ihre Physiognomieen zarter sind, und man von ihren Bildungen mehr Ausdruck von Gefühl erwartet. Der Hauptzug, welchen die solitäre Wollust ankündigt, wird wohl wahrscheinlich im Auge liegen, dessen Blicke gleichsam in selbiges zurückgehen, während sie bey Menschen von natürlich gerichteter Geschlechtslust ausstrahlen, und gleichsam einen Gegenstand der Neigung suchen. Dieser Hauptzug fällt bey einem Manne, (der vielleicht im Nachdenken versenkt ist,) weniger auf, als bey einem Frauenzimmer, für die eine solche Stimmung unnatürlich ist. — Man mag sich wohl zuweilen in solchen Voraussetzungen täuschen, aber sie werden doch

empört bey beyden Geschlechtern, denn er sagt nichts weniger als: „Männer, (Weiber) zwar hat die Natur uns für einander bestimmt, aber ich brauche euch selbst nicht, ich genüge mir;" ein erniedrigender

---

gewiß durch die Pluralität der Fälle bekräftigt. Lächerlich wäre es, sie kategorisch anzuwenden; dieß könnte einen neuen Museus zu physiognomischen Reisen reizen. Indessen giebt es gewisse Criterien, durch die eine ziemlich richtige Anwendung bewirkt wird. Nämlich man muß fragen: Ist jene Person nicht von Natur äußerst unreizbar für die Geschlechtsliebe? Ist sie von stillschwärmerischem, oder tiefsinnigem Charakter? Hat nicht vielleicht unglückliche Liebe den Zug der Geschlechtssympathie verwischt? Ist es nicht vielleicht bey dem Frauenzimmer Folge von Bescheidenheit und Verschämtheit, bey dem Manne Folge eines edeln Stolzes, welcher eine solche Neigung nicht dießgeben will? Durch diese und ähnliche Erforschungen kommt man wenigstens der Wahrheit näher.

Zuruf, denn sie erklären sich damit bloß für Mittel ihrer thierischen Wollust, erklären aber auch, daß sie einen Ausweg gefunden haben, einander mit Gewinn an Sinnenlust zu entbehren. Mit Recht erklärt deßhalb Kant die solitäre Wollust für die unnatürlichste.

Wer kein lebhaftes Interesse und keine Achtung für die Menschheit hat, verläßt auch alle die Tugenden, die daraus entspringen, und verfällt in die entgegengesetzten Laster. So der Geheimwollüstling.

Er ist unfähig:

1) jenes weltbürgerlichen Geistes, der den unverdorbenen und edelgesinnten Menschen zum Enthusiasm für den großen Plan der Gottheit für die ganze Welt erhebt. Wie könnte derselbe in einer Seele Wurzel fassen, die Gott und Natur in einer Angelegenheit Troß biethet, die

für die Erde und die Menschheit eine der wichtigsten ist.

2) des wahren Vaterlandsgeistes, der den Mann von großer Denkungsart zu jeder Aufopferung für das Ganze seines Staats bestimmt. Ein Frauenzimmer von solitärer Wollust wird nie die That einer Charlotte Cordai nachahmen, und einen tyrannischen Demagogen ermorden.

3) aller thätigen Menschenliebe; thut er wohl, so geschieht es aus Nebenabsichten; seine Gesinnung widerspricht.

4) unfähig der Großmuth; er verzeiht nicht, es müßte denn sein Vortheil dabey interessirt seyn. Sein Herz nährt seinen Haß mit den kräftigsten Mitteln der Leidenschaft.

5) alles Sinnes für häusliche Glückseligkeit, gattliche, elterliche und kindliche Liebe. Wie sollte dieser Sinn in

einer Seele möglich seyn, in der die natürliche Richtung des Geschlechtstriebes gegen die gröbste egoistische Wollust vertauscht worden ist. Dieß ist ein Punkt, der gar keinen Zweifel und Widerspruch zuläßt. Tritt dieser ein, so kann man sichre Schlüsse machen.

6) im geselligen Umgange aller edlern Artigkeit und Gefühl ausdrückenden Annäherung; eine Eigenschaft, die wichtiger ist, als die Meisten denken und zur Beseligung unsers Lebens nicht wenig beyträgt. Der solitäre Wollüstling kann einen Schein davon nachahmen, der aber immer das Gepräge von Heucheley, Kunst und Zwang mit sich führen wird.

Dagegen wird sich der solitäre Wollüstling wahrscheinlich auf den Abweg folgender Laster verlieren:

1) des Geitzes; daß dieß besonders bey Frauenzimmern der Fall seyn dürfte, läßt sich daraus vermuthen, daß Personen, welche in ihrer Jugend von den Männern vernachlässigt wurden, und ohne Verbindung blieben, gewöhnlich ihre Tröstung in einer übertriebenen Liebe des Geldes suchen.

2) der Verschwendung zu bloßer eignen Sinnenlust, ohne Interesse für Mitgenuß andrer Wesen, dieß wird bey Männern mehr der Fall seyn, als bey Frauen, die größtentheils nur dann verschwenden, wenn sie üppige Leidenschaften mit Personen des andern Geschlechts unterhalten.

3) der Härte und der Grausamkeit gegen ihre Mitmenschen; die letzte wird sich freylich sehr zurückziehen müssen, wird aber doch nicht selten in der bittersten Verleumdung, boshaftem Spotte, Mißhandlung der Untergebenen, lieblosen

öffentlichen Urtheilen über Unglückliche, die bey andern Hülfe suchen, ausbrechen.

4) verächtlicher Behandlung von Personen des andern Geschlechts. In diesen Fehler werden Frauenzimmer eher gerathen als Männer; sie werden ihre Selbstgenügsamkeit das andre Geschlecht auf eine beleidigende Weise fühlen lassen. Für diese Behauptung scheint mir die wirkliche Welt mitunter Data zu liefern, die kaum bezweifelt werden können.

5) einer die übrigen Menschen drückenden Aergerlichkeit und übeln Laune.

6) einer heuchlerischen Höflichkeit, die nur auf den Lippen schwebt, während das Herz nichts davon weiß.

7) auf das allerwenigste wird man immer von solchen Wollüstlingen sagen können, daß ihr Herz ausgetrocknet ist; ein vor-

trefflicher Ausdruck unsrer Sprache, welcher jene gänzliche Unterdrückung aller sympathetischen Neigungen bezeichnet, durch welche Menschen der mittheilenden Gefühle und der Liebe zu der Natur unfähig werden.

Ich ziehe das Resultat: die solitäre Wollust führt Personen, sey es vom männlichen oder weiblichen Geschlechte zu einem wahren moralischen Tode des Herzens. Und es läßt sich nun leicht angeben, welches die wesentlichen Züge des Charakters eines solchen Wollüstlings sind.

Der Charakter eines Menschen besteht in derjenigen Art und Weise zu handeln, die aus allen Verhältnissen seiner Gemüthskräfte, bezogen auf Begehrungsvermögen und Willen folgen. Der solitäre Wollüstling zeichnet sich dadurch aus, daß sein Geschlechtsegoism einen allgemeinen Egoism herbey führt, daß unmittelbar oder

mittelbar seine Maximen und die Beweggründe seiner Handlungen mit seinem Geschlechtsegoism zusammenstimmen, daß er selbst in dieser Hinsicht sehr konsequent handelt, aber für jeden Menschen außer ihm ganz unzuverlässig ist.

Im Charakter jedes Menschen ist ein primum mobile, welches über die Handlungen entscheidet, welche wirklich werden sollen. Bey dem solitären Wollüstlinge ist es eine Befriedigung seines physischen Geschlechtstriebes, bloß durch sein eignes Geschlechtsorgan und ein daraus folgender herrschender Hang, über die Befriedigung seiner eigenen sinnlichen Begierden, alle Pflichten gegen seine Mitwesen, und alle Pflichten gegen ihn selbst zu vergessen.

Alle seine übrigen Seelenkräfte stehen unter der Herrschaft dieses Egoism; die sittliche Vernunft schweigt, jedes von ihr herrührende Interesse und die damit verknüpften Gefühle ruhen, die erkennenden Kräfte sind einverstanden mit

der Selbstsucht und leisten ihr treue Dienste, die Sinne liefern ihr Bilder, das Gedächtniß bewahrt sie, die Phantasie ruft sie wieder hervor, bildet sie aus, und schafft aus den zerstreuten Zügen derselben neue, Verstand, Urtheilskraft und Vernunft sind bestrebt, die Materialien der Wollust zu ordnen und wo möglich in ein System zu bringen. So ist der Egoism der Alleinherrscher, alle Seelenvermögen außer demjenigen, welches nie dienen kann, der moralischen Vernunft, Sklaven desselben.

Allein diese Alleinherrschaft des Egoism zu verbergen fordert sein Interesse, und hier kommt ihm sein Laster selbst zu Hülfe, welches ihn an Zurückziehung in ihn selbst gewöhnt, und ihm jede offene Darstellung seiner selbst an seine Mitmenschen unmöglich macht. Der solitäre Wollüstling wird allezeit zurückhaltend und verschlossen seyn, oder, wenn er sich äußert, Heuchler und Comödiant.

Man kann annehmen, daß gewisse Diener dieser Wollust in einen entgegengesetzten Fehler fallen, und mit einer verächtlichen Frechheit vom grobphysischen Geschlechtstriebe sprechen, ohne eine Beleidigung des Anstands zu fürchten. Dieß wäre leicht zu erklären. Nämlich die Veredlung des Geschlechtstriebes und wahre Liebe der Geschlechter ist ihnen gänzlich fremd. Sie fühlen nichts niedriges darin, von jenem Triebe in seiner thierischen Rohheit unverholen zu sprechen. Warum sollten sie sich nicht Schilderungen und Anspielungen erlauben, die wir Andern Obscönitäten nennen? Für sie haben sie nichts Aergerliches. Die irrdische Venus ist ihnen die himmlische.

Der solitäre Wollüstling ist in seinem Innern folgerecht, sein Prinzip, Egoism, herrscht durch alle seine Gesinnungen. Doch verbirgt er seinen Charakter und die ihm eigne Konsequenz im Laster, hat überdieß auch An-

wandlungen, wo er dem Scheine nach, als ein guter Mensch handelt, dieß macht ihn für seine Mitmenschen schlechterdings unzuverlässig.

Er ist endlich, auch dieß folgt aus der Natur seines Lasters, durchaus träge für alle Unternehmungen, die darauf keine Beziehung haben. Bestätigende Beyspiele dieser Behauptung dürfte man am meisten auf Schulen finden, deren Verfassung die schwache Jugend zur solitären Wollust hinführt.

Daß ungemäßigte Wollust dieser Art für die Geisteskräfte verderblich sey, ist an sich evident, und bedarf keines Beweises. Weniger zugestanden ist es, daß auch eine mäßige Ausübung jenes Lasters, wenn es nämlich das Herz eines Menschen ganz beherrscht, die natürliche Wirksamkeit der Vorstellungskräfte stöhrt und Unordnungen hervorbringt, die auch auf Moralität in vielen Hinsichten wichtigen Einfluß haben.

Die Kräfte des menschlichen Geistes stehen unter einander in solcher Harmonie, daß die Mißleitung der einen jederzeit Einfluß auf die Wirksamkeit der übrigen hat. Man darf also im voraus vermuthen, daß, wenn ein natürlicher Trieb in eine ganz falsche Richtung gebracht wird, das ganze Spiel der übrigen Kräfte der Seele gewissermaaßen in Unordnung geräth; je wichtiger der Trieb, um so größer die Unordnung.

Dieß angewendet auf den durch solitäre Wollust mißgeleiteten Geschlechtstrieb, ergiebt sich, daß durch seine Mißleitung alle Kräfte der Seele verrückt und in ihrer wesentlichen Wirksamkeit gestöhrt werden. Eine allgemeine Unnatürlichkeit verbreitet sich über das Gebiet des Geistes. Das Erkenntnißvermögen soll in Harmonie mit der sittlichen Vernunft wirken, das System seiner Vorstellungen soll sich ganz auf sie beziehen, und durch diese Beziehung erst seine wahre Vollendung erhalten. Nun ist aber jene Vernunft durch die

heimliche Wollust in Schlaf versenkt, und an ihrer Stelle hat sich ein unnatürlicher Geschlechtstrieb der Oberherrschaft der Seele bemächtigt; das Erkenntnißvermögen ist also in eben der Unordnung, in welcher ein unschuldiges Volk seyn würde, dessen Regierung ein weiser Monarch an einen tyrannischen Wollüstling hätte abtreten müssen. Es erschlafft und bequemt sich zu dem Dienste des nichtswürdigen Oberherrn. Der solitäre Wollüstling ist keiner Kraft des Erkenntnißvermögens fähig; es strebt in ihm nicht mit Enthusiasm nach Vollendung und Einheit und Wahrheit, wirkt nicht dem Irthume mit Macht entgegen. Seine Wirkungen sind träge, matt und zerstreut, seine Ideenverbindungen unordentlich und zerrissen, das Gedächtniß gewöhnlich geschwächt. Die einzige Kraft, die mit Lebhaftigkeit in ihm wirkt, ist die Phantasie. Allein wenn man auch vielleicht zugeben müßte, daß ihr Feuer durch jenes Laster selbst erhöht

wird, so ist doch eben so unbezweifelt, daß ihre Richtung dadurch einseitig, und ihre Bilder verunreinigt werden müssen; sie bezieht sich gewiß größtentheils in ihrem Spiele auf das Laster, und ihre Gemählde sind nie rein. Wäre ein solcher Wollüstling=Dichter, so könnte er vielleicht rein schöne Darstellungen geben; dieß würde aber gewiß erst durch eine künstliche Absonderung unlauterer und grober Züge geschehen. Hier ist davon die Rede, wie die Gebilde seiner Phantasie in ihrem ersten Ursprunge in der Seele beschaffen sind.

Ich verfolge dieses nicht und frage: ob nicht die Seele eines solitären Wollüstlings eine wahrhaft zerrüttete Seele ist, ob man nicht vor ihr zurückschaudern würde, wenn man sie sinnlich dargestellt sähe. Aber Lasterhafte dieser Art können den Anblick ihrer selbst ertragen, keine Reue schreckt sie zurück, denn sie sind ihrer nicht fähig.

Der Wollüstling, welcher Gemeinschaft mit dem andern Geschlechte zu bloßer Befriedigung seiner Lust sucht, hat zuweilen Momente, wo er in sich kehrt, und sich seiner selbst schämt. Jenem führt die Zeit ein solches Moment nie entgegen, er genießt der vollkommensten Selbstzufriedenheit.

Die Gründe, welche Menschen bestimmen, sich diesem Laster zu ergeben *), sind mannichfal-

*) Von den Ursachen, durch welche zuerst Bekanntschaft mit diesem Laster entsteht, ist hier nicht die Rede. Indessen scheint mir, als gebe es keine untrügliche Methode, sie zu verhindern. Man weiß, daß bey vielen Kindern die Art des Tragens auf dem Arme und die Liebkosungen der Mütter und Wärterinnen, bey Knaben nicht selten das Reiten auf Steckenpferden, das Klettern auf Bäume, bey Mädchen das Spinnrad, bey erwachsenen Knaben enge Hosen u. s. w. Gelegenheit zur Verführung gegeben

tig, und entweder beyden Geschlechten gemein oder nur dem einen eigenthümlich.

Beyden Geschlechtern gemein sind:

1) Mangel an edler und sich selbst achtender Gesinnung; dieß ist der Urgrund gänzlicher Ergebung unter die Herrschaft jenes Lasters.

2) Mangel an Geschlechtssympathie und Entwöhnung von der Natur zur Unnatur.

3) Mangel an aller Religion, oder doch nur unwürdige Begriffe von derselben. Mit

---

haben. Wie mag man dieß verhindern? Die meisten Methoden, die man erkennen hat, sind ganz unzuverlässig, manche lächerlich. Es ist bloßes Glück, wenn Kinder, Knaben und Mädchen, davon frey bleiben. Nicht viel anders ist es mit der erwachsenen Jugend.

allem Aberglauben verträgt sich die solitäre Wollust. Fromme Mönche und fromme Nonnen waren Meister darin.

4) Luxus und Weichlichkeit.

5) Abneigung gegen die Unbequemlichkeiten des häuslichen Lebens.

6) Mannigfaltigkeit des Genusses durch das damit verknüpfte Spiel der Phantasie in seiner Freyheit.

Dem weiblichen eigen:

1) mehrerer grob-sinnlicher Genuß, als durch wirkliche Gemeinschaft mit dem andern Geschlechte.

2) Furcht vor den Schmerzen der Geburten.

Dieß sind, so scheint mir, die wichtigsten Bewegungsgründe, die einen Menschen bestim-

men können, sich jenem Laster zu ergeben. Nur durch moralische Mittel können sie gehoben werden, da hingegen bloße Klugheitsregeln dazu nicht hinreichen. Der solitäre Wollüstling muß, um gerettet zu werden, zu dem vollen Gefühl der Schändlichkeit seines Lasters gelangen, die Erkenntniß der Unnatürlichkeit seiner Neigung, und ihres Widerstreits gegen die Ordnung der Welt und den Willen der Gottheit, muß ihn mit Schaam vor ihm selbst erfüllen, die Regelwidrigkeit und Verkehrtheit des Spiels seines Geschlechtstriebes muß ihm unerträglich werden, und das Bedürfniß einer edlen Gemeinschaft mit dem andern Geschlechte in ihm so kräftig erwachen, daß er alle vielleicht damit verknüpfte Aufopferungen nicht achtet. Ich gebe gern zu, daß die Bekehrung solcher Lasterhaften mit vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, allein sie wird auch gar sehr durch die Natur unterstützt. Spricht nur der Spiegel, den man ihnen vorhält, mit Wahrheit

und Treue, und erkennen sie sich in ihm wieder, so kehren sie — oder sie wären gar keine Menschen mehr, — zu der edeln Richtung menschlicher Neigung zurück. *)

Legen die Menschen auf den Wohlstand ihres Körpers ein so großes Gewicht, sollte denn ihre geistige Gesundheit so wenig Interesse für sie haben, sollten sie, wenn sie sich nun einmahl moralisch krank wissen, die Heilmittel für ihre Besserung verschmähen? Ist der moralische Tod weniger schrecklich, als der physische? Unnatürliche Zustände des Körpers führen Schauder und

*) Zuweilen verursacht der nähere Umgang mit einer liebenswürdigen Person diese heilsame Revolution, aber gewiß geschieht dieß selten, und nur bey solchen, in denen das Laster noch nicht tiefe Wurzel geschlagen hat.

Ekel mit sich, sollte ein entartetes Herz nicht vor seinem Anblicke erschrecken, und seine ganze Kraft aufbiethen, um den Gift auszutilgen, der seine Lebenskraft verzehrt?

Der Urheber der Natur übergab die große Sache der Fortpflanzung der Menschengattung der **Freyheit** der Individuen. Durch keinen Instinkt gezwungen, wie etwa die vernunftlosen Thiere, sollten sie sich durch sittliches Gefühl und Einsicht selbst bestimmen, die Fortdauer ihrer Gattung auf eine Weise zu bewirken, wie sie die Hoheit ihres Ranges unter den lebenden Wesen erheischt. Dieß forderte die Würde des Menschen, welcher der Natur nicht blind und sklavisch dienen soll, sondern auch dann, wenn er ihren dringendsten Gesetzen gehorcht, durch die von seiner Willkühr abhängige Art seines Dienstes sich wahren Werth erwerben kann.

Unfehlbar konnte der Allmächtige die Fortpflanzung der Menschengattung auf mehr als eine andere Weise vorbereiten, als es geschehen ist. Er konnte es, wenn er auch gerade nicht zwey verschiedene Geschlechter anordnete, ein einziger Mensch war möglich, ganz so eingerichtet, daß durch ihn die Gattung fortdauerte. Wenn es indessen auch immer vermessen seyn würde, die besondern Ursachen ergründen zu wollen, wegen derer die Gottheit gerade diese oder jene Mittel zu ihren Zwecken gebraucht, so ist es doch vergönnt und sogar Pflicht, das Weise in ihren Einrichtungen darzulegen, welches man vermittelst seines Verstandes einsieht und begreift. Und hieher gehört vor allen die Anordnung der verschiedenen Geschlechter zur Fortpflanzung unsrer Gattung; eine Anordnung, welche die reichhaltigste Veranlassung zur Entfaltung der liebenswürdigsten Züge der Menschheit ist. Vergebens dürfte unsre Einbildungskraft bestrebt seyn,

eine andre Methode zu erdenken, die jenen Naturzweck in einer solchen Harmonie mit unsrer sittlichen Würde und Bestimmung erreichte.

Mann und Weib sind ihrer ganzen körperlichen und geistigen Einrichtung nach auf einander berechnet, und man kann gewissermaaßen sagen, daß sie ein Wesen ausmachen. Der Verfasser der biblischen Urgeschichte drückt dieß bekanntlich folgendermaaßen aus:

— — „Für den Menschen war „keine Gehülfin gefunden, die um „ihn wäre. Da ließ Gott der Herr „einen tiefen Schlaf fallen auf den „Menschen, und er entschlief. Und „nahm seiner Ribben eine, und „schloß die Stätte zu mit Fleisch.

„Und Gott der Herr bauete ein „Weib aus der Ribbe, die er von „dem Menschen nahm und brachte „sie zu ihm.

„Da sprach der Mensch: Das ist
„doch Bein von meinen Beinen,
„und Fleisch von meinem Fleisch.
„Man wird sie Männin heißen,
„darum, daß sie vom Manne ge-
„nommen ist.“

„Darum wird ein Mann seinen
„Vater und seine Mutter verlas-
„sen, und seinem Weibe anhangen
„und sie werden seyn ein Fleisch.“

1. B. Mos. K. 2. v. 20 u. f.

Die Menschheit ist sich in beyden Geschlechtern nach ihren allgemeinen Charakterzügen vollkommen gleich, und in einer jeden seiner besondern Bestimmung gemäß, auf eine eigenthümliche Weise modificirt.

Freyheit und Sittlichkeit bezeichnen die Menschheit im Manne, wie im Weibe, demnach ist auch moralische Perfektibilität jenem sowohl,

als diesem eigen. Die Seelengüte des Mannes ist von der des Weibes nicht den Principien nach verschieden, jede nimmt nur, wenn sie sich in Gesinnungen und Handlungen äußert, eine eigne Gestalt an, wiefern jede der Eingebung der Natur zu Folge auf gewisse eigne Zwecke hinstrebt, jede sich durch eine eigne Stimmung jener geistigen Kräfte äußert, welche den Uebergang des guten Willens in That und Handlung vermitteln, jede mit gewissen eigenthümlichen Nüanzen des Interesse und des Gefühls verknüpft ist.

Allerdings haben Mann und Weib Naturbedürfniß, ihren Geschlechtstrieb durch einander zu befriedigen, allein er steht, wie bereits bemerkt worden, unter der Herrschaft der Freyheit. Beyde sind sich von dieser Seite gleich. Nicht so in Hinsicht der Erhaltung ihrer Gebohrnen. Das Weib hat ein dringendes natürliches, auch ohne alle Vorstellung von Pflicht wirkendes Be-

dürfniß das Kind zu erhalten, während der Mann, wie es scheint, der Vorstellung von Pflichten oder doch der Hinsicht auf sein Vergnügen bedarf, um sich der Verpflegung desselben zu unterziehen.

Im Weibe sollte der Keim des künftigen Menschen liegen, in ihm entwickelt, der Mensch durch dasselbe erzeugt werden und die erste, die nothwendigste Pflege bekommen. Darum gab ihm die Natur jene Liebe des Kindes, welche gewissermaaßen instinktmäßig, und eben deßhalb auch unüberwindlich in ihm wirkt, jene zarte Reizbarkeit für angenehme und unangenehme Empfindungen, verbunden mit einer lebhaften, immer regen Einbildungskraft und der innigsten wärmsten Sympathie, darum jenen herrschenden Sinn für Wohlgestalt und Schönheit, welcher so wohlthätig zur Erhaltung und Ausbildung der Menschen mitwirkt, darum jene ausdauernde Sanftmuth und jene Duldsamkeit, welche sich

bey dem tiefsten Gefühle des Leidens noch emporhält.

Ein solches Wesen bedurfte eines Schutzes; jenes Wesen also, in dessen Gemeinschaft es die Fortpflanzung der Menschengattung bewirken sollte, mußte eben deßhalb stärker an Körperkraft seyn, fester und kraftvoller im Denken und Handeln, minder weich und reizbar von Gefühl, begabt mit Unerschrockenheit und Gegenwart des Geistes. Kurz es mußte alle Gaben in sich vereinigen, durch welche die Sicherung des schwächern Geschlechts, und der Kinder, vorzüglich die Sicherung seiner eigenen, der Erzeugten und ihrer pflegenden Mutter, bewirkt werden kann. Alles, was der Mann eigenthümliches hat an Leib und Seele, das hat er für Weib und Kinder; gegenseitig besitzt das Weib seinen ganzen Charakter nur für Mann und Kind, alles übrige, was zu dieser Beziehung nicht wesentlich mitwirkt, ist ihnen gemeinschaftlich.

Dieß ist so wahr, daß es die größte Ausartung unsrer Gattung anzeigt, wenn so Viele davon keine Ahndung hegen, oder wohl sich herabgewürdigt glauben, wenn sie sich unter diesen Gesichtspunkt gestellt finden.*) Gewiß giebt es für Menschen, als irdische Wesen schwerlich einen edleren als diesen, so bald nur die Sache des Geschlechts nicht abgeschnitten von der Sittlichkeit, und der sittlichen Bestimmung der ganzen Gattung betrachtet wird.

Allein besitzt nicht, dürfte man einwenden, der Mann so manches eigenthümliche Geistestalent, dessen Beziehung auf den Zweck der Natur für die Gattung, man nicht sogleich begreift? Unstreitig zeichnet ihn vor dem Weibe unter an-

*) Der Grund davon liegt darin, daß sie nur an thierische Wollust denken, von wahrer dauernder Liebe in ihrem Verkehrtniß keinen Sinn haben.

dern die Ausbreitung und das Vielbefassende des Blicks seiner Denkkraft aus, die Fähigkeit, bis zu den allgemeinsten Gründen der Dinge und Begebenheiten zurückzugehen, und bis auf die entferntesten feinsten Folgen fortzuschreiten, die Gabe, sein Nachdenken mit ausdauernder Festigkeit auf einen Gegenstand zu heften, sey er auch von noch so großem Umfange, und erfordere auch seine Betrachtung ein noch so angestrengtes tiefes Eindringen, die Gabe endlich, große weitaussehende Plane zu entwerfen.*) Faßt man den Zweck der Natur für die Gattung nur zur Hälfte, so scheinen diese Eigenthümlichkeiten außer Verhältniß mit ihm zu stehen. Allein man kann ihre

*) Es giebt allerdings Frauenzimmer, welche sich durch diese großen Kräfte auch auszeichnen. Allein die Ausbildung derselben ist immer das Werk eines unnatürlichen Interesse, und einer erzwungenen Kunst.

Beziehung darauf gar nicht verfehlen, wenn man jenen Zweck in seinem ganzen Umfange übersieht.

Sollte die Fortpflanzung der Gattung einen sichern, und der Gattung würdigen Gang gehen, so mußten die Menschen sich zu dem großen Bunde der bürgerlichen Gesellschaft vereinigen.

Die Natur hat offenbar ihren Plan für die Geschlechter der Menschen auf den Staat angelegt, und dem Manne sein Vermögen mit Hinsicht auf denselben zugemessen. Der Mann sollte den Staat bilden, erhalten und vertheidigen, dazu mußte er mit jenen Talenten ausgestattet seyn, er bedarf ihrer in dem Maaße immer mehr und mehr, je verwickelter und zusammengesetzter bey den Fortschritten der Civilisirung und Cultur und ihren mannigfaltigen Folgen, die Organisation desselben, und je schwerer aus denselben Gründen die Verwaltung und Ausführung der Geschäfte ist.

Die Frauen, als Erzeugerinnen und Pflegerinnen der aufkeimenden Generationen, sollten nach dem Plane der Natur durch den Staat geschützt werden, ohne selbst durch bürgerliche Dienste zu dieser Schützung beyzutragen. Sie allein, möchte ich sagen, sind als Mütter hülfloser Kinder, Zwecke an sich im Staate, ohne je, wie die Männer, sich zu Mitteln für den Staat hingeben zu müssen.

Im Staate allein konnte die Menschheit zur größten möglichen Aufklärung des Geistes erhoben werden, in ihm allein konnten Wissenschaften und Künste die Gipfel ihrer Größe erreichen. Auch dieß liegt im Plane der Natur, und der Mann, dem sie das Geschäft übergab, den Staat zu stiften, zu ordnen, zu regieren, zu verwalten, sollte auch Lehrer der Menschheit seyn, und bekam dazu aus ihrer wohlthätigen Hand die wesentlich nothwendigen Richtungen und Erhöhungen geistiger Kräfte.

Die Frauen bedurften dieser Fähigkeiten in dem Grade nicht, sie würden ihnen vielmehr in der Sphäre, die ihnen die Natur anwieß, schaden. Ihnen genüge der richtige schnelle Blick einer gesunden Vernunft, die glückliche Feinheit einer Urtheilskraft, die das Zweckmäßige, wie im Spiele trift, und das sanfte Feuer einer Einbildungskraft, die ihnen mit überraschender Schnelle die möglichen Scenen des Lebens vormahlt. Mit diesen schönen Gaben mögen sie nur die zarten Sprossen der Menschheit verpflegen, und mit aller Wärme ihrer Liebe zur vollen Blüte empor treiben, sie dienen dann eben so treu der Natur, und haben so viel Verdienst, als der Mann, wenn er für den Staat kämpft, oder einen Planeten entdeckt.

*

Die Natur mußte die Charaktere von Mann und Weib in wesentlichen Stücken kontrastiren lassen, allein sie mußte auch diesen Kontrast zu

einer liebenswürdigen Harmonie auflösen, wenn die große Wirkung ihrer Anordnung zweyer Geschlechter für die Fortpflanzung der Gattung, auf eine der Menschheit würdige Weise erfolgen sollte. Und sie hat dieses so bewundernswürdig ausgeführt, daß ein irrdisches Leben nicht zureicht, um ihre Größe auch von dieser Seite ganz zu fassen. Traurig nur, daß durch die Entartung der Menschheit, so viele Züge ihrer schönen Composition erloschen, oder doch wenigstens so verblichen sind, daß die glücklichste Phantasie oft vergebens versucht, sie wieder zu beleben. Gewiß giebt es wenig Männer, die dem ursprünglichen Charakter ihres Geschlechts treu geblieben wären, wenig Männer von ächter Mannheit; aber eben so gewiß auch wenig Weiber, die die eigenthümlichen Züge ächter Weiblichkeit unverfälscht darböthen. Für ein der Natur und Bestimmung seines Geschlechts treu gebliebenes Individuum, giebt es eine Menge

Carrikaturen*) oder wohl gar förmlicher Unwesen.**) ***)

---

*) Eine Geschlechtskarrikatur ist ein Wesen, dessen Denkungsart, Sitten und Gefühle es zweifelhaft machen, ob sie nicht zum andern Geschlechte gehöre. So sind ein weiblicher Mann und ein männliches Weib Karrikaturen.

**) Unwesen sind solche, deren Denkungsart, Sitten und Gefühle es zweifelhaft machen, ob sie zu irgend einem Geschlechte gehören, nicht vielleicht ganz unnatürliche Menschen seyn.

***) Die größte Menge findet sich unter den vornehmen Ständen. Unter den Männern zeichnen sich vorzüglich die Stutzer als Wesen aus, die in Beziehung auf die Geschlechtsverhältnisse weiblich verschroben sind.

Wenn Männer und Frauen dem Charakter ihres Geschlechts treu blieben, einander gegenseitig aus dem richtigen Gesichtspunkte beurtheilten, naturgemäß an ihren Gefühlen Theil nähmen, und mit und für einander sympathetisch empfänden: so würden auch die Geschmacksurtheile, die sie über einander fällen, reiner und fester seyn, besonders würde man nicht so viel Schwankendes über den mit, der Schönheit eines männlichen oder weiblichen Kopfs harmonirenden Ausdruck hören müssen.

Was den männlichen Kopf betrift, so wäre es gewiß einer der seltensten Fälle, wenn diese Aufgabe von Männern und Frauen einstimmig

beantwortet würde. Meistens sind ihre Entscheidungen darüber diametralisch entgegengesetzt.

In der Gesichtsbildung jedes Menschen kann im Allgemeinen ein dreyfacher Hauptausdruck liegen:

1) Ausdruck von Geist; 2) Ausdruck von Charakter; 3) Ausdruck von Schönheitsgefühl und Geschmack.

Ueber die beyden letztern Ausdrücke in der Gesichtsbildung eines schönen Mannes, lassen sich noch die Stimmen beyder Geschlechter ziemlich vereinigen. Man kann nie zu viel Ankündigung von wahrer Herzensgüte und Geschmack in seiner Gesichtsbildung tragen. Die höchsten Grade davon vertragen sich vollkommen mit dem Gefühle der Schönheit, und es wäre lächerlich zu sagen, dieser Mensch sieht zu gut aus, oder dieser Mensch sieht zu geschmackvoll aus. Wenn man dieß ja mit Grunde sagt, so drückt man Fehler aus, moralische Schwäche oder gesch-

tische Schwärmerey, Einfalt oder Kleinmeisterey. Allein was den Ausdruck von Geist anbelangt, so sind die Forderungen, welche die Frauen an den Kopf des schönen Mannes machen, von den Forderungen der meisten Männer auffallend verschieden.

Der Geschmack der Frauen ist darüber einstimmig, daß nur eine gewisse Art und nur ein gewisser Grad des Ausdrucks von Geist sich mit der Schönheit des Mannes vertrage, außer dieser Art und diesem Grade aber alle andre die Schönheit entweder zerstöhren, oder doch den Eindruck derselben schwächen. Die meisten Männer hingegen scheinen unter sich einverstanden zu seyn, daß aller Ausdruck von Geist mit der Schönheit des Mannes harmonire, und sich nie zu viel Geist in dem Kopfe des schönen Mannes ausdrücken könne.*)

*) Bey den Urtheilen über den Ausdruck von Geist

Dem unbefangenen Beobachter macht es viel Vergnügen, die widersprechenden Urtheile beyder Geschlechter zu bemerken, die aus jener Verschiedenheit der Grundsätze entspringen und auf die Verhältnisse der Liebe, der Freundschaft und des geselligen Umgangs einen so ausgebreiteten Einfluß haben. Die zahllosen Selbsttäuschungen der Männer in Rücksicht der Wirkung auf das weibliche Herz, die sie von ihrer Gestalt erwarten, entlocken ihm manches Lächeln und oft wird es ihm schwer, die Regungen seiner satyrischen Laune in sich zu verschließen.

---

in den Köpfen schöner Frauenzimmer befindet es sich umgekehrt. Kein Frauenzimmer wird es für eine Erhöhung der Schönheit eines andern halten, wenn es einen Zug von Tiefsinn oder von Satyre hat. Allein die Männer sind verschroben genug, wohl gar solche Ausdrücke von ihnen zu fordern.

Man kann leicht denken, daß die Gelehrten vorzüglich diejenige Gattung von Männern sind, welche an das Gefühl und den Geschmack der Frauen gewöhnlich dir Forderung machen, die Form von männlichen Physiognomieen, in welchen sich ein sehr hoher Grad von Geist ausdrückt, ebendeßwegen schön zu finden, oder doch wenigstens von ihrer Lieblingsmeinung abzugehen, als ob gewiße männliche Physiognomieen eben durch den Ausdruck von Geist, welcher sie auszeichnet, an Schönheit verlöhren.

„Du bist schön;“ so beurtheilt mancher in geheim seine Gestalt, „denn außerdem daß deine „Bildung alle übrige Forderungen befriedigt, „welche der Geschmack an die Form eines Man„nes macht, kündigt deine Physiognomie einen „ganz unverkennbaren hohen Grad von Penetra„tion an, man darf dich nur ansehen, um dir „sogleich Scharfsinn und Tiefe des Denkens zu-

„zutrauen, du mußt weit mehr Eindruck auf
„die Frauen machen, als etwa dieser oder jener,
„welcher bey aller Schönheit seiner Bildung doch
„dieses Ausdrucks ermangelt. Der Geschmack der
„Frauen sagt ihm nicht zu, vielmehr urtheilen
„Alle, die ein natürliches Gefühl haben, er
„würde vielleicht schön seyn, wenn er jenen
„Ausdruck nicht hätte, welcher der Wirkung seiner
„übrigens wohlgefälligen Form schade, der oder
„jener besitze bey einem weit schwächern Aus-
„druck von Geist eine vollkommen liebenswür-
„dige Bildung.“

Es ist ein ungerechter Uebermuth der Män-
ner, wenn sie diese Urtheile der Frauen durch
Machtsprüche niederschlagen wollen, oder wohl
gar, wie es nur zu oft der Fall ist, daraus die
Folgerung ziehen, als müßten die Frauen große
Talente des Geistes nicht zu schätzen. Bey aller
Ehrfurcht für diese Gaben, kann ihnen doch die

Art der Erscheinung davon in der sichtbaren Bildung gleichgültig oder widrig seyn.

Den Grundsätzen gemäß, die ich in einigen vorhergegangenen Abschnitten vorgetragen habe, kann ich nicht anders als behaupten, daß das Urtheil über die Schönheit und vorzüglich den damit verknüpften Ausdruck in den Gesichtsbildungen von Personen eines Geschlechts dem andern Geschlechte zukomme. Ich will damit sagen, daß natürlich gebildete und nicht entartete Personen des einen Geschlechts am richtigsten und feinsten, über die Gesichtsbildungen von Personen des andern Geschlechts urtheilen, und zwar eben sowohl über das an sich Wohlgefällige der Formen, als auch und zwar besonders über die Arten und Grade von geistigen Vollkommenheiten, welche aus den Zügen ihrer Bildung hervorleuchten. Und unter dieser gegründeten Voraussetzung habe ich immer vermuthet, daß die Frauen bey der besondern

Streitfrage, von welcher hier die Rede ist, vollkommen Recht haben, und glaube hier um so mehr eine kleine philosophische Theorie darüber aufstellen zu dürfen, welche die natürlichen Gefühle jenes Geschlechts rechtfertigt, da dieser Gegenstand mit den bisher entwickelten Bemerkungen nah genug zusammenhängt.

Ich verstehe unter physiognomischem Ausdrucke von Geist *) Züge der Gesichtsbildung, welche wir nach einer einstimmigen Erfahrung als Zeichen gewisser Anlagen und Fertigkeiten

---

*) Daß ich mich hier des Wortes Geist bediene, wird manchem sehr willkührlich scheinen, und ist es auch; da ich mich indessen in einer bestimmten Erklärung über meinen Sinn verständlich mache, so wird wenigstens mein Ausdruck nicht zu Irrthümern verleiten.

des Vorstellungsvermögens betrachten*), durch welche große Wirkungen zur Erweiterung, Be-

---

) Daß es solche bezeichnende Gesichtszüge gebe, wird wohl kein unpartheyischer Beobachter leugnen. Nur muß man nicht etwa daraus folgern, daß eine Person, der diese Züge fehlen, jener Vollkommenheiten ermangele, die bey andern durch sie angekündigt werden. Es kann ein Mensch sehr tiefsinnig seyn, ohne in seinem Gesichte einen Ausdruck davon zu tragen. Es ist mit denjenigen Zügen, welche sich auf das Vorstellungsvermögen beziehen, ganz ein andrer Fall, als mit jenen, die den sittlichen Charakter betreffen. Viele von jenen trügen nie, von diesen ist auch nicht einer zuverläßig. Eben dieß scheint ein großer Fehler des von mir höchst bewunderten Lavater), daß er auf den physiognomischen sittlichen Ausdruck so viel hält. Mit den physiognomischen Anzeigen des Ge-

*) Hony soit qui mal y pense! Ich verehre Lavatern wegen seines großen Dichtergeistes, seiner glühenden Phantasie, seiner feinen Beobachtung, und seiner glücklich ahndenden Gefühle. In an-

richtigung und Verfeinerung menschlicher Erkenntnisse möglich sind.

Unter diesen Zügen zeichnen sich vorzüglich aus:

1) Züge, welche Leichtigkeit, Schnellheit und Gewandtheit der Urtheilskraft und Richtigkeit in den Einsichten des Erkenntnißvermögens verrathen; Physiognomie des verständigen Mannes.

2) Züge, welche Gegenwart des Geistes und eine immer zu Gebothe stehende Fassung ausdrücken. Physiognomie des determinirten Mannes.

---

schmacke ist es ein gleicher Fall; es giebt keinen Zug, der die Fähigkeit feiner Beurtheilung des Schönen auch nur irgend sicher ausdrückte.

beim Hinsehen entferne ich mich so weit als möglich von ihm, eingedenk des Spruchs der, wo ich nicht irre, unter einem Bilde des Paracelsus steht: Ne sit alterius, qui suus esse potest.

3) Züge, welche einen äußerst hohen Grad von Feinheit der Urtheilskraft im Unterscheiden und Vergleichen, verbunden mit einem gleich hohen Grade von Schnellheit, ausdrücken; (Physiognomie des feinen, des scharfsinnigen, des witzigen Mannes.)

4) Züge, welche einen herrschenden Hang verrathen, das Lächerliche zu bemerken und zu empfinden; (Physiognomie des Mannes von Sinn für das Komische.)

5) Züge, welche denselben Hang verrathen, mit dem Ausdrucke einer entschiedenen Begier, das Lächerliche zu verfolgen, und den Thoren wehe zu thun; (Physiognomie des satyrischen Mannes.)

6) Züge, welche ein leichtes und lebhaftes Spiel der Phantasie bezeichnen, verbunden mit dem Ausdrucke eines innigen Interesse für dieses Spiel; (Physiognomie

des feurigen, des schwärmerischen Mannes.)

7) Züge, welche eine große Anlage, Fertigkeit und Liebe zum tiefen Denken über Gegenstände ausdrücken, welche von dem Kreise der Erfahrung ganz abgelegen sind, und überhaupt zur Zurückführung aller Erkenntnisse auf ihre ersten Gründe; (Physiognomie des tiefsinigen Mannes.) Mit diesen Zügen ist allezeit verknüpft Ausdruck von Versenkung in sich selbst, Ausdruck von fester Hartnäckigkeit in der Verfolgung einmahl gefaßter Ideen, gewöhnlich auch Ausdruck von Ueberlegenheit an Denkkraft über andre Menschen.

Ich hebe nur diese Züge aus, ohne mich auf die vielfachen Nüancen einzulassen, deren sie fähig sind.

Ehe ich nun aber diejenigen Bemerkungen darüber aufstelle, von welchen mir scheint, sie

müssen aus dem Gefühle und Geschmacke aller Frauen entspringen, welche zu einer unverfälschten Natürlichkeit in ihren Empfindungen und Urtheilen gebildet sind, muß ich meine Leser auf den Begriff der Schönheit in der Gesichtsbildung des Menschen zurückführen.

Daß es gewisse Gesichtsbildungen gebe, die man wegen des ganz eigenthümlichen Gefühls, welches sie erregen, schön nennt, wird wohl Jedermann eben so gern zugeben, als daß es schöne Landschaften und schöne Blumen giebt. Wir nennen aber eine Gesichtsbildung schön, wenn die Zeichnung und Zusammensetzung ihrer Theile, ein unmittelbares, und zugleich der in ihnen enthaltene Ausdruck von moralischer Vollkommenheit ein mittelbares reines Vergnügen erregen. So wie ich einen schönen Kopf ansehe, muß die bloße Conformation seiner Theile mich schon angenehm rühren, und sie würde es, wenn ich auch nicht wüßte, was ein

Kopf ist. Da ich aber sogleich diesen Kopf als den Kopf eines Menschen denke, da der Augenschein mich lehrt, daß in einer Physiognomie sich moralische Anlagen, Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten ausdrücken können, so fordre ich, um ein ganz reines vollkommnes Vergnügen an seiner Form zu finden, daß sich in ihm sittliche Liebenswürdigkeit ausdrücke, treffe ich diesen Ausdruck, bey allen übrigen Erfordernissen der Schönheit, so ist mein Geschmack und meine Vernunft befriedigt.

Der Gemüthszustand, in welchen mich das Anschauen eines solchen Kopfs versetzt, hat das Charakteristische, 1) daß meine Seelenkräfte durch die Betrachtung der Gestalt, ohne ihr Zuthun in ein leichtes und harmonisches Spiel versetzt werden; 2) daß ich von einem Gefühle der Achtung für das Wesen, welchem die Gestalt zukommt, erfüllt werde; 3) daß durch beydes in mir ein reines Gefühl des Vergnügens an der

Form und der Liebe zu ihr entsteht. Der schöne Kopf versetzt den Betrachter allezeit in einen gewissen Zustand von Schwärmerey; er kann nicht bey demselben verweilen, ohne im Gefühle der Rührung, welche die Form unmittelbar und mittelbar durch ihren sittlichen Ausdruck bewirkt, seiner selbst zu vergessen.

So wie Mann und Weib verschiedene Bestimmungen haben, auf welche sich ihr Leben in der Sphäre dieser Welt bezieht, so ist auch jedem eine gewisse besondre sittliche Liebenswürdigkeit des Charakters eigen, die sich in jedem schönen Kopfe des einen und des andern ausdrücken muß.

Der Ausdruck sittlicher Liebenswürdigkeit in dem Kopfe des Mannes besteht in einer solchen Verbindung des Ausdrucks von Stärke, Muth, und Gegenwart des Geistes, mit dem Ausdrucke theilnehmender Empfindung und veredelter Geschlechtsneigung zu den Frauen, bey welchen sich

der Mann, ohne von seinem Charakter und seiner Würde zu verlieren, dem Weibe möglichst annähert.*) Der moralische Ausdruck des schönen Kopfs des Mannes verspricht also im vollen Sinne des Wortes einen Mann, aber einen Mann, in dessen Seele sich alle Eigenschaften, die ihm nach dem Zwecke der Natur für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts eigen seyn müssen, mit der zartesten Sympathie für das weibliche Geschlecht vereinigen.**) Einem solchen

*) Von einem gleichen Prinzip hängt die Beurtheilung des zur Schönheit gehörigen Ausdrucks von Geist in einer weiblichen Gesichtsbildung ab. Ich werde nur beyläufig davon reden.

**) Schwerlich wird auch ein Weib das Gesicht eines Mannes schön nennen, wenn sich mit dem Charakter der Mannheit nicht auch die Sympathie für Weiblichkeit ausdrückt. Derselbe Fall ist es bey den Urtheilen

schönen Kopfe kann eine gewisse Nüance von Weiblichkeit gar nicht fehlen, welche aber dem herrschenden Ausdrucke von Männlichkeit eben so wenig schadet, als in seiner Seele diese Männlichkeit selbst, durch die damit verknüpfte Anlage, sich mit Zärtlichkeit dem Weibe hinzugeben, eingeschränkt wird. Der schöne Kopf verräth auch allezeit eine in der Seele des Mannes herrschende Stimmung für die Liebe, wodurch ich aber keinesweges weder Wollust noch Verliebsamkeit*) verstanden wissen will, welche sich

---

des männlichen Geschlechts über Schönheit der Frauen. S. die vorigen Abschnitte.

*) Die erste verräth rohe Thierheit, die zweyte eine Schwäche, die jeden Mann verächtlich macht. Ich meyne aber unter Verliebsamkeit, den herrschenden Hang zur Adoration einer jeden reizenden Person, auf die man im Laufe des Lebens stößt. Verliebt

mit der Schönheit der Form eines männlichen Kopfs nicht vertragen.

Der schöne Kopf eines Mannes muß allem bisher Gesagten zu Folge, ganz vorzüglich auf Geschmack und Herz der Frauen wirken, sie müssen durch Betrachtung desselben in den Zustand einer sanften Entzückung versetzt werden, deren Reiz sie unwillkührlich an die Gestalt fesselt.

Der Zustand dieser Entzuckung hat alles das Charakteristische, was ich nur eben im Vorigen als Wirkung des Anblicks eines schönen Menschenkopfs angegeben habe. Er hat aber außerdem noch Eigenthümlichkeiten, die aus dem Verhältnisse entspringen, in welchem sich der Natur zu Folge das Weib gegen den Mann denken muß. Die vorzüglichste darunter ist: ein freyes Spiel

---

seyn, ist für keinen Menschen etwas Beschämendes. Aber verliebsam zu seyn, ist unter unsrer Würde.

der weiblichen Phantasie, unter Bildern von Zügen und Handlungen einer liebenswürdigen männlichen Seele. Nicht jede männliche Seele, welche tugendhaft ist, ist darum auch liebenswürdig; liebenswürdig ist sie dann, wenn ihre Kräfte in einer solchen Harmonie erscheinen, daß man ihre freye und gar keines äußern Antriebes bedürfende Stimmung für die edelsten Handlungen leicht und einfach anerkennt.

Wenn dieses Wahrheiten sind, die keiner, der der menschlichen Seele kundig ist, leugnen kann, so läßt sich ohne Spitzfindigkeit entscheiden, inwiefern folgende Urtheile als allgemein geltend, unter dem bessern Theile des andern Geschlechts angenommen werden können:

1) In der Gesichtsbildung des schönen Mannes muß sich Geist ausdrücken. Kein geistloser Kopf ist schön. Ich will damit sagen, ein Kopf, welcher offenbar Mangel an

aller Vollkommenheit des Vorstellungsvermögens ausdrückt, ist nicht schön. Einige Erläuterung darüber im Folgenden.

2) Nicht alle Ausdrücke von Geist vertragen sich mit der Schönheit der Gesichtsbildung des Mannes, einige vernichten ihre Wirkung, einige schränken sie ein. Gewisse Ausdrücke gehören wesentlich zur Schönheit der Gesichtsbildung eines Mannes, oder tragen wohl mit zu ihrer Erhöhung noch bey.

1) Der physiognomische Zug des determinirten Mannes, stöhrt die Wirkung der Schönheit eines männlichen Kopfs.

Der sichtbar determinirte Mann drückt mehr aus als Gegenwart des Geistes, nämlich er drückt nicht bloß die

Fähigkeit aus, in jedem vorkommenden Falle Entschlüsse zu fassen, sondern auch eine außerordentliche Kraft sie festzuhalten und durchzusetzen, nicht ohne einen hohen Grad von Egoism. Der Anblick dieses physiognomischen Zuges versetzt uns in eine Gemüthsstimmung, welche das, dem Schönheitsgefühle wesentliche leichte Spiel aufhebt. Er ist in einem gewissen Grade furchtbar, und moralisch zweydeutig. Wir können also eine Form, an welcher sich dieser Zug findet, nicht mit reiner Freude und Liebe anschauen.

2) der physiognomische Zug des feinen, des witzigen Mannes ebenfalls.

Ich kann das Gesicht eines Mannes, welches Feinheit und Witz ankündigt, nicht betrachten, ohne in diesem Augenblicke mich bis auf einen gewissen Grad in die

Geistesthätigkeiten hineinzudenken, aus welcher jene Vollkommenheiten bestehen. Diese Stimmung aber harmonirt nicht mit jenem leichten und leidentlichen Spiele der Gemüthskräfte, welches beym Genusse der Schönheit ungestöhrt und rein empfunden werden muß. Dann grenzt der Ausdruck von Feinheit und Witz an den Ausdruck von List, und macht eben dadurch den moralischen Charakter des Kopfs zweydeutig, welcher, wenn er schön seyn soll, Offenheit, Geradheit und Einfalt der Gesinnung ausdrücken muß. Obwohl die Verhältnisse der Menschen gegen einander einen gewissen Grad von List beynahe nothwendig gemacht haben, so bleibt dennoch unter den Menschen Offenheit und Geradheit der Gesinnung in unveränderter Achtung, und List des Menschen gegen den Menschen ist dem Gefühle unerträglich.

Selbst eine unschädliche List ist jederzeit gewissermaaßen widrig. *)

3) nicht minder der physiognomische Zug des Mannes von herrschendem Sinne für das Komische.

Der Ausdruck eines herrschenden Sinnes für das Komische, ist selbst komisch,

---

*) Der Ausdruck von List in einem Kopfe ist eben deßhalb unangenehm. Ist er stark und grenzt an das Bösartige, so erregt er Mißtrauen und Furcht, ist er dem Scheine nach unschuldig, so fordert er den Beobachter doch zu einer Wachsamkeit auf, die er lieber nicht hätte. Der schwächste Ausdruck von List ist der Zug, den wir mit dem Worte pfiffig bezeichnen. Sieht ein Mann übrigens noch so schön, zugleich aber pfiffig aus, so können wir an seiner Form keine Freude nicht fühlen. Auch hierin sind die Frauen von zarterm Gefühle, als die Männer. Sie fordern von dem Manne, als eine Pflicht, die ihm die Natur aufge=

und verträgt sich schon in sofern nicht mit der Gemüthsstimmung, welche bey Betrachtung einer schönen Form Statt findet. Dann liegt in jenem Ausdrucke allezeit etwas egoistisches, wohl gar ein gewisser Uebermuth gegen andre Menschen, und dieß schadet dem Ausdrucke sittlicher Liebenswürdigkeit, welcher wesentlich zur Schönheit gehört. Ueberdieß hat der Ausdruck eines herrschenden Sinnes für das Komische, gewissermaaßen für den Beobachter etwas furchtbares. Wenn der Kopf eines Menschen mir ankündigt, daß er immer bereit ist zu lachen, wer bürgt mir dafür, daß er nicht über alles lacht,

---

legt hat, gerade und offene Gesinnung gegen das andre Geschlecht, und so listig sie selbst sind, so können sie doch dem Manne die List nimmermehr verzeihen.

daß er nicht sein Kurzweil mit dem treibt, was mir das Heiligste ist? *)

Beyläufig bemerke ich, daß bey **jungen** Frauenzimmern ein andrer Fall ist. In ihren schönen Gesichtsbildungen kann viel Sinn für das Komische liegen, weil sie dadurch ein Ansehen von Schalkhaftig-

---

*) Das ächte Komische ist unschuldig, sogar liebenswürdig, aber nicht der Hang beständig zu lachen, und alles von der lächerlichen Seite anzusehen. So kann niemand auch Wohlgefallen an einem Kopfe haben, der ein ewiges Lachen und Streben nach dem Lächerlichen ausdrückt. Selten wird man auch finden, daß wahre Comiker einen solchen habitus im Gesichte ausdrücken, sie sehen gewöhnlich sehr ernsthaft aus, während diejenigen in der Regel bösartige Menschen sind, deren Physiognomieen nie zu lachen aufhören. Ueber die Unschuldigkeit des wahren Komischen habe ich gehandelt in meinen: **Grundsätzen der Kritik des Lächerlichen**, Leipzig 1797. 8.

keit bekommen, welches, gemäßigt und edel, sich mit der Schönheit verträgt. (Ein schalkhafter Jüngling oder Mann ist verächtlich; und deßhalb paßt der Ausdruck eines herrschenden Hangs, das Lächerliche zu finden, nicht für die Köpfe unsers Geschlechts.) Indessen wendet sich das Blatt in ihren spätern Jahren, wo Schalkhaftigkeit sie selbst lächerlich macht; dann müssen sie jenen Ausdruck so viel als möglich unterdrücken;*) denn was ist lächerlicher, als ein lächerliches Wesen, welches sich selbst zugleich anmaaßt, über alles zu lachen.

---

*) Ueberhaupt müssen Frauenzimmer sich hüten, einen bleibenden Charakterzug, selbst der unschuldigsten Schalkhaftigkeit anzunehmen. Er kleidet sie als Matronen übel, am übelsten als Greisinnen.

4) Der physiognomische Zug des satyrischen Mannes verträgt sich eben so wenig mit der Schönheit. Der physiognomische Zug des lachend-satyrischen Mannes schränkt die Wirkung derselben ein, der des bitter-satyrischen Mannes hebt sie ganz auf; der des beißend-satyrischen Mannes verursacht Abscheu.

Der Satyriker kann ein höchst edler Mensch seyn, allein der physiognomische Ausdruck der satyrischen Laune ist mit den übrigen Erfordernissen eines schönen Kopfes unverträglich. Ist man sich auch noch so sehr bewußt von Thorheiten frey zu seyn, so hat dennoch für Jeden ein Wesen etwas furchtbares, welches es sich zum Geschäfte zu machen scheint, Schwächen seiner Mitwesen aufzusuchen. Ueberdem führt der physiognomische Ausdruck der satyrischen Laune, jederzeit etwas Egoistisches mit

sich, und fällt zusammen mit dem Ausdrucke der List und der Schadenfreude. Sehr natürlich, daß der Ausdruck lachend-satyrischer Laune die Wirkung der Schönheit nicht in dem Grade hindert, als jener der bitter-satyrischen Laune. Dieser Ausdruck vernichtet in dem Betrachtenden jenes leichte Spiel der Gemüthskräfte, welches die schöne Form an sich bewirken würde; er kann ihn nicht fassen, ohne sich den ernsten Haß eines Menschen gegen die Thorheit, und die Richtung aller seiner Kräfte auf den Zweck der Verfolgung und Vernichtung derselben lebhaft vorzustellen, und mit dieser Vorstellung ist ihrer Natur nach, Anstrengung und Ernst verknüpft. Dann ist der physiognomische Zug der bitter-satyrischen Laune im höchsten Grade egoistisch, und macht allen Ausdruck theilnehmenden Gefühls unmöglich; ja er fällt

zusammen mit dem Ausdrucke einer entschiedenen Bosheit, eines auf den Zeitpunkt seines Ausbruchs laurenden Grolls und andrer menschenfeindlicher Leidenschaften. *)

5) Der physiognomische Zug des tiefsinnigen Mannes zerstöhrt die Wirkung der Schönheit.

---

*) Nämlich es drückt sich in der charakteristischen Physiognomie des bitter-satyrischen Mannes im Allgemeinen zwar bittrer Unmuth, entschiedener Haß und immer rege Verfolgung von etwas aus; daß aber dieses Etwas das Laster sey, bleibt unentschieden. Könnte dieß zugleich physiognomisch bezeichnet werden, so würde jene Physiognomie tiefe Achtung einflößen, sich aber deßhalb doch nicht mit den übrigen Zügen zu einem schönen Ganzen vereinigen. Die Achtung würde den Charakter betreffen, aber die Gesichtsbildung keine Liebe bewirken.

Hätte ein männlicher Kopf auch alle übrige Erforderniße der Schönheit, jener Ausdruck würde sie kraftlos machen. Nämlich er versetzt den Betrachter unwillkührlich in einen gewißen Grad von Stimmung zum Tiefsinne, und bestimmt ihn, sich, wenn auch nur dunkel, die Geistesoperationen vorzustellen, welche zum tiefsinnigen Denker gehören. — Man nehme nur Portraits von Philosophen vor sich, welche wahren Tiefsinn ausdrücken, um sich zu überzeugen, daß, so wie man seinen Blick darauf heftet, die ganze Seele eine neue Stimmung bekommt, welche auf Tiefe des Denkens hingeht. Je mehr man bey ihnen verweilt, um so determinirter wird diese Stimmung. — Ist nun auch übrigens die Form der Gesichtsbildung ganz so, um den Betrachter in den Gemüthszustand eines leichten Spiels der

vorstellenden Kräfte zu versetzen, so kann dennoch dieserwegen die Wirkung jenes Zuges nicht eintreten, oder doch nicht ununterbrochen fortdauern. Was aber noch weit mehr über die Unverträglichkeit des physiognomischen Ausdrucks von Tiefsinn mit der Schönheit entscheidet, ist, daß jener Ausdruck beynahe jederzeit mit dem Ausdrucke eines über seinen individuellen Planen brütenden Egoismus, einer verschlossenen Tücke, einer gänzlichen Erstorbenheit aller Leidenschaften und Gefühle, einer kalten Herrschaft des Geistes über alle andre Geister zusammen fällt.*) Miß-

*) Wenn man einen Physiognomisten schlechthin wahre (d. h. nicht geschmeichelte und veredelte) Portraits tiefdenkender spekulativer Philosophen, ohne Nahmen verzeigte, um von ihm zu erfahren, was es für

trauen und Furcht sind also sehr natürlich die gewöhnlichen Empfindungen, welche der Anblick eines Tiefsinn ausdrückenden Gesichtes den meisten Menschen mittheilt; Empfindungen, welche gerade das Widerspiel jener sind, welche schöne Formen bewirken.

Ich könnte noch mehrere nicht uninteressante Fälle auszeichnen, welche die Wahrheit bestätigen, daß gewisse Ausdrücke von Geist die Schönheit einer männlichen Gesichtsbildung aufheben, oder einschränken, ich könnte zeigen, daß z. B. der Ausdruck eines kalten Forschens nach Wahrheit, einer überstrengen systematischen Ordnung, oder kritischen Genauigkeit im Denken u. a. mit

---

eine Art Menschen sey, so würde es gewiß bey den meisten auf die Idee gerathen, es seyen heimliche Gauner oder Spione.

den Zügen reiner Schönheit in männlichen Köpfen nicht vereinbar sind. Allein es genügt an der Entwickelung jener Beyspiele, um desto lebhafter davon überzeugt zu seyn, daß Ausdrücke von Geist, welche die angenehme Wirkung der harmonischen Conformation der Theile des Gesichts, welche an sich gefallen soll, vernichten oder doch stöhren, den zur Schönheit eines männlichen Kopfs nothwendigen moralischen Ausdruck aufheben, oder beschränken, oder zweydeutig machen, dem andern Geschlechte mit gutem Grunde mißfallen, und daß es etwas widersinniges sey, sich die Schönheit eines männlichen Kopfs, als eine Vereinigung anziehender und zurückstoßender Züge zu denken. — —

Ich gehe nun zu den Fragen über: 1) welcher Ausdruck von Geist in keiner schönen Ge-

sichtsbildung des Mannes fehlen dürfe, und 2) welche Ausdrücke den Reiz der Schönheit in einer solchen vorzüglich erhoben.

Ich zeichne, um diese Fragen zu beantworten, folgende Urtheile aus, von denen ich glaube, daß alle natürlich gebildete und mit einem wohlgestimmten feinem Gefühle begabte Frauen darin zusammenstimmen:

1) Ausdruck von Geist muß sich in jedem männlichen Kopfe finden, der schön seyn soll, und es ist ein allgemeines Erforderniß, daß sich in jedem wenigstens Leichtigkeit, Lebhaftigkeit und Schnelligkeit der Vorstellkraft ausdrücken; ohne diesen Ausdruck würde kein Kopf schön seyn.

Es erhöht die Wirkung der Schönheit:

a) Ausdruck des Umfangs der Vorstellkraft, die Größe des geistigen Blicks, wenn ich so sagen darf, verbunden mit dem vorigen Ausdrucke.

b) Ausdruck eines leichten und lebhaften Spiels der Phantasie, Ausdruck von einem, jedoch nicht wilden Feuer.

c) Ausdruck einer gewissen Schwärmerey, die sich jedoch eben so wenig in eine herrschende Abwesenheit verlieren, als den Mangel aller Herrschaft über sich selbst und leidenschaftliche Empörungen des Gemüths ankündigen darf.

Folgendes zur Erläuterung und Bewährung dieser Behauptungen:

Daß ein männlicher Kopf bey der vollkommensten Conformation der Theile nicht schön sey, wenn er Geistlosigkeit verräth, ist bereits bemerkt worden, und bedarf keiner weitläufigen Beweisführung. *) Erstlich erregt der Ausdruck

*) Es ist ganz widersinnig, wenn man zuweilen sagt, die schönsten Gesichter sähen zugleich einfältig

von Geistlosigkeit Widerwillen, Mitleid, Verachtung, spottenden Uebermuth, alles Affekten, die sich mit den Grundzügen der Schönheit und der angenehmen Wirkung einer vollkommenen Conformation der Theile nicht vertragen. Dann wird auch der moralische Ausdruck des Kopfs durch den beygefügten Ausdruck von Dummheit lächerlich. Ein guter Wille, von dem man voraus sieht, er werde alles verkehrt anfangen, und seinen eignen Zwecken entgegen arbeiten, erregt das Gefühl des Komischen unausbleiblich, und dieses ist keiner harmonischen Vereinigung mit dem Gefühle des Schönen fähig. Es muß also der schöne Kopf des Mannes eine gewisse Vollkommenheit

aus. Man meynt, Gesichter von ganz richtiger Conformation der Theile (Normalgesichter) drücken zugleich gänzliche Geistlosigkeit aus. Allein solche Gesichter sind noch keine schönen.

der Vorstellkraft ausdrücken. — Nun fragt sich, welche dieses sey? — Unstreitig muß derjenige Ausdruck von Vollkommenheit der Vorstellkraft, der sich mit der schönen Gestalt eines männlichen Kopfs vertragen soll, so beschaffen seyn, daß er den Gemüthszustand, in welchen die Betrachtung desselben versetzt, weder aufhebe noch einschränke. Dieser Gemüthszustand ist der Zustand eines leichten harmonischen, und eben deßhalb mit reiner Lust verknüpften Spiels der geistigen Kräfte, und enthält zugleich reine Freude an der Liebenswürdigkeit einer männlichen Seele, deren Vorstellung dem betrachtenden Wesen aus der Form gleichsam entgegenschwebt.

Der Kopf des schönen Mannes muß auf jeden Fall Leichtigkeit, Lebhaftigkeit und Schnelligkeit der Vorstellungskraft ausdrücken; denn die entgegengesetzten Ausdrücke stöhren den Gemüthszustand, welcher die eigenthümliche Wirkung der Schönheit ist. Einerseits hemmen sie

das leichte Spiel der Gemüthskräfte des Betrachters, andrerseits schwächen sie den moralischen Ausdruck des schönen Kopfs, und die bey dem Anblicke desselben zu fühlende Achtung gegen das Wesen. Der sichtbare Ausdruck eines schwerfälligen, matten und trägen Geistes, theilt dem Betrachtenden selbst in diesem Augenblicke gewissermaaßen diesen Charakter mit, oder stößt ihm einen gewissen Widerwillen ein.*) Und

---

*) Ich muß hier eine Bemerkung nachholen, die für diese ganze Untersuchung wichtig ist, daß wir nämlich keinen physiognomischen Ausdruck besonderer Beschaffenheiten, Fertigkeiten und Richtungen des Erkenntnißvermögens eines Menschen anschauen können, ohne in diesem Augenblicke sie bis auf einen gewissen Grad selbst anzunehmen, oder doch wenigstens uns dieselben mit einer gewissen Lebhaftigkeit einzubilden. Dieß geschieht unwillkührlich und in dem Verhältnisse mehr oder weniger, je mehr oder weniger die Beschaffenheit,

gegen die moralische Güte eines Menschen werden wir in einem gewissen Grade mißtrauisch, wenn wir in ihm auch sogar dasjenige Maaß von Vollkommenheit des Erkenntnißvermögens vermissen, ohne welches sich moralische Güte gar nicht zweckmäßig äußern kann.

2) Der Ausdruck von Größe, von Umfang des geistigen Blicks, mit dem Ausdrucke der Leichtigkeit, Lebhaftigkeit und Schnelligkeit der Vorstellkraft verbunden, muß die Wirkung der

---

welche sich ausdrückt, wichtig und der Ausdruck selbst auffallend ist. Warum ist in einem fröhlichen Zirkel der Anblick eines Mannes, in welchem sich ein herrschender Geist des speculativen Denkens ausdrückt, immer lästig? Nur deßhalb, weil er die frohe Stimmung eines Jeden, der ihn betrachtet, wenigstens auf einen Augenblick unterbricht, und selbst den geistlosesten Gesellschafter zwingt, auf eine kleine Weile zur Unzeit und invita minerva tiefsinnig zu werden.

Schönheit erhöhen; denn außerdem, daß jener Ausdruck das leichte Spiel der Gemüthskräfte des Betrachtenden nicht stöhrt, gewinnt dadurch der Ausdruck der moralischen Liebenswürdigkeit des Mannes ungemein. *)

3. Der Ausdruck eines leichten und lebhaften Spiels der Phantasie erhöht ebenfalls in jeder Rücksicht die Wirkung eines schönen männlichen Kopfs. Erstlich harmonirt jener Ausdruck

---

*) Den Frauen ziemt dieser Zug nicht, ich will sagen, er nimmt sich in der weiblichen Gestalt nicht gut aus. Charakteristischer für sie ist eine angenehme edle und geistreiche Beschränkung des Blicks auf die Sphäre ihrer Weiblichkeit. Ein Frauenzimmer von vielbefassendem Blicke, welcher einen weitverbreitenden Geist ankündigt, spielt in das Männergeschlecht, und ist insofern Karrikatur, wie es gegenseitig der Mann ist, dessen niedliche Blicke unablässig Eingriffe in die Sphäre der Weiblichkeit drohen.

und die dadurch in dem Betrachtenden erfolgende Stimmung vollkommen mit dem, durch die schöne Form selbst entstehenden Spiele seiner Gemüthskräfte, dann wird auch dadurch der moralische Ausdruck um vieles erhöht. Sittliche Güte kann sich, wenn sie von einer lebhaften Phantasie unterstützt wird, vorzüglich in Beziehung auf das andre Geschlecht, um so liebenswürdiger äußern. Die Geschlechtssympathie steht in sehr nahem Bunde mit der Phantasie, und die süßesten Reize der Liebe zwischen beyden Geschlechtern rühren von ihr her.

4) Dieß gilt, und gilt noch weit mehr von dem Ausdrucke der Schwärmerey, welche nur ein besonders hoher Grad von Selbstthätigkeit der Phantasie ist, verbunden mit einem herrschenden Hange sich ihren Bildern hinzugeben. Der Ausdruck des Schwärmerischen interessirt vorzüglich, weil er dem Betrachtenden selbst eine, wenn auch noch so flüchtige Stimmung zu jenem

angenehmen Gemüthszustande mittheilt, und der Zug von Liebe, der mit ihm verknüpft ist, nahe mit dem Ausdrucke einer feinen Sympathie verwandt ist. Oft führt auch der Anblick des schwärmerischen Ausdrucks einen gewissen sanften Reiz des Geheimnißvollen mit sich, welcher außerordentlich anzieht. Der Betrachtende ahndet in der Seele desjenigen Wesens, welches mit jenem Ausdrucke erscheint, einen Reichthum schöner und interessanter Bilder und Gefühle.

Allein wenn der Ausdruck dieser Schwärmerey sich in herrschender Abwesenheit des Geistes verliert, so stöhrt er die Wirkung der Schönheit; denn erstlich versetzt der Anblick dieses Ausdrucks den Betrachtenden in eine Stimmung der Gemüthskräfte, die das leichte Spiel derselben hemmt, er kann ihn nicht ansehen, ohne sich unwillkührlich gedrungen zu fühlen, sich in den Zustand eines solchen Geistes hineinzudenken, wel-

ches mit Anstrengung verbunden ist. Dann stöhrt auch dieser Ausdruck den moralischen Ausdruck des schönen Kopfes und seiner Wirkung auf den Betrachtenden. Einmahl hat jener Ausdruck etwas Egoistisches, grenzt an Selbstsucht und Mangel an Sympathie; *) dann trauen wir auch einem Geiste, der einer solchen Abwesenheit fähig ist, nicht diejenige Herrschaft über sich selbst zu,

---

*) Ueberhaupt hört jede Gesichtsbildung auf liebenswürdig zu seyn, welche einen Geist ankündigt, dessen herrschender Hang es ist, sich über die wirkliche Welt zu erheben, um in der Sphäre des Möglichen einheimisch zu werden. Unser Gefühl fordert von einem Menschen, der unserm Herzen werth seyn soll, daß ihn die Welt, die uns umgiebt, interessire; ist es einem Menschen habituell, sich der Vorstellung derselben zu entziehen, so gehört er in eine andre Welt, unser Gefühl erkennt in ihm keinen Menschen, wir fühlen uns nicht mit ihm verwandt.

welche zur sittlichen Güte gehört. Ist vollends der Ausdruck von Schwärmerey so beschaffen, daß er leidenschaftliche Empörungen des Gemüths ankündigt, so vernichtet er beynahe alle Wirkung der Schönheit. Der Betrachtende wird durch ihn unfähig gemacht, dasjenige leichte Spiel der Gemüthskräfte zu unterhalten, welches außerdem die Form bewirken würde. Dann verliert offenbar dadurch der Ausdruck der moralischen Liebenswürdigkeit des Mannes.

So lange der Schwärmerische uns nur als ein Wesen erscheint, welches seine Reverieen unterhält und liebt, kann er uns liebenswürdig seyn; so bald wir aber ahnden müssen, er sey fähig, auch nach ihnen zu handeln und zwar leidenschaftlich zu handeln, so wird er uns gewissermaaßen furchtbar. Ueberdem grenzt auch der physiognomische Zug dieses Grades von Schwärmerey an den physiognomischen Zug der Verrückung.

Daß übrigens die Frauen die Wirkungen des physiognomischen Ausdrucks einer so ausschweiffenden Schwärmerey im Kopfe eines Mannes weit empfindlicher fühlen, als die Männer, läßt sich leicht begreifen. Im Allgemeinen hängt ihr Herz mehr an der wirklichen Welt, als das der Männer, und ihre Bestimmung bringt es mit sich, daß sie einen regen und wachen Sinn für die Gegenwart haben, und sich auch für kleine unbedeutend scheinende Verhältnisse derselben mit einer gewissen Lebhaftigkeit interessiren. Sie können eine ganz gleiche Anhänglichkeit an Welt und Gegenwart vom Manne nicht fordern; allein eben so wenig kann sie einen Mann anziehen, dessen Gesichtsbildung einen kalten, einsam in sich verlohrnen Fremdling in der wirklichen Welt ankündigt. Sie ahnden, daß ein Mann von solcher Geistesstimmung kein Weib durch innige Theilnahme und Gemeinschaft der Herzen befriedigen könne; ihr Gefühl verur-

theilt ihn also als ein entartetes Kind der Natur. Sie sind dazu vollkommen befugt. Denn mit Recht legen sie ihrem Urtheile über die Männer, als Maaßstab, die Frage unter: ob und in wiefern wohl ein Weib durch innige physische und sittliche Gemeinschaft mit diesem oder jenem Manne glücklich seyn könne oder nicht. Und dieses Prinzip schwebt ihnen auch, obwohl oft nur dunkel vor, wenn sie über die Form einer männlichen Gesichtsbildung urtheilen.

Ich ziehe allem bisher Gesagten zu Folge das Resultat: Wenn natürlich gebildete und mit einem wohlgestimmten feinem Gefühle begabte Frauen über die Ausdrücke von Geist, welche zur Schönheit eines männlichen Kopfs wesentlich gehören, und über jene, die sie erhöhen, urtheilen, so liegt ihren Urtheilen die Idee der Geschlechtsbestimmung des Mannes zum Grunde, und ihr allgemeines Prinzip kann kein andres seyn, als das: Je mehr eine gewisse

Vollkommenheit des Geistes dazu beyträgt, den Mann im höchsten Grade fähig zu machen, seine höhern Pflichten gegen unser Geschlecht auf eine leichte, glückliche und liebenswürdigere Weise zu realisiren; um so vollkommner harmonirt der physiognomische Zug, der sie ausdrückt, mit den übrigen Erfordernissen zu einer schönen Gesichtsbildung.

Dieses Prinzip wird schwerlich ein gleich natürlich gebildeter Mann in Anspruch nehmen. Ueberzeugt davon, daß beyde Geschlechter für einander da sind, und ein Geschlecht das andre durchaus auf sich beziehen muß, um richtig darüber zu urtheilen, wird er den Frauen die entscheidende Stimme über jenes Problem sehr gern zugestehen, und die seinige der ihrigen unterwerfen.

Es giebt indessen noch einige andere Ursachen, weßhalb Frauen ein feineres und reizbareres Gefühl für die Harmonie und Disharmonie physiognomischer Ausdrücke von Geist mit der Schönheit in den Köpfen der Männer besitzen, als die Männer selbst. Die Frauen sind überhaupt von Natur fähiger, als wir, die Wirkung des Schönen rein aufzufassen, und jene sanfte Stimmung zu einer geistvollen Ruhe zu unterhalten, die damit verknüpft ist. Der Mann ist gewöhnlich entweder zu kalt oder zu feurig, um diese Situation in sich entstehen zu lassen, oder sie ununterbrochen und nicht verunreinigt fortzusetzen. Dann hängen die Frauen auch weit mehr von ihren bloßen Gefühlen ab, während die Männer gewöhnlich dem Gefühle durch Ideen zuvorkommen. Dieß hat Einfluß auf die Beurtheilung der Formen. Die Frauen finden gewisse physiognomische Züge an übrigens wohlgebildeten Köpfen widrig, weil sie sich bloß dem

Eindrucke derselben hingeben, und sich die Vorstellungen dunkel oder doch nur klar vorschweben lassen, die die Züge erregen. Die Männer fassen sie gewöhnlich zugleich mit der vollen Selbstthätigkeit ihrer Denkkraft auf, und unterdrücken durch Räsonnement das unangenehme Gefühl, welches sie außerdem erregen würden. Die Urtheile der Frauen sind aus diesen Ursachen in den meisten Fällen wahrer und reiner als die der Männer.

Es dürfte für den Erzieher eine nicht ganz unwichtige Frage seyn: ob man wohlthue, den Sinn der Mädchen für Schönheit männlicher Formen zu einer solchen Reinheit und Zartheit zu bilden, welche durch jeden Zug gereizt wird, welcher mit dem Gefühle der Schönheit nicht harmonirt, ob es nicht vielleicht heilsamer sey, der Verfeinerung jenes Sinnes entgegen zu arbeiten? — Was die Natur ursprünglich in den Geist und das Herz eines Mädchens gelegt hat,

entwickelt sich von selbst, und eine weise Erziehung muß die Ausbildung davon befördern; die Unterdrückung einer wesentlichen Anlage des weiblichen Charakters kann in keinem Falle nützlich seyn. Und, was für eine schöne Anlage ist nicht jene Zartheit und Reinheit des Gefühls für Schönheit der Gesichtsbildungen? Wie genau hängt sie zusammen mit der Bestimmung des Weibes und seinem Verhältnisse zum andern Geschlechte? Wie innig verwandt ist sie mit dem moralischen Gefühle selbst?

Fürchte man nicht, daß die sittliche Güte des Mädchens unter der Ausbildung derselben leide, daß der Geschmack auf Kosten des Herzens gewinne. Je reiner und zarter eine weibliche Seele das wahre Schöne auffaßt, um so lautrer wird auch ihr moralisches Gefühl seyn, wenn ihm nur sonst keine Hindernisse entgegen stehen. Nie ist noch ein junges Frauenzimmer durch Läuterung seines Geschmacks verführt worden,

aber viele haben dadurch eine Delicatesse gewonnen, die sie vor den Lockungen der Wollust schützte. Lasse man sie denn immer die Antinous, Ganymedes und Apollos der Vorwelt studieren, die Schönheit selbst wird die Beschützerin ihrer Unschuld seyn.

Ich kehre nach der Episode des vorigen Abschnittes zu dem Hauptgegenstande zurück.

Mann und Weib sind nach Körper und Geist auf einander berechnet, um in der innigsten, edelsten Gemeinschaft die Gattung fortzupflanzen. Auf der einen Seite erscheinen sie als gesonderte Individuen, auf der andern, als ein Wesen, in welchem zwey Personen geeint sind. Der Körper des Mannes entspricht dem Körper des Weibes, so daß man von dem des einen, nur durch Beziehung auf den des andern, eine vollständige Idee bekommt. Derselbe Fall ist es mit den eigenthümlichen geistigen Anlagen und Kräften

beyder; sie sind, für sich und isolirt betrachtet, unbegreiflich, vollkommen evident, wenn man sie zusammen hält, und als ein Ganzes betrachtet, dessen Theile in einander zu einem Zwecke passen sollen. Betrachtet der Mann sich allein, so fragt er, warum bin ich der Starke in der Schöpfung, warum besitz' ich den hohen, weitaussehenden Geist? Warum bin ich der standhafte Bekämpfer drohender Gefahren? Warum ward mir dieß unerschrockene, in tausend Fällen unerweichliche Herz? Und betrachtet das Weib sich im einzelnen: so fragt sie: warum mußt' ich das schwächere Wesen werden, warum mir diese zarten Nerven, und diese für Thränen gleichsam gewebten Augen? Warum mir dieser sanfte Drang nach Liebe, die immer sucht, und nie genug findet? Die Räthsel lösen sich, wenn sie sich finden und erkennen, wenn sie fühlen, daß sie Eins seyn sollen, und die Ordnung der Natur und der Gottheit verstehen.

Und dieß geschieht ohne ihr Zuthun, gleichsam in einem leichten Traume.

„Gott der Herr ließ einen tiefen „Schlaf fallen auf den Menschen, „und er entschlief. Und nahm sei„ner Ribben eine und schloß die „Stätte zu mit Fleisch. Und Gott „der Herr bauete ein Weib aus der „Ribbe, die er von dem Menschen „nahm, und brachte sie zu ihm. — „Da sprach der Mensch: das ist doch „Bein von meinen Beinen, und „Fleisch von meinem Fleisch. Man „wird sie Männin heißen, darum, „daß sie vom Manne genommen „ist. Darum wird ein Mann sei„nen Vater und seine Mutter „verlassen, und an seinem Weibe „hangen, und sie werden seyn ein „Fleisch. Und sie waren Beyde

„nackend, der Mensch und sein
„Weib; und schämten sich nicht.“

Wer versteht nicht sogleich den Sinn dieser ehrwürdigen Erzählung. Kann man die Wahrheit, daß Mann und Weib an Körper und Seele einander gegenseitig entsprechen, für einander da, und mit einander Eins sind, kann man sie schöner versinnlicht vorstellen, als wenn man aus des Mannes Fleische das Weib hervorgehen läßt? Und kann man die instinktartige Anerkennung der Geschlechter, und das wunderbare Wirken der Geschlechtssympathie rührender ausdrücken, als es hier geschieht? Dem schlafenden Urmenschen schafft die Gottheit aus seinem eignen Wesen seine Gehülfin, d. h. die Sache des Geschlechts ist ein tiefes Geheimniß, ein uns verborgnes Werk der Gottheit; Gott führt sie ihm selbst zu, er erwacht, und erkennt sie, d. h. unbegreifliche Bande führen Mann und Weib einander entgegen,

es ist gleichsam ein Erwachen von tiefem Schlafe, wenn ohne Schlüsse, durch eine Offenbarung, für deren Nennung die Sprache zu arm ist, der Mann das Weib als die Seine fühlt, und mit diesem Gefühle zugleich auch die Pflicht ewiger Treue fühlt. Sie waren nackend und schämten sich nicht; fühlten, daß sie eines dem andern zugehörten, so hatten die Unschuldigen unter sich keine Verborgenheit. — —

Die Weltweisen sprechen so viel von angebohrnen Begriffen; mich befremdet, daß keiner je von einem, der Seele des Mannes angebohrnem Begriffe des Weibes, und einem der Seele des Weibes angebohrnem Begriffe des Mannes sprach, keiner von einem, beyden gleich angebohrnem Begriffe einer innigen genußvollen Gemeinschaft. Dichter haben darauf hingedeutet, und vielleicht darin nicht gedichtet. Ob sich wohl die Deutschen noch des ersten Schiffers vom unsterblichen Geßner

erinnern. Ich wage es darauf, von manchem belacht zu werden, und bediene mich einer Scene daraus, die man vormals für eins der ersten Stücke aller klassischen Dichter hielt.

Einsam und abgeschieden von der ganzen übrigen Menschenwelt ist auf einer wüsten Insel Melida an der Seite ihrer Mutter aufgewachsen; sie weiß nichts von Menschen außer ihnen, nichts von einem andern Geschlechte, die besorgte Mutter verbirgt ihr das traurige Geheimniß ihres Schicksals und die Bestimmung ihres Geschlechts. Aber was die besorgte Mutter verbirgt, offenbart in starkem Verlangen und rührenden, obwohl nur dämmernden Ahndungen dem Mädchen die Natur selbst. Sie sieht rings umher die Geschöpfe sich mehren,

„Warum bleiben wir zwey, fragt
sie; „immer nur zwey?"

Sie bemerkt das Nisten der Vögel, und findet die Jungen in den Nestern.

„O, wenn ich einmahl, seufzt sie: so „kleine Menschen fände, die auf „die oder irgend eine andre Art „entstanden oder ausgebrütet wä= „ren! Götter, wie wollt' ich sie „pflegen, wie wollt' ich sie lie= „ben!“

Mit schwärmerischem Hinstaunen sieht sie die geselligen Spiele der Thiergeschlechter.

„Wenn unsrer mehrere wären, ruft sie der Mutter zu: wie entzük= „kend würd' es seyn, wenn wir „mit vereinten Kräften uns be= „mühen würden, dich zu erfreuen. „Ach, wenn auch nur Eins, nur „Eins noch wäre! Jemand, der „jede meiner kleinen Freuden mit „mir theilte, der immer an mei= „ner Seite wäre, der — — Ach!

„es ist — — Mein Herz liebt dich
„über alles, aber es ist, als wenn
„noch mehr Liebe da wäre, Liebe
„für etwas, das ich nicht finde
„und nicht kenne.“

Hat der große Mahler der Natur hier wahr gezeichnet, oder täuscht er uns durch Züge, die ihm nur seine exaltirte Phantasie eingab? Wir dürfen nur auf das Wesen des Mannes und Weibes nach ihrer ursprünglichen Anlage zurückgeben, um über die Wahrheit jenes ganzen Gemähldes, aus welchem die Züge entlehnt sind, keines Zweifels mehr fähig zu seyn.

Ist die ganze Geschlechtsordnung unter den Menschen auf Fortpflanzung der Gattung durch Gemeinschaft angelegt, ist die Natur des Mannes auf die Natur des Weibes, und die des Weibes auf jene des Mannes berechnet, so muß mit der Entwickelung der männlichen Kräfte,

die Vorstellung von einem Etwas*) erwachen, dessen der Mann bedarf, weil seine ganze Natur sich darauf bezieht, und auf gleiche Weise muß mit der Entfaltung der weiblichen Anlagen, die Vorstellung eines Etwas hervorgehen, dessen das Weib bedarf, und worauf ihre ganze Natur gerichtet ist. Leise und dunkel nur regt sich natürlich anfangs diese Vorstellung in der Seele des Mannes und des Weibes, aber sie dämmert allmählig mit den reifenden Trieben auf. Eine wunderbare, in ihrer Art einzige Vorstellung;

---

*) Ich bin nichts weniger, als ein Verschwender von dunkeln Vorstellungen; allein in dem gegenwärtigen Falle, in der Erforschung der Möglichkeit der anziehenden Kraft der Geschlechter kommt man ohne sie nicht aus. Wer sich davon nicht überzeugen kann, der denke sich das allererste Paar, welches der Geschlechtstrieb an einander zog, und versuche sich es zu erklären.

dem Scheine nach völlig leer und unbestimmt, und doch in der That inhaltreich, in ihren Wirkungen unverkennbar. So viel ist gewiß, daß sie in ihrer höchsten Aufklärung ein menschliches Wesen ausdrückt, an Leib und Geist zweckmäßig gebildet, um durch irgend eine Art inniger Vereinigung dem entgegenstrebenden Triebe des andern volle Gnüge zu leisten.

Dieser Trieb ist aber nicht bloß thierisch, er ist thierisch-sittlich. Das Wesen sehnt sich nach einem Mitwesen, welches zugleich gewisse körperliche Reize, die sich in ihm regen, stille, und zugleich seinem Verlangen nach der innigsten Gemeinschaft der Geister und Herzen genug thue. Zahllose Ahndungen begleiten diese Sehnsucht, Ahndungen, die das Wesen sich selbst nicht klar entwickeln kann, die aber eben deßwegen seine ganze Seele mit Wollust und Wehmuth erfüllen, weil das geheimnißvolle Dunkel, welches sie umringt, auf eine wahrhaft zauberische Weise das

Spiel der Phantasie weckt. Mit rührender Wahrheit drückt Geßner diese Stimmung aus: Mein Herz, sagt Melida zu ihrer Mutter, liebt dich über alles, aber es ist, als wenn noch mehr Liebe da wäre, Liebe für etwas, das ich nicht finde und nicht kenne.

So dunkel diese Sehnsucht, und so dunkel alle damit verknüpften Ahndungen, so sind sie es dennoch, welche die Geschlechter an einander ziehen, und es vermitteln, daß der Mann das Weib und das Weib den Mann anerkennt, daß das Eine die Fülle seiner Glückseligkeit in dem andern sucht. Melida erblickt den Jüngling, den die Götter der Verlaßnen zum Retter senden, eine nie gesehene, ihren Augen fremde Gestalt; ihren Augen fremd, aber nicht ihrem Herzen; sie steht unbewegt, ihre Blicke gefesselt an die willkommne Erscheinung; jetzt spricht sie: O, die Götter haben meine Wünsche erhört,

diese schöne Gestalt haben sie mir zur Gesellschaft geschaffen.

In einem natürlichen Zustande der Menschheit würde dieses schöne Moment der Erkennung aus dem Innern jedes Jünglings und Mädchens selbst hervorgehen. Irgend einmahl würde sich in ihm zuerst, aus eigner Kraft das Urtheil erheben, daß die Geschlechter für einander da sind, um in Gemeinschaft für die Fortdauer der Gattung zu arbeiten; sie würden mit Melida sagen: Eine von diesen schönen Gestalten haben die Götter mir zur Gesellschaft geschaffen. Allein unsere Jugend kommt der Natur zuvor; ehe die Stimme dieser sich im Innern erheben kann, haben dem unzeitigen Wesen schon tausend Stimmen von außen die Sache des Geschlechts offenbart, und ein Geheimniß profanirt, dessen Kundmachung sich die Natur selbst vorbehalten hatte. Wie viel verliert nicht die Menschheit dadurch! Wie viel Scenen stiller

Entzückung geben für Jüngling und Mädchen verlohren! — Es giebt keine Jugend mehr, möchte man seufzen, ihre köstlichsten Reize sind verschwunden, man hat Mittel gefunden, ihre Seele zu tödten. — Oder schwärm' ich vielleicht, nenne Hirngespinste Natur? — Nein, es war eine Zeit, wo sich in dem Menschen die Gefühle der Liebe allmählig entwickelten, wie die Röthe des Morgens aus dem Dunkel der Nacht. Der erste Schimmer war jenes selige Moment, wo das Herz zum erstenmahle ein andres Herz du nannte, wo es sich selbst sagte, daß es nicht allein sey, daß es auch an der Kette halte, die die Geschlechter mit süßem Zwange verbinden. Was damals freye stille Gefühle dem Herzen offenbarten, ist jetzt eine nackte Alltagsgeschichte worden, von welcher die Buben der Caffe plaudern. —

Es ist keine leichte Frage: wo die Periode angehe, in welcher der Mensch der Liebe fähig wird. Mir scheint, man setze den Anfang nicht zu früh, wenn man ihn in dem Zeitpunkte annimmt, wo der veredelte Geschlechtstrieb seinen Gegenstand anerkennt, und lebhaft bestrebt ist, durch innige Gemeinschaft sein Bedürfniß körperlich und geistig zu befriedigen. Im ersten Aufglimmen wirkt sie in dunkeln Ideen, das Wesen kann sich selbst nicht Rechenschaft über seinen Zustand geben, es genießt ihn wie im Traume.

Liebe des Geschlechts ist das Verlangen, sich mit einem Wesen des andern Geschlechts zu dem Zwecke einer der Menschheit würdigen Befriedigung des Geschlechtstriebes körperlich und geistig zu vereinigen. Das Physische der Liebe ist sich bey Mann und Weib im Allgemeinen gleich; das Geistige der Liebe ist sich, den moralischen Prinzipien und dem Zwecke für die Menschheit nach, ebenfalls gleich, aber gar sehr verschieden in Rücksicht auf die Gefühle, Bestrebungen, Gesinnungen und Handlungen, welche jenen Prinzipien und jenem Zwecke gemäß, in der Seele des Mannes und des Weibes hervorgehen, verschieden in Rücksicht der aesthetischen Beurtheilung des Gegenstandes der Liebe, *)

*) Die Urtheile des Mannes über die Wohlgestalt des Weibes hängen außer den allgemeinen Prinzipien des Geschmacks von der Idee der Bestimmung des

verschieden endlich in Rücksicht des Spiels der Einbildungskraft, zu welchem das Wesen durch seine Neigung bestimmt wird. *) Diese Verschiedenheit zeigt sich schon bey dem ersten Beginnen der erwachenden Liebe des Mannes und des Weibes. Mann und Weib, beyde verlangen,

---

Weibes ab, so wie gegenseitig die der Frauen über Wohlgestalt der Männer, von der Idee ihrer Bestimmung.

*) Diese Verschiedenheit hängt ab: 1) im Allgemeinen von den besondern Eigenthümlichkeiten der Phantasie jedes Geschlechts; 2) von der besondern Bestimmung eines jeden, in Beziehung auf den Geschlechtstrieb, und die Fortpflanzung der Gattung. Die Phantasie des Mannes ist feuriger, die des Weibes sanfter. Der Mann schwärmt sich die künftige Gattin in der Mitte lieber Kinder, das Weib bildet sich den Mann etwa in Situationen, wo er alles aufopfert, um sie zu schätzen.

streben, und fühlen während dieses Zeitpunktes gleichsam in Dämmerung, aber ein andres Dunkel umhüllt die Seele des Mannes, ein andres die des Weibes. Der Mann verliert sich in gewissen eignen Ahndungen, das Weib desgleichen, dem Manne lichten sich allmählich gewisse eigne Ansichten und Aussichten auf, nicht minder dem Weibe.

Je vollkommner Mann und Weib die eigenthümlichen körperlichen und geistigen Anlagen ihres Geschlechts besitzen, um so mehr sind sie der Liebe fähig,*) und jemehr die Individuen eines Geschlechts ihre Ideen von dem physischen und geistigen Charakter des andern Geschlechts entwickeln, vervollständigen und beleben, um so

*) Je mehr der Mann Mann ist, um so mehr Liebe zum Weibe. Je mehr das Weib Weib ist, um so mehr Liebe zum Manne.

stärker und und dringender wird ihr Verlangen nach der innigsten körperlichen und geistigen Vereinigung. Das Physische der Liebe bedarf freylich an und für sich allein keiner besondern Verdeutlichung der sich darauf beziehenden Begriffe, aber unleugbar das Geistige und besonders das moralische der Liebe. Ich möchte sagen, es sey der wahren Liebe, dem sittlich veredelten Geschlechtstriebe eigen, daß die physischen Begriffe von der Befriedigung dieses Triebes in dem Maaße in Schatten zurück treten, als sich die sittlichen Ideen in der Seele des Liebenden zur Klarheit erheben.*)

Die ächte Liebe ist mit der Wollust eben so wenig zu verwechseln, als mit der Freund-

*) Ich kann nicht leugnen, daß ich an eine Liebe zwischen beyden Geschlechtern glaube, bey welcher jede physische Rücksicht verschwindet.

schaft gegen das andre Geschlecht. — Die Wollust macht das Physische des Geschlechtstriebes allein herrschend, und versenkt die moralischen Beziehungen in Schatten, oder unterdrückt sie ganz. Die Freundschaft ist von dem Physischen des Geschlechtstriebes ganz unabhängig, und besteht im Verlangen nach der sittlichen Vereinigung, und dem Genusse derselben.

Wenn in dem über die geistigen Anlagen des andern Geschlechts aufgeklärtem Menschen die Liebe herrscht, so verlangt er nach einem Wesen von diesem Geschlechte, welches die ihm eigenthümlichen Tugenden in sich vereinige; der Mann nach einem Weibe, ausgestattet mit allen edlen und schönen Gaben, welche die Natur ihrem Geschlechte verlieh, das Weib nach einem Manne, in welchem sich jeder Keim ächter männlicher Treflichkeit zu liebenswürdiger Blüte ent-

wickelt hat. Dieses Verlangen bezieht sich nicht auf einen flüchtigen, sondern auf einen dauernden Genuß, nicht auf eine oberflächliche, sondern auf die innigste mögliche Gemeinschaft. Beyde Individuen der entgegengesetzten Geschlechter wollen einander geistig durchdringen, streben sich eines in dem lebendigen Gefühle der Vollkommenheiten des Andern zu verlieren, und im gegenseitigen Genusse ihrer Treflichkeit gleichsam zu verschmelzen. Sie wollen Eins werden, Eins, wie es nur immer Menschen durch das Feuer jenes Mitgefühls werden können, welches die unsichtbare geistige Vermählung der Geschlechter vermittelt.

Die männliche und weibliche Vollkommenheit erscheint in den einzelnen Individuen auf unendlich mannigfaltige Weise entwickelt und ausgedrückt. Das Individuum sieht mit frohem Staunen in dem unermeßlichen Schauplatze der

Schöpfungen der Natur umher, und während es sich in der Betrachtung dieses Reichthums an allen Formen sittlicher Güte und Liebenswürdigkeit unter den Geschlechtern verliert, bemächtigt sich seines Herzens die Ahndung, es möge auch wohl ein Wesen des andern Geschlechts geben, ganz so geschaffen, um mit ihm in die innigste Harmonie treten zu können. Die Vernunft unterstützt diese Ahndung, indem sie es als ein Erforderniß einer zweckmäßigen Welt darstellt, daß die Individuen eines Geschlechts, Individuen des andern treffen, mit denen sie sich zu jener innigen Gemeinschaft verbinden können, welche das feurigste Verlangen des Menschen in der Blüte des Lebens ausmacht. Die Phantasie versäumt nicht, der Vernunft mit einem reizenden Gemählde entgegen zu kommen; dem entzückten Jünglinge schwebt das Bild seiner künftigen Geliebten vor, und mit süßer Schwärmerey sieht das Mädchen ihren künftigen Liebling.

Mann und Weib besitzen, wenn ihre Ideen über die physischen und sittlichen Verhältnisse der Geschlechter entwickelt und aufgeklärt sind, gedoppelte Ideale von dem andern Geschlechte: ein allgemeines und ein individuelles; das allgemeine stellt das vollkommenste mögliche Wesen des andern Geschlechts überhaupt vor; das individuelle dasjenige, welches für das bestimmte Individuum zum Genusse der Liebe das vollkommenste mögliche ist.

Bey beyden Idealen sind die Vorstellungen von der moralischen Treflichkeit überhaupt, und der moralischen Harmonie der Charaktere, die hellsten und herrschenden Züge; allein die bildende Phantasie und der Geschmack geben ihre Rechte auch nicht auf, nur daß sie sich mit der Vernunft einzuverstehen wissen, und die Ideale in Formen erscheinen, in denen sich das Sittliche auf liebenswürdige Weise ausdrückt. Der

Philosoph begegnet hier mit seinen ernsten Erforschungen den reizenden Gemählden gefühlvoller Dichter, welche über diesen Gegenstand sangen, und findet seine Wahrheiten in den geistreichen Formen und dem feurigen Colorit ihrer Phantasie verherrlicht wieder.

Wenn ein Individuum dasjenige Wesen des andern Geschlechtes trift, welches seinem besondern Ideale entspricht, so beschränkt sich nun seine allgemeine Geschlechtsliebe auf die Liebe zu diesem einzigen. Es sucht sich ihm immer näher und näher zu bringen, es auf das innigste kennen zu lernen, sich ihm gefällig zu machen, es von seinen guten und edeln Seiten zu überzeugen, und mit seiner Achtung und Gegenliebe das ihm unschätzbare Loos der innigsten Vereinigung zu verdienen. Es leistet nun Verzicht auf alle andre Wesen desselben Geschlechts, und erwartet mit Zuversicht und brennender Sehnsucht die Fülle

seiner Befriedigung. Dieß ist der Zustand der Verliebtheit; *) ein Zustand, der den Menschen so wenig entehrt, daß er vielmehr selbst im Plane der Natur liegt.

Der Zustand wahrer Verliebtheit zielt geradezu auf Ehe; denn nur in dieser Verbindung kann der Geschlechtstrieb, vollkommen gemäß der Bestimmung und Würde der menschlichen Natur befriedigt werden, nur in ihr kann der Mensch jene Freuden rein und sicher genießen, welche mit der Veredlung jenes Triebes durch die Natur verknüpft sind.

---

*) Es hängt dem Ausdrucke verliebt so wie dem Französischen amoureux etwas Lächerliches an. Dieß ist ganz falsch, da die wahre Verliebtheit, als fixirte Liebe, eine sehr würdige Leidenschaft ist. Es fehlt ja auch nicht an Wörtern, um unedle Gluten zu bezeichnen, z. B. être coeffé, vernarrt seyn u. a.

Welche Gründe man immer gegen die Natürlichkeit der Ehe anführe, und wie sehr sie sich auch dem Leichtsinne und einer üppigen Leidenschaft empfehlen, sie sind verächtliche Sophistereyen, der Mensch müßte sich vor ihm selbst verbergen, wenn sie wahr wären. Sie könnten es nämlich nur in sofern seyn, als der Mensch keine höhere Bestimmung als die vernunftlosen Thiere hätte, keiner an sich edeln und würdigen Gesinnung fähig wäre. Nicht der Staat, nicht die Kirche haben diese Verbindung eingesetzt, sie ist eine Stiftung der Natur selbst, Mann und Weib sind aus ihren schaffenden Händen gegangen, gebildet zu einer Gemeinschaft von dieser Innigkeit und dieser Dauer, ohne sie würden Mann und Weib räthselhafte widersinnige Geschöpfe seyn.

Man hat so viele Erklärungen der Moralisten über die Ehe, die von einander abweichen; gewiß würde man ihrer wenigere und weniger

widersprechende haben, wenn diejenigen, die über die Ehe philosophirten, sich an moralischer Cultur gleich gewesen wären. Denn hier hat in der That die Sittlichkeit Einfluß auf System und Lehrmeynungen. Die Naturrechtslehrer würden sich ebenfalls weniger gequält haben, um aus einer Menge von möglichen Begriffen der Ehe den wahren auszufinden, wenn sie bedacht hätten, daß im Naturrechte von eigentlicher Ehe gar nicht die Rede ist, und daß der bloß rechtlich handelnde Mensch seinen Geschlechtstrieb befriedigen kann, wie er will, und nur durch die Rechte seiner Mitmenschen beschränkt ist.

Niemand wird sich zu dem richtigen Begriffe der Ehe erheben können, welcher nicht von dem Gedanken der großen Pflichten beseelt ist, welche dem Menschen in Hinsicht seines Geschlechtstriebes, zur Fortpflanzung seiner Gattung obliegen. Wer sich aber über die Vorurtheile

des Volks und der von der Sinnlichkeit herrührenden niedrigen Satzungen thierischer Menschen zu jenem Gesichtspunkte empor geschwungen hat, der wird über seine Mitmenschen trauern, daß sie oft so unsicher und zweifelbaft nach einem Begriffe tappen, den die Natur in ihr Herz gelegt hat. Ehe ist die vollkommenste und des Menschen würdigste Art der Befriedigung des Geschlechtstriebes in physischer und moralischer Hinsicht. Diese Erklärung bestimmt, scheint mir, das Wesen der wahren Ehe so genau, daß man sie nur zu verstehen braucht, um gar nicht weiter zu fragen, ob sie wahr oder falsch sey. Die sittliche Vernunft gebiethet: Menschen, befriedigt euern Trieb durchaus so, daß eure Befriedigung zusammen treffe mit eurer Bestimmung, daß die Cultur und der Wohlstand des Menschengeschlechts dadurch so viel als möglich

befördert werde, daß keine eurer Pflichten durch die Art, wie ihr eurem Triebe Genüge leistet, verletzt werde, vielmehr eure Tugend in jeder Beziehung dadurch gewinne. Ihr seyd bestimmt, die moralische und physische Gesundheit eurer Zeitgenossen und eurer Nachkommenschaft zu erhalten und noch zu erhöhen, ihr dürft also euerm Triebe keine andre Richtung geben, als eine solche, welche mit jener Bestimmung am vollkommensten harmonirt. — Wer wird leugnen, daß in der That die Ehe nach der Form, wie sie in unsern Staaten herrscht, jener Forderung der Vernunft allein und ausschließlich Genüge leiste. Ich würde am unrechten Orte zu weitläuftig werden, wenn ich die Folgerungen ausführen wollte, die sich aus jenem Gebothe der Vernunft ergeben: 1) daß die Ehe nur unter zwey

Personen verschiedenen Geschlechts geschlossen werden dürfe; 2) daß in ihr schlechterdings ein ausschließender Beyschlaf Statt finde; 3) daß ihr Zweck kein andrer sey, als Mitwirkung zur Fortpflanzung der Menschengattung auf die würdigste Weise; 4) daß darin auch enthalten sey die Pflicht gegenseitiger Hülfleistung unter den Gatten und der möglichst zweckmäßigen Erhaltung und Erziehung der Kinder; 5) daß die Gesellschaft der Gatten eine gleiche sey; 6) daß sie auf die ganze Dauer des Lebens gehe. Von jedem dieser Punkte läßt es sich leicht zeigen, daß, wenn er wegfiele, die Ehe nicht die vollkommenste und würdigste Art seyn könnte, den Geschlechtstrieb zu befriedigen.

Wenn ich sage: wo Ehe ist, da ist häusliches Leben, so drücke ich mehr ein Geboth der Moral, als eine Thatsache unsrer wirklichen Welt aus, wo es tausend Ehen ohne häus-

liches Leben für eine Ehe mit häusli=chem Leben giebt.

Häusliches Leben ist das Wirken und Leiden von Gatten und Kindern,*) wiefern es vom Zwecke der Ehe ab=hängt, oder doch nah damit zusammen=hängt. Es befaßt aber alle Pflichten, die aus der ehelichen Verbindung entspringen, die be=sondre Art und Weise, wie man bestrebt ist, ihnen Genüge zu leisten, die Mittel, welche die Gatten für den Zweck ihrer Verbindung in Händen haben müssen, die Glückseligkeit und das Elend, welches darin Statt finden kann. Sagt man, die meisten Ehen beynahe, sind ohne

*) Ein kinderloses Ehepaar befindet sich in keinem häuslichen Leben, so wie überhaupt eine kinderlose Ehe gar keine wahre Ehe, sondern nur eine freund=schaftliche Gesellschaft ist.

alles häusliche Leben, so drückt man damit aus, daß in den meisten der moralische Zweck ganz übersehen wird; mithin die Pflichten, die denselben betreffen, vernachlässigt, die Mittel gar nicht gesucht werden, durch welche allein der Zweck zu erreichen ist; endlich, daß diejenigen Gefühle ganz wegfallen, welche nur allein durch das Bewußtseyn entspringen konnen, man habe den Zweck der Verbindung sittlich rein gefaßt und übe die Pflichten, die den Zweck und die Mittel betreffen, mit Gewissenhaftigkeit und Seelenstärke aus.

Die Fülle aller angenehmen Gefühle, welche das häusliche Leben gewähren kann, ist die häusliche Glückseligkeit. Sie zu mahlen ist Aufgabe für den Dichter. Ich begnüge mich hier nur gleichsam die Grundverhältnisse und ihre charakteristischen Züge in wahren und treffenden Farben darzustellen.

Das Daseyn muß für jedes Menschenwesen an sich schon Werth haben, ohne alle Rücksicht auf die angenehmen Gefühle, welche damit verknüpft seyn können. Tief niedergebeugt von den bittersten Leiden, muß es das Bewußtseyn seiner selbst noch achten, und vor dem Wunsche, lieber nicht gewesen zu seyn, als vor einem Frevel zurückschaudern. Allein wenn das Leben für uns Werth haben soll, so muß mit diesem Daseyn ein Genuß wahrhaft edler angenehmer Empfindungen verknüpft seyn, und ein Leben ist glückselig, wenn der Mensch mit dem Maaße solcher Gefühle, welches ihm wird, zufrieden ist.

Die Zufriedenheit des Menschen hängt zugleich auch von seinem ihm eigenthümlichen Charakter, von der individuellen Richtung und Stimmung seiner Triebe ab. Eben deßhalb läßt sich ein allgemeiner Maaßstab der irrdischen

Glückseligkeit schwerlich geben, schwerlich der höchste Grad von möglicher Gnüge für den Menschen bestimmen. Doch dürfte ich kaum glauben, Widerspruch zu finden, wenn ich behaupte, daß ein Mensch dann im höchsten Grade irdisch glückselig ist, wenn er die Zwecke, die er als sittliches und Naturwesen zugleich hat, in Verknüpfung mit einer Summe angenehmer Gefühle erreicht, von welcher er, nach seinem Bewußtseyn selbst zugestehen muß, daß sie seine Würdigkeit übersteigt. Ueber diesen Grad hinaus wäre ein Wunsch Verbrechen; wen der Adel seiner Seele und die Güte der Natur zu ihm erhoben hat, der kann im Tode der Erde und dem Leben frohes Lebewohl sagen. Daß so wenige Menschen diesen Grad gewinnen, davon liegt nur zu oft der Grund in ihrer übertriebenen Schätzung ihres eigenen Werthes; denn die Wenigsten wissen, welche innige Bande Demuth und Glückseligkeit verknüpfen.

Mann und Weib erstreben in der Sphäre ihrer ehelichen Gesellschaft einen und denselben Zweck. Der Mann erstrebt ihn männlich, und das Weib weiblich, während zugleich beyde gegenseitig ihre Regungen und Gefühle mitempfinden.

Wenn sind sie denn nun glückselig? — Ich möchte es kurz beantworten: sie sind es, wenn jedes mit sich selbst, eins mit dem andern, und die Natur mit beyden Eins ist. Täusche ich mich nicht, so liegen die Elemente aller häuslichen Glückseligkeit in diesen Worten.

Jedes muß mit sich selbst eins seyn, und dieß ist es, wenn es den Zweck der Natur in der Anordnung der Geschlechter zu seinem eignen macht, wenn alle seine Bestrebungen, alle seine Gefühle auf jenen Zweck gerichtet

sind. Wenn der Mann im vollen Sinne des Wortes Mann ist, und Mann für sein Weib, das Weib im vollen Sinne des Wortes Weib und Weib für ihren Mann, dann sind sie, was sie seyn sollen, in ihrem Innern keine Zwietracht, durchaus herrscht darin jenes süße Selbstgefühl, welches den Menschen begleitet, wenn er, treu der Natur, seiner Bestimmung als Mensch sich nähert.

Eins muß mit dem andern Eins seyn. Nicht genug, daß sie einen gemeinschaftlichen Zweck haben, ihre Charaktere müssen sich gegen einander harmonisch stimmen, die eigenthümliche Männlichkeit des Mannes muß mit der Weiblichkeit seiner Gattin zu einem schönen Ganzen zusammentreffen, das Herz keines von beyden muß ein Interesse für sich allein mehr haben, an keinem Gute für sich allein mehr hangen, die Leben beyder Herzen müssen einan-

der entgegenschlagen, und unter dem sanften Feuer der Liebe und Sympathie gleichsam zu einem Gemeinleben verschmelzen, wo jedes Wesen sich, seiner selbst vergessend, dem Andern für immer hingiebt.

Die Natur muß aber auch mit beyden Eins seyn; sie muß ihnen die Güter nicht versagen, auf welche sich alle wahre Liebe zunächst bezieht, Güter, welche der Mensch weder erflehen noch erzwingen, sondern nur dankbar von ihrer freyen Gunst annehmen kann.

Das edelste dieser Güter machen Kinder aus; sie sind, was auch entartete Menschen sagen mögen, die Hauptpartie im Gemählde des häuslichen Lebens, und eine Ehe ohne Kinder ist ein bloßer Freundschaftsbund. Kinderlose, aber den natürlichen Empfindungen des menschlichen Herzens treu gebliebene Gatten

fühlen deßhalb ein Bedürfniß, Kinder zu sich zu nehmen, und mit aller Wärme elterlicher Liebe für sie zu sorgen. Das Glück, welches ihnen die Natur versagte, ersetzen sie durch Illusion. — (Menschen, welche in gleicher Situation keine Regung dieses Bedürfnisses fühlen, sollten sich wenigstens dessen nie rühmen, wie man so oft in der menschlichen Gesellschaft hören muß. Sie bilden sich ein, Erhabenheit des Charakters zu zeigen, indem sie sich mit Verzichtleistung auf natürliche Gefühle brüsten: allein genauer betrachtet zeigen sie eine sehr niedrige Unmenschlichkeit.)

Kalt und trocken ist alles, was die Spekulation über die Gefühle eines Vaters und einer Mutter, in Beziehung auf ihre Kinder sagen kann. Vergebens versucht die Philosophie ihre zergliedernde Kraft an jenem Geheimnisse irrdischer Seligkeit; sie ehrt die Natur in der That

besser, wenn sie die Werkzeuge der stolzen Vernunft demuthsvoll an ihrem Altare niederlegt.

Innigst überzeugt davon, kann ich doch Eines nicht zurückhalten, daß mir die Neigungen und Gefühle der Eltern in Beziehung auf ihre Kinder und ihre Schätzung des Glücks, sie zu besitzen, von sehr ungleichem Werthe scheint, und daß nur Wenige dieser Quelle reiner und edler Glückseligkeit vollen Genuß abzugewinnen wissen.

Welcher Gedanke! Das Feuer der edelsten Liebe ist das Mittel, dessen die schaffende Gottheit sich bedient, um das Geschlecht der Menschen fortzupflanzen. Geheimnißvolles Dunkel umhüllt die Werkstätte der Natur, kein Blick hat noch das Werden ihrer Keime belauscht. Liebe beflügelt Mann und Weib zu ihrem Heiligthume, die Kraft der Natur gehorcht ihrem

Feuer, und unter ihren Entzückungen läßt die Allmacht ein neues Daseyn erwachen. —

Ist's möglich, daß Menschen einer solchen Mitwirkung am großen Plane der Schöpfung gewürdigt werden, ohne an den Unendlichen zu denken; ist's möglich, daß Gott und Kinder in ihrem Geiste getrennte Vorstellungen sind, mög-, daß der Anblick dieser Lieben nicht Glauben und Hoffnung in ihnen belebe? — Mir scheint: Gatten, in denen ein reines, gefühlvolles Herz schlägt, müßten von dem Momente an, wo sie Eltern werden, von Zuversicht auf Gott und Vorsehung dreyfach beseelt werden, müßten bey der Fülle der seligsten Gefühle, die dann in ihnen erwachen, sich die Erde nicht mehr ohne den Himmel denken können. Und für Gatten, sollt' ich meinen, deren Herzen die Religion noch fremd war, müßte der erste Blick des neugebohrnen Kindes, ein Beweis für das

Daseyn Gottes seyn, vor welchem alle Zweifel mit einem Mahle verstummten.

So viel ist gewiß, daß kein Menschenwesen den vollen Genuß der elterlichen Freude erreichen wird, wenn es nicht diese Gesichtspunkte faßt, so wie überhaupt alle häusliche Glückseligkeit ohne Religion, nur ein angenehmer Selbstbetrug ist.

Kinder vollenden erst die Innigkeit eines ehelichen Bundes, und Gatten fühlen sich erst dann als wahre Gatten, wenn sie Vater und Mutter sind; dann erst sind sie wahrhaft und für immer eins, denn in dem Herzen des Vaters schlägt auch das Herz der Mutter, und im Herzen der Mutter auch das Herz des Vaters. Ihre Wünsche und Gefühle vereinigen sich in denselben Punkten, ihr Alles sind ihnen ihre Kinder, in ihren Seelen herrscht ein gleiches Interesse, gleiches Licht und gleiche Schatten,

gleiche Gruppen, gleiche Freuden und Leiden. Darum auch, daß Trennung vor dem Tode ihnen unmöglich ist, daß es edlen Gatten leichter wird, mit einander zu sterben, als einander zu überleben. —

Nur mit wenigen schwachen Zügen habe ich den Geist bezeichnet, der in einem ehelichen Bunde herrschen muß. Aber eben sie sind es, welche die Menschen noch immer so sehr verkennen, welche, möchte man ahnden, Vielen noch ganz fremd sind. — —

Jüngling, verweile bey jenen Zügen, und präge dir es tief ein, daß Gesundheit und Stärke an Geist und Leib, die Elemente aller wahren ehelichen Glückseligkeit sind. Nur durch sie kannst du einst genießen, was, wenn du edel bist, die schönste Hoffnung deines Lebens ausmacht, kannst im kleinen Bezirke deines

Hauses an der Seite deiner Gattin, und im Kreise deiner Kinder, der Schätze aller Welt vergessen. Wache über deinen Geschlechtstrieb, er gehört nicht deiner Sinnenlust, er gehört der Menschheit an, für sie hat die Natur dir ihn anvertraut. Giebst du ihn unedlen Flammen Preis, so läufst du Gefahr, deine Ansprüche auf die schönsten Freuden für immer zu verlieren, die die Natur dem Menschen bereitet hat. Zittre dann vor der frühen Zerrüttung deines Körpers, vor dem Hinwelken desselben zu der Zeit, wo er blühen sollte, aber noch mehr zittre vor der allmähligen Veruneblung deines Herzens und der Ertödtung deiner schönsten Gefühle. Jenen Körper kannst du vielleicht noch retten, wenn dein Laster mit der Kunst einverstanden ist, aber wenn dieses zarte Herz einmahl durch Wollust gesunken ist, die üppige Glut niedriger Lüste die Blüten der edelsten Keime verzehrt, deine Einbildungskraft im

Bunde einer schändlichen Leidenschaft steht, wenn du im Weibe nur ein reizendes Spielwerk für deine Begier suchest, kalt die Schönheit vorübergehst, die der Abglanz der Unschuld und Güte ist, und mit wilden Flammen dich am Anblicke jedes Geschöpfes weidest, welches dich mit gleichem Feuer anlockt; dann wird schwerlich die Stimme der Weisheit deine Seele retten; fern von dir trauert dein guter Genius über seinen Verirrten und verzweifelt an deiner Rückkehr. Dein Gewissen wird vielleicht aufwachen, tiefe Reue wird dich zu bessern Vorsätzen erheben, aber zu spät; fest umschlingen dich di. Bande eingewurzelter Lüste, deine mahlenu. Phantasie hat nur noch Kraft und Farben für eine einzige schändliche Gattung, und dein ganzes Herz wird von Gefühlen beherrscht, die dich anekeln, und die du doch nicht vertilgen kannst. Dann wirst du Gatten sehen, glücklich im Gefühl ihrer Liebe, und

wirst ihre freudigen Umarmungen gefühllos anstarren; du wirst die süßen Nahmen: Vater und Mutter hören, und dein Herz wird dir nicht sagen was das heiße.

Druckfehler.

S. 16. Z. 7. v. o. Gefälligkeit l. Geschäftigkeit

S. 23. Z. 1. v. o. zu wachen l. über ihnen zu wachen

S. 179. Z. 1. v. u. ihnen l. ihrer

Herculan. Matrone.

V e s t a.

Kleine Schriften

zur

Philosophie des Lebens,

Altahae Superiori comparauit *Beda Abbas*
anno 1800

Erstes Bändchen.

Mit einem Titelkupfer.

Biblioth. ___ . ___ Oberaltac.

Leipzig,
bey Gottfried Martini, 1798.

Ph. P. 639 4/1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das unermeßliche Gebieth der Philosophie des Lebens, besonders des häuslichen, ist so reich an Stoffen, die für Denkkraft, Moralität und Gefühl interessant sind, daß man sich wundern muß, wenn in unsern Zeiten so wenige Schriftsteller in

demselben arbeiten. Vielleicht liegt der Grund darin, weil man in dieser Sphäre nicht, wie in jener der spekulirenden reinen Philosophie, sich hinter eine barbarische Schulsprache verstecken kann, sondern den Gegenstand einfach und lichtvoll darstellen muß, vielleicht auch darin, daß Viele, thöricht genug, glauben, es sey nicht viel Verdienst durch Untersuchungen zu erwerben, die sich so ganz auf den Kreis der wirklichen Welt und der Erfahrung beschränken. Wie dem auch sey, ich glaube keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn ich die wichtigern Gegenstände der Philosophie des Lebens, besonders

des häuslichen, in einer Aufeinanderfolge kleiner Schriften behandle. Das Nachdenken darüber war seit geraumer Zeit mein Lieblingsstudium, und versüßte mir die Trockenheit anderer Arbeiten, zu denen mein Stand und meine Lage mich verbanden. Ich glaube mit den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft vertraut zu seyn, und die Seiten zu kennen, an denen noch für Verstandeskultur, Sittlichkeit und Geschmack gearbeitet werden muß. Glück der Ehen, Erziehung der Kinder, Umgang und geselliges Vergnügen scheinen mir vorzüglich Gegenstände zu seyn, für welche durch Aufklärung noch viel ge-

leistet werden kann. Ich werde jedes Halbjahr ein Stück von gleichem Umfange liefern, wie das erste, und — da es an interessanten Materialien nie mangeln kann — so lange fortfahren, als die Billigung des Publikums meinem Bestreben, sie zu verdienen, entspricht.

K. H. Heydenreich.

Inhalt.

I.

Ueber den Charakter des Weibes und der weiblichen Liebe, zur nähern Prüfung von Fichte's Grundsätzen über die Ehe.

S. 1 — 50.

II.

Vorschlag eines gesellschaftlichen Philosophirspiels nebst einer philosophischen Meditation uber eine Prise Tabak. S. 53 — 8[illegible].

III.

Commentar uber einige Sprichwörter von Liebe und Ehe. S. 87 — 122.

IV.

Ueber den Unterschied zwischen Achtung und gutem Rufe, aus dem Franz. der Fr. von Lambert, nebst Gracians Maximen über Ruhm und guten Ruf, übersetzt und erläutert. S. 125 — 174.

V.

Briefe über den Ausdruck von Geist und Sittlichkeit, vorzüglich in einem schönen weiblichen Kopfe. S. 177 — 228.

VI.

Gemählde aus der vaterländischen Geschichte, von K. Hommel. S. 231 — 276.

I.

Ueber den

Charakter des Weibes

und

der weiblichen Liebe,

zur nähern Prüfung von Fichte's Grundsätzen über die Ehe.

Wenn der unausbleibliche Sieg der Wahrheit, sobald sie nur öffentlich und unverschleiert auftreten darf, durch irgend ein Beispiel der Geschichte der neuern Philosophie auf eine kräftige Weise bestätigt worden ist; so ist es durch das entscheidende Uebergewicht geschehen, welches die reine Sittenlehre der kritischen Philosophie so schnell über das verfälschte System derer gewonnen hat, welche unsern Trieb nach Glückseligkeit zum letzten Urquelle aller unsere Rechte und Pflichten machten. Niemand ist wohl übler berathen, als wer sich einbildet, es kommen beyde Arten, über Moralität zu philosophiren, auf eins hinaus. Die völlige Verschiedenheit der Resultate läßt sich ihm in Hinsicht auf jede Frage der Sittenphi-

losophie zeigen; in einigen Theilen derselben ist sie so schneidend, und unverkennbar, daß jeder Widerspruch nur von Partheygeiste oder blinder Anhänglichkeit an sein einmahl einstudiertes System herrühren kann.

Unter diese gehört vorzüglich die Untersuchung über die Ehe mit allen darin enthaltenen Fragen über ihre Natürlichkeit, sittliche Nothwendigkeit, Würde und Heiligkeit. Sie erscheint in einer ganz andern Gestalt, je nachdem wir alles auf angenehme Gefühle beziehen, oder Pflicht des Menschen anerkennen, die auf einem ganz andern Grunde ruht; in jenem Falle als Schwäche desselben, in diesem als ein Werk der ehrwürdigsten moralischen Stärke.

Man gehe auf jene Zeiten zurück, die sich jetzt immer mehr ihrem Untergange nahen, jene Zeiten, wo den berühmtesten Philosophen die Tugend nichts war, als eine Kunst des genußvollsten Lebens, Zei-

ten, deren Geist sich um so kräftiger verbreitete, da seine Resultate und Lieblingsmeynungen einerseits durch einen gewissen Anstrich geniemäsiger Verwegenheit imponirten, andrerseits durch Begünstigung eines zügellosen, aller Moralität preisgegebenen Wandels, schwache Herzen — man weiß, wie viel deren sind — anzogen. In ihnen war es ein geheimes Lehrstück groser, und, um in ihrer Spache zu reden, über Vorurtheile erhabener Geister: Die Ehe für einen unnatürlichen Zwang, für ein Auskunftmittel menschlicher Schwäche und Bedürfnisses, oder wohl für eine politische Anstalt der Staatsgesetzgebung zu halten. Das Naturrecht war besonders die Sphäre, wo man die Freyheit zu haben glaubte, Grundsätze dieser Art laut werden zu lassen. In seinem Bezirke, wo der Mensch in allen Handlungen, wodurch er nicht etwa seine Mitmenschen misbraucht, seinem eignen Gewissen überlassen erscheint, glaubte man auch der Tugendlehre vergeben und Meynungen über die Ehe unter-

stützen zu dürfen, wodurch jeder thierischen Leidenschaft das Wort gesprochen wird. „Der Mensch hat Triebe, sagte man, und jeder Trieb ist ihm, wiefern er befriedigt wird, ein Quell angenehmer Gefühle. Der Geschlechtstrieb ist es ganz vorzüglich, er ist es an und für sich und durch die Folgen seiner Befriedigung. Die Gemeinschaft mit dem andern Geschlechte erzeugt Lust, und daß wir dadurch Vater und Mutter werden, erhöht die Lust um ein Großes. Allein derselbe Trieb geht auf Mannigfaltigkeit, der Genuß selbst vertilgt den Reitz einer Person, und, von der Natur aufgefordert, streben wir nach Abwechselung. Eine Person des andern Geschlechts zu finden, die uns für immer genüge, ist eine Chimäre; man durchlaufe die Geschichte der Ehe, vergleiche die zufriedenen Ehen mit den unzufriedenen, und man wird finden, daß bey gesunder Vernunft kein Mann seiner Wahl trauen könne. Wie viel verliert das Menschengeschlecht unter diesen methodischen Verbindungen. Man verübt

die Haupthandlung, von der alle Fortpflanzung der Ehe abhängt, aus kalter neigungsloser Pflicht, ohne Feuer, ohne Leidenschaft für die Person. Kein Wunder, daß die Staaten, in denen Ehe gesetzlich ist, voll sind von kraftlosen, trägen Geschöpfen, die zu nichts gut sind, als wieder zu heurathen, und der Natur ähnliche Carrikaturen der Menschheit abzubetteln. — Da staunen wir, daß unecheliche Kinder so kraft- und geistvoll sind; ein berühmter Schriftsteller sagt: uneheliche Kinder sind Dithyramben, eheliche, Lehrgedichte. — Ja wohl; der Unterschied ist auffallend, die Ehe gebiehrt höchstens einen oder zwey Menschen, die Kritik aushalten, übrigens Krüppel und Lükkenbüßer die Menge. — Dabey quälen sich Mann und Weib durch erzwungene Treue und Zuneigung, spielen verächtliche Rollen von Zärtlichkeit, rühmen sich unbegreiflicher ewiger Bündnisse und lieben sich so für die Ewigkeit, während sie ihrer einander in jeder Stunde herzlich gern los seyn möchten. — Wie

ganz anders würde es um die Menschheit stehn, wenn der Neugebohrne meistens eine Frucht des ersten, oder doch eines immer noch reitzenden Genusses wäre. Die Thiere, welche nie eine Misgeburt hervor bringen, und ihren Gestalten und der Vollkommenheit ihrer Natur treu bleiben, würden keinen für sie so vortheilhaften Kontrast gegen unsre Gattung bilden. — Und hat es denn die Natur etwa auf die Ehe angelegt? Warum hat der Mann keinen Instinkt für sein Kind? Ist nicht die erste Pflege desselben blos dem Weibe, die spätere ganz dem Ungefähr anvertraut? Hat nicht der weiseste der Griechen seine Philosophie dadurch gekrönt, daß er die Kinder für ein Eigenthum des Staates und damit alle väterliche und mütterliche Gefühle für sie für unbedeutend erklärt hat? — Laßt sie, von Leidenschaft fortgerissen, Menschen erzeugen, wie sie seyn müssen; der Staat nehme sie in seine Obwalt, und erziehe sich Bürger; jene phantastischen Gefühle, der Mutter gegen das Kind, und des

Vaters, der die Mutter nur im Kinde liebt, sie mögen versiegen, und sich in ihr Nichts auflösen. — Es gebe keinen Vater — keine Mutter, — es gebe kein Kind mehr. Nur Staat und Bürger und Anwartlinge der Bürgschaft."

Dahin führt in der That das System der egoistischen Moralisten, wenn man seine Grundsätze streng verfolgt: zur Vertilgung aller Ehe, und aller damit zusammenhängenden Gefühle.

Allein gesetzt auch, jene Denker gehen bis zum Plato selbst fort, werden sie dadurch die Natur besiegen. Ist ihr Eigennutz, ist ihr Plato stärker als die Natur? Oder übertönen die geheiligten Nahmen: Mann und Weib, Vater und Mutter und Kind alle ihre Sophismen? Ja, das Gefühl spricht gegen sie; man kann sich die Menschheit ohne diese Verhältnisse auf eine würdige Weise nicht denken; unsre Gattung würde tief unter die Thierheit herabsinken, wenn die

moralischen Bande vernichtet würden, welche Aeltern und Kinder verknüpfen, Bande, welche nur durch die Ehe fest gewebt werden können.

Ehe ist das einzigmögliche natürliche Zusammenleben von Personen beyderley Geschlechts, der ganze Gang männlicher und weiblicher Triebe nimmt, wenn er nicht durch Unkultur und Sittenverderbniß in seiner Bahn gestöhrt wird, seine Richtung zu ihr hin. Der Ehemann ist der wahre Mann, und das Eheweib das wahre Weib. In ihnen nur, wenn sie sind, was sie seyn sollen, entwickelt sich die Menschheit auf das Vollkommenste. Die Moral hat nicht nöthig, Ehe zu gebiethen, wenn sie es nicht mit entarteten Wesen zu thun hat, welche der Menschheit untreu worden sind. Unter wohlaufgewachsenen unverdorbenen Individuen darf sie nur erklären, was diese ohne allen Befehl eben so gewiß thun, als sie leben und athmen und mit einander sympathiren.

Beyde Geschlechter bilden das Ganze der Menschengattung. Diejenigen Kräfte und Triebe, welche zur Erzeugung, Pflegung und Erziehung des Menschen nöthig sind, finden sich unter ihnen vertheilt und die Anlagen der Männlichkeit und Weiblichkeit greifen bestimmt in einander, um den grossen Zweck der Natur für die Dauer der edelsten Geschöpfe der Erde zu bewirken. Es kann nur eine Art der Gemeinschaft beyder Geschlechter für diesen Zweck geben, welche vollkommen natürlich ist, und um diese zu finden, wird es nur darauf ankommen, sich im Charakter der ganzen Gattung, und dem jedes besondern Geschlechtes nicht zu irren. Fassen wir nur das wahre Wesen des Menschen überhaupt, und das des männlichen und weiblichen Menschen richtig, so kann die glückliche Lösung des Problems nicht fehlen. Die Ehe wird jene einzig natürliche Gemeinschaft seyn, wenn durch sie allein eine vollkommene Entwickelung der sämmtlichen Anlagen der Menschheit in

beyden Geschlechtern bewirkt werden kann, ohne sie harmonische Bildung ihrer Kräfte gar nicht möglich wäre. Kann der Mann nur in dieser Verbindung zum Vollgenusse seines Selbstbewußtseyns, als Mannes, und das Weib zu dem des ihrigen als Weibes gelangen; würden sie ausserdem von vielen Seiten sich selbst fremd und unverständlich seyn, richtungslos und verwickelt in Widersprüche ihr Daseyn hinträumen; nun so ist die gute Sache und der Triumph der Ehe entschieden. —

Gemeine Köpfe können sich vor Erstaunen nicht lassen, wenn sie finden, daß tiefgedachte philosophische Untersuchungen zu Resultaten zurückführen, welche die vermeinten großen Geister im Zeitalter der philosophischen Anarchie, mit vornehmer Miene dem orthodoxen Pöbel überlassen hatten. Und eben dieß charakterisirt den Geist der kritischen Philosophie. Meynungen, deren sich noch vor kurzem die Menschen von gutem Tone in der lit-

terarischen Welt schämten, Meynungen, durch deren Handhabung man den Ruf eines denkenden Kopfes verwirken konnte, sind gleichsam wiedergebohren und erscheinen nach langer Unterdrückung in einem siegenden Lichte. Wie mancher hätte nie gedacht, daß die Ehe, in ihrer ganzen Strenge gefaßt, mit allen ihren so unnachlaßlichen Verbindlichkeiten ein Lehrstück der reinsten Philosophie sey. Man hielt sie für ein Werk der Kirche und des Staates; aber siehe da! sie ist ein Werk des menschlichen Herzens, unabhängig von Staat und Kirche. —

Fichte, ein scharfsinniger, freymüthiger Denker, ist der neueste Schriftsteller über die Ehe. Er glaubte in seiner Grundlage des Naturrechts kein Eherecht aufstellen zu können, ohne vorher den richtigen Begriff der Ehe bestimmt zu haben. Kann man wohl die Verlagsrechte eines Buchhändlers festsetzen, ohne darüber einig zu seyn, was es heiße: Verlegen, Verlag, Ver-

leger? — Er geht seinen eignen Gang; ich halte es für interessant ihm zu folgen, gesetzt auch, es geschähe unter Widersprüchen und Einwürfen. Die Wahrheit gewinnt dadurch; gleich viel, auf welche Seite das Uebergewicht falle. — Darin sind wir vollkommen einig, daß die Ehe, um mit seinen Worten zu reden, kein erfundener Gebrauch und keine willkührliche Einrichtung, sondern ein durch Natur und Vernunft in ihrer Vereinigung nothwendig und vollkommen bestimmtes Verhältniß, die eigentlichste von der Natur geforderte Masse des erwachsenen Menschen von beyden Geschlechtern zu existiren ist. Allein, was die Züge anbetrift, mit welchen er die eigenthümliche Richtung des Geschlechtstriebes des Mannes und des Weibes schildert, so scheint er mir seine ganze Untersuchung auf willkührliche Voraussetzungen gegründet zu haben, und besonders in Hinsicht der Charakterzeichnung

des Weibes in vielen Stücken mehr spizfindig, als wahr und scharfsinnig zu seyn. Gesetzt auch, das Frauenzimmer fände sich durch das edle und feine Rollenspiel, welches er ihm zutheilt, geschmeichelt, so dürfte es doch zugleich auch in dem Verhältnisse, in welchem er es gegen unser Geschlecht gesetzt hat, etwas Erniedrigendes finden. Selbst der feiner fühlende Mann wird schwerlich damit zufrieden seyn können, ja er dürfte sich wohl kaum in dem Fichtischen Gemählde wieder erkennen.

Man ist es von diesem Philosophen schon gewohnt, daß seine Kühnheit im Demonstriren keine Grenzen kennt; es befremdet also nicht, wenn er gleich im Eingange den strengen Beweiß führt, „daß „ohne zwey Geschlechter, und zwar ohne „ein männliches und weibliches „gar keine Natur möglich wäre, daß „also die beyden Geschlechter nothwendig „durch die ganze organische Natur gehen „müssen.“ Man kann ihm solche Spiele

eines scheinbaren Tiefsinns lassen, nur muß er sie uns nicht despotisch aufdringen wollen und mit höhnischen Sarkasmen über jeden herfallen, der das Nichtige des Blendwerks aus der Natur der Sache einsieht.

Der Hauptsatz, auf welchem die ganze Theorie ruht, ist die vorgebliche Thatsache: daß beÿ der Befriedigung des Triebes, was den eigentlichen Akt der Zeugung anbelangt, das männliche Geschlecht sich nur thätig, das weibliche nur leidend verhalte. Von dieser Voraussetzung aus, läuft das Räsonnement, Glied in Glied eingreifend, mit der ihm eignen Bündigkeit fort. Und man geräth auf den ersten Anblick in Erstaunen, wie so natürlich eines aus dem andern hervorgeht.

Wir wollen die ganze Verkettung der Gedanken zuvörderst übersehen, um die Prüfung derselben desto sichrer und leichter anstellen zu können.

„Verhält sich vorausgesetzter Maaßen „bey dem Akt der Zeugung das männliche „Geschlecht nur thätig, so kann es, ohne „mit der Vernunft in Widerspruch zu ge„rathen, sich die Befriedigung seines Ge„schlechtstriebes als Zweck vorsetzen. denn „der Charakter der Vernunft ist absolute „Selbstthätigkeit. Da aber das Weib „dabey blos leidet, und Leiden um des „Leidens willen alle Vernunft aufhebt, so „kann es schlechterdings sich vernünftiger „Weise die Befriedigung seines Triebes „nicht zum Zwecke vorsetzen. Allein diese „Befriedigung gehört in den Plan der „Natur, so wie der Trieb selbst. Die „Natur mußte ihm also eine Richtung „und Stimmung ertheilen, in welcher er „sich mit der Vernünftigkeit verträgt, „und dieß war nur so möglich, daß sie „ihn im Weibe als Trieb zur Thätigkeit, „und zwar einer nur diesem Geschlechte „zukommenden Thätigkeit erscheinen ließ. „So findet ihn das Weib ursprünglich in „sich; Unnatur, wenn sie ihn anders in „sich zu finden dächte. Der Mann kann

„sich den Trieb des Geschlechtes gestehen
„und die Befriedigung desselben suchen,
„ohne von seiner Würde zu verlieren.
„Das Weib kann sich nicht gestehen, daß
„sie sich hingebe, um den Geschlechtstrieb
„zu befriedigen. Sie giebt sich hin zu
„Folge des Triebes, ihren Mann zu be-
„friedigen. Sie wird in dieser Handlung
„Mittel für den Zweck eines andern,
„weil sie ihr eigner Zweck nicht seyn
„konnte, ohne ihren Endzweck, die Würde
„der Vernunft, aufzugeben. Sie behaup-
„tet ihre Würde, unerachtet sie Mittel
„wird, dadurch, daß sie sich freywillig,
„zu Folge eines edlen Naturtriebes, des
„der Liebe, zum Mittel macht. Liebe
„ist die Art der Erscheinung des Ge-
„schlechtstriebes im Weibe; das Weib
„giebt sich, indem es den Trieb befrie-
„digt, uneigennützig und aufopfernd ei-
„nem Wesen des andern Geschlechtes hin.
„Dadurch wird die Gleichheit gerettet.
„Beyde handeln selbstthätig, wie es mo-
„ralischen Wesen ziemt, und wenn das
„Weib, die Geschlechtsangelegenheit an

„sich betrachtet, unter dem Manne
„steht und Objekt seine Kraft ist, so er-
„hebt sie sich wieder dadurch, daß es sei-
„nen Trieb nur aus Liebe befriedigt, und
„sich seiner eignen Lust wegen schlechter-
„dings nie hingiebt. Mit einem Worte:
„im unverdorbenen Weibe äußert sich
„kein Geschlechtstrieb, und wohnt kein
„Geschlechtstrieb, sondern nur Liebe, und
„diese Liebe ist der Naturtrieb des Wei-
„bes einen Mann zu befriedigen. Es ist
„allerdings ein Trieb, der dringend seine
„Befriedigung heischt; aber diese seine
„Befriedigung ist nicht die sinnliche Be-
„friedigung des Weibes, sondern die des
„Mannes; für das Weib ist es nur die
„Befriedigung des Herzens. Ihr Be-
„dürfniß ist nur das, zu lieben und geliebt
„zu seyn. So nur erhält der Trieb, sich
„hinzugeben, den Charakter der Freyheit
„und Thätigkeit, den er haben mußte,
„um neben der Vernunft bestehen zu kön-
„nen. Man sage nicht, es sey am Ende
„doch der Geschlechtstrieb, der nur ver-
„steckter Weise sie treibe. Das Weib steht

„nicht weiter, und ihre Natur geht nicht
„weiter, als bis zur Liebe, sonach ist dieß
„ihr Horizont, und alle Zergliederungen,
„durch welche wir ihre Liebe in eigennüz-
„zige Sinnenlust auflösen möchten, gehen
„dasselbe nicht an.“ —

Man muß gestehen, daß das Weib in dieser Schilderung unter einem schönen Lichte erscheint. Was man gewöhnlich für den höchsten Vollendungspunkt seiner Veredlung in Sachen des Geschlechts hielt, wird hier als Naturell angenommen, und ihm mit Hintansetzung des Mannes ausschließend zugeeignet. Im Manne ist, nach Fichte, ursprünglich nicht Liebe; Liebe kann ihm nur das liebende Weib mittheilen.

Es verursacht mir ein widriges Gefühl, von dem edlen Resultate dieses Räsonnements auf seine Grundlage zurück zu gehen, und jeder Leser vielleicht, welcher nicht etwa für den Verfasser blind Parthey genommen hat, wird dieses Ge-

fühl theilen. Indessen da alles auf der ersten Voraussetzung beruht, so muß ich ohne Anstand fragen, ob denn wirklich bey der Realisirung des Naturzwecks durch beyde Geschlechter der Mann sich nur thätig, und das Weib nur leidend verhalte. Die Sache läßt sich von einer gedoppelten Seite ansehen, von der Seite des Körpers, und der Seite der Seele. Welchen Gesichtspunkt auch Fichte gewählt habe, so begreife ich seine Lehre nicht. Physisch betrachtet, verhalten beyde Theile sich leidentlich; die Naturkräfte an ihnen wirken, sie selbst handeln nicht; das Zufällige der Form der Theilnahme an dem Akt macht keinen Unterschied, da ohnehin die Interpreten der Natur sich darüber in Partheyen spalten dürften. Selbst wenn ich darauf bestehen wollte, daß doch der Mann gewissermaaßen primus motor ist, so wäre doch auch evident, daß er darin nur leidentlich verhält, wenn ich ihn betrachte, als dem Naturtriebe folgend.

Denke ich aber beyde Geschlechter nach ihren Zwecken, und sich darauf beziehenden Gesinnungen, so ist gar nicht abzusehen, warum der Mann blos thätig, das Weib blos leidend seyn solle. Jenem und diesem können die würdigsten Vorstellungen von Fortpflanzung des Menschengeschlechtes vorschweben, und in dieser Gesinnung können sie ihre Gemeinschaft ausüben. —

Thätig seyn, heißt im Gegensatze des Leidens, aus einem Grunde wirken, den wir uns selbst gegeben haben; leiden, der Einwirkung einer fremden Kraft nachgeben; es ist also in der Naturwelt reine Thätigkeit gar nicht zu treffen, blos in der moralischen. Dieß angewendet auf den Geschlechtstrieb, so ist es am Tage, daß Fichte's Unterschied nichts mehr als eine Spitzfindigkeit ist. Folgen Mann und Weib bey der Begattung blos dem natürlichen Reitze, so verhalten sich beyde leidend, die große erzeugende und bildende Kraft der Natur

allein wirkt. Sind ihre Triebe veredelt, haben sich beyde den Zweck einer an sich würdigen Fortpflanzung der Menschengattung gesetzt, so ist die sittliche Selbstständigkeit des Weibes eben so wenig zu bezweifeln, als die des Mannes; wer mag sagen, das Weib leide blos? —

Allein Fichte hat die Sache auf eine befremdliche Weise blos physisch genommen; und so ruht seine Philosophie über beyde Geschlechter, über Liebe und Ehe auf einem sehr seichten Grunde. Bey den Aerzten dürfte er einer nicht wenig bittern Kritik ausgesetzt seyn. Unter ihnen ist es noch gar nicht ausgemacht, daß die gesammten Bedingungen der Erzeugung eines menschlichen Körpers im Weibe enthalten seyen, und dem Manne blos das erste bewegende Prinzip komme; eine Meynung, welche unendlich viel gegen sich hat, und schon durch die Fortpflanzung korperlicher und geistiger Eigenschaften vom Vater auf die Kinder sehr entkräftet wird.

Doch, dem sey, wie man wolle, — ist es wohl begreiflich, wie Fichte aus diesem unwahren Satze folgern konnte, wie es vor Augen liegt, ohne die evidente Sophisterey selbst zu fühlen? Konnte es ihm entgehen, daß er in seiner Schlußfolge mit den Begriffen thätig und leidend spielt? Ich weiß in der That kein auffallenderes Beyspiel grober Amphilolie in irgend einer Schrift eines geschätzten Philosophen. —

„Der Mann verhält sich bey der Handlung des Beyschlafes thätig, das Weib leidend." (Jeder kann sich ein Bild entwerfen, was diese Begriffe hier bezeichnen.) — Selbstthätigkeit ist Charakter der Vernunft, Leiden charakterisirt die Thierheit, also: — was sollte man denken? —

„Der Mann allein wohnt mit Würde bey: — das Weib kann ohne Entehrung die Ge-

schlechtsgemeinschaft an sich nicht zulassen." — In der That, läse ich dieß nicht selbst in Fichte's Buche, man würde mich nicht überreden, daß er je solche Sophismen habe ausspinnen können, noch dazu, um einen höchst festen Grund des natürlichen Rechtes der Ehe zu legen.

Wie mußten sich doch in dem Kopfe des scharfsinnigen Mannes die Begriffe von thätig, selbstthätig, Leiden, absolutes Leiden, durchkreuzen! Wie mußten die Merkmale derselben allmählich so ganz ermatten, daß er einen Schluß, wie diesen, ziehen konnte!

Zwischen der physischen Thätigkeit und der moralischen Selbstthätigkeit findet kaum eine Analogie statt. Ein organisches Wesen, als solches, ist thätig, wenn das zu ihm gehörende Bildungsvermögen im Spiele ist, um es zu erhalten, zu ergänzen, fortzupflanzen etc. Lauter Wirkungen, welche

aus einem unbegreiflichen Mechanismus hervorgehen, der sich über dem ganzen All der Natur verbreitet. Charakter der Vernunft ist Selbstthätigkeit; dieß heißt, sie handelt nach Gesetzen, die sie sich selbst giebt, die keine Autorisirung von außen bedürfen. Gesetzen, die an und für sich, und ihrer selbst wegen allgemein gelten. Wie hängt es zusammen: „Das organische Wesen wirkt, als organisches, selbst, indem es seine Gattung fortpflanzt; die moralische Vernunft handelt nach ewigen, allgemeinen Gesetzen, die sie ihr selbst giebt; — also geschieht der Würde jenes Wesens kein Eintrag, indem es den Trieb befriedigt, der auf Fortpflanzung seiner Gattung geht? — Ein organisches Wesen wird als solches sich leidend verhalten, wenn das zu ihm gehörige Bildungsvermögen schlechterdings nur unter fremdem Anstoße und Einwirkung von außen seine Kraft äußern kann. Das moralische

Wesen verhält sich **leidend**, wenn es der Sinnlichkeit unterliegt, und zu ihrer Begünstigung die Würde der Vernunft aufgiebt. Wie hängt es zusammen: Da das Weib das in seiner Natur enthaltene Bildungsvermögen durchaus nur unter fremdem Einflusse entwickeln kann, und es einer bewegenden Kraft außer ihm bedarf, um Kinder zu erzeugen, so ist es Verletzung seiner Menschenwürde, wenn es in Geschlechtsgemeinschaft mit einer Person des andern Geschlechtes tritt? —

Daß hier nichts zusammenhänge, wird wohl jeder Unpartheyische zugestehen. Nur traurig, daß solche Gewirre von Gedanken Personen zu Urhebern haben, welche sich an der Spitze aller Geister denken, und wohl gar das Rad des Zeitalters in ihrer Gewalt zu haben glauben. Mögen sie doch bald davon zurückkommen, und sich auf ihren gebührenden

Standort versetzen! Ihre Achtung wird um so gesicherter seyn. —

Ich gehe zur Hauptsache zurück. — In physischer Hinsicht sind *Mann* und *Weib* einander gleich, sie wirken nach dem Mechanism der Natur; man kann nicht sagen, jener sey *thätig*, und dieses *leide* blos. Beyde *leiden*; die Natur bedient sich ihrer, um die Menschengattung fortzupflanzen, und weder der Mann noch das Weib haben eine deutliche Idee von dem, was sie eigentlich verrichten, der Weltzweck wird doch erreicht. — Aber allerdings besitzen beyde auch Freyheit, und können ihrem Geschlechtstriebe diese oder jene, eine mehr oder weniger der Menschheit würdige Richtung geben. Es fragt sich, wie sich ihre Anlagen, von dieser Seite betrachtet, gegen einander verhalten, in welcher Gestalt der veredelte Geschlechtstrieb im Manne, und in welcher er im Weibe erscheint. Liegt vielleicht dem Fichteischen Räsonnement, wenn man die täuschende

syllogistische Form wegrechnet, Wahrheit und Uebereinstimmung mit Welt und Leben zum Grunde? Ist es charakteristisch für das Weib, in Hingebung und Aufopferung nur der Liebe zu leben, übrigens sich den Geschlechtstrieb als Mittel der Sinnenlust nicht zu gestehen? —

Man dürfte auf den ersten Blick glauben, das Weib erscheine in der Fichteischen Charakteristik in einer besonders edeln Gestalt. Erhaben über allen eigennützigen Geschlechtstrieb und jede Rücksicht auf ihr individuelles Vergnügen, sucht sie nur den Mann zu befriedigen, der, *ohne sich, oder ihr es verhehlen zu brauchen*, nach physischer Gemeinschaft mit ihr strebt, sie opfert ihm ihre Persönlichkeit, also alles, was sie hat, auf, und behauptet eben dadurch ihre Menschenwürde, daß sie nur für ihn lebt, mit gänzlicher Vergessung ihres eigenen Gelüstens. Im Weibe allein ist die Liebe original; im Manne entsteht sie erst durch

Bewunderung und Dank für die Hingebung des Weibes.

Allein dieses Edle ist blos ein Schein: genauer betrachtet wird das Weib dabey mit einer Schwäche dargestellt, bey welcher es der Verachtung schwerlich entgehen dürfte.

Wiederhohlt, daß es Sophisterey ist, wenn Fichte darin, daß sich der Mann bey dem Akte der Zeugung thätig verhalten solle, den Charakter der Vernünftigkeit und Menschenwürde findet, kann man wohl das Weib achten, wenn sie sich deßhalb hingiebt, damit nur der Mann das Objekt seiner Kraft, und das Mittel der Befriedigung seines Lusttriebes habe? Oder ist dieß nicht eine offenbare Schwäche, durch welche es sich herabwürdigt? So wie der Mann im Weibe ein Objekt für seine Kraft sieht, verdient er Verachtung des Weibes, und auf das Weib, welches ihm sich zu diesem Behufe hingiebt, fällt Verachtung zurück. Ausdrücklich

sagt aber Fichte, daß die Liebe dem Manne an sich gänzlich fehle, und nur gleichsam aus dem Herzen des Weibes in ihn übergehe. Der Mann erscheint also dem Weibe, ehe er geliebt wird, blos als brünstig; wem mag ein Weib gefallen, das ein solches Wesen lieben kann?

Allein der Mann ist in Fichtens Darstellung ganz verfehlt. Weder als wahrer Naturmensch, noch als gebildeter Mensch sieht er bey der Geschlechtshandlung sich als das thätige, das Weib als das leidende Wesen, oder als das Objekt an. In dem einen Standpunkte, wie in dem andern, sieht er sich und das Weib als integrirende Theile eines zusammengehörenden Ganzen an, wo schlechterdings gleich, und ohne Unterordnung, jeder Theil für das Ganze da ist *). Ich will mich deutlicher machen.

*) Darauf geht jene philosophisch = dichterische Allegorie, daß die Liebenden in einer

Zwischen der Geschlechtseinrichtung der vernunftlosen Thiere und der Menschen findet der wichtige Unterschied statt, daß die Thiere eine bestimmte Zeit haben, wo beyde Geschlechter den Reitz zur Begattung unwiderstehlich fühlen, bey dem Menschen aber, wie man ihn auch annehme, eine solche Periode nie eintritt. Folge davon ist, daß der Mann auch im wildesten Zustande zu keiner Zeit auf die Einwilligung eines Weibes zur Gemeinschaft mit Sicherheit rechnen kann, sondern seine Hingebung davon erwarten muß, daß es ihm gelinge, in dem Herzen

vormaligen Existenz Eins gewesen, dann aus einander gerissen und verschlagen worden, und nun sich wieder treffen, ihre vormalige Verwandtschaft ahnden, und von neuem nach der innigsten Vereinigung streben; in der That eine Dichtung, welche die ganze Psychologie der Liebe enthält, wenn man sie gehörig zu deuten weiß. Schillers Gedicht: Geheimniß der Reminiscenz, ist im Ganzen eine treffliche Darstellung jener Idee.

desselben ein reitzendes Wohlgefallen zu ihm zu erregen. Dieß wird in einem solchen Zustande freylich kein Wohlgefallen an Geistesvollkommenheiten seyn, sondern Wohlgefallen und überwiegendes Interesse an seiner Form, vielleicht bestimmt durch das dunkle Gefühl des Ausdrucks derselben. Ist dieses noch nicht Liebe, so ist es doch gewissermaaßen ein Analogon der Liebe. Der Mann wird dem Weibe durch Liebkosung, Freundlichkeiten und Dienste aller Art zuvorkommen, um seine Zuneigung und Einstimmung zur Gemeinschaft mit ihm zu verdienen. Hier fällt der erniedrigende Gesichtspunkt eines Objekts für seine einseitige Kraft gänzlich weg; er will, daß sie ihn zum Objekte ihrer Lust wolle, und daß sie wolle, er solle sie zum Objekte seiner Lust wollen; mit andern Worten, da ihm die Natur sagt, Mann und Weib sollen eins seyn, so will er, daß sie mit ihm das Eine ausmachen wollen möge, und daß sie wolle, er möge seinerseits auch mit ihr das Eine ausmachen wollen.

Auf beyden Seiten ist vollkommene Gleichheit, keine Unordnung, am allerwenigsten Aufopferung von Persönlichkeit.

Wenn der Mann die edelsten Anlagen seiner Menschheit entfaltet, und sein Herz durch wahre Grundsätze zum zarten Gefühle des weiblichen Werthes gebildet hat; wenn in ihm mit reinem Feuer jene Leidenschaft herrscht, für die ich in der Sprache nur das Wort der Geschlechtssympathie finde; so ist in ihm jener niedrige Gesichtspunkt gar nicht möglich, daß das Weib Objekt für seine Kraft, Mittel für Befriedigung seines Triebes sey. Er würde sich seiner selbst schämen, wenn er ihn faßte. Er ist nur für die Liebe gestimmt. Liebe ist das Gefühl der Unmöglichkeit, ohne die innigste treueste Verbindung mit einem Wesen des andern Geschlechtes glücklich zu seyn, ein Gefühl, welches durch die Ueberzeugung von der Harmonie *) seines Charakters und Her-

*) Harmonie eines weiblichen Charakters mit einem männlichen, ist die Zusammen-

zens mit dem unsrigen entsteht. Wo dieses Gefühl nicht ist, da ist keine Liebe, und, wenn auch dieses Gefühl auf Täuschung beruht, so ist es doch Liebe. Nicht erst durch Verbindung mit einem liebenden Weibe entwickelt sich dieses Gefühl im Manne. Die Natur hat ihn ursprünglich so eingerichtet, daß mit seiner Bildung die Fähigkeit zu diesem Gefühle erwache, und, wenn er liebt, so denkt er sich und das Weib als zwey getrennte aber für einander bestimmte Theile, die in Verbindung zu einem Ganzen nur das würdigste Glück der Welt genießen können. Die Befriedigung des physischen

stimmung der Eigenschaften von jenem mit den Zwecken, die den Mann interessiren. Diese Eigenschaften können entgegengesetzte Eigenschaften im Manne finden, und ihn eben deßhalb fesseln. So wünscht mancher feurige junge Mann ein kälteres, gesetzteres Frauenzimmer zur Gattin, weil er nur durch ein solches glücklich zu werden denkt.

Triebes ist hierbey ganz Nebensache; der Gedanke an sie verschwindet vor der Leidenschaft, die zu ihr hinführen soll, und wenn er denn jenen Trieb befriedigt, so denkt er dabey nicht so wohl an sich, als an das Weib.

Bey dem Weibe ist es derselbe Fall, und ich finde von dieser Seite keinen Unterschied zwischen ihm und dem Manne, wenn ich nicht auf Conventionen sehe, welche vom Zufalle, Launen und Grillen der Menschen herrühren. Das Weib darf dem Manne eben so gut entgegen kommen, ohne seine Würde zu verlieren, aber freylich nur durch seine Bestrebungen, ihm zu gefallen, und seine Leidenschaft zu gewinnen. Die Feinheit dieses Entgegenkommens durch Liebe mit Verlängnung seines Triebes und Verbergung alles dessen, was sich darauf bezieht, ist der Geist der wahren Schamhaftigkeit. Sie geht aus der Cultur hervor, und kommt dem Manne eben so wohl zu, als dem

Weibe. Fichte eignet dem Weibe eine ursprüngliche Schamhaftigkeit zu, welche er in der Unfähigkeit desselben setzt, sich den Trieb selbst zu gestehen; er spricht sie dem Manne als ursprüngliche Anlage schlechthin ab. „Rohe Männer, sagt er, prahlen mit der Ausübung der Wollust, aber das sittenloseste Weib gesteht lieber, daß es sein Gewerb aus Gewinnsucht, denn daß es selbiges aus Wollust treibe." Da seine Voraussetzung falsch ist: daß das Weib ursprünglich sich den Trieb nicht gestehen könne, fällt auch sein Begriff der Schamhaftigkeit hin. Uebrigens ist es durch Erfahrung unbezweifelt, daß sittenlose Weiber so gut als sittenlose Männer mit ihrer Wollust prahlen. Gesetzt auch, Fichte's Begriff wäre wahr, so setzte dennoch Schamhaftigkeit in seinem Sinne Cultur voraus; das rohe Weib wird nicht anstehen, sich seinen Trieb zu gestehen, und dem Manne entgegen zu kommen; was könnte es wohl zurück halten, und wessen hätte es sich zu schämen?

Fichte sagt: „Der Mann kann freyen; das Weib nicht. Es wäre die höchste Geringschätzung ihrer selbst, wenn sie es thäte. Eine abschlägliche Antwort, die der Mann erhielte, sagt nichts weiter, als: „*ich will mich dir nicht unterwerfen*,“ und dieß läßt sich ertragen. Eine abschlägliche Antwort, die der Mann ertheilte, würde heißen: „*ich will die durch dich schon geschehene Unterwerfung nicht annehmen*;“ welches ohne Zweifel unerträglich ist.“ Er scheint bey diesem Begriffe des Freyens die konventionellen Formalitäten des Ansuchens in der Gesellschaft, welche gar sehr zufällig sind, vor Augen gehabt zu haben. Freyen heißt an sich weiter nichts, als durch die Aeußerungen seiner Empfindung seinen Wunsch erklären, für immer mit dem andern Wesen verbunden zu seyn zu einer Geschlechtsgemeinschaft durch Liebe. Dieß kann Weib, wie Mann, ohne sich herabzuwürdigen. Feine durchdringende Personen verfahren dabey mit Klugheit, und ver-

rechnen sich selten. Bey wahrer Liebe von beyden Seiten ist ein förmlicher Antrag völlig unnütz. — Der Sinn, den Fichte in das Freyen legt, beruht auf falschen Begriffen von beyden Geschlechtern und der Ehe. Es ist dabey von Beherrschen und Unterwerfen gar nicht die Rede. Die Erfahrung widerspricht auch ganz. Gewiß hat sich nimmermehr ein wirklich liebender Mann wegen einer Zurückweisung durch den Gedanken getröstet, es würdige ihn ja nicht herab, wenn ein Frauenzimmer ihm nicht dienen wolle. Vielmehr zeugen tausend Beyspiele, daß Männer in dieser Lage Opfer der Verzweiflung geworden sind, weil sie wohl fühlten, wie viel in der abschläglichen Antwort im Verhältnisse gegen ihre Leidenschaft und ihre Wünsche liege. Herr Fichte wird vielleicht in der wirklichen Welt Stimmen für seine Meynung haben, aber sich unmöglich, wenn er die Charaktere, von denen sie herrühren, näher betrachtet, durch sie geehrt finden.

Alle schiefe Begriffe dieses Philosophen rühren von dem Spiele her, welches er die ganze Theorie hindurch mit dem Worte Persönlichkeit treibt. Immer wiederholt er, daß das Weib durch Befriedigung seines Geschlechtstriebes ihre Persönlichkeit aufopfre. Dieß geschieht aber vom Manne sowohl als vom Weibe nur dann, wenn eines dem andern sich ohne Neigung, aus eigennützigen Absichten hingiebt. —

Worauf kommt nun der Unterschied in der Geschlechtsliebe zwischen Mann und Weib zurück? — Er besteht blos in dem Charakter der mit der Liebe verknüpften Gefühle. Die des Mannes sind im allgemeinen stärker und kräftiger, gehen rasch und unaufhaltsam zum Ziele hin, dauern in der ehelichen Verbindung befestigt durch Grundsätze, obwohl minder feurig fort, lassen sich aber in derselben mit manchem wichtigen Interesse vereinbaren; die des Weibes sind schmelzender, zarter, hingegebener, inniger, konzentrir-

ter, und in der Ehe ganz auf den Cirkel des häuslichen Lebens beschränkt. In der Ehe unterscheiden sich Mann und Weib besonders durch die Verschiedenheit ihrer Liebe für ihre Kinder, welche bey dem Manne ganz einen andern Charakter hat, als bey dem Weibe. Beyde kommen zwar darin überein, daß sie ihre Liebe gegen einander selbst auf die Kinder übertragen; die Mutter liebt den Vater, und der Vater die Mutter im Kinde. Allein die Gefühle der Mutter gehen mehr auf das physische Wohlseyn des Kindes, ihr Interesse hängt mehr an seinem Aeussern; die Theilnahme des Vaters betrift mehr seinen innern Werth. Die Mutter ist dadurch nicht herabgewürdigt; die Natur will es so und hat ihr jene Sphäre angewiesen; auch folgt nicht, daß ihr der innre Werth des Kindes gleichgültig sey; der Drang ihrer Empfindung geht nur immer mit einem gar nicht von ihr abhängigen Mechanism auf Weltglück und Aussenseite hin. So wird der Vater größere Freude empfinden, wenn sein

Sohn durch seine Verdienste im Staate, die Mutter mehr Freude, wenn er in der Ehe sein Glück macht. Die Mutterliebe ist überdieß wärmer, entgegenkommender, nachgebender, unabhängiger von kalten Ueberlegungen; und darum in vielen Fällen thätiger und aufopfernder, als die des Vaters.

Fichte folgert aus seinem Lieblingssatze, daß das Weib, indem sie sich zum Mittel der Befriedigung des Mannes macht, ihre Persönlichkeit aufgiebt, daß sie ihn für den liebenswürdigsten seines Geschlechts halte, und sich ihm auf ewig, und ohne allen Rückhalt hingebe. Außerdem, sagt er, würde sie sich ganz herabwürdigen und ihrer selbst schämen müssen. Niemand wird wohl bezweifeln, daß das Weib den gewählten Gatten als den liebenswürdigsten für sie denkt, daß seine Hingebung an ihn ganz so beschaffen seyn müsse, und außerdem der Begriff der Ehe gar keinen Sinn hätte. Allein es folgt nur nicht aus der Vor-

ausſetzung von der Aufopferung der Perſönlichkeit, ſondern aus der natürlichen Anlage der Geſchlechtsliebe ſelbſt, deren Charakter eben dahin geht, ſich ganz und auf immer an ein Weſen zu verlieren. Ich weiß nicht, ob ich es für Schwärmerey erklären ſoll, wenn Perſonen von feurigerem und innigerem Gefühle die Dauer einer ſolchen Verbindung auf die ganze Ewigkeit ausdehnen. Wenigſtens ſcheint es mir im Geiſte der wahren Liebe zu liegen, daß die Liebenden, wenn ſie anders Unſterblichkeit glauben, ihre Vereinigung für die ganze Zukunft annehmen. Und dieß geſchieht nicht blos im erſten Feuer der Leidenſchaft, ſondern vorzüglich in einer glücklichen Ehe *), wo der Gedanke der Unzertrennlichkeit mit den wachſenden Lebensjahren immer ſtärker und endlich unüberwindlich wird. — Ue-

*) Eine unglückliche Ehe iſt gar keine Ehe, eben ſo wenig als etwas, das die Zeit nicht bezeichnet, eine Uhr ſeyn kann, wenn es auch ſo ausſieht.

brigens verstehe ich nicht, was Fichte sich gedacht haben mag, wenn er behauptet, das Weib mache nicht blos ihr ganzes äußeres Schicksal, sondern auch ihre innere Seelenruhe, und ihren sittlichen Charakter, wenigstens ihren Glauben daran von dem Manne gänzlich abhängig, weil der Glaube des Weibes an sich selbst und an ihre Unschuld und Tugend davon abhänge, daß sie nie aufhören müsse, ihren Mann über alle seines Geschlechts zu achten und zu lieben. Als vernünftiges Wesen kann sie dieß nicht; wer mag seine Seelenruhe, wer das Bewußtseyn seines Charakters von einem andern Wesen abhängig machen? Ich finde hier nichts als Widerspruch. Indessen wird jedermann zugestehen, daß liebende Gatten einen der größten Bestandtheile ihrer ehelichen Glückseligkeit im gegenseitigen unbedingten Vertrauen auf einander sezzen, und daß eines sich selbst um so mehr

ehrt, je mehr es von dem andern geehrt wird.

Aus den Vordersätzen der Fichteischen Philosophie über Liebe und Ehe ist keine seltsamere und für das andre Geschlecht herabwürdigerendere Folgerung geflossen, als daß er dem Manne zum Lohne für die unbegränzte Hingebung des Weibes Großmuth zueignet. „Er will zuerst Herr seyn, sagt er: wer aber mit Zutrauen ihm sich hingiebt, gegen den entkleidet er sich aller seiner Gewalt. Gegen den Unterworfenen stark zu seyn, ist nur die Sache des Entmannten, der gegen den Widerstand keine Kraft hat.“ Wozu doch diese Tirade! Unterwirft sich denn das Weib durch Liebe und Ehe der Gewalt des Mannes? huldigt es einem Herrscher? Bedarf es einer Gnade des Mannes, damit das Weib von ihm jedes Opfer wahrer Liebe erhalte? Wohin doch einen scharfsinnigen Mann die Vorliebe

für falsche Grundsätze führen kann! — „Aus Großmuth bestrebt sich nach ihm der Mann achtungswürdig zu seyn, denn ihre ganze Ruhe hängt davon ab, daß sie ihn über alles achten könne; aus Großmuth unterläßt er nichts, ihr das Schicksal der Unterwerfung so viel als möglich zu erleichtern, späht ihre Wünsche aus, um als seinen eignen Willen sie vollbringen zu lassen, was sie, sich selbst überlassen, am liebsten thun würde." — In der That eine unerhörte Großmuth, achtungswürdig in den Augen seines Weibes seyn zu wollen, und gränzenlose Liebe durch Gegendienste zu erwiedern. Ich gestehe, daß ich eben so wenig ein so großmüthiger Mann zu seyn, als eine Gattin zu besitzen wünschte, die einen so großmüthigen Mann über alles achten könnte. Allein das Weib nach Fichte scheint in jener Großmuth nichts Anstößiges zu finden, vielmehr ist sie, gerührt davon, zu jeder Aufopferung für den Gatten bereit. Und so entsteht denn nach ihm durch den Um-

tausch von Liebe und Großmuth die eheliche Zärtlichkeit. **Jeder Theil will seine Persönlichkeit aufgeben, damit die des andern Theils allein herrsche.** Und so wird dem Spiele mit einer ganz mißverstandenen Persönlichkeit die Krone aufgesetzt.

In meiner Theorie, deren Grundlinien ich im vorigen eingewebt habe, ist von gegenseitiger, gleicher, treuer, ewiger Liebe, aber von **Großmuth** schlechterdings nicht die Rede. Ich verabscheue den Gesichtspunkt, daß das Weib sich unterwerfe; er erinnert an eine physische Wahrheit, die hier gar keinen Einfluß hat; moralisch genommen ist er unwahr und für das andre eben sowohl als für unser Geschlecht entehrend. Allein selbst der freyeste Philosoph hängt zuweilen von angewöhnten Rücksichten auf Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft ab, und nimmt, was blos Folge positiver Gesetzgebung im Staate ist, für ursprüngliche Einrichtung der Natur. **Fichte**

wird in keinem unpartheyischen Beurtheiler den Verdacht heben können, daß er sich in jenem Falle befand, als er die Geschlechter schilderte. Die Unterordnung der Weiber in der Gesellschaft unter den Zwang der Gesetze, und der Einfluß davon auf den weiblichen Charakter mochte ihm überall vorschweben, und darnach kopierte er sein Weib in vielen Stücken, ohne auf seine ursprüngliche natürliche Gestalt durchzudringen. Ueberall scheint es, als halle das: „Er soll dein Herr seyn" aus dem Trauungsformular der Agende wieder, und als geschehe es aus besondrer Menschenliebe, daß man das Schicksal gebohrner Sklavinnen möglichst versüße.

Es ist in der Ehe nur eine Herrschaft, die Herrschaft der Tugend und bessern Einsicht, nur eine Unterwerfung, die des Fehlenden und irrenden Theiles unter die höhere Sittlichkeit und Zurechtweisung des andern. Diese Herrschaft und Unterwerfung kommt Manne

und Weibe im gleichen Grade zu, ohne daß dadurch ein Theil gegen den andern herabgewürdigt würde. Welcher Mann wird nicht gern die minder reinen Seiten seines Herzens an den edlern Zügen seines Weibes läutern, und welches Weib wird dem schärfern Blicke ihres Mannes Beharrlichkeit in ihrem Wahne entgegensetzen? Aus dieser Herrschaft und dieser Unterwerfung gehen jene Scenen hervor, welche die moralische Ehrwürdigkeit der ehelichen Verbindung in ihrem schönsten Lichte zeigen.

Fichte macht am Schlusse seines Gemähldes, die Ehe, wie sie seyn soll, die sehr richtige Bemerkung, man könne das Menschengeschlecht nur dadurch von Natur aus zur Tugend führen, daß das natürliche Verhältniß zwischen beyden Geschlechtern wieder hergestellt werde. Nur muß dieß Verhältniß nicht nach seinen Grundsätzen gefaßt werden: denn diese würden nicht so wohl Cultur, als vielmehr Verschrobenheit unter den Men-

schen verbreiten, und Carrikaturen, einerseits, von Frauen, lächerlich durch unnatürliche Schamhaftigkeit, und erheuchelte uneigennützige Liebe, andrerseits von Männern, die das andre Geschlecht mit mißverstandener und unverschuldeter Großmuth behandelten, würden die Früchte davon seyn.

Ich habe in diesem Aufsatze meine Meynung freymüthig gesagt; mögen immer Blitze vom philosophischen Olymp auf mich herabregnen! Wenigstens wird kein Scholiastes minor der Fichtischen Philosophie mich beschuldigen können, daß ich ihn nicht verstanden habe. Nächstens werden Betrachtungen über das natürliche Eherecht desselben Philosophen folgen.

II.

Vorschlag eines gesellschaftlichen

Philosophirspiels

nebst

einer philosophischen Meditation

über eine Prise Tabak.

Der Baron Rietau hatte an einem schönen Wintertage eine zahlreiche Gesellschaft von Verwandten und Freunden auf seinem Landgute um sich versammelt. Der größre Theil des Nachmittags und Abends schwand unter Spiel und Gesprächen hin; unter Frohsinn und Scherzen verlor sich die Tafel, und es fragte sich nur noch, welche Unterhaltung man für die übrige Zeit bis zum Einbruche der Nacht wählen wollte. — „Ein neues Spiel!“ war die Aufgabe, worüber sich alle vereinigten: man sann herum, man sammelte Stimmen; an Ideen fehlte es nicht, aber sie waren nicht im Augenblicke ausführbar: die Reihe kam endlich an den Hofmeister vom Hause, einen jungen Mann, der viel Philosophie

und Erfindung besaß; man nannte ihn nur den Schloßphilosophen, und er verdiente diesen Nahmen, wenn er auch gleich ein wenig Pedant und ein wenig Geck war. — „Nun, Herr Magister, tönte ihm die allgemeine Aufforderung entgegen, was sagt Ihre Philosophie? was sagt der weise Kant?“ — „Im Scherze, antwortete dieser, werfen Sie diese Frage auf, und scheinen leider nicht zu wissen, wie viel tiefe Wahrheit darinn liegt. Glauben Sie, daß man ohne Philosophie ein interessantes Spiel erfinden könne?“ — „Nichts weniger als dieß! haben wir uns doch alle schachmatt philosophirt, um die Entdeckung eines neuen Spiels zu machen! Allein Sie sind selbst Augenzeuge des Erfolgs.“ — „Nun so machen Sie Ihr Philosophiren selbst zum Spiele, da haben Sie ein neues Spiel. Philosophiren Sie um die Wette.“ — „Allerdings eine originelle Idee, ein Philosophirspiel zu stiften; wenn das Spiel so possierlich ist, als die Philosophen, und so mannigfal-

tig und überraschend, als ihre Meynungen, so muß einem dabey die Zeit nicht lang werden. Die Gesellschaft ersucht den Herrn Magister der sieben freyen Künste, sich deutlicher zu erklären, und seine Erfindung nicht etwa als Geheimniß zu behandeln. Sprechen Sie, wir hören als gelehrige Schüler und Schülerinnen." — „Sie verlangen, versetzte der Magister, etwas zu viel, wenn Sie sogleich die vollendete Ausführung eines flüchtigen Einfalls erwarten; genügt Ihnen die rohe Skizze, so mag sie Ihrer Prüfung vorliegen." — Alle verbeugten sich lächelnd, und der Philosoph begann, nachdem er sich geräuspert, und mit feyerlichem Blicke die Geister seiner Gedankenwelt gesammelt hatte, wie folgt:

Was sucht der gute Mensch, wenn er nach Spiel verlangt? Herren und Damen, er sucht durch Spiel nichts anders als Spiel. — Sie lächeln, und glauben, ich habe vielleicht etwas Alltägliches gesagt. Nichts weniger

als dieß, es ist Resultat der neuesten Philosophie. Wir streben rastlos nach Thätigkeit; und wenn wir unsre Kräfte auf ernste Zwecke nach strengen Gesetzen verwendet haben, dann sehnt sich der Geist nach einer freyen Entfaltung seiner Flügel, er will ungebunden unter Beschäftigungen schweben, die seine Kräfte in eine Thätigkeit versetzen, die sie immer von neuen belebt, wo er seine Wirksamkeit durch Genuß fühlt und nicht ermüdet. Was interessirt uns am Kartenspiele? Der gemeine Kopf glaubt, der Gewinst; nein, es ist die angenehme und leichte Jagd nach einem Zwecke, und der lustig kühne Wechsel von Glück und Unglück; mit einem Worte, das innre unsichtbare Spiel der Seele, die Ebbe und Fluth ihrer Wünsche, Leidenschaften und Gefühle, ist der Geist des Kartenspiels.

Der Mensch sucht immer außer sich, was er zunächst in sich finden könnte. Bedarf er, damit seine Kräfte spielen,

eines Stücks Papier, eines Würfels oder einer Billardkugel? Hat er nicht seine eignen Gedanken unmittelbar? kann er nicht mit diesen das interessanteste Spiel treiben? Ahnden Sie meine Idee? — Lessing sagt: über jeden Gegenstand kann ein erfinderischer Kopf ein Lustspiel dichten; so sage ich: über jede Kleinigkeit läßt sich philosophiren. Und eben ein gesellschaftlicher mit Scherz und Laune durchwebter Wettstreit im überraschenden Philosophiren über Kleinigkeiten ist die rohe Idee meines Philosophirspiels. Der Ausdruck klingt etwas schulmäßig; aber im Grunde ist die Philosophie nicht Sache der Schule, sondern Sache des Lebens. Wir alle können ja Gegenstände auf ihre Gründe zurückführen, auf ihre Zwecke beziehen, ihre Verbindungen bis auf das Entfernteste bemerken; nun, so können wir alle philosophiren. Je kleiner der Gegenstand, um so interessanter das philosophische Spiel darüber, und in dem Maaße an-

ziehender, als die Verhältnisse überraschen, unter denen wir ihn zeigen. Sie sehen ein, daß dieses Spiel mannigfaltiger Formen fähig ist, unter denen wir wählen können. Ich überlasse es einem erfinderischern Kopfe, als ich bin, sie zu bestimmen, um dadurch das Spiel selbst zu organisiren. Gewiß täusche ich mich nicht, wenn ich behaupte, daß dieses Spiel nicht nur den Verstand außerordentlich schärft, sondern auch unendlich reichen Stoff für Witz und Scherz aller Art darbiethet. Ich ahnde eine mögliche Ausführung davon, die alle Ergötzungen übertrifft, wodurch gebildete Menschen sich die Zeit verkürzen können, besonders wenn das schöne Geschlecht mit dem unsrigen dabey gehörig kombinirt wird. —

Philosophisch vollkommen richtig, Herr Magister! Indessen dürfte Ihr gepriesnes Spiel für eine Gesellschaft gerade in dem Sinne ein Spiel seyn, als

die leichtscheinenden Manöuvres eines Lustlagers für eine Armee. —

Ich verstehe, was man sagen will, aber verneine. Freylich ist es ein Spiel nur für eine Gesellschaft, wie diese; es fordert Talente, und wird auch nur durch Uebung vervollkommnet. — Machen wir eine Probe. — Der leichteste Versuch wäre eine gesellschaftliche philosophische Meditation aus dem Stegreife, über eine Bagatelle, die dazu gar nicht qualificiert scheint. Gewinnt der Redner den Beyfall der Gesellschaft, so hat er die Ehre, mit einer Dame, die er selbst wählt, einen Dialog über die Philosophie der Liebe zu halten; mißlingt sein Erfolg, so wird eine Kommission der Damen ausgehoben, welche ihn näher zu prüfen, nach ihrer Laune zu examiniren, und ein freymüthiges Urtheil über ihn zu fällen hat. —

Ist Ihnen nicht des großen Swift geistreiche Meditation über ei-

nen Besenstiel bekannt? Vielleicht, habe ich sie bey mir; sie giebt ein schönes Muster für meine Idee ab. — — Ja, da ist sie.

„Diesen kahlen Stock, den ihr nun unrühmlich in jenem verlassenen Winkel liegen seht, den sahe ich ehemals in einem blühenden Zustande den Wald verschönern; er war voll Saft, voll Blätter, voll Zweige, da jetzt die geschäftige Kunst des Menschen umsonst der Natur nacheifert, indem sie jenes Bündel verdorrter Reiser an seinen saftlosen Stamm befestigt. Er ist höchstens nur noch umgekehrt, was er war; ein Baum, das unterste zu oben, die Zweige nach der Erde gekehrt, und die Wurzel in der Luft. Jede schmutzige Hand greift ihn an, um ihn zu einer knechtischen Arbeit zu führen, und durch eine Art von Eigensinn des Schicksals wird er bestimmt, andre Dinge rein zu machen, und selbst immer schmutzig zu seyn. Endlich, in

den Händen der Dienstmägde abgenutzt bis auf den Stumpf, wird er entweder auf die Gasse geworfen, oder man zieht noch diesen letzten Vortheil von ihm, daß man ihn zum Feueranmachen braucht.“

„Wenn ich dieß betrachte, preßt sich ein Seufzer aus meiner Brust, und ich sage zu mir selbst: Wahrlich, der Mensch auf Erden ist ein Besenstiel! Die Natur sendet ihn gesund und kraftvoll in die Welt; er steht in einem blühenden Zustande, das Haupt bedeckt mit Haaren, diesen eigentlichen Zweigen unsrer mit Vernunft begabten Pflanze, bis das Beil der Unmäßigkeit seine grünenden Aeste ausgehauen hat, und er nun da steht, ein verdorrter Stamm; dann nimmt er seine Zuflucht zu der Kunst und — setzt eine Perücke auf, stolz auf einen unnatürlichen Busch Haare, ganz bedeckt mit einem Staube, den sein Haupt nicht hervorbrachte. Und nun, wenn hier unser Besenstiel auftreten,

und sich brüsten wollte mit seinem Birkenraube voll Unrath, sey dieser Unrath auch Kehrsel aus dem Zimmer der schönsten Dame, würden wir ihn nicht lächerlich finden, und seiner Eitelkeit spotten? Was sind wir doch für partheyische Richter über unsre eignen Vortrefflichkeiten und andrer Leute Fehler!"

„Aber ein Besenstiel, antwortet ihr vielleicht, ist ja das Ebenbild eines Baumes, welcher auf dem Kopfe steht. Gut! ist der Mensch denn etwas anders als ein Burzelbaumgemächte? Seine thierischen Kräfte regieren die vernünftigen, seine Fersen ruhen, und den Kopf schleppt er auf der Erde. Und dennoch, mit allen seinen Gebrechen wirft er sich als einen allgemeinen Verbesserer und Wiederhersteller auf; er will alle Mißbräuche abschaffen, alle Beschwerden auf die Seite räumen, sucht, sammelt und scharrt Unrath zusammen aus allen Winkeln der Natur, zieht verborgene Schänd-

lichkeiten an das Licht, erregt einen ungeheuren Staub, wo dergleichen vorhin nie gesehen wurde, und steckt tief in allen denen Verderbnissen, die er wegzufegen sich das Ansehen giebt. Seine letzten Tage bringt er in der Knechtschaft von Weibern, und gewöhnlich der schlechtesten, zu, bis er, abgenutzt bis auf den Stumpf, wie sein Bruder Besen, entweder auf die Gasse geworfen, oder zum Anzünden eines Feuers, woran andre sich wärmen, gebraucht wird." —

Sehen Sie, um welchen unbedeutenden Gegenstand dreht sich hier alles! Und welcher Reichthum von witzig gesagten Wahrheiten! Wiegt nicht ein so überraschendes Gedankenspiel die schönste L'Hombrepartie auf?

Wenn nur der Herr Magister aus uns allen Swifts machen könnten, sagte der Oberforstmeister K***, ich wäre der Erste, welcher aufträte. — Aber am

besten, der Erfinder selbst macht die Probe.“ — Er reichte ihm zum Thema seinen Pfeifenstopfer hin. —

Ich verbitte, sagte dieser; die Vorlesung des Erfinders dürfte heute zu verdächtig scheinen, um zu amüsiren. Wenden Sie sich lieber an den Erbfeind meiner Philosophie, Ihren jungen Nachbar. Unerschöpflich in seinen Wendungen gegen meine heiligsten Sätze, wird er gewiß auch jetzt den Handschuh nicht liegen lassen.

Der Oberforstmeister offerirte dem jungen Assessor St*** eine Prise Tabak. Dieser, offen und gefaßt, wie er ist, nahm sie mit Verbindlichkeit. — —

Eine Prise, eine Kleinigkeit, sagte er lächelnd und mit Kopfschütteln. So gewiß ist es, daß es Menschen giebt, die das Große nur klein sehen, während das Kleine ihnen groß erscheint. Prisengeben ist der Triumph

der modernen Welt, und ich möchte um alles nicht in einem dosenleeren Staate leben; eine Welt ohne Prisen ist eine Welt ohne Tugend.

Ich bemerke, Herren und Damen, daß Sie über die kühne Verbindung erstaunen, in welche ich die vorgebliche Kleinigkeit setze, über welche zu sprechen ich hohen Orts befehligt bin. Allein Sie werden gewiß zurückkommen, wenn Sie mir, wie ich nicht zweifle, auf kurze Zeit in die Tiefen der Philosophie folgen. Die Damen können sich ohne Furcht in diese Regionen herablassen, da sie hier wie überall zahlreiche Assembleen von Menschen mit allen möglichen Menschlichkeiten finden, und es ihnen an Unterhaltung gar nicht fehlen kann.

Fürchten Sie nicht, daß ich Sie in die luftleeren Räume der Metaphysik führe; ich liebe das Athemholen, und gönne es jedem Wurme, geschweige

denn meinen Brüdern. Ich frage nicht, wie viel Billionen kleiner Leibnitzischer Seelchen in jedem Korne dieser Prise stekken, wie man etwa in barbarischen Zeiten fragte, wie viel ihrer auf der Spitze einer Nadel tanzen könnten. Dieß überlasse ich den berühmten Akademien Deutschlands, welche noch im Besitz geheimer Wissenschaften sind. Ich betrachte die Prise und das Prisengeben nach seinem Einflusse auf die Menschheit, und verbreite so eine wahrhaft Sokratische Weisheit über einen Gegenstand, von dem sich dieser blinde Heide schwerlich einen Begriff machen würde, wenn er aus dem Schattenreiche zurück käme.

Ich wende mich zuvörderst, wie es jeder wahre Philosoph thut, an Ihr Gefühl. Wenn Sie, besonders in einer größern Gesellschaft, das angenehme Wechselspiel der Prisengabe sehen, ergreift da nicht Ihr Herz eine eigne Empfindung? Alles scheint von Bru-

derliebe und Aufopferung beseelt; der phlegmatischeste Gesellschafter thaut auf, und nimmt an dem allgemeinen Wetteifer der Wohlthätigkeit Theil; wenn man noch so sehr Menschenfeind wäre, man müßte sich bey diesem edlen Schauspiele mit dem Menschengeschlecht versöhnen. In der ganzen thierischen Schöpfung finden sich solche Scenen nicht: zwar scheinen Hunde, Katzen, Hühner und Tauben sich unter einander durch Krabbeln, Kitzeln und Picken wohlzuthun, allein diese unvernünftigen Wesen haben gewiß keine andre als selbstsüchtige Absichten dabey. Sie liegen ja bey dem geringsten Anfalle von Hunger oder dem Reitze einer Lockspeise im Kriege, und nur der Geschlechtstrieb giebt ihnen zu gewissen Zeiten einiges Ansehen von Humanität.

Das Prisengeben rührt um so mehr, da die Charaktere des Gebenden und Nehmenden sich dabey so sprechend ausdrücken. Wer will alle die interes-

santen Nüancen von Seelengüte, Liberalität, Großmuth und Mitleid angeben, die sich in Physiognomie, Stellung und Gesten solcher Personen entwickeln! eine Aufgabe für die ersten Meister der Seelenmahlerey. Ich erstaune, daß dieses große Sujet noch nicht bearbeitet ist, und daß die Kunst eine Lücke zuläßt, wo sie so ruhmvoll erndten könnte. Welche Mannigfaltigkeit für das Genie! Welche unerschöpfliche, charakterreiche Gruppen! Dort ermüden sich zwey Professoren in einem gelehrten Streite, und um einander Pausen des Nachdenkens und der Erholung zu gönnen, wechseln sie Prisen; da jeder sich Sieger dünkt, haben sie gleichen Anspruch auf Großmuth, die unter den gelehrten Feinden weit seltner ist, als unter den militärischen. Gestärkt fahren sie nun fort; das Uebergewicht lenkt sich auf eine Seite; der Bedrängte wird einsylbiger und einsylbiger; jetzt wird er ganz stumm, und siehe — eine Prise aus der

Hand des Siegers mildert die Schmerzen seiner Niederlage. — Dort sammlen sich drey Freunde, und weben ein dem Anschein nach wichtiges Gespräch an; ein vierter drängt sich an sie, und hört ihnen mit einer Neugier zu, die sie befremdet; schon schwebt Unzufriedenheit über ihren Mienen; der Unbescheidne greift nach seiner goldnen Dose, und die zuvorkommende Bewirthung mit dem feinsten Nasenopfer, welches Spanien liefert, verschafft ihm Anfangs Duldung, dann offenbare Bewunderung und traulichen Zutritt. Dort umarmen sich zwey Freunde, die das Weltmeer getrennt hatte: kaum haben sich die Arme aus einander geschlungen, so klirren schon zwey Dosen zusammen, und feyern, in Abwesenheit der Kanonen, die Scene des Wiedersehens. Jener dort theilt seine Gabe mit einer gewissen brittischen Kälte mit, und verräth dadurch seinen männlichen selbständigen Sinn in der Freundschaft; ein anderer schmilzt, indem er

wohlthut, voll Zärtlichkeit; wieder ein andrer behandelt die Sache als Bagatelle, und bewährt dadurch, daß seinem edlen Herzen jede Aufopferung ein Spiel ist. Der eine rast uns mit der Dose entgegen; eine philanthropische Wuth, welche Achtung verdient: der andre kommt mit sanfter Freundlichkeit gekrochen; das Bild eines Wohlthäters im Stillen: der dritte dehnt lächelnd und schwerfällig den ganzen Aktus auf zehn Minuten aus; eine liebenswürdige Vereinigung von Phlegma und Bruderliebe. Und wie wollte ich enden, wenn ich Sie an alle interessante Ausdrücke erinnerte, welche diese schöne Situation darbiethet! O, man geht begeistert vom Schauplatze, und ein süßer Nachhall von Humanität begleitet uns aus der Mitte solcher Gesellschafter in unsre Heimath. —

Die Alten kannten keine Erfindung dieser Art. Wie hätten auch rohe Men-

schen in so feine Gefühle eingehen können! Sie, die die Tugend überall mit Fäusten greifen wollten, konnten unmöglich an einer Gabe zwischen zwey Fingerspitzen Genüge haben. Es würde ihnen auch gestanden haben, wie dem Bären das Kleid eines Elegants. Hätte Brutus, ich will zum Beyspiel den Fall setzen, jemandem eine Prise angebothen: der Befreyer Roms würde sich tölpisch genug benommen haben; man würde gesagt haben: Befreye du Staaten, aber das Prisengeben überlaß Andern! — Die Neuern wurden von einem sehr richtigen und edlen Gefühle zu dieser schönen Sitte geleitet. Sie bemerkten, daß die Tugenden ihrer Zeit sich immer mehr und mehr zurückzogen, nicht etwa, als ob die Moralität gesunken wäre, (da sey Gott vor!) sondern weil die Bescheidenheit der modernen Welt einen Schleyer über Handlungen verbreitete, welche die Alten in plumper Unschuld der Publicität blos stellten. Um in-

deffen zu verhüten, daß man nicht etwa die Zeiten des Lichts und der Wärme verkennte, vereinigten sie sich über ein Aeußeres, welches der Abglanz aller Tugenden ist, und jedem Menschen das Innere des Andern verbürgt; sie erfanden mit einem Worte die Artigkeit, die man als den Triumph des gesellschaftlichen Menschen ansehen kann, und diese Erfindung ist mehr werth, als die ganze ungeschlachte Tugend der Alten. Die Artigkeit bedurfte gewisser Symbole, um die Tugenden genauer zu bezeichnen, welche sie verspricht, und Großmuth, Wohlthätigkeit und Bruderliebe sind unter ihnen die wichtigsten. Gewiß, es war kein gemeiner Kopf, der zuerst in der Prise Tabak das Symbol für diese Tugenden fand: sein Nahme ist, wie der Nahme so vieler großen Erfinder, aus der Weltgeschichte verschwunden; aber, wer er auch war, sein Andenken muß uns heilig seyn. Er vermißte in der Gesellschaft einen angenehmen

Ritus, welcher diejenigen Vollkommenheiten des Herzens immer vergegenwärtigte, welche die zusammen lebenden Menschen am meisten interessiren müssen, und deren Ausdruck sie überall, wo sie sich einander nähern, begleiten sollte. Er wollte, daß jedem Menschen in der Gesellschaft, auf welche Seite er sich auch wendete, eine Erscheinung zuriefe: Sey edel und Menschenfreund! Und welche Handlung konnte er dazu besser wählen, als die Darbietung einer Prise? Der Erfolg krönte seine Idee: die ganze gesittete Welt vereinigte sich über das Prisengeben; die Sitte verbreitete sich von den höhern Ständen auf die niedrigsten; Beweis genug, daß sie ein Werk der Natur und Vernunft war. —

Ich ahnde hier einen Einwurf; nämlich man dürfte sagen, daß die meisten Menschen von diesem hohen Sinne des Symbols auch nicht die leiseste Ahndung haben. Wenn Ihnen,

Herren und Damen, dieser Skrupel entgegen gekommen wäre, so bedenken Sie doch, daß es ja das Schicksal aller Symbole ist, mit der Zeit, durch die Schwäche und Fühllosigkeit der Menschen, an Kraft zu verlieren; daß die heiligsten Standbilder der ehrwürdigsten Gesellschaften diesem Schicksale nicht haben entgehen können. Uns muß diese traurige Wahrheit aufmuntern, die Sache der Prise nicht sinken zu lassen; sie ist gewissermaaßen Sache der Wahrheit. Der hohe Sinn dieser Spende muß wieder von neuen belebt werden, und sollte meine gegenwärtige Meditation etwas zu diesem edlen Zwecke beytragen, so werde ich es für den kostbarsten Lohn eines unbedeutenden Versuchs, aus dem Stegreife zu sprechen, halten.

Es bleibt mir nichts übrig, als noch mit wenigem zu zeigen, wie sinnreich und erfinderisch der Urheber dieses Ritus bey der Wahl des Symbols ver-

fahren ist. Daß die Handlung einen Sinn betreffen mußte, war wohl zunächst das Allergewisseste, denn eine unmittelbare Wirkung auf Vernunft und Verstand hätte nimmermehr den erhabenen Zweck erreicht, den er sich vorsetzte. Es mußte eine sinnliche Erfindung seyn, wie in allen ähnlichen Fällen. Aber warum wählte er gerade die Nase, warum gerade den Sinn, der unter allen die niedrigste Stelle einnimmt? Konnte er nicht die Ohren wählen, und z. B. kleine Glöckchen erfinden, durch die in Gesellschaften einer dem andern seine menschenfreundliche Gesinnung entgegen klingelte? Warum verwarf er den Geschmack? Würden nicht Schächtelchen mit Bonbons oder irgend einer Art angenehmer Pillen dasselbe geleistet haben? Gewiß hatte der vergessene große Mann alle diese Möglichkeiten übersehen; er mußte also die wichtigsten Gründe haben, die Nase zu begünstigen. Und ich glaube, sie kommen einem

jeden entgegen, der mit philosophischem Geiste über den Gegenstand nachdenkt. Unfehlbar mußte es der Sinn seyn, für den man in der Regel am wenigsten sorgt; denn nur von ihm war vorauszusetzen, daß seine öftere, und mit sichtbarer Artigkeit wiederholte Fütterung Sensazion erregte. Und dieser Sinn ist gerade der Nasensinn: wenn es uns gar nicht auffällt, wenn ein Mensch einem Klange lauscht, oder etwas Wohlschmeckendes zu sich nimmt, so überrascht es uns im Gegentheile, wenn er eine riechbare Substanz in die Kanäle des Geruchs schiebt. Beym ersten Anblick davon sind wir schon geneigt zu glauben, er thue es nicht blos des Riechens wegen, und ahnden etwas Höheres. Ferner, der Nasensinn hat kein dringendes Bedürfniß: er verschließt sich angenehmen Düften nicht; fehlen sie aber, so wird kein Mensch deßhalb in üble Laune gerathen. Bey keinem andern Sinne findet diese Gleichgültigkeit Statt. Sollte

nun das gesellschaftliche Symbol gegenseitige uneigennützige Menschenliebe ausdrücken, so war nichts Passenderes zu erdenken, als ein Wechselspiel von Gaben für die Nase, wo kein vernünftiger Mensch daran denken wird, daß einer den andern bediene, um wieder von ihm bedient zu werden. Bey jedem andern Sinne wäre der Gedanke kaum zu vermeiden gewesen, daß sich der Umtausch von Wohlthaten für ihn nur auf Eigennutz gründe, welcher das Grab aller Moral ist. Die Nasen allein sind fähig, die Deutung des Sinnes des Symbols im reinen Geiste der Kantischen Philosophie zu vermitteln. Endlich will ich nur noch von mehrerem das anführen, daß es ein Sinn seyn mußte, welcher zwar in der Regel im stillen wirkt, doch aber zuweilen Paroxysmen hat, wo er mit Anstand etwas laut wird, und die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Diese Rücksicht mußte der Erfinder nehmen, damit von Zeit zu Zeit die des Ritus gewohn-

ten Gesellschafter aus ihrem Schlafe geweckt werden, und in jene edle Stimmung zurück gehen möchten, welche der Stifter beabsichtigt hatte. Die Nase bewirkt dieses durch die unvergleichliche Eigenschaft des Niesens, und der vortreffliche, obwohl an die Pest erinnernde Zuruf: Gott helf! trägt unendlich viel bey, die rührende Kraft der Prisenspende zu erneuern, oder wohl gar zu erhöhen. Mehrere Nationen haben die letztere Sitte abgeschafft; allein mit Recht läßt sich der solide, durchaus auf Wesen und Realität gehende Deutsche sie von den Neulingen nicht entreißen, und hält die Abschaffung davon für einen Frevel transrhenanischer Philosophie und für einen entfernten Eingriff in die unschätzbare Reichsverfassung. —

So wie die Nase der einzige Sinn war, durch welchen der Zweck, von dem die Rede ist, erzielt werden konnte, so war im ganzen unübersehbaren

Reiche der Natur kein Gegenstand so tauglich dazu, als eine Prise Tabak. Nämlich die Gabe für die Nase mußte höchst kleinlich seyn, damit man ihre Wichtigkeit desto sicherer von ihrer Bedeutung erwarten könnte; bey einem Geschenke von Werth wäre der hohe Sinn verschwunden, die Aufmerksamkeit hätte sich auf seine Substanz geheftet, und der symbolische Charakter desselben wäre ganz übersehen worden. Die Gabe mußte aber, unerachtet ihrer Unbedeutenheit, nicht etwa auf der Straße aufgelesen werden können, sondern irgend einen Kaufpreis haben, und am besten war es, wenn man sie um eine große Stufenfolge von Preisen, vom niedrigsten bis zum höchsten, haben konnte; Bettler und Millionairs konnten dann äußerlich durch sie gleich artig erscheinen, und gleiche philanthropische Gesinnung zeigen, während doch auch der Millionair durch das Innre seiner Gabe das Uebergewicht seines Vermögens im Stillen ver-

rathen konnte. Wie vortrefflich leistet alles dieß die Prise Tabak, dieses vielbedeutende Nichts, welches der Prinz sich, so köstlich es nur die Natur hervor bringt, um ungeheure Summen erkauft, und für welches dem abgehungerten Musketier auch noch ein Heller übrig bleibt. — Die Gabe mußte ferner nicht etwa sehr lieblich für den Sinn seyn, sonst wurde der Zweck verfehlt; sie mußte einen weder angenehmen noch unangenehmen Reitz erregen. Duftete sie etwa, wie die Würze der Nelke, oder der Balsam der Lindenblüthe, so sahe man in den Gesellschaften nichts als raffinirte Schwelger, die an Ueppigkeit im Nasengenusse mit einander wetteiferten. Auch von dieser Seite legitimiert sich die vortreffliche Wahl der Prise; die köstlichste ist immer noch kein Gegenstand der Wollust, und kann höchstens einen besonders lebhaften Reitz der Gewohnheit erhalten. — Die Gabe mußte endlich in schöner Stellung und Bewegung der

Hand gespendet werden können; es mußte hierbey eine große Mannigfaltigkeit möglich seyn, die Handlung selbst aber nicht in das Lächerliche fallen. Dieß ist der wahre Triumph der Prisenspende; die Artigkeit kann sich durch nichts in so interessanten Attitüden und Gesten zeigen, als beym Anbiethen, Geben und Nehmen jener geistvollen Kleinigkeit. Für den gefühlvollen Kenner ist dieses Schauspiel dreymal interessanter, als das schönste Ballet, und so wie die Menuet den kunstreichen Tänzer ankündigt, so ist das Maniement beym gesellschaftlichen Prisenspiele der sicherste Prüfstein der Artigkeit und Humanität der Gesellschaften.

Ich beschließe, meine Herren und Damen, diese Meditation mit der Bemerkung, daß unser Geschmack in der Facon jener niedlichen Gefäßchen, die wir Dosen nennen, noch sehr ungeläutert ist. Diese kleinen Opferschaa-

len für Menschheit und Bruderliebe, wodurch die moderne Kunst die heiligsten Vasen des Alterthums übertreffen kann, sollten schon durch ihre Form ihren hohen Zweck ankündigen, und wenn irgend Bilder sie verzierten, so sollten es nur die Sinnbilder der erhabenen Tugenden seyn, welche die immer offne Hospitalität des Besitzers ankündigt.

Der Assessor schwieg, und ein ungetheilter Beyfall war die unmittelbare Belohnung des ersten Versuchs einer spielenden Philosophirkunst. Als er aber nun auch das Recht des Siegers geltend machen wollte, und eine junge Dame forderte, um mit ihr über einige streitige Sätze der Philosophie der Liebe zu dialogiren, so fuhren die jungen Damen über den armen Magister her, verwarfen seine Gesetzgebung als völlig unausführbar, führten ihm zu Gemüthe, daß man in der Jugend vor Liebe zur Philosophie über die Liebe nicht kommen könne, und

verdammten ihn zu einem zehnjährigen Umgange mit alten Jungfern, welches in ihren Augen mehr als Galeerenstrafe war; da, sagten sie, könne er sich an Philosophie über die Liebe taub hören. — Der Magister tröstete sich mit dem Schicksale aller großen Männer, welche neue Bahnen brachen, und der Redner bestrafte die jungen Damen für ihre Widerspenstigkeit, indem er, ohne zu philosophiren, oder auf ihr Philosophiren gegen ihn zu achten, eine Runde von Küssen machte.

So heftig indessen die Invektiven der Damen gegen den Erfinder in Hinsicht der Philosophie über die Liebe gewesen waren, so ließ man dennoch der Erfindung im Ganzen Gerechtigkeit widerfahren, und die weitere Ausbildung und Organisation des Spiels wurde noch beym Auseinandergehen der Gesellschaft für eine der nächsten Sitzungen dekretirt, mit der einzigen

Einschränkung, daß jeder jungen Dame gegen jede eigenmächtige Verfügung des gefühllosen Magisters ein Veto zukommen sollte.

III.

Kommentar über einige Sprichwörter von Liebe und Ehe.

1) Der Mensch liebt nur einmal.
2) Alte Liebe rostet nicht.
3) Die Ehen werden im Himmel geschlossen.

I.

Der Mensch liebt nur einmal.

Jedes wahre Sprichwort ist ein großer treffender Blick der Seele über gewisse Verhältnisse des Lebens und der Sitten. Will man bemerken, in welchem Grade unser Geist ohne Studium und Philosophie einer feinen Beobachtung, Vergleichung und Folgerung fähig ist, und sich nach und nach ohne Plan und Absicht wahre Weltweisheit erwirbt, so zergliedere man nur die Sprichwörter der gebildeteren Nationen. Besonders gilt dieß von so vielen Sprichwörtern über die Neigungen und Leidenschaften des Menschen, und am allermeisten von denen, welche sich auf Geschlechtstrieb,

Liebe, Ehe und häusliches Leben beziehen. Mit Erstaunen findet man bisweilen in diesen Wahrheiten, deren Bemerkung man nur von den scharfsinnigsten Meistern der Seelenkunde erwarten sollte.

Der Mensch liebt nur einmal, sagt das Sprichwort. — „Sehr parodox, mögen Tausende denken: wie viele haben nicht zehnmal, zwanzigmal geliebt! Wer will bestimmen, wie oft man lieben soll, wer einer Leidenschaft Grenzen setzen, deren süßesten Reitz die Natur in ihre Freyheit gesetzt hat! — Ihr guten Tausende, wenn ihr das Sprichwort verstündet, würdet ihr euch schämen, Parodoxie darinn zu finden; daß ihr es aber nicht versteht, daran ist, erlaubt mir die Freymüthigkeit, der Zustand eures Herzens Schuld, welches das schönste Gefühl der Wahrheit nie in all seinem Feuer, seiner Reinheit und Reichthume genossen hat. —

Der Mensch liebt wirklich nur einmal, und es ist unmöglich, daß er auch nur zweymal liebe.

Die meisten Menschen wissen nicht, was Liebe ist; sie denken sich darunter das armselige Strohfeuer einer gleich schnell empor und nieder lodernden Leidenschaft, deren Asche man allenfalls, so lange sie noch warm ist, in der Wirthschaft des täglichen Lebens brauchen kann. Sie sind glücklich in ihrem Unglücke durch diese Unwissenheit, und die Romanenschreiber begehen einen Hochverrath an der Menschheit, wenn sie die Lunten zur Gluth jener mächtigen Leidenschaft an tausend Herzen legen, denen es besser ist, in enger stiller Heimath das Leben zu verträumen. Oft, wenn mich die süße schwärmerische Liebe der jungen Celtinnen Ossians im Innersten der Seele rührte, bejammert' ich selbst in einem Augenblicke der Täuschung mein Zeitalter, daß diese Liebe ihm fremd ist. Aber ich durfte nur aus meinem dichterischen Traume erwa-

chen, und zur düstern Gestalt der Welt, in der ich lebe, zurückkehren, um jenen Jammer zu ersticken, und die Genossen meiner Zeit glücklich zu preisen, daß sie eine Quelle nicht kennen, aus welcher für sie nur Elend und Quaalen flössen. Was hülf' es den Sclaven von tausend Bedürfnissen und tausend Fesseln, wenn sie aus dem Kerker, der sie umschließt, den trostlosen Blick in eine paradiesische Flur hätten, der sie sich nie nähern dürften? Wenn nach Schweiß und Thränen des Tages den verschmachtenden Neger der Arm seines Weibes mit glühender Liebe umschlingt, o umgraust ihn da nicht die Nacht seines Lebens nur um so fürchterlicher, und zünden nicht alle Flammen seiner Seele in dem schwarzen Punkte: Selbstmord, zusammen? —

Nein es ist sehr gut, daß man über das Sprichwort: Der Mensch liebt nur einmal, für die meisten Menschen einen Kommentar schreiben muß. Sie haben nie geliebt, und können nicht

lieben. Plaudern so viele jenen Spruch nach, so kann man gewiß darauf rechnen, daß sie seinen wahren Sinn verfehlen. Man muß, um diesen Sinn zu treffen, die Liebe ganz und ungetheilt nehmen, wie sie als Leidenschaft in der Seele eines Menschen in der Blüthe des Lebens herrscht, muß sie denken mit jener Macht, die alle Kräfte unwiderstehlich an sich reißt, mit jenem Glauben an das geliebte Wesen, jener Zuversicht auf seine Gegenliebe, und allen Illusionen, welche sie mit sich führt. Wer sie so ganz in ihrem Geiste betrachtet, wird sehr bald selbst die Bemerkung machen müssen, daß die Liebe sich zwar verewigen, aber nicht wiederholen läßt.

Sollte mir Jemand hier mit dem besonders uns Deutschen nationalen Phlegma entgegen setzen können, ich dächte nicht die natürliche und wahre, sondern die romanhafte *), durch Dichterphanta-

*) Von Natur träge oder durch Entnervung erschlaffte Menschen nennen jede Leiden-

sie exaltirte Liebe, so würde ich ihm, ungestört in meinem Ideengange, antworten: „Guter kaltblütiger Liebesforscher, alle Liebe hat etwas Romanhaftes und Dichterisches; wo dieß ganz fehlt, da mag Zuneigung, Achtung, Freundschaft seyn, aber nicht Liebe. Wir reden nicht von der Asche der Liebe, sondern von ihrer Lohe; nicht von vierzigjährigen Halbgreisen, die auf die Freite gehn, sondern von Jünglingen und Mädchen in der vollen Jugendkraft ihres Lebens. Wenn Geist und Herz von diesen nicht etwa durch Verwahrlosung, Verführung oder Knechtschaft niedergedrückt ist, so hat ihre Liebe, wenn sie wirklich lieben, allezeit etwas Schwärmerisches; dieß bewei-

schaft romanhaft, die über den höchsten Grad ihrer möglichen Wärme hinaus geht, und von einem Spiele der Phantasie begleitet wird, von welchem sie keine Vorstellung haben, weil sie desselben gar nicht fähig sind. Für sie ist auch alle Freundschaft romanhaft, so bald sie in Aufopferung übergeht.

sen die Volkslieder auch der wildern Nationen, deren Verfasser wahrhaftig nicht auf künstlichen Schmuck ausgiengen, sondern Gestalt und Spiel des menschlichen Herzens nach der Natur aufnahmen. Behagt es ihnen nicht, daß eine solche Leidenschaft im Menschen seyn kann, so hadern sie mit dem Urheber der Welt, der sich nicht zu erniedrigen geglaubt hat, wenn er die Fortpflanzung der Menschen von einer, mit ihnen zu reden, romanhaften Triebfeder abhängig machte."

Derjenige Zeitraum des Lebens, in welchem bey beyden Geschlechtern die Liebe erwacht, ist wohl unstreitig der ausgezeichneteste unsers ganzen Daseyns. Eine geheimnißvolle Sehnsucht nach etwas, was wir selbst nicht angeben können, eröffnet ihn, und führt allmählich unter tausend süßen Unruhen und Ahndungen den Trieb nach dem andern Geschlechte herbey. Es ist, als hätte der jugendliche Mensch bisher seine Tage bewußtlos verträumt, und als bemerkte er jetzt erst, daß

er im Grunde nur ein Bruchstück ist, daß Liebe nur ihm seine Ergänzung aus der Mitte des andern Geschlechts zuführen, und ihn zu einem wahren vollständigen Wesen erheben kann. Es klingt dieß in der philosophischen Darstellung vielleicht künstlich und fremd; allein es ist der Inhalt seiner heißesten Gefühle selbst, in jener Situation. Nun wird er Dichter, und phantasirt sich die Geliebte, die ihm bestimmt ist; denn daß ihm gewiß eine bestimmt sey, glaubt er so fest, als innig die Zuversicht auf einen Plan der Welt in seine Seele verwebt ist. „Wäre es möglich,, denkt er, daß dieser Trieb in deinem Innern aufglühte, daß ein unbesiegbarer Drang dich fortrisse, das Glück deines Lebens im Besitz eines Wesens des andern Geschlechts zu suchen, und daß dennoch nirgends ein solches Wesen geschaffen wäre, daß es nur vom Zufalle abhinge, ob du es findest? Nein, dieß widerlegt die ganze Ordnung der Welt; jeder gerechte Wunsch unserer Brust findet Erhörung; der heiligste Trieb

konnte nicht zum Spiele des Ohngefähr bestimmt werden." Der Glaube an glückliche Liebe liegt in der Seele jedes unverdorbenen Menschen, und erhebt sich, so bald die Gefühle der Liebe selbst einen höhern Grad von Licht und Stärke erhalten haben, in seiner ganzen Macht. Selbst der Krüppel verzweifelt nicht an sich, und sieht nach einer wohlthätigen Illusion, wodurch die mitleidige Natur einige Augenblicke seines Daseyns versüßt, seine Leidenschaft in den Armen eines Wesens belohnt, dessen Herz nur für ihn schlagen sollte. Die Liebe hängt hier ganz unverkennbar mit der Religion zusammen; es liegt in ihr eine von ihr unabtrennbare Hinsicht auf eine weise Regierung der Welt, auf eine Harmonie ihrer Anordnung mit unsern wesentlichen Naturtrieben, eine Zuversicht auf die Zukunft, als sey sie nach Gesetzen der Güte vorher bestimmt, und als sey eine Grausamkeit gegen die fühlenden Wesen unmöglich. Die Dichter haben diese von den meisten Psychologen übersehene Seite

der Liebe wohl zu treffen gewußt, und darinn gewiß nicht geschwärmt.

Voll vom feurigsten Triebe und voll vom Glauben an glückliche Liebe trifft jetzt der Jüngling auf ein Wesen, das dem Ideale zu entsprechen scheint, welches Herz und Phantasie entworfen hatten. Ein unwiderstehlicher Zug führt ihn immer näher und näher zu ihr; mit jeder Annäherung steigt sein Interesse, bis er sich endlich unauflöslich, für immer gefesselt fühlt. „Dieß ist sie, sagt er zu sich selbst, die im unendlichen Raum der Schöpfung auf dich berechnet ist; bey ihr ist Seligkeit für dich oder nirgends;“ und nun sind alle seine Hoffnungen auf sie gerichtet; er kann es sich nicht denken ohne sie zu leben und ohne sie glücklich zu seyn; das ganze übrige Geschlecht ist ihm gleichgültig. Nenne man dieß nicht Ueberspannung; es ist der natürliche Geist der Liebe. Wer in dem Zeitpunkte, wo er zu lieben glaubt, sich die Möglichkeit vorstellen kann, daß ein andres Wesen seine jetzige Leiden-

schaft schwächen oder wohl gar vernichten könnte, der liebt nicht.

Die Liebe bewirkt im Innern des Liebenden eine gänzliche Revolution; er wird gewissermaaßen ein andrer Mensch; der Gedanke der Geliebten ist allgegenwärtig in ihm; alle seine Thätigkeiten, Regungen und Gefühle sammeln sich um ihn, wie um ihren Mittelpunkt; die ganze Seele ist von einem Lichte beleuchtet, von einem Feuer erwärmt; er kennt kein Glück ohne sie, und mit ihr kein Elend.

Wenn er denn nun wieder geliebt wird, und keine seiner Hoffnungen getäuscht findet, ist es wohl möglich, daß seine Liebe durch eine neue gleiche Liebe verdrängt werde? Die Wollust wird ihn vielleicht, wenn er schwach ist, auf Augenblicke verführen können, aber seine erste edle Leidenschaft kann er nicht von dem Wesen, dem er sie einmal gewidmet hat, auf ein andres übertragen. Wenn

er Seelenstärke und Herrschaft über seine Leidenschaften besitzt, so wird er die Gegenliebe der Seinen durch innige Treue und Unwandelbarkeit seiner Gesinnungen vergelten.

Eben so wenig ist eine zweyte Liebe möglich, wenn er nicht wieder geliebt wird, oder, wenn die Geliebte aus konventionellen Ursachen nicht die Seine wird, oder wenn sie der Tod ihm frühzeitig raubt.

Unglückliche Liebe ist unter allen Foltern der Menschheit die grausamste. Der hoffnungslose Liebende ist in der Mitte des Lebens und Gefühls vernichtet. Hatte die Leidenschaft eine gänzliche Umwandlung seiner Seele bewirkt, so wird diese nun gewaltsam wieder zerstört; die Seele findet ihren vormaligen ruhigen Zustand nicht wieder; an die Stelle der schönen Harmonie, welche die hoffende Liebe schuf, tritt nun allgemeine Zerrüttung, und Finsterniß verdrängt die sanfte Beleuch-

kung, welche das Bild der Geliebten über die ganze innere Welt verbreitete. Sein Herz ist zerrissen, im vollen Sinne des Worts; denn so bald der Geist der Liebe gewichen ist, trennt sich auch der Bund aller Kräfte, den er gestiftet hatte; jede Triebfeder sinkt in eine kraftlose Erschlaffung; und jedes Interesse, welches sonst seine Seele empor hob, erstarrt zu einer frostigen Gleichgültigkeit.

Der ganze Zustand der Liebe kommt ihm vor wie ein Traum, durch den er unschuldiger Weise unmenschlich getäuscht wird; jener Glaube an glückliche Liebe, der sich ihm unwiderstehlich aufdrang, die Ueberzeugung, in der Geliebten dasjenige Wesen zu finden, welches zur innigsten Vereinigung mit ihm einzig bestimmt sey, die Zuversicht auf die Harmonie ihres Herzens mit dem seinigen, und tausend Aussichten, welche die Hoffnung ihm mit so lachenden Farben mahlte, alles erscheint ihm als Betrug, und er fühlt diesen Betrug um so peini-

gender, da er einen ganzen Zeitraum hindurch gleichsam sein Daseyn ausmachte, er nur in ihm und für ihn lebte, litt und wirkte.

Der Zustand der feurigen Liebe hat für den Liebenden eine gewisse Heiligkeit, er steht auch wirklich mit allem dem in Verbindung, was für den Menschen das Heiligste ist. Um so fürchterlicher ist eine unglückliche Liebe. Sie führt leicht zu einer allgemeinen Verzweiflung an allem, worauf ein Mensch sich stützen kann, und verliert sich in einen fühllosen Kaltsinn, der das Herz allmählich austrocknet.

Wer einmal unglücklich geliebt hat, liebt nicht wieder; d. h. der schwärmerische Zustand der ersten Liebe ist nur einmal möglich: hat dieser sich in Täuschung aufgelöst, so kann er, so lange Erinnerung in ihm ist, nicht wieder kommen. Der Mensch ist zwar in seinen Leidenschaften nicht immer konsequent; er weiß sehr oft, daß sie ihn nur verblen-

den, und ihm unsichre oder ganz nichtige Güter vorspiegeln; und dennoch giebt er sich ihnen hin, um in einem vorübergehenden Selbstbetruge sein Glück zu finden. Allein bey der Liebe setzt er zu viel auf das Spiel, und so wie er einmal durch ihre Illusionen in die tiefsten Seelenleiden versetzt worden ist, so tritt nun in die wüste Stelle der vormaligen Leidenschaft das Andenken an die Quaalen verfehlter Hoffnung; er müßte sich selbst widersprechen und vor ihm selbst erröthen, wenn er zum zweytenmale jenem Glauben an glückliche Liebe, jener vorgefaßten Zuversicht auf ein weibliches Herz und allen damit zusammenhängenden Aussichten, Hoffnungen und Gefühlen die Ruhe seines Lebens Preis gäbe. Er kann dieß auch nach der Natur der Seele nicht; denn jede Empfindung dieser Art würde durch die Erinnerung Lüge gestraft. Kurz, die zweyte Leidenschaft ist von lauter Zweifeln durchkreuzt; die Furcht und das Mißtrauen halten wenigstens der Hoffnung das Gleichgewicht; er kann sich

nicht so ungetheilt hingeben, und eine so ungetheilte Hingebung erwarten, wie es im ersten Rausche des glühenden Triebes geschahe, der seinen Gegenstand zu finden glaubte. Die zweyte Liebe wird Sache der Klugheit, und ist eben deßwegen gar keine Liebe.

Die erste Liebe geht von reitzenden Geheimnissen aus, und ist reich an dunkeln Gefühlen, welche im Bewußtseyn ein angenehmes Gemisch von Schwermuth und Wollust erregen; es liegt in ihr viel Ueberraschendes, Neues, noch nie Empfundenes. Alles dieß fällt bey der zweyten Liebe weg, und auch dadurch verwirkt sie ihren Anspruch auf den Nahmen dieser Leidenschaft. Bey ihr ist alles aufgeklärt, alles in deutliche Vorstellungen aufgelöst; jede Empfindung ist schon erfahren, vielleicht vormals schon erschöpft; überall trifft man alte Bekannte von trauriger Erinnerung.

Kann ein Mann, den die erste vollglückliche Liebe mit seinem Weibe verband, zum zweytenmale heirathen, wenn sie

ihm in der Mitte des Lebens entrissen ward? — Es geschieht nur zu oft, aber ich habe es jederzeit für ein Werk der Nothdurft gehalten, und meistens das arme Opfer bedauert, das blos für das Bedürfniß eines Wesens hingegeben wird, dessen Herz, an der Seite eines lebenden und vielleicht feurig liebenden Geschöpfs, doch nur für den unvergeßlichen Schatten der Unterwelt schlägt. Es ist Ziererey, wenn manche Wittwer sich stellen, als glauben sie sich durch den Ehevertrag mit der ersten Gattinn gebunden, und forthin zu ewiger Ledigkeit verpflichtet. Möchten Sie lieber sagen: ich kann einer zweyten Gattinn das Herz und die Gefühle nicht geben, welche die erste für immer an sich riß, und ich will sie um ihr Herz und ihre Gefühle nicht betrügen. Dieß wäre redlich: das erste ist spitzfindig, und verräth eine Flatterseele, die vielleicht das Ende der Trauer nicht erwarten kann, um sich für eine zweyte Ewigkeit zu verbinden."

Jedes Frauenzimmer, welches ein Mann zur zweyten Ehe sucht, muß sich genau erkundigen, ob und in welchem Grade er in der ersten glücklich war. Wär er es nach menschlicher Weise vollkommen, so wird sie in der Regel am besten fahren, wenn sie sich zurückzieht; denn sie kann mit allen Reitzen, aller Herzensgüte und Liebe nur sein halbes Herz gewinnen. Dieß beweisen tausend Beyspiele für den, der es nicht aus der Natur der Liebe folgern kann. Wie unglücklich ist aber eine Person, die es fühlt, daß ihr Mann ihr nicht ganz angehört, und daß sie verstoßen wäre, so bald er mit der magischen Kraft Orpheus die Todten ins Leben zurückrufen könnte!

Am unmöglichsten, wenn die Unmöglichkeit Grade hat, ist eine zweyte Liebe für den, der zum erstenmale feurig liebte, und, bey den besten Gesinnungen der Geliebten gegen ihn, nur in ihren Gefühlen Widerstand gegen eine Verbindung fand. Dieß muß ihm so überraschend

und unbegreiflich seyn, daß ihm alle Liebe wie eine Art von Verrückung vorkommt, wie ein Hazardspiel, dessen Würfe nicht von verständigen Planen, sondern vom Zufalle abhängen. Unter allen unglücklichen Lieben ist jene die unglücklichste. Bist du gleichgültig und bleibst es, so erkaltet dein Herz allmählich; bist du verachtet, so geht deine Liebe in Haß über; erregst du aber Interesse, vielleicht in hohem Grade, und fehlt nichts weiter, als der unnennbare Reitz, welcher Seelen durch das Gefühl verbindet, darfst dich nähern, und wirst gern gesehn, aber nur bis auf einen gewissen für immer gesetzten Scheidepunkt; dann bist du in einer trostlosen Lage, so nahe dem höchsten Glücke, und doch davon getrennt durch einen unübersteiglichen Abgrund. Ich glaube, daß es eher möglich ist, nach dem frühen Tode seiner Geliebten in eine der Liebe ähnliche Stimmung für eine Andre überzugehen, als nach einem fehlgeschlagenen Versuche auf eine Person, deren Achtung und Zutrauens auf unsern Charakter wir

sicher seyn konnten, und der nur jenes Geschlechtsgefühl für uns fehlt, über welches sich gar nicht weiter grübeln läßt, weil man nicht weiß, von wannen es kommt, und wohin es geht. — —

Nicht jeder Mensch ist der Liebe in dem Grade fähig, wie ich ihn in allem bisherigen angenommen habe, oder, richtiger zu sagen, nicht jeder Mensch vermag zu lieben. Viele, vielleicht die Meisten, nähern sich nur der Liebe an. Allein auch bey diesen hat die erste Leidenschaft einen Charakter, der nur einmal Statt findet. Gesetzt auch, es fehlt derselben jene Innigkeit, Stärke und Zuversicht, die ich der wahren vollen Liebe zueigne, so hat sie doch für das Individuum alles das Frische, Neue und nie Empfundne, all den Reichthum und all die Fülle, welche einen so großen Theil der Reitze von jener ausmacht. Der Phlegmatiker liebt nie; aber er kann doch ein gewisses Analogon, einen gewissen Schatten der Liebe in seinem Herzen nähren, und gewiß

hat er während seines ganzen Daseyns nie so viel innere Schnellkraft und Regsamkeit, nie so viel lächerliche Momente, als wenn er zum erstenmale verliebt ist. Das zweytemal läßt er es schon sehr an sich kommen, sich von seinem Sessel zu erheben; der ruhige Genuß seiner Schwer- und Träg-Kraft ist ihm erwünschter, als die schnellern Pulse der Liebe. Auch er liebt nur einmal.

II.

Alte Liebe rostet nicht.

Wenn mein Kommentar über das vorhergehende Sprichwort Wahrheit enthält, so muß er zugleich die Erklärung des gegenwärtigen seyn. Es ist eines der verbreitetesten unter dem Volke, und gewiß auch eines der treffendesten.

Ich kenne, wie ich schon gesagt habe, nur eine volle leidenschaftliche Liebe, diese ist die erste. Alte Liebe darf ich also nach meinen Grundsätzen für gleichgeltend mit erste Liebe nehmen.

Wenn ein junger Mann durch Verhältnisse verhindert wird, das Mädchen

seines Herzens besitzen zu können, und er es durch alle Mittel der Selbstüberwindung so weit bringt, daß er es vergessen zu haben scheint, — man traue ihm nicht, er traue sich selbst nicht! Es giebt Krankheiten, welche verschwunden zu seyn scheinen, und die dennoch vielleicht nach einer ziemlichen Reihe von Jahren mit verdoppelter Kraft zurückkehren. Ganz so die Liebe, wenn sie durch konventionelle zufällige Umstände niedergedrückt wird: sie kann zwar unsichtbar in der Seele werden, aber niemand wird sie verbannen; die schwerfällige Philosophie möge sie verfolgen, wie sie wolle, sie findet immer irgend wo eine Freystatt, wo sie, ungesehen und geheim, wie eine Göttinn, fortwirkt. Dankbar für ihre vormalige sanfte Beherrschung, scheint ihr die innere Welt des geistigen Menschen überall einen Zufluchtsort anzubiethen, und nur auf den günstigen Augenblick zu warten, wo sie das Scepter wieder führen kann.

Es ist ein großes Wagestück, wenn der Mann, in dessen Busen eine solche

Leidenschaft schläft, sich zu viel zutraut, und einem Wesen des andern Geschlechtes ein freyes Herz ankündigt, welches er doch im Grunde nicht hat. Und ein eben so großes Wagestück ist es, wenn ein Mädchen ihm sein wirklich freyes Herz hingiebt. Ehe er es selbst denkt, tritt der Geist der ersten Liebe verjüngt aus seiner Asche hervor, und stellt sich überall der Gestalt gegen über, die ihn ehemals gefesselt hatte, und über diese Gestalt fällt von dem Augenblicke an ein Schatten, der alle ihre Vorzüge verdunkelt. Die zweyte kann ihm das nicht seyn, was ihm die erste war, denn sie kann keine Wiedergeburt zaubern, oder ihn in einem Lethe alle Erinnerungen der frühern Leidenschaft vergessen lassen. Sie verliert allemal bey der Vergleichung, und tauscht, auch für die innigste Hingebung, nur Kaltsinn, wenn nicht gar einen Grad von Verachtung ein. Und wenn sie denn nun die Ringe und Fesseln der ehelichen Treue tragen, und den Bräutigam der Donnerschlag der Botschaft trifft, daß

ein grausamer Vater oder Onkel gestorben ist, der das einzige Hinderniß der ersten Liebe war, mit welchen Blicken mag er dann die betrogne Braut ansehen, und mit welchem Herzen vor den Altar gehen! Die alten Flammen erwachen mit einer siegenden Macht; Glück ist für ihn in der neuen Verbindung nicht möglich; ehrenwerth und brav handelt er, wenn er gesteht, und einen Bund trennt, der zwey Wesen zum Elend verdammte.

III.

Die Ehen werden im Himmel geschlossen.

Rabner hat seine Laune über dieses gottselige Sprichwort spielen lassen; ein Muthwille, der einem Hagestolz wohl zu verzeihen ist, dem weder im Himmel noch in der Hölle eine Ehe zugedacht war. Dem Denker hat er indessen noch eine kleine Aehrenlese aufgespart, die nicht zu verachten ist; denn der Gegenstand hat sehr ernste Seiten, über die das Wetterleuchten des Witzes nur flüchtig hinstreift, und er verdient um so mehr eine genaue Beherzigung, da er uns das seltne und auch wirklich possierliche Schauspiel giebt, daß Philosophen und alte Mütterchen in einem Glaubensartikel zusammenstimmen.

Was ist wunderlicher, als die Geschichte der meisten Ehen? Wenn man nach dem Vorbilde jener frommen Gemeinde, welche auch für das Ehebette die einzige Stütze der reinen Lehre ist, eine Weiber- und Männer-Lotterie anstellte, und die Personen an einander verloosete, so könnten keine seltsamern Zufälle herauskommen. Kein Abentheuer und kein närrischer Streich ist zu denken, durch den nicht irgend einmal eine Ehe gestiftet worden wäre. Und nur sehr wenige Menschen können sagen, daß sie planmäßig geheirathet hätten. Ja man kann als gewiß annehmen, daß für einen Eheplan, welcher zum Zwecke führt, hunderte scheitern, während das Ungefähr Wunderdinge hervorbringt, und Menschen zusammenführet, die sich nie eine Verbindung mit einander im Traume einfallen ließen.

Sollten die meisten Menschen die Gründe angeben, warum sich ihre Neigung und Ehestandslust nur gerade auf

die und die Person fixirt, so würde man viel stumme Antworten bekommen. Mehrentheils wissen sie es gar nicht; Männer so wenig als Frauen. Bey manchen Personen geschieht es so ganz blindlings, daß vielleicht nur ein gelehrter Chemiker aus der Verwandtschaft der Grundbestandtheile ihrer Körper Aufschluß darüber geben dürfte. In tausend Fällen berufen sie sich auf einen ihnen selbst unbegreiflichen Reitz, der sie für immer an das andre Wesen fessle, auf ein geheimnißvolles Gefühl, ein Je ne sçais quoi, vor dem alles Nachdenken und alle Weisheit zu Schanden werde.

Es befremdet mich gar nicht, daß es vormals tiefgründliche Naturkundige gab, welche die Atomen zu Hülfe riefen, um solche wunderbare Attachements zu erklären. Nach ihren Entdeckungen strömen die Körper von Männern und Frauen ununterbrochen die feinsten und dem Gesichte sich verlierenden Körperchen aus; diese dringen in andre Körper ein, und je

nach dem sie durch Verwandtschaft freundschaftlich oder durch Entgegensetzung feindselig gegen die Ur-Theilchen der andern Körper gestimmt sind, so erregen sie sympathische oder antipathische Gefühle, ziehen an, oder stoßen zurück, binden, oder scheiden. Haben sich die Corpuskeln zweyer Personen verschiedenen Geschlechts einmal erkannt, und sich als nahe Verwandte traulicher vermischt, so wird nun natürlich das wechselseitige Eindringen immer stärker und stärker; endlich verschmelzen sie so zusammen, daß an keine Trennung zu denken ist, und auch die Herzen sich für immer vermählen.

Die Damen sind es vorzüglich, welche die Philosophie zu solchen verzweifelten Hypothesen verführen können; so unergründlich sind oft bey der Wahl ihrer Gatten ihre Launen und Gefühle, denen sie folgen. Ich meyne nicht etwa jene wohl überlegten Grillen, nach welchen die reitzende Claudia den kleinen häßlichen Sturax, die verschlagne Orestilla den ein-

fältigen Urian, und die feurige Drusilla den phlegmatischen Columbus gewählt hat. Stirax leistet gewiß das Seine eben so gut, als alle vergoldete Einhörner und Hirsche, welche dem schmachtenden Reisenden einen Gasthof ankündigen, und ist dabey eben so gefällig, als diese guten Bestien, vor der Thüre zu verweilen, während die Fremdlinge sich bey der Wirthinn des ehelichen Gasthofs restauriren. Urian hat das ganze Departement des Denkens und seine ganze Vernunft in den Schooß seiner clairvoyanten Gattinn niedergelegt, und Columbus findet sich nach einer vierstündigen Mittagsruhe allezeit mit freundlichem Schmunzeln wieder in der besten Welt ein, von der sich während seiner Erquickung die theure Hälfte auf eine andre Weise überzeugt hat. Diese Grillen lassen sich sehr natürlich und ohne Atomen erklären. Allein unzählig viele Verbindungen sind unauflösliche Räthsel, Verbindungen, wo, allen Erscheinungen zu Folge, die Dame, wo nicht aus Leidenschaft, doch aus entschie-

dener Neigung wählte, ohne daß man doch an ihrem Gatten selbst bey der partheylosesten, feinsten Erforschung auch nur irgend einen anziehenden liebenswürdigen Zug entdeckte. Oft wird der wohlgebildeteste, interessanteste Mann mit Kaltsinn aufgenommen, und ein Aethiopier an Leib und Seele trägt den Sieg davon.

Und wem ist nicht das grausame Talent der Damen für die äusserste Vorstellung bekannt? Es wird ihnen angebohren; so wie sie die weiblichen Puppen wegwerfen, und sich mit männlichen Puppen amüsiren, eröffnet sich der Vorhang, und ihre große Komödie beginnt. Wie manches brave edle Herz ist das Opfer ihres Spiels geworden! Künstlich genug wissen sie die Höcker ihres Körpers zu verbergen, noch weit künstlicher die Höcker ihrer Seele. Das Gebrechen des Körpers entdeckt die Brautnacht; aber oft reicht ein ganzen Leben nicht zu, um die Schnürbrust des Geistes zu lüften, und

die falsche Sorge und jedes betrügerische Ausfüllküssen des Herzens an das Licht der Sonne zu ziehen. Muß nicht jedem Manne der Muth sinken, wenn er dieß bedenkt? Ja fürwahr, er kann seinen Verstand besser brauchen, als wenn er ihn an das halsbrechende Problem wagt, ein Weib zu durchdringen, und nach Charakterkenntniß zu heirathen denkt. Kann er einmal nicht anders, so befehle er seine Seele Gott, mache das Testament über all sein zeitliches Glück, und stürze sich unter sie; vielleicht ist er unter einem guten Gestirne gebohren, und erhält wenigstens eine erträgliche Gefangenschaft.

Seltsam ist es, daß die zufälligsten Heirathen meistens glücklicher ausschlagen, als diejenigen, welche nach allen Rücksichten der Pflicht und Klugheit mühsam und langwierig kombinirt worden sind; beynahe so, wie das Impromtu eines feinen Kopfes besser geräth, als das studierteste Epigramm. Man betrachte die Ehen, welche unter befreun-

deren Familien mit Maaß und Zirkel abgemessen werden, überhaupt alle jene, wo Kinder so willfährig sind, unter dem Einflusse der Beredtsamkeit ihrer Eltern das Jawort von sich zu geben. Wahrlich, die meisten davon werden durch die geniemäßigen Heirathen beschämt, wo wenige Lichtblicke zwey Seelen, die das Ungefähr einander näher bringt, für immer einigen.

Wer alle Spiele des Zufalls und die zahllosen Unbegreiflichkeiten bey den Ehen der Menschen bedenkt, der muß hier den Finger Gottes ahnden, und in den Glauben einstimmen, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, daß menschliche Klugheit über dieses wunderliche Hasard nichts vermag, und die Vorsicht allein entscheidet. Und führet uns nicht alle Philosophie über Zweckmäßigkeit und Plan der Welt auf diese Resultate? Ist es Anordnung der höchsten Weisheit, daß es Weib und Mann, Geschlechtstrieb, Liebe und Drang zur Ehe

giebt, so wird ja doch dieselbe Weisheit die Einzelnen bedacht, und jedem sein bescheiden Theil vorherbestimmt haben. Es gilt keine Kleinigkeit, sondern die Fortpflanzung des Menschengeschlechts; so konnte der Verein von Mann und Weib nicht dem Zufalle und den Launen Preis gegeben werden. Ja gewiß, hier mußte eine Prädestination seyn; einige sind berufen zum Glück, andre zum Elende. Beydes stammt vom Himmel. Dieser Glaube verdoppelt die Seligkeit eines zufriedenen Ehepaars, und ist Balsam für die Wunden des armen Sklaven, der an das Ehebette eines unerträglichen Weibes geschmiedet ist.

Trostloser Cyprian! dein Weib wacht, wenn du schläfst, und schläft, wenn du wachst, dürstet, wenn du satt bist, und ist satt, wenn du dürstest, friert, wenn du glühst, und sprüht Flammen, wenn du frierst; sie tanzt, wenn du vor Müde ohnmächtig wirst, und wird ohnmächtig, wenn du tanzen willst, stirbt

langsam, während du lebst, und wird dreyfach leben, wenn du gestorben bist. — Fasse Muth! Auch deine Ehe ist im Himmel geschlossen; denn wie hätte dich dein Verstand oder dein Herz an dieses Weib verrathen können? Bestehe deine Prüfungszeit, dulde für das Weltbeste, und verzweifle nicht an einer seligen Katastrophe deiner Knechtschaft. Der Himmel kann nicht grausam seyn. Es ist mit den Furien von Weibern auf der Erde, wie mit den verwünschten Prinzessinnen in gräßlicher Bärengestalt: beyde sind nur dem Aeußern nach, nur für einen Augenblick abscheulich; der Stab der Fee schwingt sich, und die Bärinn ist in eine Göttinn verwandelt; du stirbst unter der Geisel deiner Tyranninn, einst folgt sie dir und erscheint dir als Engel. Alles löst sich dann auf, was dir räthselhaft war; es wird dir begreiflich, warum sie dich durch Launen, Kaltsinn, Eifersucht, und alle Dornenkronen des Ehestandes quälen mußte,

warum du nur die Teufelsmaske, aber nicht den Engel sehen durftest. Noch einmal: Deine Ehe ist im Himmel geschlossen, Cyprian! tröste dich hier im Glauben; dort wirst du schauen.

IV.

Ueber den Unterschied zwischen Achtung und gutem Rufe.

Aus dem Französischen der Fr. v. Lambert.

Nebst Gracians Maximen über Ruhm und guten Ruf, nach der französischen Uebersetzung des Amelot de la Houssaie übersetzt und erläutert.

Vorbericht.

Dieser Aufsatz befindet sich unter mehreren kleinen Schriften, welche den Werken der Frau von Lambert in der Ausgabe von Paris 1785 angehängt sind. Sey er nun von

ihrer Hand, oder nicht, er scheint mir interessant genug, um ihn durch eine deutsche Uebersetzung auch in unserm Vaterlande bekannt zu machen.

Die Achtung *) ist eine Folge des Eindruckes, welchen unsre persönlichen Vorzüge auf Andre machen. Sind sie

*) Im Originale ist der Aufsatz überschrieben: Sur la différence qu'il y a de la réputation à la considération. Réputation habe ich auf jeden Fall richtig durch guten Ruf übersetzt, aber für considération hat die deutsche Sprache kein völlig entsprechendes Wort. Achtung drückt blos ein innres Gefühl aus, da considération auch die verhältnißmäßige Aeußerung desselben besagt. Ansehen dürfte im Gegentheile zu entschieden auf die oft genug trugerische Aeußerung von Achtung hindeuten, und zu schwankend an dieses Gefühl selbst erinnern. Am richtigsten würde considération durch auf Achtung gegründetes Ansehen wiedergegeben.

groß, und gehen sie über den gemeinen Maaßstab menschlicher Trefflichkeit, so erregen sie Bewunderung; sind sie anziehend und liebenswürdig, so führen sie zu den Gefühlen der Freundschaft.

Die Achtung gewährt mehr wahren Genuß, als der gute Ruf: jene schließt sich dicht an uns an; dieser bildet sich in der Entfernung. Zwar hat der gute Ruf einen größern Umfang, allein er läßt sich nicht so innig empfinden, und kann nur äußerst selten für ein wahres sichres Gut gehalten werden. Wir erwerben uns Achtung bey denen, die mit unserm Werthe unmittelbar bekannt sind; über unsern Ruf entscheiden Menschen, die uns gar nicht kennen. Unser Verdienst sichert uns die Achtung rechtschaffener und edler Menschen; allein eine herrschende gute Meynung von uns im Publikum können wir nur unserm guten Sterne verdanken *). Achtung ist gleichsam die Reve-

*) Dieß ist so wahr, daß man nicht genug über die Schwäche derer erstaunen kann,

nüe des Verdienstes unsers ganzen Lebens, der Ruf oft nur der Lohn für eine

welche den Ruf zum Maaßstabe ihrer Urtheile über Charakter, Sitten und Leben eines Menschen machen. Der Ruf hat keine einzige sichre Quelle. Freche Urtheile von Halbkennern, Lügnern und Nachsprechern derselben bilden ihn; höchstens liegt Wahrheit in Hinsicht der Außenseite der Person zum Grunde, die er angebt. Die Gerüchte, auf denen er beruht, verändern, verkleinern oder vergrößern sich, indem sie von Mund zu Mund gehen; die Leichtgläubigkeit der Menschen, deren größere Menge schwach und kindisch ist, entscheidet, nicht selten geleitet von eigennützigen und lieblosen Absichten. Es gilt dieß eben so wohl vom guten Rufe als vom schlechten Rufe; doch glaube ich, daß in der Mehrheit der schlechte Ruf mehr Aufmerksamkeit verdient, als der gute Ruf. Wer in schlechtem Rufe steht, muß auf jeden Fall entweder wirklich auffallende Handlungen begangen haben, welche wenigstens ihrer Außenseite nach unsittlich sind, oder er muß höchst unvorsichtig seyn, um durch vielleicht ganz unschuldige Handlungen in

durch Zufall geglückte Handlung, und meistens das Werk des Ungefährs. Wer nach Ruf strebt, muß sich auf Be-

den Verdacht der Immoralität zu kommen. Gewiß steht kein Mensch ohne Grund im Rufe des Geitzes, oder der Verführung des andern Geschlechts, oder der Kabale, der Schmarotzerey u. dergl.; auf das allerwenigste hat er bey mehreren Gelegenheiten sich auf eine zweydeutige unvorsichtige Weise blos gestellt. Der gute Ruf ist gar nichts werth; beruht er auch zuweilen auf Thatsachen, so ist er meistens doch nur ein Vorurtheil der großen Menge, erschlichen durch Verstellung, und herzlose äußere Gerechtigkeit und Güte gegen seine Mitmenschen: nicht selten gewinnen ihn alltägliche Menschen blos dadurch, daß sie die Gesetze des Staats und des Wohlstands vor den Augen der Welt nie verletzen; man nennt diese letztern gewöhnlich exemplarische Menschen, und glaubt damit, lächerlich genug, der menschlichen Natur ein großes Compliment zu machen. Was den guten Ruf höchst verächtlich macht, ist, daß er so oft an Menschen vertheilt ist, welche zwar mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit auf Decenz halten, aber

nutzung der Gelegenheit und die glückli- chen Augenblicke verstehen, welche die Ausführung glänzender Handlungen be- günstigen; diese faßt der Ruf auf, aber indem er sie verbreitet und überall erhebt, entrückt er sie unsrer Nähe, und wirft sie in eine weite Ferne von uns. Die Achtung, sie, der Preis unsrer wesentli- chen erprüften Vollkommenheiten, hat eine kleinere Sphäre; allein, da sie auf unserm innern Werthe, und dem, was uns zunächst angehört und umgiebt, be- ruht, so gewährt sie uns einen tief gefühl- ten und immer neuen Genuß. Durch Achtung wird allezeit zugleich unsre Mo- ralität anerkannt; der Ruf belohnt oft nur ein schlau bemänteltes und gut an- gelegtes Modelaster, zuweilen wohl gar glückliche und glänzende Verbrechen. Die Achtung bringt weniger ein, weil sie nicht

übrigens ihre wesentlichsten Pflichten ver- säumen, und daß die Meisten sich seiner nur befleißigen, um in der Welt Carriere und Glück zu machen, übrigens sehr indifferent wegen ihrer wahren moralischen Cultur.

von Eigenschaften abhängt, welche Aufsehen und Geräusch erregen; allein dafür ist der Ruf von flüchtiger Natur, und bedarf immer der Erneuerung, wenn er dauern soll *). Glänzende Handlungen

*) Der schlechte Ruf ist nicht so volatil, als der gute. Ist er einmal fixirt, so dauert er gewöhnlich fort, gesetzt auch, Menschen von fünf Sinnen könnten seine Nichtigkeit mit Händen greifen, glücklich genug, wenn er nicht immer wächst. Zuweilen ist das Grab sein Grenzpunkt und der Anfang einer partheilosen billigen Beurtheilung, oder auch wohl des Uebergangs zur Entdeckung vollkommener Unschuld. Allein nicht immer hält die Wahrheit das Todtengericht über Verstorbne; Neid und Verleumdung setzen zuweilen ihre Verfolgung auch dann noch fort. Wie kommt es, daß der schlechte Ruf so dauernd ist? Erstlich, weil er oft genug wirklich wahr ist, zweytens, weil die große Menge der Menschen boßhaft oder schwach genug ist, in der Herabwürdigung Andrer eine Wollust zu finden, und sich auch den blinden Glauben an die Laster eines Mitmenschen höchst ungern entreißen läßt, gleich als besäße sie damit ein unersetzliches Gut

erregen mehr Neid, als Bewunderung; die Menschen glauben sich durch ihre Größe niedergedrückt, und dieß empört sie; der Zustand der Bewunderung hat für die Meisten etwas Gewaltsames *); sie su-

*) Man kann diese Seite der menschlichen Natur nicht ohne Verachtung bemerken. Es geht dem Menschen herzlich schwer ein, fremdes Verdienst anzuerkennen, sobald es von unserer Ehre, Glanz und Belohnungen begleitet ist. Sobald ein Mann sich durch ausgezeichnete Eigenschaften Ruhm erwirbt, rechnen ihm alle die, welche wirklich das gleiche Glück genießen könnten, und die Unzähligen, die es sich aus Dünkel und Hochmuth einbilden, seine Erhebung für eine Feindseligkeit gegen sie an; sie sehn in ihm einen Koloß, der ihnen das Licht raubt, und ihr Haß ist entschieden. Um seinen wahren Werth beneiden sie ihn nicht; dieß zeigt sich besonders, wenn in seiner Nähe Andre sind, die, unbekannt und unbelohnt, im Stillen dieselben Vorzüge besitzen. Diese werden ihm zum Trotz absichtlich und übertrieben erhoben, nicht weil sie an sich Achtung und Bewunderung verdienen, denn dieß interessirt wenig, sondern weil sie äußerlich

chen sich desselben so bald als möglich zu entledigen. Durch nichts erscheinen wir so achtungswürdig, als durch die Liebe unsrer Mitbürger: diese können wir aber auch nur durch die Güte und den Adel unsers Herzens gewinnen. Eine so gegründete Achtung schmeichelt selbst der großen Menge der selbstsüchtigen Menschen; sie gestehen uns Verdienst zu, nicht weil wir wahren Werth haben, sondern weil unsre Handlungsart auch für sie ersprießliche Folgen hat. Außerdem würde es ihnen viel Ueberwindung kosten, uns unsre Ueberlegenheit im Guten zu verzeihen *).

nicht ausgezeichnet sind (dieß wird ihnen als etwas Gerechtes und Edles angerechnet), und weil der Günstling des Rufes durch Erhebung und Gleichstellung Andrer, wie sie wähnen, herabgesetzt wird.

*) Unter allen Arten des Neides ist der Neid gegen Seelengüte der einzige, der etwas Edles an sich hat, aber auch gewiß selten gefunden wird. Wer einen Andern um seine

Artigkeit im Umgange ist eine liebenswürdige Eigenschaft, die viel dazu beyträgt, uns die Achtung der Menschen zu sichern. Und wie sollte sie nicht? Sie lehrt die Eigenliebe Andrer schonen, und unterhält den Frieden in gesellschaftlichen Verhältnissen; sie verbannt jenes rauhe Ich, welches so leicht zur Beleidigung verführt; sie gewöhnt daran, sich selbst ganz zu übersehen, und sich nur zu bestreben, die Vorzüge Andrer in ein günstiges Licht zu stellen *).

Moralität beneidet, muß wenigstens einen hohen Grad von Achtung für dieselbe besitzen, und sie für ein großes Gut halten. Ich berufe mich auf meine Betrachtung *über den Neid* im zweyten Jahrgange *des Taschenbuchs für denkende Gottesverehrer*.

*) Wenn der *artige* Mann Anspruch auf wahre Achtung haben soll, so muß man den in Deutschland herrschenden Begriff von *Artigkeit* ganz vergessen. Die *artigen Männer* unter uns heißen Legion; denn durch ein geschmeidiges Com-

Bescheidenheit ist die sicherste Verbürgung der Geltung unsers Verdienstes, und

pliment, ein jedem entgegenkommendes Lächeln, eine kriechende Zurückhaltung, oder ekelhaft süße Verzuckerung jedes Widerspruchs, nicht selten auch durch eine Quantität ziemlich dick gesäeter Schmeicheleyen, gewinnt man jenen empfehlenden Beynahmen. Die Franzosen sind über die wahre Artigkeit aufgeklärter; nach ihrem herrschenden Begriffe davon, erscheint diese Eigenschaft als ein wesentlicher Bestandtheil der Menschenfreundlichkeit, und verräth, wo sie sich findet, eine Seele, von der man um so mehr auf liebevolle und edle Gesinnung im Großen rechnen kann, da sie ein so zartes und immer reges Gefühl für die feinsten Verhältnisse besitzt, welche auf angenehme und unangenehme Empfindungen eines Menschen Einfluß haben.

Mit Recht wird im Aufsatze, als Hauptzug der Artigkeit, die Unterdrückung jeder Aeußerung des Egoism im Umgange mit Menschen angegeben. Der artige Mann gewinnt aber noch mehr, wenn er jedes Verhältniß und jede Seite eines jeden zu schonen weiß, worin Ver:

der Achtung der Welt; sie gebiethet dem Neide Stillschweigen, und macht, daß die

anlassung zur Empfindlichkeit über gewisse Aeußerungen liegen könnte. Mit dem guten Willen allein ist es hier nicht gethan; er muß Geistesgegenwart, Fassung, Einbildungskraft, in hohem Grade besitzen, ja er dürfte wohl in vielen Fällen sogar der Errathungsgabe bedürfen, um im Gespräch mit unbekannten Menschen nicht gröblich zu verstoßen. Herz und Kopf also machen den artigen Mann achtungswürdig; da aber die Vorzüge von ihnen selten zusammen treffen, so kann man urtheilen, daß die artigen Menschen nie die große Menge ausmachen können, und daß wir uns im Begriffe der Artigkeit sehr irren müssen, weil wir allenthalben artige Leute sehen. Bellegarde sagt sehr schön über diese Eigenschaft: C'est un assemblage de discretion, de civilité, de complaisance, de circonspection pour rendre à chacun les devoirs qu'il a droit d'exiger. Il faut que tout cela soit revêtu d'un air agréable et insinuant, qui se répande sur tout ce que l'on dit, et sur tout ce que l'on fait. Cette vertu ne consiste pas précisément dans l'extérieur et dans le dehors; il faut qu'elle ait

Stimmen, welche für uns sind, es auch bleiben, da man nie bey dem Bescheidenen einen Mißbrauch davon zu fürchten hat. Im Gegentheile schränkt es die Achtung gar sehr ein, wenn man überall ein ängstliches Verlangen nach Beweisen derselben äußert; man fällt dadurch im Umgange zur Last, und zeigt sich schwach.

Man muß, um seine Achtung desto fester zu gründen, und um so sichrer zu erhalten, in der Aeußerung seiner Vorzüge sparsam seyn, und eine gewisse Stufenfolge beobachten. Gracian sagt*):

Laß dich erkennen, aber nicht durchdringen. Den

son principe dans l'ame; c'est une suite d'un esprit bien fait, qui se possede, qui est le maître de ses sentimens et de ses paroles, qui aime à rendre justice à tout le monde, à sacrifier ses propres intérêts, plutôt que de blesser ceux des autres u. s. w.

*) L'homme de Cour. Max. CXIV. verglichen desselben Héros Chap. 1.

höchsten Grad deines Verdienstes müssen die Menschen nie erreichen, sie müssen dich nie erschöpft haben; denn, was ihnen ganz bekannt ist, reizt sie nicht mehr.

Ebenderselbe:

Wenn dein Verdienst grösser ist, als dein Ruf, so stelle dich in volles Licht, und laß deinen Werth fühlen. Ist dein Verdienst unter deinem Rufe, so verbirg deinen wahren Gehalt; blende die Einbildungskraft der Menschen, und weide dich innerlich an ihrer Täuschung *).

*) Konsequent sind diese Regeln allerdings, wenn es darauf ankommt, ein Hofmann in Gracians Geist zu seyn. Ueber ihre Immoralität wird es aber ebenfalls nur eine Stimme geben, so wie über die Schlechtheit mehrerer Maximen jenes feinen Schriftstellers.

So sagte der Cardinal von Retz einst: „er habe bey einer gewissen Gelegenheit gefühlt, daß er noch lange einen großen Raum in der Einbildungskraft des Volks einnehmen werde, und daß er in Zuversicht auf die Illusionen desselben alles unternehmen könnte, was er wolle *).

Der Spott der Welt begleitet die Achtung gewöhnlich; denn er kann persönliche Vorzüge nicht vertragen. Den Lastern verzeiht er: sie sind allgemein verbreitet; die Menschen sind einverstanden, sie zu dulden, und müssen nothgedrungen einer dem andern verzeihen.

*) Diese Ueberzeugung theilen manche deutsche Schriftsteller vom ersten Range mit dem Cardinal, und können unmöglich auch die lächerlichste Elegie und das breiteste Epigramm zurückhalten. Sie kennen den Spielraum, den ihnen die Phantasie des Publikums erlaubt, und genießen ihren Ruf.

Jedes Jahrhundert hat ein herrschendes Laster, und in jedem Zeitalter existirt ein Weltmann, der den Ton angiebt, das Ridicül festsetzt, und die in der Gesellschaft verbreiteten Fehler accreditirt. Liebe, Ehrsucht, alles desgleichen findet Gnade; nur nicht wahre persönliche Vorzüge: diese bleiben ein Spiel der Boßheit.

Hohe Geburt, Reichthümer, erkaufte oder erschlichene Stellen, — sie alle gewähren uns das nicht, was persönliche Achtung gewährt. Giebt es wohl ein armseligeres Wesen, als einen großen Herrn, dem alle Tugenden fremd sind, der mit Ehrenstellen überhäuft ist, und es in jedem Augenblicke fühlen muß, daß man nur seine Staatswürde, aber nicht seine Person ehrt? Glücklicher Weise läßt die Eigenliebe solche Menschen ihre Nichtigkeit nicht bemerken.

Es giebt Vorzüge, welche, obwohl sie nicht beyspiellos sind, dennoch Eifersucht

erregen; oft erhebt aber auch der Neid mittelmäßige Menschen, um das Verdienst eines großen Mannes herabzusetzen. Dem Helden Eugen verdanken mehrere Generale Europens ihre Berühmtheit. — Gewisse Verdienste sind über Neid und Boßheit erhaben, und werden mit Stillschweigen von ihnen geduldet; dieß war der Fall bey Türenne *). Ein Verdienst

*) Er scheint es in unsern Zeiten mit Washington und Buonaparte zu seyn. Auch an Friedrichs des Großen Ruhm haben sich nur Insekten gewagt. Ein großer Mann, der eines so ruhigen Besitzes seines Ruhms genießen soll, muß einer der größten, sein Verdienst so entschieden seyn, daß der, welcher es schmälern wollte, seine eigne Ehre in Gefahr setzte und Verachtung riskirte; in diesem Falle wagt es auch keiner, sich als seinen möglichen Rival zu denken; er erscheint so erhaben, daß man sich schämt, sich zu gesleben, man stehe tief unter ihm. Man denkt ihn als eine Ausnahme in der Reihe der Menschen, die die ganze Gattung hinter ihr zurück läßt, und also durch ihre Hoheit kein

zu unsrer Nähe wird uns in der Regel lästig; allein der Ruf bildet sich in der Entfernung von uns. — Große Reichthümer erwirbt man gewöhnlich auf Kosten seines Rufes, man müßte sich denn vorher ein verdientes Ansehn, Ehrenstellen und Würden erworben haben, von denen Glücksgüter unzertrennlich wären. Der Reichthum angesehener und vornehmer Männer wird so wenig beneidet, als das Gold in den Tempeln der Götter.

Glücklich vor allen ist ein Mann, dessen Achtung nur auf dem Werthe seiner Person beruht, nicht auf dem Posten, den er bekleidet. Er fühlt dieses bey je-

Individuum herabwürdigen kann. Man vergleicht sich gar nicht mit ihm, und verliert also nichts. — Auf die Welt der Gelehrten paßt alles dieses nicht, wegen des liebenswürdigen unerschöpflichen Hochmuths und Selbstvertrauens dieser Menschenklasse. Siehe die ältere, mittlere und neuere Geschichte besonders der Philosophen.

der Gelegenheit, und bemerkt es von jeder Person, die sich ihm nähert, auf das schmeichelhafteste. Jene Höflichkeitsbezeugungen, die für die meisten Menschen bloßes Ceremoniel sind, verwandeln sich für ihn in Merkmale der allgemeinen Verehrung. Alle conventionelle Rücksichten und Möglichkeiten des geselligen Lebens bekommen in Beziehung auf ihn Hoheit und Bedeutung; seine innere Zufriedenheit wird immer von neuem belebt, und alle Freuden der Welt bekommen für ihn eine lachendere Gestalt.

Gnade des Fürsten und der Großen kann den Ruf eines Mannes sichern, aber auch zerstöhren. Wenn er ihrer genießt, fällt der volle Tag auf ihn, und es gehört viel Verdienst dazu, sich auf einem Posten zu behaupten, nach welchem viele streben, und uns zu verdrängen suchen; wenigstens wird in diesem Falle nicht der geringste Fehl nachgesehen. Manche bringen zu ihrem Posten kein Talent, als ihre Begier darnach, und können sich

denn auch natürlich nicht darauf erhalten.

Wenn der Mann von großem Einflusse gestürzt ist; dann erscheint er in seiner wahren Gestalt. Besaß er wenig Verdienst, so breitete Gunst den beschönigenden Schleyer über seine Blößen; jetzt ist er gesunken; er steht vor der Welt da, wie er ist; niemand schmeichelt ihm oder hilft ihm nach.

Wahrhaft große Männer zeigen sich in ihrem Sturze um so erhabener. Marius gewann, wie Florus sagt, durch den traurigen Wechsel seines Schicksals an Größe; durch seine Verbannung und Haft gieng auf seine Person ein gewisser heiliger Schauer über, der jeden zur tiefsten Ehrfurcht niederbeugte.

Das Volk eignet demjenigen, den es beklagt und zurückwünscht, alle Tugenden zu. Darum erscheint der große Mann,

der zugleich Liebling der Menge ist, im Unglücke noch größer.

Nur wenige Menschen können den Verlust oder die Abnahme eines vormals weit ausgebreiteten Einflusses gleichgültig ertragen; für sie kann eine kluge Entfernung dieselbe Wirkung auf die öffentliche Meynung haben, welche der Sturz hat. Es fragt sich nur, wie man den günstigsten Zeitpunkt für die Entfernung wähle. Soll man sich unmittelbar nach glänzenden Unternehmungen zurückziehen, um seinen Ruf zu sichern, und in der Meynung der Menschen nicht zu sinken? Nein, sollte ich denken, dieß ist ein Zeitpunkt, bestimmt für den Genuß, und nicht für die Entfernung. Das Herannahen des Alters scheint die natürliche Grenze zu seyn, wo der kluge Mann auch bey den entschiedensten Verdiensten vom Schauplatze politischer Größe abtritt. Enthusiasm und Interesse für alles sind geschwächt; er verliert beynahe nichts, als die undankbare

Ehre, seine Ohnmacht zur Schau auszustellen; der Gedanke an das, was er vormals war, ist erkaltet; es kostet der grossen Menge Kopfbrechen, sich daran zu erinnern; sie brütet nur über der Gegenwart und dem jetzigen Verfalle seiner Kräfte. — Erfährt er dieses Schicksal auch in der Entfernung, so setze er sich über die Urtheile der Menschen hinweg, mache sich von ihrer Würdigung seines Werthes ganz unabhängig, und verlebe den Rest seiner Tage unter unschuldigen Freuden, nach seinem Geschmacke.

Maximen

über

Ruhm und guten Ruf

aus Gracians Hofmanne.

Das Urtheil über die Maximen dieses geistvollen Spaniers fällt sehr verschieden aus, je nach dem man sie aus dem Gesichtspunkte der Klugheit oder dem der Moralität betrachtet. Sind sie in der letzten Hinsicht zuweilen zweydeutig, so sind sie in der ersten musterhaft, und beynahe ohne Ausnahme konsequent. Und sein ganzer Hofmann ist ein Schatz von Regeln, durch welche Menschen, die ihrer Charaktergüte sicher sind, wenn sie

dieselben gehörig anwenden, in der grossen Welt und besonders der Sphäre politischer Wirksamkeit unfehlbar Glück machen müssen, ohne dadurch an wahrem Adel des Herzens zu verlieren. Die Anziehung einer interessanten Stelle desselben im vorhergehenden Aufsatze brachte mich auf den Gedanken, seine Maximen über Achtung, Ansehen, Ruhm und Ruf auszuheben, zu verdeutschen und zu erläutern. Ich bediene mich dabey der französischen Uebersetzung von Amelot de la Houssaie, 5te Ausgabe, Haag 1701. Es ist wohl nicht zu verwundern, daß Gracian in den neuern Zeiten keinen deutschen Uebersetzer gefunden hat. Schon zu Amelots Zeiten galt er für einen auteur abstrait, inintelligible, et, par conséquent, intraduisible. Selbst der berühmte Grammatiker Bouhours sagt in seinen Entretiens d'Ariste et d'Eugéne: (du bon esprit p. 203 prem. éd.) Gracian est parmi les Espagnols un de ces génies incompréhensibles. Il a beaucoup d'élevation, de subtilité, de

force, et même de bon sens; mais on ne sçait le plus souvent, ce qu'il veut dire, et il ne le sçait pas peut-être lui-même. Quelquesuns de ses Ouvrages ne semblent être, que pour n'être point entendus. So einfältig auch dieses Urtheil ist, und wie gewiß es nur für das naive Geständniß der Bequemlichkeit oder des periodischen Stumpfsinns jenes Grammatikers gelten kann, so sieht man dennoch daraus, daß es sehr oft Anstrengung kostet, den Sinn des Spaniers zu fassen, und daß es durchaus schwer ist, ihn mit gleicher Kürze und Präcision wieder zu geben. Ich will es indessen versuchen.

Ansehen gewinnen und Ansehen unterhalten.

Ansehen ist die Frucht des Rufs, den man sich erworben hat. Es kostet viel, um sich dasselbe zu erwerben, da es aus-

gezeichnete und mithin seltne Vollkommenheiten voraussetzt. Hat man es einmal fest gegründet, so kann man es ohne große Schwierigkeiten unterhalten; es verpflichtet zwar zu großen Unternehmungen, aber es feuert auch an, sie auszuführen, und sich noch weiter zu wagen. Der Mann von wahrem Ansehen hat eine gewisse Majestät, und zieht durch die Erhabenheit seines Wirkungskreises die allgemeine Ehrfurcht auf sich. Sein Ruhm ist vollendet, wenn er seinen Einfluß und seine Achtung immer zu unterstützen weiß.

Seine Stärke kennen.

Wer es weiß, von welcher Seite er stark ist, der treibt seine trefflichsten Anlagen zu dem höchsten Grade der Bildung, und vervollkommnet zugleich diejenigen, welche er mit Andern gemein hat. Viele Menschen sind nur deßhalb nicht groß geworden, weil sie sich in ihrer

Stärke irrten. Lerne also die deine kennen, und setze sie in Thätigkeit. Gewisse Menschen zeichnen sich durch die Schärfe und Schnelligkeit ihrer Urtheilskraft, andre durch ihren Muth aus. Die Meisten widerstreben ihren natürlichen Anlagen durch die Wahl ihrer Bestimmung, und bleiben ewig mittelmäßig. Denn es ist unendlich schwer, sich von einem Wirkungskreise zu trennen, den man frühzeitig aus mißverstandenem Eifer und Unkunde seiner Fähigkeiten gewählt hat.

Der Mann von großen Kräften und reich an Hülfsmitteln.

Je mehr Kräfte und Hülfsmittel man in sich selbst hat, um so mehr ist man Mensch. Das Innre entscheidet, das Aeußere gilt wenig. Es giebt Leute, die nur die Façade von einem Menschen haben, und Häusern ähnlich sind, die man aus Mangel an Mitteln nicht hat ausbauen können. Von außen erscheint ein Pallast,

innerlich findet man Viehställe. Dergleichen Personen haben nichts, was uns anziehen könnte; es sind Klötze; mit den gegenseitigen Complimenten endet alle Unterhaltung. Sie schleudern ihre Verbeugungen beym Empfange hin, ganz so, wie die Sicilischen Pferde ihre Caracols *) machen; dann stehn sie wie stumme Bildsäulen da. Menschen, die ihnen gleichen, können sie leicht täuschen, aber sie werden unausbleiblich das Gelächter von Männern von Geist, die bald genug bemerken, daß es in ihrem Innern wüste und leer ist.

Der Mann ohne Affektation.

Je mehr wahre Vollkommenheiten, um so weniger Ziererey; denn sie entstellt die schönsten Handlungen. Alle Affektation ist nicht nur andern Menschen unerträglich, sondern selbst dem, der sie an-

*) Eine Cabriole von der Rechten zur Linken und umgekehrt, in halben Runden.

nimmt; er giebt sich einem peinvollen Zwange Preis, um sich nur in allen Stücken, und im höchsten Grade pünktlich zu zeigen. Die ausgezeichnetesten Vollkommenheiten eines Menschen verlieren, wenn man Affektation bemerkt; man schreibt sie dann nicht so wohl auf Rechnung des Charakters der Person, als vielmehr einer künstlichen Verstellung; denn das Natürliche ist angenehm, das Affektirte widrig. Thue man, was man will, man verberge nur alle Mühe, die man darauf wendet, so daß es ganz ein freyes Werk der Natur scheine. Indessen hüte man sich auch, in das andre Extrem zu fallen, und das Nichtaffektiren zu affektiren. Ein gewandter Mann läßt nie bemerken, daß er seines Verdienstes sicher zu seyn glaubt; je weniger er interessirt zu seyn scheint, es geltend zu machen, um so mehr interessirt er Andre. Der ist der größte Mann, welcher alle Vollkommenheiten in sich befaßt, und nie einen Reitz fühlt, mit irgend einer zu schimmern; er erreicht das Ziel der allge-

meinen Bewunderung auf einem Wege, den Wenige kennen.

Verdienst, Lebensart und Bestrebsamkeit.

Wahres Verdienst ist der gerade Weg zum Ruhme. Besitzest du es, und bestrebst dich eifrig und klug, deine Laufbahn zu machen, so kann es dir nicht fehlen. Deine Rechtschaffenheit allein genügt nicht; eben so wenig die Artigkeit allein, mit der du dich aufführst. Du mußt beydes in dir vereinigen, Verdienst und Lebensart; dann kommst du, wenn du planmäßig handelst, zum Zwecke.

Sey unerschöpflich und undurchdringlich.

Hüte sich der kluge Mann sehr, irgend einen Menschen bis auf den Grenzpunkt seines Wissens und seiner Thatkraft dringen zu lassen, wenn er seine

Achtung sichern will; er lasse sich beobachten, aber nie durchdringen; Niemand müsse die Schranken kennen, über welche hinaus er nichts vermag; er sey zurückhaltend, daß Niemand ihn ganz kenne. Zuversicht, begleitet mit einiger Ungewißheit, macht einen Mann, den man nicht ganz ausgemessen hat, ehrwürdiger, als die vollendeteste Kenntniß seiner Größe und seines Unternehmungsgeistes [1]).

1) Diese Maxime hat nicht blos viel Blendendes für Ehrsucht und Eitelkeit, sondern sie ist auch Gesetz für den gewissenhaftesten Fürsten, Staatsmann und Officier, und führt unausbleiblich, in Hinsicht der großen Menge der Menschen, zum Zwecke. Personen, welche Posten bekleiden, wo sie des allgemeinen Zutrauens fortdauernd bedürfen, müssen sich ihrer bedienen, damit man immer Muth habe, Plane, die von ihnen herrühren, zu unterstützen, wenn sie auch neu und mit Schwierigkeiten verknüpft wären. Wodurch gewinnt ein General am meisten jene Zuversicht der Soldaten, die sie in jeden Kampf, wie zu einem entschiedenen Siege, fortreißt?

Halte die Erwartung Andrer von dir immer in Spannung [2]).

Um die Erwartung, welche Andre von uns hegen, in dauernder Spannung

Gewiß nur dadurch, daß man ihm eine unendliche Fülle von Talenten zutraut, und keinen Fall für möglich hält, wo ihn sein Verstand, Geistesgegenwart und Muth verlasse. Dadurch fesselte Friedrich der Zweyte, trotz seiner Härte und seiner nur zu offenbaren Menschenverachtung, die Schaaren seiner rastlos gequälten Krieger. Er an ihrer Spitze schien ihnen ein Gott, dem es nie an Rettungsmitteln fehlen könne. Sie hatten ihn nie am Grenzpunkte seiner Talente gesehen.

Amelot de la Houssaie führt in den Anmerkungen zur Erläuterung vorstehender Maxime Gracians folgende Stelle aus dem 1. Kap. seines Helden an. (El Heroe war Gracians erstes Werk, und erschien 1637.) „Niemand wagt es, einen „Fluß zu durchwaten, bis er einen Furth „gefunden hat Auf ähnliche Weise ist ein „Mensch so lange hochgeachtet, als man „den Boden seiner Kraft noch nicht sieht;

zu erhalten, müssen wir derselben immer neue Nahrung darbiethen. Viel muß

„denn die unbekannte Tiefe scheint eine „Unendlichkeit, und flößt den Menschen „eine mit Furcht verknüpfte Verehrung „ein. Wer den Andern ganz durchdringt, „bekommt dadurch eine Ueberlegenheit über „ihn; ein vorsichtiger Mann läßt sich gar „nicht durchdringen. Der Mann von Geist „varirt die Neugier derer aus, die ihn „durchschauen wollen. Ist man auch nicht „unerschöpflich an Kraft und Talenten, so „muß man es doch scheinen. Pittacus „hatte sehr Recht, wenn er sagte: Die „Hälfte gilt mehr als das Ganze, d. h. „eine Hälfte der Welt gezeigt, eine als „Reserve zurückbehalten, dieß gilt mehr, „als ein in vollem Lichte dargestelltes „Ganzes. Du also, der du nach Größe und „Ruf ringst, präge dir diese Lehre ein. „Jedermann kenne dich, aber niemand „grundaus. Durch diese Vorsichtigkeit „scheint dein Weniges Viel, dein „Viel noch mehr, und dein noch „mehr unendlich.“

Wenn indessen diese Maxime für diejenigen Männer Pflicht ist, welche Posten

noch mehr versprechen; eine große Handlung muß zu noch größren anspor-

einnehmen, wo sie des Zutrauens des Publikums im höchsten Grade bedürfen, so ist sie in jedem andern Falle verächtlich und unsittlich. Gracian konnte aber nur jenen Gesichtspunkt vor Augen haben. Es giebt im gesellschaftlichen Leben Personen, welche jenen Kunstgriff selbst gegen ihre Freunde exekutiren, sie werden aber bald von dem Menschenkenner durchschaut, und verlieren in seinen Augen. Es bleibt ihnen nur die Verblendung von Schwachköpfen übrig, die ihnen keine Ehre bringt.

2) Auch diese Maxime ist vortrefflich, bezogen auf einen Staatsmann, dessen Credit unter der Nation und im Publikum nie zu groß seyn kann. Sie wird aber lächerlich, wenn man sie auf Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens anwendet. Hat der Minister das Vorurtheil fur sich, das Beste des Landes grenzenlos zu bedenken, und die sichersten Mittel dafür zu wählen, wer wird sich einer neuen Auflage widersetzen? Sie ist durch den Glauben an seine Weisheit und seinen Patriotism autorisirt.

nen. Man muß nicht die Fülle seiner ganzen Kraft auf einmal zeigen, muß die Aeußerung davon nach Maaßgabe der Zeitumstände und des Bedürfnisses zumessen, und durch diese Vertheilung derselben dem Zutrauen des Publikums immer entsprechen.

Behaupte deine Ueberlegenheit, und spiele immer den Meister.

Große Meister sind mit diesem Kunstgriffe vertraut; ihr Ansehen unter ihren Lehrlingen darf nie den Vollendungspunkt erreichen. Man muß immer seine Ueberlegenheit zu behaupten, und die übrigen Menschen zu bestimmen suchen, ihr zu huldigen. Theilt man ihnen seine Kunst

Jeder hofft dadurch dreyfach zu gewinnen, was er vor jetzt aufopfert. Und sollte ja der Entwurf mißlingen, so traut man ihm einen andern zu, den er in Reserve hat, und durch den der Schaden des vorigen vollkommen ersetzt wird.

mit, so muß man es mit Kunst thun. Unsre Quelle, Andre zu belehren, und sie uns verbindlich zu machen, muß nie versiegen, so stützt man seinen Ruf und sein Ansehen. Will man die Menschen einnehmen, und für seine Ueberzeugungen stimmen, so ist es eine große Vorsichtsregel, immer höhere Grade von Vollkommenheit zu zeigen, und die Bewunderung der Menschen dadurch immer höher zu treiben. Diese Regel gilt ganz vorzüglich für Personen auf erhabenen Posten. Man geitze mit sich, und verschwende sich nicht vor dem Publikum, und man wird seines Sieges gewiß seyn.

Laß nie merken, daß du Mensch bist [3]).

Man findet in einem Menschen kein höheres Wesen mehr, wenn man zu viel Menschlichkeiten an ihm bemerkt. Leicht-

3) Diese Maxime würde sehr treffend seyn, wenn es irgend einen Menschen gäbe, der

sinn und Selbstvergessen wirken dem Ruhme am meisten entgegen. Der gesetzte Mann, der nie eine Blöße zeigt, erscheint übermenschlich; der Schwache sinkt unter den Menschen herab, besonders wenn er bey reifern Jahren ist. — Und obschon überall Leichtsinn und Schwäche herrscht, so sind doch die Menschen in ihren Urtheilen darüber unerbittlich streng; der Schwache selbst schont den Schwachen nicht.

schwach genug wäre, um sich einzubilden, ein Andrer habe gar keine Schwäche an sich. Da aber Alle überzeugt sind, daß Jeder einen Vorrath von Menschlichkeiten hat, so sieht der weltkundige Mann in dem Menschen ohne Tadel, den Gracian als Muster aufstellt, nur einen glücklichen Heuchler, und denkt sich meistens hinter der Maske seiner erkünstelten Uebermenschheit Schwächen, welche schändlich genug sind, um die höchste Verstellung zu veranlassen. Man wagt also ungemein viel, wenn man die Rolle eines Menschen ohne alle Menschlichkeiten spielen will.

Man ist kein Narr, wenn man einen dummen Streich macht, aber dann, wenn man ihn nicht zu bemänteln weiß.

Man muß seine Leidenschaft verbergen, noch mehr seine Fehler. Alle Menschen fehlen, nur mit dem Unterschiede, daß die Gescheidten ihre Fehler zu beschönigen wissen, die Thoren aber die ihrigen zur Schau ausstellen. Der Ruf hängt mehr von der Manier, wie man sich, wenn man handelt, benimmt, als von der That selbst ab. Bist du nicht keusch, sagt das Sprichwort, so stelle dich doch vor der Welt keusch. Die Fehler großer Männer erregen um so mehr Aufsehen, da es gleichsam Verfinsterungen von Sonnen sind. Hast du auch einen noch so vertrauten Freund, so eröffne ihm dennoch deine Fehler nicht; ja verbirg sie, wo möglich, dir selbst [4]).

4) Seine Fehler sich selbst zu verbergen, kann nur in so fern eine vernünftige Ma-

Vermeide alle zu große Vertraulichkeit mit Menschen.

Es bringt keinen Vortheil, wenn man zu vertraut und offen gegen Andre wird, und Andre es gegen sich werden läßt. Wer sich familiarisirt, verliert jene Ueberlegenheit, die er bey einem ernsten, gesetzten Betragen behaupten würde, mithin fällt sein Credit. Unser Erstaunen über die Gestirne des Himmels ermattet nie, denn sie bleiben in ewiger Entfernung. Man muß sich gewissermaaßen wie ein übermenschliches Wesen betragen, um seine Verehrung zu sichern; stellt man sich den Menschen zu sehr gleich, so wird man verächtlich. Alle menschliche Dinge

ßime seyn, um die Aeußerung davon desto sicherer zu verhüten, und sich nicht etwa durch das Bewußtseyn derselben muthlos machen zu lassen. Wahrscheinlich hat sich Gracian in seiner etwas dunkeln Stelle darauf bezogen. Er will sagen, man verliere das Zutrauen zu sich selbst, wenn man über seinen eignen Fehlern brüte.

verlieren an Achtung, je näher sie betrachtet werden können; Unvollkommenheiten, welche sich in der Entfernung verlohren haben würden, fallen dann sogleich ins Auge [5].

Entferne dich von jedem, der dich verdunkeln könnte.

Der Mond leuchtet mit großem Glanz, wenn er sich allein unter den Sternen befindet; wenn die Sonne aufgeht, erhellt er nichts mehr oder ver-

5) Diese Maxime ist wieder vollgültig, wenn sie auf die große Menge schwacher und nur vom Eindrucke abhängiger Menschen bezogen wird; sie erscheint aber sehr lächerlich, wenn man sie auf verständige und von Vorurtheilen freye Menschen anwendet. Bey jenen verliert freylich der verdienstvollste Mann, so bald er sich mit ihnen familiarisirt; bey diesen gewinnt er nur noch mehr durch die nähere Kenntniß seiner Vorzüge. Wenn ein Mann von hohem Stande und großem Einflusse eine stolze Zurückhaltung, wie Gracian fordert, auch gegen Personen von Geist beobachtet, so kann er dem Verdachte

schwindet. Halte dich nie an Menschen, die dich verdunkeln können; suche solche, die deinen Glanz erhöhen. Die schlaue Fabulla beym Martial schien um so schöner, da ihre Gesellschafterinnen häßlich und alt waren *). Man wagt allezeit, wenn man sich an Menschen anschließt, die mehr Verdienst haben, als wir, oder sich zu sehr herablassen, um Andern Ehre zu erzeigen. Man muß Umgang mit ausgezeichneten Personen unterhalten, um sich selbst in Credit zu setzen: hat man diesen Zweck erreicht, so muß man sich

schwerlich entgehen, daß er aus Bewußtseyn seiner Schwäche sich den Augen entziehe, um nicht beschämt zu werden. Und dieser Argwohn ehrt wirklich einen solchen Mann nicht.

*) Omnes aut vetulas habes amicas,
Aut turpes, vetulisque foediores.
Has ducis comites, trahisque tecum,
Per convivia, porticus, theatra,
Sic formosa, Fabulla, sic puella es.
Martial. ep. L. 8. ep. 79.

von ihnen zurückziehen, und mit Alltagsmenschen umgehn [6]).

6) Diese Maxime charakterisirt den zweydeutigen Geist dieses Moralisten oder Politikers, wie man will, ganz. Das Unsittliche davon springt in die Augen. Ich bemerke nur, daß auch die Klugheit dagegen appellirt, indem man diesen elenden Kunstgriff in jedem Stande eben so bald bemerkt, als bey koquetten Frauenzimmern. Der Mann von Verdienst wird, wenn er Bescheidenheit und feine Lebensart besitzt, durch einen Mann von größern Gaben nicht verdunkelt, es müßte denn in den Augen von Menschen geschehen, welche nur das Ueberraschende interessirt, und welche das schönste Talent vergessen, so bald sich ein neues darbietet. Vor dem Urtheile dieser kann sich das größte Genie nicht sichern; sie sind aber auch nicht werth, daß man sich deßhalb bemühe.

Indessen ist diese Maxime nicht die schlechteste von Gracian. Es erregt Hautschaudern, wenn man bey ihm liest: Il ne faut jamais perdre les bonnes graces de celui, qui est heureux, pour prendre pitié d'un malheureux. (Man muß nie die Gunst eines Lieblings des Glücks auf das

Man verliert mehr durch eine einzige fehlgeschlagene Unternehmung, als man durch hundert gelungene gewinnen kann.

Wenn die Sonne scheint, sieht kein Mensch nach ihr, aber Alle gaffen sie an,

Spiel setzen, um Erbarmung für einen Unglücklichen zu bewirken). (Max. CLXIII.) Cette conduite est quelque fois une marque de bon naturel, mais non de bon esprit. (Zuweilen mag ein solches Verfahren ein gutes Herz anzeigen, aber jederzeit wenig Verstand). Oder: D'ordinaire, le malheur est un effet de la folie; et il n'y a point de contagion plus dangereuse, que celle des malheureux. (Unglück ist in der Regel die Folge von Thorheit und Einfalt; durch keine Seuche wird man gefährlicher angesteckt, als durch die Seuche unglücklicher Menschen). (Max. XXXI.) Zu seiner Entschuldigung will ich glauben, daß er sich mit dieser Maxime mehr auf das Aeußere des Menschen, als auf das Innere seiner Gesinnung bezogen hat. Wenigstens huldigt er in der letzten Maxime der Tugend feyerlich: Enfin, être

wenn sie verfinstert ist. Die große Menge wird dir die Unternehmungen nicht anrechnen, die dir glücken, aber allerdings diejenigen, welche scheitern. Man lernt die bösen Menschen weit eher durch Gerücht der Tadler, als die guten durch öffentlichen Beyfall kennen; mehrere von ihnen sind erst dann bekannt geworden, da sie gestürzt waren. Mit allen deinen gelungenen Handlungen kannst du, vor den Augen der Welt, nicht den Schandfleck eines einzigen verunglückten Erfolgs auslöschen. Täusche dich also nicht, und sey versichert, daß der Neid alle deine Fehler getreulich auffaßt, aber keine einzige auch von deinen schönsten Handlungen.

saint. La vertu est la chaîne de toutes les perfections, et le centre de toute la félicité. La vertu est le soleil du petit monde, et a la bonne conscience pour hémisphère. (Die Tugend ist die Sonne der Welt im Kleinen, die wir Mensch nennen, und ein gutes Gewissen ist ihre Hemisphäre).

Ziehe die Fuchshaut an, wenn dir eine Löwenhaut fehlt.

Sich in die Zeit zu schicken, ist eine äußerst große Kunst. Wer seine Plane ausführt, verliert nicht an Rufe; damit man es aber immer könne, muß man Gewandtheit und Stärke vereinigen. Kann man auf dem geraden Wege nicht zum Zwecke kommen, so muß man Schleichwege einschlagen; List führt den Erfolg rascher herbey, als eine offene Verwendung seiner Kräfte. List hat oft den Muth überflügelt, selten der Muth der List einen Rang abgelaufen.

Mache dich nicht verbindlich, eine große Lücke im Staate auszufüllen.

Wer sich anheischig macht, den Verlust eines sehr großen Mannes zu ersetzen, muß die ausgezeichnetesten Eigenschaften besitzen. Denn um nur seinem Vorgänger gleich geschätzt zu werden, muß er doppelt so viel Werth haben, als jener.

Es gehört Feinheit dazu, sich einen solchen Nachfolger zu wählen, der unsern Verlust noch fühlbarer mache, und uns die zurückwünschende Erinnerung der Menschen sichre *). Es erfordert aber auch Feinheit, es dahin zu bringen, daß unser Vorgänger uns nicht verdunkle. Es ist schwer, eine große Lücke auszufüllen * *). In der Regel erscheint der Vor-

*) Man beschuldigte den August, er habe den Tiber nur deßhalb zu seinem Nachfolger bestimmt, weil er seinen Stolz und seine Grausamkeit kannte, um nämlich durch den Contrast seiner und der nachfolgenden Regierung seinen Verlust empfindlicher zu machen. Ne Tiberium quidem caritate, aut reipublicae cura successorem adscitum, sed quoniam arrogantiam saevitiamque ejus introspexerit, comparatione deterrima sibi gloriam quaesivisse. Tacit. Ann. I. I. 9.

**) Der jüngere Plinius sagt in seiner Lobrede auf Trajan: Onerasti futuros principes, sed et posteros nostros. Nam et hi a prin-

gänger ausgezeichneter, bloß weil er Vorgänger, und nicht mehr da ist. Ihm gleich zu kommen, ist also nicht genug; man muß ihn übertreffen.

Entferne dich zuweilen, um dein Ansehen zu stützen.

Gegenwart beschränkt den Ruf, Abwesenheit vermehrt ihn. Mancher, welcher abwesend ein Löwe scheint, zeigt sich in der Nähe als eine Maus. Vorzüge verlieren ihren Schimmer, wenn man sie zu nahe betrachtet; denn man achtet mehr auf die Außenseite, als auf das Innre und Wesentliche des Geistes. Die Einbildungskraft trägt weiter, als die Augen, und die Täuschung, welche durch die Ohren in uns eindringt, schlüpft durch die Augen wieder hinaus. Der ist seines Rufes sicher, der sich im Mittelpunkte der allgemeinen guten Mey-

cipibus exigent, ut eadem audire mereantur, et illi, quod non audiant, indignabuntur.

nung zu erhalten weiß, und dem Beyspiele des Phönix folgt, welcher sich zurückzieht, um in seiner Abgeschiedenheit die Sehnsucht und Achtung um so mehr an sich zuziehen.

Ertheile deinem Rufe von Zeit zu Zeit neues Leben.

Die größten Vorzüge veralten, und zugleich veraltet der Ruf. Angewöhnung vermindert die Bewunderung, und ein mittelmäßiger, aber neuer Gegenstand verdunkelt in der Regel die gröste Vortrefflichkeit, wenn sie zu altern anfängt. Man muß sich also immer verjüngen, an Kraft, Geist, Glück, überhaupt an allem dem, wovon der Ruf abhängt; immer muß man neue Vollkommenheiten zeigen. Die Sonne verändert nur deßhalb so oft Horizont und Theater, damit Sehnsucht nach ihr entstehe, wenn sie untergeht, und bewunderungsvolle Ueberraschung, wenn sie aufgeht.

Warte nicht, bis du die untergehende Sonne siehst.

Man muß sich von den Dingen losreissen, ehe sie uns verlassen. Der weise Mann macht aus seiner Niederlage einen Sieg; er gleicht hierin der Sonne, die sich, während es noch Tag ist, hinter einer Wolke verbirgt, damit man sie nicht sinken sehe, und ungewiß bleibe, ob sie untergegangen sey oder nicht. Er wartet nicht, bis das Glück ihm den Rücken zukehrt, denn es könnte ihn wohl lebendig begraben, und seinen ganzen Ruhm tödten. Ein guter Reiter läßt seinem Pferde zuweilen den Zügel schiessen, um es nicht zu erbittern, und lächerlich zu werden, wenn es ihn abwürfe in der Mitte der Carriere. Und eine Schönheit muß ihrem Spiegel zuvorkommen, und ihn zerbrechen, bevor er ihr sagt, daß sie verblüht.

V.

Bemerkungen

über

den Ausdruck

in der

Physiognomie des schönen Weibes.

In Briefen.

Erster Brief.

Es schmeichelt mir nicht wenig, mein Freund, daß Sie in meinen Bemerkungen über den Ausdruck in der Gesichtsbildung des schönen Mannes *) Wahrheit finden, und daß Ihre Gefühle über diesen so feinen Gegenstand mit den meinigen meistens zusammen treffen. Es überrascht mich um so angenehmer, da ich von vielen Seiten so schiefe Einwürfe dagegen vernommen habe; Einwürfe, die sich auf eine beynahe lächerliche Verfehlung meines Gesichtspunktes gründen. Die Meisten vergessen, daß ich mein gan-

*) In einem Beytrage zur Philosophie über die Geschlechter, den ich unter dem Titel: Mann und Weib, herausgegeben habe.

zes Räsonnement hindurch das Ideal des vollendet schönen Kopfs des Mannes vor Augen habe, und nur darauf hinarbeite, jeden Ausdruck von Charakter und Geist zu entfernen, der sich mit dem reinen und vollen Gefühle der Schönheit nicht verträgt. Ich läugne gar nicht, daß der Austruck hartnäckiger Entschlossenheit, furchtbarer Kühnheit, unerschöpflicher Penetration u. a. Personen des andern Geschlechts in hohem Grade interessiren können, und daß solche Züge nicht selten für immer fesseln. Es wäre ja traurig, wenn Liebe nur durch vollendet schöne Form erregt werden könnte; traurig und ganz gegen Plan und Zweck der Natur. Allein so gewiß es Thatsache ist, daß jeder Ausdruck von Vollkommenheit des Geistes und Charakters in der Physiognomie des Mannes anziehen und Neigung erregen kann, so gewiß ist es auch Thatsache, daß es männliche Köpfe giebt, welche, wenn nicht der Begriff der Schönheit ein Hirngespinst ist, schön genannt werden müssen, und daß unter den

Zügen derselben eine Reinheit und Harmonie herrscht, welche sich genau bestimmen läßt. Es ist ungefähr der Fall, wie mit Landschaften; die melancholische Gegend um das Kloster la Trappe wird viele Menschen interessiren; der Freund Ossians wird unaussprechlichen Genuß in den wildesten Partien Schottlands finden, ja ich kann mir Sibirische Gegenden einbilden, welche außerordentlich viel wirken: darum giebt es dennoch ausschließlich so zu nennende schöne Gegenden, und der Mann von feinem Gefühl und geläutertem Geschmacke wird pünktlich die Partien angeben können, welche dem Charakter der Schönheit widersprechen würden. Wenn er denn nun sagt, in der rein schönen Landschaft darf kein Theil Schauder, oder einen hohen Grad von Furcht oder Melancholie erregen, weil das zarte, sanfte, schmelzende Gefühl der Schönheit dadurch ausgelöst würde, so behauptet er damit nicht, daß das Grausende, Furchtbare und Melancholische in der Natur kein Wohlgefallen

erregen könne. Er sucht nur dadurch die Reinheit und Vollendung des Schönen zu retten. Und wer mag dieß tadeln?

Sie verkennen meinen Gesichtspunkt nicht; daher, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Allein Sie setzen mir einen Einwurf entgegen, welcher, ich gestehe es, nicht von der Oberfläche geschöpft ist. Sie sagen, es scheine Ihnen, als sey die von mir vorgeschlagene Methode über schöne Köpfe zu philosophiren nur auf das andre Geschlecht anwendbar, indem ein schöner Mann nach meiner Bestimmung widersprechend sey. Philosophie über die Gefühle war von jeher mein Lieblingsstudium, und ehe ich noch Lavater studiert hatte, reitzte die Physiognomik meine Aufmerksamkeit im hohen Grade. Schreiben Sie es auf die Rechnung dieses Interesse's, welches wenigstens unschuldig ist, daß Ihre Einwürfe eine Reihe von Briefen nach sich ziehen, die Ihnen vielleicht lange Weile machen,

wenn Ihnen die gute Sache der schönen Köpfe nicht so wichtig ist, als mir. Ich versuche erstlich Ihren Zweifel gegen meinen schönen Mann zu heben; dann will ich, weil Sie mir die Ehre erzeigen, es zu wünschen, meine Gedanken über den Ausdruck in dem schönen weiblichen Kopfe sammeln, und Ihnen vorlegen.

Sie gehen von dem richtigen Satze aus, daß die wahre empfindbare Vollkommenheit der Form des Menschen nicht blos auf der tadellosen Conformation der Theile, sondern auch, und zwar vorzüglich, auf dem Ausdrucke des sittlichen Zweckes der Menschheit beruhe. Der Mensch kann nicht so ohne alle Dazwischenkunft einer Idee, wie etwa eine Blume, durch seine bloße Form Wohlgefallen erregen; denn es ist nicht möglich, Anschauung der Gestalt, und den Gedanken der Bestimmung zu trennen. Dieß gilt eben sowohl vom männlichen Menschen, als vom weiblichen Menschen. Der Ausdruck der sittlichen Bestimmung des

Mannes als Mannes, und der dazu erforderlichen intellektuellen und moralischen Eigenschaften, entscheidet die höchste Vollkommenheit seiner sichtbaren Form, und von demselben Ausdrucke hängt auch die des Weibes ab. Ohne Hinsicht auf die Geschlechtsverhältnisse ist alles Urtheil darüber schwankend, unnatürlich und unwahr *).

*) Wollüstige Personen urtheilen in der Regel über Schönheit der Menschen ganz schief. Man sollte denken, sie würden am treffendsten urtheilen, weil der Geschlechtstrieb sich ihrer ganz bemächtigt hat. Nichts weniger als dieß. Der Geschlechtstrieb ist in ihnen völlig verschroben, ihre niedrige Leidenschaft geht nur auf blos thierischen Genuß, nicht auf menschliche, edle Gemeinschaft der Geschlechter. Es reizt sie nur, was ihnen auf eine anlockende Weise ein Uebermaaß von sinnlicher Lust verspricht. Man zeige dem Wollüstlinge die vollendeteste Schönheit, er wird sie fade finden, während Gestalten voll Brunst und Verführung ihn zum Entzücken hinreißen. Ich möchte wohl wissen, ob Castraten ei-

Sie sagen, jenem Satze, worüber wir einig sind, zu Folge, die höchste empfindbare Vollkommenheit in der Gestalt des schönen Mannes beruhe auf dem angenehmsten Ausdrucke der größten Charakter- und Geistes-Vorzüge, welche den wahren Mann bilden; dieser Ausdruck könne aber nie ein anderes Gefühl, als das des Erhabenen, erregen; ein schöner Mann, im eigentlichen Sinne des Wortes schön, sey so gewiß widersprechend, als die Wirkungen der sichtbaren Züge großer männlicher Vollkommenheit im Vorstellen, Wollen und Handeln sich mit den sanften Gefühlen und Neigungen nicht vereinbaren lassen, welche die Schönheit erregt; ein sogenannter schöner Mann könne eine schöne Figur seyn, nur kein schöner Mann, denn es fehle ihm die volle Ankündigung der geistigen und sittlichen Mannheit. So

nes reinen Gefühls weiblicher Schönheit fähig wären. Kaum sollte man es für möglich halten.

wie sich in der Bildung des Mannes seine männlichen Vollkommenheiten, unüberwindliche Stärke des Willens, auf Alles gefaßte Kühnheit, Umfang und Tiefe des geistigen Blicks, im höchsten Grade ausdrücken, habe er allezeit etwas Furchtbares, und reiße die Verehrung des Weibes an sich; dieses Furchtbare sey es auch, was eben die Herzen der Frauen fesle, und es werde kein natürliches Weib an der Gestalt eines Mannes Wohlgefallen finden können, wo es ganz fehlte. —

Ich gebe Ihnen zu, daß die höchste empfindbare Vollkommenheit in der Gestalt des Mannes auf dem angenehmen Ausdrucke der größten Charakter- und Geistes-Vorzüge beruht, welche den Mann, im edelsten Sinne des Wortes, bilden, daß das Eigenthümliche seiner Form Erhabenheit ist, und daß unter den Wirkungen dieser Erhabenheit sich nothwendig eine gewisse Furchtbarkeit findet, die dem andern Geschlechte Verehrung abdringt. Darum nennt man eben

das andre Geschlecht das schöne Geschlecht, weil der Ausdruck ihrer größten Charakter- und Geistes-Vorzüge immer noch mit der Schönheit harmonirt, und ein Weib, als Weib, die höchsten ihr zukommenden Vollkommenheiten des Verstandes und Willens ausdrücken, und bey einer regelmäßigen Composition der Züge eine reine Schönheit seyn kann *). Der Zweck ist hier mit der Schönheit in der innigsten Harmonie. Allein so wenig man die Erhabenheit von der Körperform der Frauen ganz ausschließen kann, so wenig enthält der Begriff des schönen Mannes einen Widerspruch. Niemand wird wohl läugnen, daß es weibliche Gestalten giebt, welche selbst in den Jahren der ersten Jugendblüthe durch den Ausdruck einer gewissen imposanten Größe mehr Ehrfurcht, als

*) Dies ist der einzige richtige Sinn dieses Prädikates. Man versteht es gemeiniglich sehr falsch, wenn man glaubt, es werde dadurch ausgedrückt, die Körperform der Frauen sey vollkommner als die der Männer.

Liebe, einflößen, und daß manche derselben diese Wirkung hervorbringen, ohne irgend in das Unnatürliche zu fallen, oder den Charakter ihres Geschlechts zu verlieren. Man wird sie nicht mit jenen verwechseln, bey denen der zu hoch getriebene und nicht gemilderte Ausdruck von Erhabenheit den Charakter des Geschlechts vernichtet, jenen Virag's, die nur durch eine Anomalie der Natur unter das Frauengeschlecht gerathen zu seyn scheinen. Diese sind Carrikaturen, so wie es ein Mann ist, dessen Figur aus lauter weiblichen Zügen zusammengesetzt ist, ein Mann, wie wir ihn gewöhnlich mit dem Spottnahmen einer **Jungfrau** belegen.

Wäre auch immer **Erhabenheit** der Charakter einer im höchsten Grade vollkommenen männlichen Form; daraus folgte nicht, daß Schönheit allen Ausdruck von Mannheit vernichte, und diese nicht vielmehr durch jene höchst liebenswürdig erscheinen könne. Die Charak-

ker- und Geistes-Vorzüge des Mannes müssen sich in jeder männlichen Form ausdrücken, aber daß die äußersten Grade davon sich in bleibenden, herrschenden Zügen darstellen, ist nicht nöthig. Es soll die Gestalt eines Mannes seyn, aber nicht die Gestalt eines Mannes, in welchem die Natur die eigenthümlichen Kräfte, welche den Mann auszeichnen, zu der seltensten Höhe emporgetrieben hat. Die Form ist schon zweckmäßig für Gefühl und Geschmack, wenn sie eine sprechende und angenehme Erscheinung des Charakteristischen der Mannheit darbiethet, so wie es sich in jedem wahren Manne findet. In einem Manne von riesenmäßiger Länge kann sich der Geist des Geschlechts auf die erhabenste Weise ausdrücken, darum ist doch die Figur des Mannes von mittler Statur nicht unmännlich, nicht zweck- und geschlechtswidrig; vielmehr ist die allgemeine Stimme dafür, daß dieses Mittelmaaß der angenehmste Grad männlicher Länge sey.

Die Hauptsache kommt auf den Begriff des schönen Mannes an, den wir zum Grunde legen. Ich glaube ihn, in der Abhandlung, die unsern Streit veranlaßt, bestimmt und rein gefaßt zu haben; vielleicht daß alle Einwürfe dagegen nur daher rühren, daß man in den Sinn meines Begriffes nicht gehörig eingeht. Zwar ist in derselben größtentheils nur von dem schönen Kopfe des Mannes die Rede; er ist aber auch das Wichtigste und Entscheidende der ganzen Figur. Der schönste Wuchs ermangelt aller Wirkung, wenn der Kopf widrig gebildet, oder auch nur ohne Ausdruck ist.

Der Mann darf in keiner Hinsicht ohne Beziehung auf das Weib betrachtet werden. Er ist für das Weib da, ist für das Weib, was er ist, und auch seine Gestalt ist, wie wir mit gutem Grunde annehmen können, ganz auf Gefühl und Geschmack des andern Geschlechts berechnet. Das letztere kündigt eine allgemeine und natürliche Empfindung an, nach

welcher die Männer den Frauen die Entscheidung über ihre Form unwillkührlich überlassen, ihnen selbst aber unter sich nur höchstens das Vermögen zugestehen, über die Brauchbarkeit ihres Körperbaues, nach der Erscheinung desselben, zu urtheilen. Ein Mann scheint sogar zweydeutig und verächtlich zu werden, wenn er einen lebhaften Sinn für die Körperformen seines Geschlechts verräth. Man findet dieß weibisch.

Der Begriff des schönen Mannes drückt nichts anders aus, als ein Gefühl, welches gewisse männliche Gestalten durch ihre Zusammensetzung, Farbe, und besonders durch ihren Ausdruck in dem andern Geschlechte erregen, und dieses Gefühl ist kein anderes, als die Empfindung eines sanften aber mächtigen Zugs zur Liebe, der die weibliche Seele beym Anblicke unmittelbar ergreift. Für den Mann giebt es keinen schönen Mann; will er über eine solche Gestalt urtheilen, so muß er sich ganz auf den Standpunkt des Wei-

des versetzen, und die natürlichen Gefühle desselben künstlich in sich hervorzubringen suchen. Daß dieß keine Unmöglichkeit sey, zeigt sich schon dadurch, daß der Mann ursprünglich die Gabe lebhafter Einbildung und Sympathie für das innere Wesen, die Kräfte, Bedürfnisse und Neigungen des andern Geschlechts besitzt, und besonders fähig ist, den Eindruck zu ahnden, welchen vollkommene männliche Gestalt jeder Art auf das weibliche Herz macht. Ich habe hier, wie es sich von selbst versteht, nur Männer im Sinne, welche natürlich geblieben, und nicht entartet sind; denn die Urtheile der so zahlreichen Klasse von verschrobenen Individuen unsers Geschlechts über jenen Gegenstand sind so unwahr und unnatürlich, als ihre ganze Gemüthsart selbst.

Die schöne männliche Form kündigt die Vollkommenheiten des Mannes an, aber nicht, wie die im höchsten Grade erhabene, auf eine Weise, welche das weibliche Gemüth niederbeugt, und zu einer

huldigenden Ergebung nöthigt, sondern mit einem freundlichen, von interessanten Gefühlen der Annäherung und Theilnahme gemilderten Ausdrucke von Größe, welcher das andre Geschlecht anzieht, und ihm für eine freye ungetheilte Hingabe das volle Glück inniger Liebe verspricht. Der schöne Mann verräth also durch seine Form diejenigen männlichen Eigenschaften, durch welche er der bewunderungswürdigsten Handlungen fähig seyn kann; wenn die Situation es erfordert, so wird er vielleicht eine eben so unüberwindliche Stärke des Willens, eben so viel Resignation und Kühnheit zeigen, als der Mann von der eigentlich erhabenen Form; nur daß jene großen Eigenschaften nicht den herrschenden und hervorstechenden Ausdruck seiner Bildung ausmachen, nur daß seine Form, wenn ich so sagen darf, die Grade der Höhe, zu welcher sie steigen können, zwar hoffen läßt, aber nicht in bleibenden Zügen darstellt. Das Weib hat also z. B. Zuversicht zu dem Muthe des schönen Man-

nes, aber sein Gesicht spricht ihm nicht immer entgegen: Mir ist nichts furchtbar; ich bin zu jedem Wagnisse gefaßt. Der erhabene Mann trägt gleichsam den ganzen Fonds seiner Stärke in seiner Körperbildung vor, und das Weib kann ihn nie betrachten, ohne durch das Gefühl einer furchtbaren Ueberlegenheit erschüttert zu werden. Dieses Gefühl ist ihr interessant, und kann sie für immer an ihn ketten; darum bleibt es dennoch wahr, daß es ganz andres Gefühl ist, als jenes, welches die schöne männliche Form erregt.

So finde ich denn, mein Freund, in dem Begriffe eines schönen Mannes nichts Widersprechendes, finde eben so wenig nöthig, auch nur eine von jenen Bemerkungen zurückzunehmen, die ich über die mit dem Ausdrucke seiner Gesichtsbildung verträglichen und unverträglichen Züge geistiger Vollkommenheiten gemacht habe. Jeder Zug eines wenn auch noch so bewundernswürdi-

gen Talents muß wegfallen, so bald er die reine Stimmung zur Liebe stöhren würde, welche die schöne Form erregt. Dieses als Geboth ausgedrückt, heißt nichts anders als: eine männliche Gesichtsform, übrigens ganz Form für die Liebe, hört auf, es zu seyn, wenn ein solcher Zug hinzukommt. Alle Züge also sind verbannt, welche etwas Widriges für das Gefühl mit sich führen, welche das leichte Spiel der Gemüthskräfte unterbrechen, zur Trägheit stimmen, oder zum scharfen Nachdenken nöthigen, welche sittlich zweydeutig sind und kein ungetheiltes Zutrauen zulassen, gegen das Wesen, als Mensch im allgemeinen und im besondern als Mann betrachtet u. s. w. Sie können nicht Statt finden, weil sonst die Gestalt jener Vollendung ermangelte, die wesentlich zur Schönheit gehört, und sich in den Gefühlen offenbart, welche durch sie entstehen.

Ich fasse alles, was ich über diesen Gegenstand bemerkt und gedacht habe, in

der Erklärung zusammen, daß männliche Schönheit der reinste und lieblichste Styl der Natur in der Erscheinung der Mannheit für den Trieb und das Gefühl der Frauen ist. Dieses vorausgesetzt, habe ich wohl, ohne Tadel zu verdienen, über denselben Styl philosophiren, und dasjenige auszeichnen dürfen, was seine Lauterkeit stöhrt.

Ich erwarte über meine Vertheidigung Ihr freymüthiges Urtheil, und bin ganz vorbereitet, Ihnen meine Gedanken und Gefühle über den Ausdruck eines schönen weiblichen Kopfes im nächsten Briefe mitzutheilen. Die Untersuchung ist um Vieles leichter, als die vorige. Denn die weibliche Schönheit gehört vor unsern Richterstuhl, wie die männliche vor den ihrigen. Ich hoffe, die Stimmen beyder Geschlechter für meine Resultate zu vereinigen; (die Sklaven der Unnatur — es giebt ihrer leider unter Männern und Frauen viele genug — kommen gar nicht in Betrach-

tung; ihre Zustimmung würde für Widerlegung gelten).

Hoffentlich finden Sie in meinen Bemerkungen über den Ausdruck schöner Gestalten des weiblichen Geschlechts manche Bestätigung meiner Grundsätze über den schönen Mann, die Sie bestritten. — Leben Sie wohl.

Zweyter Brief.

So wie ich in Hinsicht des Ausdrucks in dem schönen Kopfe des Mannes die Uebereinstimmung des andern Geschlechts für meine Meynung voraussetzen konnte, so glaube ich die Urtheile aller Männer, die es, der Natur und Wahrheit gemäß, sind, auf meiner Seite zu haben, wenn ich bey der Untersuchung über den Ausdruck in der Gesichtsbildung des schönen Weibes mich eben so treu und streng an die Bestimmung beyder Geschlechter, und ihre daraus folgende Beziehung auf einander halte. Jede Philosophie über das Weib an und für sich selbst, ohne durchgängige Rücksicht auf den Zweck der Geschlechter und die natürlichen Bande, die

es an den Mann ketten, ist ein Hirngespinst, welches nur etwa in den düstern Winkeln der Schule Glück machen kann, aber als Lüge erscheint, so bald es von dem Lichte der wirklichen Welt beleuchtet wird.

Ich freue mich, Sie nicht erst für die Wahrheit empfänglich machen zu dürfen, daß Mann und Weib im Systeme der Natur durchaus als Wesen betrachtet werden müssen, die nur in ihrer wechselseitigen Beziehung auf einander ein Ganzes ausmachen, isolirt betrachtet, ohne Zweck, Sinn und Charakter sind. Die Fortpflanzung der Gattungen forderte die Verschiedenheit der Geschlechter; ihr Daseyn und ihre Allgemeinheit verbürgt ihre Nothwendigkeit im Plane der Natur. Die Menschengattung sollte auf eine Weise fortgepflanzt werden, die zugleich das Mittel der schönsten Entwickelung der höchsten und edelsten Anlagen der Menschheit wäre, und deßhalb mußten Mann und Weib so geeigenschaftet und

charakterisirt seyn, wie wir es finden. Von diesem Prinzipe muß alle wahre Philosophie über die Geschlechter ausgehen, und wer würde ihm nicht gern folgen, da es zu dem würdigsten Gesichtspunkte für die Menschheit hinführt, und uns jeden Abweg der Unnatur mit glücklicher Sicherheit vermeiden läßt?

Der Mann mußte nach der Rolle, die ihm für die Sache der Gattung und ihrer Fortpflanzung zugetheilt war, Eigenschaften bekommen, welche ihrer Natur nach leicht alles Verhältniß überspringen, sich in Ueberspannung verlieren, groben Egoism und romanhafte Schimären begünstigen, die theilnehmenden Neigungen ersticken, zur Härte und Fühllosigkeit hinführen. Jener Trieb nach Entwürfen, jener Unternehmungsgeist, jener Ehrgeitz, jener Muth, jene Energie, jene Kaltblütigkeit, die dem Manne wesentlich angehören, sie alle entarten nur zu leicht, werden excentrisch, und reißen den Mann über die Schranken der Natur und seiner

Bestimmung hinaus. Der Charakter eines Erzeugers und Vaters war also in der größten Gefahr, wenn nicht nahe und dem männlichen Herzen über alles theure Bande dasselbe in Grenzen halten, vor den Abschweifungen in die Irrwege wilder und zweckloser Wirksamkeit sichern, den Egoism vernichten, und Gefühle einer feinen Sympathie und Theilnahme an den Angelegenheiten der Menschheit erwecken konnten. Es mußte dem Manne als Theilnehmer an der anvertrauten Sache der Fortdauer der Gattung ein Wesen entgegen kommen, körperlich und geistig so fein organisirt, zu jedem Liebreitz gebildet, und zu allen sanften Gefühlen gestimmt, wie das Weib; ein Wesen, dessen sämmtliche Kräfte, Triebe und Neigungen nur im Kreise der Natur und der durch sie bestimmten Geschlechtsverhältnisse ihren Spielraum finden, nur innerhalb dieses mit Enthusiasm Liebe und Hingebung wirken, und nur durch unwiderstehliche Kunstgriffe der Verführung oder frühe Mißhandlungen der Er-

ziehung eine Tendenz zur Unnatur nehmen kann.

Sie fällten einst über Schillers Gedicht: Würde der Frauen, ein sehr hartes Urtheil. Unbekannt mit dem Werke selbst, konnte ich damals nichts zu seiner Vertheidigung erwiedern, obschon ich die Deutung, welche Sie demselben gaben, nicht im Geiste eines Dichters fand. Gegenwärtig habe ich es gelesen, und wenn ich auch das Gezwungene und Erpreßte der ganzen Composition nicht in Schutz nehmen möchte, so scheint mir dennoch der Vorwurf, den Sie dem Verfasser in Hinsicht des Inhalts machten, ihn gar nicht treffen. Vielmehr glaube ich, daß Sie den ganzen Gesichtspunkt verfehlt hatten. Sie sagten: „Schiller habe die Carrikatur des Mannes an die Seite des Ideals des Weibes gestellt, und so ein Werk gedichtet, für welches sich gar keine Begeisterung möglich denken lasse.“ Dieß wäre freylich nicht nur keine dichterische Idee,

sondern auch nicht einmal ein vernünftiger Zweck für irgend ein litterarisches Werk. Allein ich fasse Schillers Gedanken ganz anders, und finde eine tiefe Philosophie über beyde Geschlechter darin enthalten. Er faßt den Mann in der ganzen Stärke seiner Anlagen, aber auch zugleich mit dem ihm eigenen Hange, excentrisch zu werden; er schildert seine Entartung, wenn er, sich selbst überlassen, und durch die Gewalt der Liebe noch nicht gebändigt, seine Leidenschaften und Entwürfe verfolgt, das Ueberfliegende und Richtungslose in seinem Wünschen, Streben und Handeln, seine Uneinigkeit mit ihm selbst, seine Untreue und Empörung gegen die Natur. Ihm gegenüber stellt er das Bild der wahren Weiblichkeit, besingt das Weib, wie es, der Natur und seiner Bestimmung treu, in dem ihm angewiesenen Kreise der Wirksamkeit, Neigungen und Gefühle einheimisch bleibt; wie es durch seine Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit den wilden Sinn des Mannes fesselt, ihn mit einem Zwange,

dem er frey und gern huldigt, unter die Gesetze der Ordnung beugt, und aus einem umherschweifenden Flüchtlinge in überirdischen Regionen in einen Bürger der wirklichen Welt und des häuslichen Lebens verwandelt. Darin findet der Dichter die Würde der Frauen, daß sie, körperlich dem Manne untergeordnet, durch den ihnen von Natur eigenen sittlichen Charakter, die Gesetzgeberinnen sind, ohne deren Einfluß der Mann, bey aller Hoheit seiner Anlagen, zur Unnatur und Unsittlichkeit herabsänke, ja im Grund sogar in ein wahres Unwesen ausarten könnte. Unstreitig ist dieß der Triumph des andern Geschlechts, ein Uebergewicht, bey welchem es nicht klagen darf, dem männlichen Geschlechte in der Ordnung der Schöpfung nachgesetzt worden seyn.

Daß übrigens Schillers Idee in diesem Gedichte nicht klar vorliegt, wie man es von einem Kunstwerke erwartet; daß die ganze Composition eher einer logischen Uebung, als einem Produkte der freyen

Erfindung des Genies ähnlich sieht; daß der Ausdruck ungleich, und nicht selten bis zur Dunkelheit verkünstelt ist, die Abwechselung des Sylbenmaaßes beynahe in das Lächerliche fällt; dieß alles unterschreibe ich, und befriedige mich bey dem Mangel eines vorzüglich dichterischen Werthes an dem philosophischen Gehalte der Gedanken.

Der Charakter des Weibes ist im Besondern zunächst darauf angelegt, die Bildung des männlichen Charakters durch edlen Geschlechtstrieb und Liebe zu vermitteln. Gemeiniglich rathen die Pädagogen dem Jünglinge den Umgang mit Frauenzimmern, um feine Lebensart zu gewinnen. Die Natur hat das Verhältniß des andern Geschlechtes zu dem unsrigen auf etwas Höheres angelegt; die Gemeinschaft mit demselben soll unsern mit leicht verführbaren Trieben und Anlagen begabten Geist gleichsam zügeln, ihm ein süßes und unüberwindliches Interesse einflößen, an seiner Bestimmung

im Plane der Schöpfung treu und gewissenhaft zu halten, Träume des Ehrgeitzes, und einer nur von richtungslosem Kraftgefühle herrührenden blinden Thatenbegier gegen eine wohlthätige Wirksamkeit für das Ganze der Menschheit und beyder Geschlechter aufzugeben; sie soll ihn, der außerdem sich so gern über die Grenzen der Menschheit erhübe, oder auch zu den Leidenschaften des Thieres herabsänke, auf der Linie seiner Natur und Würde erhalten, soll verhindern, daß er kein Unmensch werde: ein Schicksal, welchem er nicht entgeht, er möge nun über seine Gattung hinausstreben, oder sich unter sie erniedrigen.

Das Weib mußte, um diese große und ehrenvolle Bestimmung zu erreichen, den Mann durch seine Gestalt anziehen, unmittelbar auf ihn wirken durch die ganze harmonische Zusammensetzung seines Körpers und das Reitzende seiner sanften jugendlichen Blüthe, mittelbar durch den sittlichen Ausdruck in seiner

Physiognomie. Ich wende mich sogleich an diesen Ausdruck, und versuche zu bestimmen, wie er beschaffen seyn müsse, um in Vereinigung mit den übrigen Erfordernissen einen wahrhaft schönen Kopf zu bilden.

Die Schönheit des Weibes beruht nicht so sehr auf der Regelmäßigkeit und den unmittelbaren Reitzen der Form seines Körpers, als auf der von unschuldsvoller Bescheidenheit begleiteten Ankündigung eines sittlichen Werthes in der Sphäre des weiblichen Lebens, welche wesentlich zu einer schönen Gestalt gehört. Diese Ankündigung aber geht aus der Gesichtsbildung hervor, die man also als den Hauptsitz der Schönheit betrachten muß. Würde man wohl eine noch so richtig zusammengesetzte und blühende weibliche Figur schön nennen, deren Gesicht alles Ausdrucks ermangelte, oder doch nur einen sehr unbedeutenden Ausdruck besäße? Oder nennt man nicht vielmehr oft Frauenzimmer, deren Gestalt Fehler der

Composition besitzt, schon wegen ihrer liebenswürdigen zu dem Geiste und dem Herzen sprechenden Züge schön, und bezeigt dadurch unwillkührlich dem Ausdrucke, als der Seele des Schönen, seine Huldigung? — Das schöne Weib erregt den Geschlechtstrieb des Mannes; der Eindruck ihrer Gestalt geht in das Verlangen nach der innigsten Gemeinschaft mit ihr über. Allein indem sie eine so tiefe Wirkung auf seine Leidenschaft hervorbringt, kündigt sie ihm auch durch die stumme Sprache ihrer seelenvollen Züge an, daß ihre Hingabe nur der Preis seiner reinen und ungetheilten Liebe seyn kann. Indem er dieß in ihren Zügen liest, geht in seinem Herzen eine wunderbare Verwandlung vor: seine Triebe und Kräfte, die vorher richtungslos umherschweiften, drängen sich nun auf einen einzigen Beziehungspunkt hin, durch Liebe Liebe zu verdienen. Ihre Liebe ist aber nur dadurch zu gewinnen, daß er die Sphäre ihres Lebens mit ihr theilt, sein Glück mit dem ihrigen gleich setzt, jedes ihrer Schick-

fale wie das seine empfängt. Allein wird sie auch, fragt er, einer so treuen und aufopfernden Verbindung mit ihr in allen Verhältnissen, in die sie durch ihr Geschlecht gesetzt wird, entsprechen? Dieß verbürgt ihm die Fülle von Liebe, in der sich alle Züge ihrer Bildung verlieren, und die nach einem Gegenstande zu verlangen scheint, dem ihr Herz einzig in der Welt angehöre; dieß verbürgt ihm die Standhaftigkeit, welche die Kraft einer solchen Liebe verspricht, und der Ausdruck von stiller Beschränkung auf die Sphäre ihrer Weiblichkeit, ruhiger freudiger Wirksamkeit in dem Kreise ihrer kleinen Welt, und anspruchloser Demuth im Genusse innerer Selbstzufriedenheit. Staunen erregende Geisteстalente erwartet und fordert er nicht, vollkommen befriedigt, daß er regen lebendigen Sinn für das Wirkliche und Gegenwärtige, eine sanftfeurige Phantasie und eine gesunde, nach schnellen richtigen Gefühlen wirkende Urtheilskraft in ihrer Physiognomie angekündigt findet.

Dieß ist der wesentlichste Ausdruck, der in der Gesichtsbildung des Weibes Statt finden muß, wenn sie Anspruch auf Schönheit haben soll. Er muß dem Manne in einer vollendeten reitzenden Form eine schöne weibliche Seele darstellen, muß seine Phantasie zu einem schwärmerischen Spiele unter lieblichen edlen Bildern eines glückseligen häuslichen Lebens erheben.

Ich rede hier von einer schönen Seele. Man ist sehr verschwenderisch mit diesem Begriffe, weil man so selten in seinen zarten Sinn eindringt. In den schönen Seelen stimmt alles harmonisch zum Endzwecke der Menschheit: zu edel, um sich von der verächtlichen Herrschaft des Egoism erniedrigen zu lassen, streben alle Neigungen derselben zum Guten und Wahren hin; jede Triebfeder des Willens spielt für das Glück der Erde und verschwisterter Seelen, und dieß nicht durch Lehre und Zucht, sondern aus Freyheit und angebohrner natürlicher Tu-

gendliebe und Sympathie. Die schöne Seele ist ein Werk der Natur; eben deßhalb heißt sie schön, weil sie, gleichsam wie die Rose, ungeleitet, und ohne fremde Vorzeichnung, ihre Blume entfaltet, und den Betrachter zur Entzückung hinreißt, ohne ein andres Verdienst zu haben, als der Natur, und dem moralischen Sinne, den sie ihr vor allen so zart, lebendig und kraftvoll einpflanzte, treu zu bleiben. Ein so edel gebohrnes und von seinem ursprünglichen Adel in der eigenthümlichen Sphäre der Weiblichkeit nie gewichenes moralisches Wesen ist die schöne weibliche Seele. Sie hat nicht erst ihre Bestimmung mühsam in der Dunkelheit eines verschlossenen Bewußtseyns ausspähen und in trockene Begriffe zusammenfassen, noch weniger sie aus einem Katechism der Moral auswendig lernen müssen; mit ihrem Selbstgefühle ist ihr moralisches Gefühl in gleichem Gange erwacht; sie ist mit ihrer Tugend aufgewachsen, ohne daran zu denken, daß sie tugendhaft werden wolle; ihre Tugend ist Eins

mit ihrem Leben, und begleitet jeden Pulsschlag. Fragt sie nicht um die Bestimmung des Weibes, nicht um das, was einem weiblichen Herzen Hoheit und Liebenswürdigkeit ertheilt, nicht um die Pflichten, die sie einst als Gattinn und Mutter zu vollbringen hat; sie würde vielleicht bey der Prüfung schlecht bestehen: sie ist das alles, aber vielleicht weiß sie es nicht; daher auch die unschuldvolle Demuth, die ihre schönsten Empfindungen und Handlungen begleitet, die Nichterhebung ihrer selbst bey der größten Hoheit des Charakters *).

*) Man glaube nicht, eine schöne Seele verdiene eine nicht eben große Achtung, weil sie der Natur so viel verdankt. Ihr ursprüngliches Wesen schon, als ein Inbegriff der edelsten Anlagen der Natur, kann ohne Verehrung nicht gedacht werden; allein was noch mehr ist, ihre freye Willigung in jede Pflicht, die ihre Bestimmung ihr auflegt, ihre Treue gegen die Natur, und ihre zarte Sorgfalt für ihre Unschuld verdienen die größte Achtung. Als eine schöne Seele gebohren zu werden, ist

In diesem Sinne nun kündigt der Ausdruck des schönen weiblichen Kopfes eine schöne weibliche Seele an, und übt dadurch eine unwiderstehliche Kraft auf das Herz des Mannes aus. Das Weib erscheint in der liebenswürdigsten physischen und sittlichen Vollendung zugleich; wie sollte sie das Wesen nicht fesseln, für welches sie geschaffen ist?

Ich nannte in meinem vorigen Briefe, und gewiß mit Ihrer Einstimmung, die Schönheit des Mannes den reinsten und lieblichsten Styl der Natur in der Erscheinung der Mannheit *) für den Trieb und

freylich kein Verdienst; allein die Schönheit seiner Seele zu erhalten, vor jeder Mißleitung zu sichern, und nach feinen Gefühlen des Guten und Edlen zu erhöhen, ist ein um so größeres, da die schönen Seelen bey ihrer natürlichen Tugendliebe auch eine Reitzbarkeit besitzen, die sie nur zu leicht der Verführung bloß stellt.

*) Man sieht aus dem Vorigen, daß ich unter Mannheit den Inbegriff derjenigen

das Gefühl der Frauen. Diese Erklärung geht unverändert auf die schöne weibliche Gestalt über, und wir dürfen ihr nur folgen, um ein Prinzip zu finden, nach welchem wir mit Leichtigkeit jeden unverträglichen Zug von Vollkommenheit des Vorstellungs- Begehrungs- und Gefühl - Vermögens von dem schönen Kopfe ausschliessen können.

Herrscht im schönen weiblichen Kopfe der reinste und lieblichste Styl der Natur in der sichtbaren Darstellung der Weiblichkeit für den Trieb und das Gefühl der Männer, so darf sich in demselben kein Zug finden, der dem natürlichen Charakter des Geschlechtes, in seiner wahren Würde gedacht, fremd wäre, keiner, welcher den sittlichen Gehalt des Wesens zweydeutig machte, keiner, wel-

Vollkommenheiten verstehe, die nach der Bestimmung des Mannes im Plane der Natur ihm zukommen sollen. Daßelbe verstehe ich in Beziehung auf das weibliche Geschlecht unter Weiblichkeit.

chen die Wirkung des Ganzen durch ein widriges Gefühl stöhrte, indem er die Seelenkräfte zu einer andern Thätigkeit reitzte, als ihr Spiel beym Genusse des Schönen ist.

Sie sehen, es kommt auch hier nur darauf an, einem Gefühle, dessen Daseyn wohl Niemand läugnen wird, seine Bestimmtheit und Reinheit zu sichern, und dem Mißbrauche entgegen zu arbeiten, den man sich so häufig mit dem Prädikate der Schönheit besonders in Beziehung auf weibliche Gestalt erlaubt. Möge dieses immer vielen eine Spitzfindigkeit scheinen; es ist keine: die Untersuchung führt auf die interessantesten Wahrheiten über die Geschlechter zurück, und leitet zu feinen und unterhaltenden Beobachtungen über den Sinn und die Wirkung weiblicher Physiognomien und die verschiedenen so sehr abweichenden Urtheile darüber.

Lassen Sie mich im nächsten Briefe (der jetzige dürfte, noch verlängert, Ihre

Geduld zu sehr prüfen) einige Bemerkungen über diesen Gegenstand auszeichnen, welche mir für jeden wichtig zu seyn scheinen, dem die Gefühle der menschlichen Seele, und die oft auf den ersten Blick so räthselhaften Urtheile des Geschmacks nicht gleichgültig sind. Vielleicht dürfte auch der bildende Künstler darin manche Veranlassung finden, über die Anlegung und Ausführung weiblicher Gestalten besonders in Hinsicht des Ausdrucks weiter nachzudenken. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Der schöne weibliche Kopf kündigt durch eine liebliche Gestalt an, daß die Seele, die aus ihm spricht, ihrer Weihe für ihre Bestimmung treu ist, verräth ein inneres heiliges Leben voll Natur, und freyer inniger Liebe zu allem Wahren, Guten und Schönen in der Sphäre ihrer Weiblichkeit. Dadurch ist der Ausdruck von Geist, Willen und Gefühl begrenzt, welcher allein in ihm herrschen kann und soll.

Jeder Zug, welcher das Weib außerhalb den Grenzen seiner Weiblichkeit darstellt, ist ein Zug der Unnatur, und kann mit der Schönheit des weiblichen Kopfes nicht bestehen, eben so wenig irgend ein

Zug, welcher das Zutrauen zu der Seelengüte desselben einschränkt, also z. B. nicht:

1) in Hinsicht des Vorstellungsvermögens;

a) der physiognomische Ausdruck einer wilden feurigen Phantasie, und einer herrschenden Schwärmerey.

Die Physiognomie des Weibes, welche ein treues Halten an ihrer Bestimmung auf eine liebenswürdige Weise andeuten soll, muß einen lebendigen in Gegenwart und Wirklichkeit einheimischen Sinn ausdrücken. Der Mann, der, nach dem Ganzen seiner Verhältnisse, nicht mit so heißer zärtlicher Liebe an seinen Kindern hangen sollte und dürfte, wie das Weib, der Mann, den der Umfang seines Geistes so oft auf Gegenstände richtet, die ihn von seinem häuslichen Kreise entfernen, den sein Beruf nicht selten in die weite Welt reißt, und von dem

trennt, was ihm das Liebste der Erde ist, er fordert von dem Weibe (und dieß sagt schon vor deutlicher Entwickelung der Begriffe die Stimme seiner Gefühle), er fordert von ihm eine freye und natürliche Beschränkung auf den Kreis des häuslichen Lebens, und sucht im Antlitze des Mädchens den Zug, der ihm jene Beschränkung ankündige. Aber der Ausdruck einer Phantasie, die immer beschäftigt ist mit Bildern der Vergangenheit und des Abwesenden, einer Dichtungskraft, die im Spiele unter schwärmerischen Vorstellungen ihre höchste Wollust findet, macht die Natürlichkeit des Weibes und ihre Treue für ihre Bestimmung wenigstens verdächtig. Wird sie nicht vielleicht in fernen Sphären phantasiren, wenn ihr ganzes Herz auf den Kreis der Gegenwart beschränkt seyn sollte?

Indessen gilt dieses nur von dem Zuge einer herrschenden Phantasie, und einer herrschenden Liebe zur Schwärmerey. Denn jeder weiß, daß ein gewis-

ser Anstrich sanfter Schwärmerey in einem schönen weiblichen Kopfe ungemein viel zur Erhöhung der Schönheit beyträgt. Ein gemäßigter Grad davon harmonirt auch sehr gut mit der weiblichen Bestimmung, und verschmilzt mit dem Zuge von Liebe, welcher in der schönen Physiognomie herrschend ist, zu einer entzückenden Wirkung. Sollte es wohl dem Charakter einer schönen weiblichen Seele widersprechen, sich in einem schmeichelnden Spiele unter Bildern häuslichen Glücks, unter Scenen der Geliebten, der Braut, der Gattinn und Mutter zu verlieren? Gewiß, eine solche Schwärmerey innerhalb der Grenzen der weiblichen Bestimmung trägt unendlich viel dazu bey, die Schönheit der weiblichen Seele zu erhöhen, und ihr auch ihre liebsten Pflichten noch lieber zu machen. Mahle sich also immer eine sanfte Schwärmerinn von Mutter die Zukunft ihres Erstgebohrnen, und den glücklichen Verlobungstag der aufknospenden Tochter; dieß führt sie nicht von der Natur ab; es erneuert und

verstärkt ihre Huldigung für ihre Bestimmung.

b) Der Zug des abstrakten Denkens und des Tiefsinns.

Dieser Zug steht in geradem Widerspruche gegen alle Züge, die dem schönen weiblichen Kopfe wesentlich sind. Es ziemt dem Weibe nicht, ihre Denkkraft an Gegenständen der übersinnlichen Welt zu ermüden, und durch spekulative Erforschungen bis an die ersten Gründe der Dinge hinzudringen, ja es ziemt ihm nicht einmal das Streben nach einer durchgängigen Deutlichkeit im Denken. Das Letztere dürfte bezweifelt werden. Allein man gehe nur wieder auf die Bestimmung des Weibes zurück, und man findet, daß es in tausend Fällen nach glücklichen Gefühlen und richtigen Aussprüchen der sogenannten gemeinen Menschenvernunft handeln muß, weit entfernt, sich auf den langsamen

Gang einer alles zur Deutlichkeit erhebenden Denkkraft verlassen zu können.

c) Der Ausdruck eines herrschenden Hanges zum Witze und herrschender komischer Laune, nicht minder des satyrischen Geistes.

Diese Ausdrücke sämmtlich machen den natürlichen sittlichen Charakter des Weibes verdächtig. Wird wohl ein Weib, gestimmt für Witz, Spott und Satyre, mit vollem Interesse im Kreise ihrer Bestimmung wirken, wird sie bey jenen Talenten der innigen nie erkaltenden Liebe fähig seyn, die im Herzen der Geliebten, der Gattinn, der Mutter glühen soll? Gesetzt auch, es wäre dieß möglich, und würde durch Beyspiele der wirklichen Welt bestätigt, so ist doch so viel gewiß, daß jene Ausdrücke den Zug von Liebe, Sympathie und Häuslichkeit wenigstens in zweydeutige Schatten stellen, der die Wirkung des schönen weiblichen Kopfes vorzüglich bestimmt, den Zug von Demuth

und Unschuld aber ganz vernichten. Witz, komische Laune und satyrischer Geist drükken sich jederzeit begleitet von Zügen des Egoism und Uebermuths in männlichen und weiblichen Physiognomien aus.

2) In Hinsicht des Begehrungsvermögens;

a) Der Ausdruck irgend einer wilden aus Selbstsucht entspringenden Leidenschaft.

Im schönen weiblichen Kopfe drückt sich die Fülle theilnehmender Neigungen aus: jeder Zug muß empören, der Leidenschaften ankündigt, die auf Befriedigung einer herrschenden Sinnlichkeit und des Egoism gehen; Leidenschaften, deren tiefer Schlaf die schöne Seele vorzüglich charakterisirt. Eine wollüstige Physiognomie ist also nie eine schöne, und wenn alle übrige Züge vollendet wären.

b) Der Ausdruck einer furchtbaren Stärke des Willens und der Vorsätze.

Dieser macht den sittlichen Charakter des Weibes im Anblicke noch viel zweydeutiger, als den des Mannes, und kontrastirt gegen alle Züge der Weiblichkeit auf die widrigste Art.

c) Der Zug eines in sich zurückgehenden Strebens nach Geschlechtslust.

Dieser verrätherische Zug einer unnatürlichen, verächtlichen Leidenschaft. Lassen Sie mich von ihm schweigen. Sie haben meine Bemerkungen darüber in dem Versuche: Mann und Weib. Möchten sie beytragen, die Anzahl der Unglücklichen zu mindern, welche die Brandmark des Lasters auf dem Angesichte tragen, aus welchem Natur und Unschuld hervorschimmern sollten, und die den Kenner des Herzens und der Physiognomie gewiß nur selten täuschen.

3) In Hinsicht des Gefühlvermögens;

a) Der Ausdruck irgend eines fortdauernd herrschenden Gefühls, es sey nun ein Genuß oder ein Leiden.

Es giebt weibliche Köpfe, welche eine beständige Entzückung, oder eine nie endende Schwermuth sprechen. Kein solcher Zug verträgt sich mit der Schönheit. Der erste ist eine physiognomische Lüge (denn der Zustand ist unmöglich), und grenzt an den Ausdruck der höchst geniessenden Wollust; der zweyte deutet Gemüthskrankheit an, und stöhrt also die Wirkung aller übrigen Züge. Ein leiser Anstrich von Schwermuth mag indessen auch bey einem schönen weiblichen Kopfe interessiren; der Grad läßt sich aber nur fühlen, bis auf welchen dieser Zug getrieben seyn darf, ohne dem Ganzen zu schaden.

b) Eben so wenig der Zug eines kränkelnden Durstes nach Gefühlen.

Für Viele ein Lieblingszug unsers Zeitalters, immer ein Verräther leiblicher

oder geistiger Ausschweifung, wenigstens eines herrschenden Luxus und einer entnervenden Weichlichkeit. Die Freunde dieses Zuges pflegen ihn des Wohlklangs halber mit dem Nahmen des Schmachtenden zu bezeichnen, wogegen Niemand etwas haben wird, wenn man nur erlaubt, hinzuzudenken, daß dieses Schmachten nicht vom Entbehren, sondern vom Uebermaaße des Genusses herrührt. — Zuweilen ist dieser Zug auch erkünstelt, und nichts als ein Werk der Affektation; auch so stimmt er eben so wenig mit dem Ausdrucke der Schönheit zusammen, denn Verstellung und erkünstelte Mienen vertragen sich nicht mit der Offenheit der Unschuld.

Verschiedene von diesen physiognomischen Ausdrücken haben noch das Eigenthümliche, daß der Anblick und die Betrachtung derselben die Kräfte der Seele gewaltsam in eine Stimmung und Thätigkeit versetzt, die sich mit dem Spiele derselben nicht natürlich vereinigen läßt,

welches durch eine reine Schönheit so frey, und doch so harmonisch und wohlthuend in uns erregt wird. Man stelle sich einen weiblichen Kopf vor, der bey allen übrigen Erfordernissen der Schönheit einen starken Ausdruck einer glühenden Phantasie besäße, würde nicht durch diesen allein der Zustand unmöglich, den außerdem die Vereinigung aller Züge bewirken müßte? wäre sein Effekt nicht eine wahre Dissonanz in der entzückenden Harmonie der Form? Könnte man die gewaltige Wirkung des Feuers der Einbildungskraft mit den sanfen Wirkungen der Unschuld, Demuth, Einfalt und Hingebung in einem Gefühle zusammen fassen, welches nicht widersprechend, unnatürlich, und eben darum widrig wäre? Oder wie ließe sich die ernste gewaltsame Stimmung, in welche uns die Betrachtung des Zugs von Tiefsinn und angestrengter Beschäftigung mit abgezogenen Ideen versetzt, mit der schmelzenden Empfindung von Zärtlichkeit vereinigen, welche der Aus-

druck von Liebe erregt, der in der ganzen Gesichtsbildung herrschen soll?

In der Menschengestalt, dem vollendetesten Kunstwerke der Natur, mußte durchaus Einheit herrschen; der Kopf, der Hauptsitz des sittlichen Ausdrucks, erfordert es, wenn er schön seyn soll, ohne Nachlaß. Jeder sprechende Zug von Geist oder Herz nöthigt den Betrachter, sich die Eigenschaft, auf die er deutet, auf eine Weile einzubilden; dieß geschieht nur dadurch, daß er sie in sich selbst hervorbringt, sich also z. B. in die Thätigkeit des Scharfsinns, der Schwärmerey, des Witzes, der spekulirenden Vernunft versetzt. Es ist sehr natürlich, daß es gewissermaaßen eine Marter für die menschliche Seele ist, durch eine Reihe entgegengesetzter oder doch nur gewaltsam vereinbarer Stimmungen durchzugehen, und sie zu dem Ganzen eines Zustandes zu vereinigen. Sie fühlt sich gemißhandelt und tyrannisirt, da sie doch berechtigt ist, Einwirkungen zu erwarten, welche ihren Na-

turgesetzen gemäß sind. Man erinnre sich des Beyspiels von Menschengesichtern, die auf der einen Seite lachen, auf der andern jammern, deren obere Hälfte Tiefsinn, die untere Muthwillen ausdrückt, deren eines Auge Geradheit und Offenheit, das andre Schiefheit und Tücke ankündigt. Niemand kann sie betrachten, ohne einen gewissen Schmerz zu empfinden, der blos dadurch entsteht, daß den Gemüthskräften des Betrachtenden zu gleicher Zeit ein gedoppeltes und widersprechendes Spiel zugemuthet wird *). —

Ich ende hiermit; denn ich habe gefunden, daß man sich leicht in Spitzfindigkeiten, Einseitigkeit, und, ich möchte sagen, eine Art von Schwärmerey verliert, wenn man solche Betrachtungen über

*) Diese Gefühle gehören unter die Leiden des Geschmacks, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf; eine Klasse der unangenehmen Gefühle, die noch wenig aufgeklärt und behandelt ist, und es doch so sehr verdiente.

ästhetische Gefühle zu sehr in das Einzelne und Feine verfolgt. Ueberdem läugne ich nicht, daß Physiognomik zu meinen liebsten Steckenpferden gehört, und es ist möglich, daß ich zuweilen dem guten Thiere zu viel Freyheit erlaube. Ihr Tadel wird mir höchst willkommen seyn; denn mein Kopf wird nie überdrüssig, neue Verbindlichkeiten gegen Sie aufzunehmen. Leben Sie wohl.

VI.

Gemählde

aus der

Thüringisch-Meißnischen Geschichte.

I.

Margarethe von Thüringen.

Ich stand auf der Wartburg. Der Tag war trüb und schaurig. Schwere Wolken hingen über den Bergen. Die Landstrassen von Frankfurt und Cassel waren einsam. Das Ritterhaus stand schweigend und abgesondert über dem düstern Ganzen.

Heute bin ich es werth, dich zu sehen, Geist der unglücklichen Margarethe! Fünf Jahrhunderte liegen zwischen dir und mir, aber deine Geschichte spricht laut durch die Jahrhunderte. Unglückliche! ich werde dich verstehen. Menschenfeindlich ist meine Stimmung, und auch du bist noch nicht mit der Menschheit versöhnt.

Hier, unweit der Mauer wo du rettend entkamst, schreibe ich deine Geschichte! Laß mich mit dirallein seyn, seliger Geist, und laß nur mich und dich und die einsame Natur um dieses Denkmal wissen!

Der Glanz der höchsten Abkunft strahlte um Margarethens Wiege. Sie war die Tochter Kaiser Friedrichs des Zweyten und der Prinzessinn Isabelle von England. Von diesen ward sie wahrscheinlich 1241 gebohren. Noch konnte sie ihren Vater kaum nennen, als ihr Vater sie verlobte. Im Jahr 1242 kam der Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meissen mit einem glänzenden Gefolge von Rittern und Knappen an das kaiserliche Hoflager, und warb für seinen Sohn Albrecht um Margarethen. Auch Albrecht war erst zwey Jahre alt, und so schlossen fremde Hände den Bund des Lebens für die, die kaum noch das Leben empfanden. Die glänzendsten Vortheile für das Meißnische Haus bezeichneten sogleich das Jawort des Kaisers und die getroffene Verbin-

dung. Der Kaiser ertheilte dem Markgrafen von Meissen noch in diesem Jahre die Eventualbelehnung mit Thüringen auf den Fall des unbeerbten Absterbens des jetzigen Landgrafen, welches einige Jahre darauf wirklich erfolgte, und über dieß bestimmte er seiner Tochter die Burggrafschaft Altenburg nebst dem ganzen Pleißnerlande zum Brautschatz. So erwarb das Meißnische Haus durch Margarethens Hand zwey der schönsten Gegenden Deutschlands. Inzwischen blieb die Verlobte bis ins vierzehnte Jahr am Hofe ihres Vaters. Aber ihre Mutter war bey ihrer Geburt gestorben; ihr Vater schwärmte in Italien, und bestand da das Abentheuer des Longobardischen Königreichs, und so war ihre Bildung ganz in ihre eignen Hände gegeben. Die nahe Aussicht auf Glück und Liebe weckte und lenkte diese Bildung. Ihr Bräutigam war jung und mit ihr von gleichem Alter; alle Hoffnungen auf Freude lagen auf der kaum geöffneten Bühne ihres Lebens. In ihrem vierzehnten Jahre

(1455) ward die Verbindung vollzogen. Sie fiel in die Zeit, als heftige Streitigkeiten über den Besitz von Thüringen den Vater ihres Gemahls beschäftigten, indem die Gräfinn Sophie von Brabant mit gewaffneter Hand es dem Markgrafen zu entreißen drohte, und unter diesen Streitigkeiten bildete sich der junge Albrecht zum rüstigen Kriegsmann aus. Pflicht und Liebe theilten das unverdorbne Herz des Jünglings. Von den Stürmen seines Vaterlands erholte er sich am Herzen seiner Margarethe, und vier schöne Kinder bestätigten bald nach einander den ununterbrochnen Frieden ihrer Verbindung. Beyde in einem Alter von zwanzig Jahren, in der gesegnetesten Gegend Deutschlands, an einem glänzenden Hofe, geliebt von ihren Eltern und schon glücklich durch eigne Kinder, was hätten sie da noch vermissen sollen? Um den wackern Sohn für seine bisherigen Dienste zu belohnen und zu künftigen zu ermuntern, übergab der Vater Albrechten im Jahr 1262 die Regierung von Thüringen, und Mar-

garethe wurde also jetzt Landgräfinn von Thüringen. Es war ein schweres Geschäft, die Regierung eines von Feinden angefochtenen Landes im zwey und zwanzigsten Jahre zu übernehmen: es zeigte von dem Vertrauen des Vaters und von dem Betragen des Sohnes. Rettung des Landes, das jetzt sein eignes war, gänzliche Befreyung desselben von Feinden, mußte von nun an sein eifrigstes Geschäft werden; er mußte das ihm anvertraute Pfand einlösen oder in seiner Pflicht erliegen. Noch immer nämlich suchte der Herzog Albrecht von Braunschweig, der Bundesgenosse Sophiens von Brabant, Thüringen den Meißnischen Fürsten zu entreißen, und der große Erbschaftsstreit war noch nicht entschieden. Endlich im Jahre 1263 überfällt der neue Landgraf den Herzog in seinem Lager zwischen Halle und Wettin unvermuthet, nimmt ihn gefangen, zerstreut sein ganzes Heer, Sophie wird dadurch alles Beystands beraubt, und Thüringen durch den einzigen Tag auf ewig für Meissens Beherrscher

gerettet. Dieß that Albrecht, Margarethens Gemahl; so war Albrecht Margarethens Gemahl; der Bund mit Margarethen war auch der Bund mit der Tugend.

Nach Bekämpfung des Feindes lebte er einige Jahre glücklich auf der Wartburg, und schaute von da aus stolz und ruhig in das gerettete Land. Der Vater Heinrich wohnte in Meissen, Dietrich, sein Bruder, zu Landsberg, er auf der Wartburg: ein festes Familienband hielt sie alle; aber das Band, das ihn an Vater und Bruder, an Söhne und Gattinn knüpfte, zerriß, denn Kunigunde von Eisenberg erschien am Hofe.

Mit allem Reitz der Jugend betrat Kunigunde, als Hofdame der Landgräfinn, die schlüpfrige Bahn des Hofes. Die Burg, wo erst vor wenig Jahren die Minnesänger in lieblichem Wettstreit der Liebe und Freude gehuldigt hatten, war das eigentliche Gebiet der Schön-

heit: jetzt schien das Ideal jener Sänger gefunden, und die Schönheit schien, geweckt durch ihre Gesänge, auf den Boden der Dichtkunst herabzuschweben.

Was aber die Natur Kunigunden an Schönheit der Form gegeben hatte, das hatte sie ihr an Geist und Herzen entzogen. Wild, leidenschaftlich, wollüstig, kannte sie kein Gesetz, als das der Sinnlichkeit; und die Ansprüche des Körpers waren bey ihr die einzigen gültigen. Indessen zu dem Landgrafen ihre Augen zu erheben, wagte doch die Ehrfurcht der Unterthanin nicht: der Landgraf selbst mußte die leicht zu erweckenden Wünsche ihres Herzens wecken.

Jeder Neigung des Mädchens ward durch die Anträge des Landgrafen geschmeichelt, und jedes sinnliche Interesse fand sich in diesem Ziele vereinigt. Wäre der Landgraf ein gemeiner Wollüstling gewesen, so war ein Sieg über ihn weder Opfer noch Triumph; so aber schien er

wie aus einem langen Schlafe erst auf Kunigundens Stimme zu erwachen; und sie allein schien fähig, den Zauberkreis zu zerstöhren, worin ihn seit zwölf Jahren Gattinn und Kinder gefangen hielten. Sie war aus gutem, aber wie es scheint armen adlichen Hause; so manche andre in Thüringen standen höher, so manche waren ihr gleich: die Wahl des Landgrafen konnte sie über alle erheben, und sie konnte um so sicherer herrschen, weil nicht das Herkommen, sondern die Liebe sie auf den Thron setzte.

Diese Gedanken ließen Kunigunden keinen Augenblick über ihren Entschluß zweifelhaft, und sie warf sich, ohne Priestersegen, in die Arme des Landgrafen. Anfangs wollte sie gewiß die Landgräfinn ruhig neben sich herrschen lassen, und sie machte ihr einen Namen nicht streitig, dessen Rechte auf sie übergegangen waren. Aber auch der Glaube an ihre Alleinherrschaft sollte wahrscheinlich nicht zerstöhrt werden, und sie sollte nichts von einer

Theilung wissen, die so ganz auf Kosten des alten Besitzers ging. Woraus indeß die Landgräfinn am ersten auf einen Wechsel in den Neigungen Albrechts schließen konnte, das war in seinem ganzen äußern Betragen. Der Friede, der über der Wartburg geschwebt hatte, war dahin: das Gefühl der unrechtmäßigen Leidenschaft brachte sein Blut in wilde Unordnung, er sehnte sich nach Krieg und Fehde. Er band mit seinem Bruder Dietrich von Landsberg an; sie eilten mit großen Kriegsheeren gegen einander; der Bischof von Naumburg versöhnte sie wieder. Mit der zunehmenden Leidenschaft verschwand nach und nach jedes Gefühl für Schonung, und bald wurde der Schleyer der Heimlichkeit ganz von der neuen Verbindung abgerissen, denn Apitz wurde gebohren.

Mit allen Schrecken der Gewißheit sah jetzt die Landgräfinn ihr verändertes Schicksal, und sie stand in dumpfer Trauer zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Die Oeffentlichkeit, welche jetzt die neue Geliebte selbst ihrer Verbindung gab, die Oeffentlichkeit, mit der ihr Sohn in derselben Burg an der Seite der Söhne der Landgräfinn auferzogen wurde, der ganze veränderte Geist unter den Bewohnern der Wartburg, dieß alles mahnte sie laut an verlorne Liebe, und jeder kalte Tribut von Höflichkeit, den ihr noch der Hof zollte, war nur eine schonende Zurücknahme der genoßnen Verehrung. So traurig diese Lage war, so beschloß sie doch ruhig auszuharren, und die Anerkennung der großen Ansprüche auf Achtung und Liebe, die sie hatte, nicht von Zwang, sondern von Rückkehr und Reue zu erwarten. Der Zustand, glaubte sie, konnte nicht dauern; er konnte nicht neben seinen vier Kindern leben, ohne sich an ihre Mutter zu erinnern, und wenn die Buhlerinn ihr leichtes Spiel von Eroberungskünsten durchspielt hatte, mußte die alte Liebe ihr heiliges Recht behaupten.

So sehr aber auch Margarethe hierin auf Albrechts bessere Empfindung rechnete,

so geschickt wußte Kunigunde diese durch alle die Mittel zu betäuben, die nur immer Sinnlichkeit an die Hand biethen konnte. Aber auf diesem Wege wurde zugleich Kunigundens eignes Verderben vollendet, und indem sie den Landgrafen im ewigen Taumel der aufgereitzten Leidenschaft erhielt, fiel sie selbst immer mehr in Ueberspannung und Laster. Die letzten Regungen des Zartgefühls waren überstanden; das Mährchen von Tugend war vergessen; was hätte sie sich noch vor irgend einer Handlung fürchten sollen, so bald sie sie einen Schritt vorwärts zur Herrschaft brachte?

Auch der Landgraf wurde bald den äußern Anstand überdrüssig, den er doch immer gegen Margarethen beobachten mußte, und der stete Anblick ihrer Trauergestalt rührte ihn zwar nicht, aber er belästigte ihn. Der Landgraf und Kunigunde begegneten sich in ihren Wünschen; aber auf einem öffentlichen Wege war Margarethen nicht beyzukommen. Eine Gewaltthätigkeit gegen die Kaisers-

tochter, eine Vertreibung der, die ihm Thüringen zugebracht hatte, hätte Vater und Bruder, hätte jeden getreuen Thüringer, hätte selbst Deutschland empört. Still und heimlich mußte das Verbrechen seyn, und indem es seine Wirkung gewiß erreichte, mußte der Urheber davon doch das Recht behalten, selbst darüber erstaunt zu scheinen. Das stillste Mittel schien ihnen freylich Vergiftung, aber man konnte sich der Fürstinn nur durch ihre Bedienten nähern, und die Treue dieser Leute war unbestechbar. Man wandte sich also an den Aberglauben, und hüllte die blutige That in die Finsternisse des Zeitalters. Ein armer Eseltreiber, der täglich auf seinen zwey Eseln Lebensmittel auf die steile Wartburg brachte, ward zu der Ausführung des Unternehmens erkohren. Schwört mir, rief ihm der Landgraf zu, daß ihr niemanden etwas von dem entdecken wollt, was ich euch sagen werde! Der arme Treiber schwor. Eine große Belohnung harret euer. Ihr sollt die Landgräfinn ermorden! Jener verstummte.

Eine große Belohnung harret euer. Ihr erdrosselt sie diese Nacht, und morgen sagen wir, sie sey vom Teufel erwürgt! Der gebieterische Ton des Landgrafen, die Unterwürfigkeit des Leibeignen, alles hätte hier den Widerstand vergeblich gemacht, und er gelobte. Mittel und Wege wurden verabredet. Es war die Nacht vom 23. auf den 24. Juny 1270. Die ganze Natur schlummerte: Margarethe schlummerte: es war kein Lebenslaut in der Wartburg. Der Mörder trat in das Zimmer der Landgräfinn: Margarethe schlummerte ruhig. Erwacht, erwacht! rief auf einmal eine Stimme der Verzweiflung, Gott erbarme sich über euch und mich, ich soll euch ermorden! Kunigunde war der Landgräfinn erster Gedanke. Auf einmal lag der Mörder zu ihren Füßen. Nein! nein! ich werde euch nicht ermorden, aber ihr müßt fliehen, fliehen ihr und ich, sonst sind wir beyde des Todes. Man denke sich die tausend Empfindungen, die jetzt Margarethens Seele bestürmten. Sie war nur

für den Augenblick gerettet, denn wie sollte sie aus der Wartburg, wie sollte sie durch die Thore und Brücken, die den Zugang dieser Veste versperrten? Die Zimmer ihres Hofstaats waren unweit der ihrigen; sie bat den Treiber, ihren treuen Oberhofmeister, den Ritter von Vargula, zu wecken, und mit Thränen beschwor sie diesen um seinen Rath in der schrecklichsten Lage ihres Lebens. Auch er rieth zur Flucht. Aber hier konnte guter Rath allein nichts helfen. Auf dem gewöhnlichen Wege der Wartburg konnte sie nicht fliehen, ohne verrathen zu werden, die andre Seite aber war so steil, daß sie weder zu Fuße noch mit Pferde und Wagen herabkommen konnte. Verzweiflung gab dem Ritter den kühnen Vorsatz, sie auf dieser ungebahnten Seite an Stricken den steilen Felsen herabzulassen, und er drang in sie, diesen gefährlichen aber einzigen Rettungsweg zu genehmigen. Die dringenden Bitten ihres Freundes, die Aussicht auf jede Verfolgung, im Fall sie bliebe, selbst die Ret-

tung des armen Treibers, die nur durch die Flucht möglich war, alles bestimmte sie, den äußersten Schritt zu wagen. Vargula eilte sogleich alle Vorbereitungen zu treffen; zwey ihrer treuſten Dienerinnen sollten sie begleiten: sie raffte ihre besten Kostbarkeiten zusammen; der Augenblick war da. Jetzt überfiel auf einmal das ganze Gefühl der Trennung Margarethen, und sie konnte nicht fort, ohne ihre Kinder zu sehen. Ihre Tochter Agnes und ihr ältester Sohn Heinrich waren weit von ihren Zimmern entfernt: aber ihr Mittelster, Friedrich, und der Jüngste, Dietrich, schliefen in ihrer Nähe. Friedrich war immer ihr Liebling gewesen; er war jetzt zwölf Jahr alt, und auch das Herz des Knaben hatte immer mit ungetheilter Liebe an der Mutter gehangen. Sie ging, um auf ewig Abschied zu nehmen. Vargula beschwört sie, den Kindern nichts von ihrer Trennung zu sagen; sie will sie nur sehen, aber der Anblick der schlummernden Kleinen überwältigt ihr Gefühl. Sie weckt sie unter tausend Küs-

sen, sie sagt ihnen mit tausend Thränen, daß sie auf kurze Zeit von ihnen gehen würde, sie würde aber bald, bald wiederkommen. Vargula beschwört die Kinder nur bis morgen ruhig zu seyn. Die Kinder scheinen das Geheimniß der Trennung zu ahnden, sie halten die Mutter fest umklammert. Umsonst bittet sie Friedrich, ihm zu sagen, wohin sie gehe, umsonst Dietrich, doch diese Nacht noch da zu bleiben; die Hand des Schicksals zieht sie unaufhaltsam fort. Jetzt fühlt sie zum erstenmal, daß sie den Kindern alles sey; jetzt fühlt sie, bey welchem Vater sie sie zurück lasse, und der bitterste Schmerz tritt an die Stelle der Wehmuth. Sie zieht Friedrichen stürmisch an sich, und in einer Art von Verzweiflung beißt sie ihn in die rechte Wange; ein Biß, wovon er auf immer in der Geschichte den Namen des Gebißnen behalten hat. Laßt mich, ruft sie, ich will sie zeichnen, daß sie auf ewig an diese Trennung denken! Endlich reißt man sie los; das Glück ihres Lebens bleibt hinter ihr zurück, und das Band

der Natur liegt zerrissen zu den Füßen der Fliehenden.

Es war noch tief in der Nacht, als sie glücklich am Fuße des Felsen ankam, mit ihr ihre zwey Dienerinnen und der ehrliche Treiber, und ihr erstes Gefühl war Dank gegen ihren Retter, der oben auf der Wartburg, uneingedenk der Gefahr, im Fall er als Theilnehmer entdeckt würde, des schönsten Selbstbewußtseyns genoß. Aber sie mußte vorwärts, immer weiter von den Händen ihrer Verfolger. Sie ging den übrigen Berg herab bis nach Kreynberg, einem Schlosse des Abts von Hersfeld, wo sie der Amtmann, sehr überrascht die Landgräfinn von Thüringen vor sich zu sehen, sogleich weiter nach Fulda bringen ließ. Auch in Fulda verweilte sie nicht, sondern der Abt ließ sie sogleich auf ihr Bitten weiter nach Frankfurt führen. Hier fand sie die liebreichste Aufnahme, und die biedern Bürger der Reichsstadt wetteiferten, um die Tochter ihres vorigen Kaisers durch

Liebe und Theilnahme zu ehren: aber sie fragte nichts mehr nach den Freuden der Welt; ihr Ziel schien vollendet. Sie ging, aller Vorstellungen ungeachtet, in das dortige Katharinenkloster, und starb hier zwey Monate darauf, am 8. August, an den Folgen des Grams. Viele Messen wurden ihr gelesen, viele Verwünschungen trafen Kunigunden, aber stolz schwebte der hohe Geist, unbekümmert um Albrecht und Kunigunden, über ihren Kindern.

II.

Friedrich und Dietzmann,

oder

Die Rettung des Vaterlandes. *)

(Fortsetzung von Margarethe von Thüringen.)

Den Kampf zweyer edlen Söhne gegen einen unnatürlichen Vater für Rettung des Vaterlandes, ein schönes Denkmal deutscher Kraft, sey mir in der Geschichte Friedrichs und Dietzmanns aus dem Meißnisch-Thüringischen Fürstenstamme auf-

*) Der Freund der Vesta wird dieses zweyte Gemählde verzeihen, welches nicht in ihren geweihten Kreis gehört. Aber ich durfte die Geschichte nicht unterbrechen.

zustellen erlaubt. Genius des Vaterlandes! ich weihe es dir, mit wärmerm Herzen hat dir noch keiner Opfer gebracht.

Der Tod der Landgräfinn Margarethe einige Monate nach ihrer Flucht war die fröhlichste Nachricht, die Albrecht und Kunigunden auf der Wartburg treffen konnten. Zwar waren sie schon durch ihre Flucht von dem letzten Zwange befreyt worden, aber doch konnte nach den Gesetzen ihrer Kirche keine Ehe Statt finden, so lange Margarethe lebte. Kaum war sie todt, als Albrecht und Kunigunde auf ihre Leidenschaft das Siegel der Rechtmäßigkeit drückten, und Kunigunde bey der Trauung ihren Sohn Apitz unter den Mantel nahm, um ihn hierdurch, nach deutscher Sitte, zu legitimiren. Je mehr von nun an Kunigunde Albrechten beherrschte, je mehr jede Rückerinnerung an Margarethen ihm verhaßt war, desto ungetheilter wandte er seine Liebe gegen diesen Apitz, und desto fremder wurde er gegen seine Söhne erster Ehe. Zwar waren

diese von ihren Verwandten gleich nach Margarethens Flucht aus seinen Augen entfernt worden: der Aelteste, Heinrich, starb bald, Friedrich aber, Margarethens Liebling, und der Jüngste, Dietzmann, wurden bey ihrem Onkel zu Landsberg erzogen, und Friedrich zeichnete sich frühzeitig als Kriegsmann in einigen Thüringischen Händeln aus. Je mehr sich aber seine Thatkraft entwickelte, desto mehr wußte Kunigunde Albrechten jeden Schritt des Sohnes als gefährlich vorzustellen, sie und Apitz schmeichelten ihm mit so viel süßer verstellter Zärtlichkeit, und nach und nach entwickelte sich immer mehr sein grosses Projekt, sein Erbland Thüringen seinen Söhnen erster Ehe zu entziehen und Apitzen zu hinterlassen. Haus- und Reichsgesetze wurden bey diesem Vorhaben mit Füßen getreten. Nur die ehelich gebornen hatten Recht zur Succession, und die Legitimation Apitzens konnte den Flecken seiner Geburt, in Rücksicht des wichtigsten Punktes, der Erbfolge, nicht wegwaschen. Albrecht suchte die Thüringischen

Stände für seinen Vorschlag zu gewinnen, aber fast alle sahen darin eine eben so große Verletzung ihrer Rechte als der Rechte der Prinzen, und erklärten laut, daß sie nach deutschen Reichsgesetzen und nach Vasallenpflicht nur Friedrichen und Dietzmann als rechtmäßige Erben von Thüringen anerkennten. Inzwischen fing der Vater an durch kleine Schenkungen an Apitz den künftigen Schritt gleichsam vorzubereiten, und hierüber brach der Krieg zwischen ihm und seinen Söhnen los. Sie unternahmen ihn mit dem lebendigen innigen Vorsatz, sich von dem, was Gott und das Recht ihnen gegeben hatte, durch einen unnatürlichen Vater nichts entziehen zu lassen, und in diesem Glauben haben sie bis zum Ziele gehandelt. Die Fehde wurde indeß nicht lebhaft geführt, und fünf Jahre nach Ausbruch derselben (1286) wurde Albrecht genöthiget, sich zu vergleichen und dem Ältesten, Friedrich, die Pfalzgrafschaft Sachsen, dem Jüngern aber das Pleißnerland zu überlassen. Das Opfer stellte

aber den Frieden keinesweges her, da Albrecht fortfuhr, Apitzen auf das ausschweifendste zu begünstigen, ihm mehrere Schlösser in Thüringen überließ, und mit verstärktem Groll und um so eutschiedner an seinem Lieblingsprojekt arbeitete. Diese laute Neigung Albrechts, Apitzen auf Kosten seiner andern Söhne, zu begünstigen, und die Verachtung, die er sich durch sein ganzes Betragen zugezogen hatte, bewogen Friedrich Tutta, seinen Neffen, als er 1291. starb, seine schönen Länder, die Markgrafschaft Meißen und das Osterland (Leipzig und die Leipziger, Pegauer, Zeizer Pflege bis ins Voigtland) nicht ihm, sondern seinen Söhnen, Friedrich und Dietzmann, zu vermachen. Unstreitig aber hatte Albrecht, da er im näheren Grade verwandt war, darauf auch ein näheres Recht; dieß vermehrte daher die Abneigung gegen seine Söhne, um so mehr, da jeder entzogene Gewinn ihm eine Schuld zu seyn schien, die er für Apitz einzufordern vergäße. Es kam von neuem zum Kriege: Albrecht nämlich hetzte die

Markgrafen von Brandenburg und die Grafen von Anhalt als Nachbarn gegen seine Söhne, aber sie hielten sich tapfer und behaupteten sich in Meissen und Osterland. Er sah aus allem, daß er gegen sie nicht ankommen konnte; er sah, daß die Thüringischen Stände sich seinen Projekten auf immer widersetzen würden, und so beschloß er denn Thüringen an einen Mächtigen zu verkaufen, der durch seine Macht die Nullität des Verkaufs legalisirte, und der den Ständen sowohl als den Söhnen selbst durch sein Ansehen zu große Furcht einflößte, um sich dem Raub auf irgend eine Weise zu widersetzen. Der Römische König Adolf schien ihm hierzu der rechte Mann zu seyn. Bey seiner Vergrößerungssucht, bey dem Uebermuth, der sich über jedes Schickliche hinaussetzte, so bald es seinen Vortheil galt, konnte wenigstens kein Feingefühl ihn von dem Kaufe abhalten, und war der Kauf einmal geschloßen, so hatte der deutsche Kaiser auch mehr als jeder Andre Kraft um ihn zu behaupten. Der Handel kam glück-

lich zu Stande, und Thüringen ward von seinem Landgrafen im Jahr 1294. dem Römischen König Adolf für 12000 Mark Silbers (96000 Thaler) verkauft. Welche Summe für ein Land, worin Städte, wie Weimar, Jena, Eisenach, Coburg lagen! Man kann denken, welchen Eindruck dieser Kauf durch ganz Deutschland machen mußte. Galt kein Gebrechen mehr, so war kein deutscher Fürstenstamm mehr sicher, so schwieg das Gesetz, und die Laune grausamer Väter konnte Hoffnungen, die Jahrhunderte fest gegründet hatten, nach Belieben zerreißen. Daß es an den Römischen König verkauft wurde, mußte den Groll der deutschen Fürsten vermehren, denn sie sahen, daß das Gesetz dem Wächter der Gesetze selbst, dem Oberhaupte Deutschlands, feil war. Aber er war zu mächtig, um es mit ihm aufzunehmen. Die Prinzen, dachte jeder, mögen für Heerd und Altäre fechten; die, die das Vaterland einst beherrschen sollen, mögen es retten! Friedrich und Dietzmann fühlten das ganze Gewicht ihrer Verbindlichkeit.

Von der Treue der Thüringischen Vasallen hing alles ab. Aber höchst traurig war es, daß sie gerade mit dem Kaiser zu thun hatten, dessen Ansehen, abgerechnet was glänzende Versprechungen und Aussichten thaten, so manchen Thüringer Edlen im Kampf zwischen der Treue des Vasallen und des Reichsunterthans wankend machte. Viele blieben ihren Erbherren treu, aber viele Thüringische Schlösser mußten sich auch Adolf und seine Truppen zu öffnen. Bald aber fühlte Adolf, daß so die Sache nicht entschieden würde, und daß er bis ins Herz ihrer Lande dringen müsse, um so mit einmal mit Einem entscheidenden Streich ihr ganzes politisches Leben zu endigen. In Meissen mußte er sie angreifen, Meissen mußte er haben, und ihre Existenz hörte auf, und er hatte mehr, als er gekauft hatte, und Thüringen fiel von selbst. In diesem Glauben fiel er um Michaelis 1297 mit einer ansehnlichen Armee in Meissen ein, welches nicht nur den Prinzen den reichsten Stoff des Widerstandes gab, sondern auch an sich,

besonders wegen der Freyberger Bergwerke, dem König ein schöner Zuwachs zu der Erwerbung von Thüringen zu seyn schien. Grausamkeiten aller Art bezeichneten seinen Eintritt, der so unerwartet kam, daß er sich alle Thore öffnete, ehe Bürgerschaft und Adel Zeit zur Vertheidigung fanden. Sie verloren also auch Meissen und das Osterland, und sanken so von dem Besitz des schönsten Landes (nur daß Dietzmannen noch von seinem Großvater her, wiewohl auch unter vielen Anfechtungen, die Niederlausitz blieb) und der Hoffnung auf ein eben so schönes, zu der Armuth des niedrigsten Privatmanns herab. Friedrich irrte mit drey Begleitern insgeheim in Meissen umher, und man hätte die Wanderungen des Erben von Thüringen und Markgrafen von Meissen für die lichtscheuen Schritte eines Geächteten genommen. Endlich fand er in Freyberg bey den Besitzern einiger Bergantheile eine ansehnliche Geldunterstützung, und diese wandte er sogleich an, um sich frische Truppen zu verschaffen, wobey Dietzmann

ihn thätig unterstützte. Ihr Plan war, sich nur erst einige feste Plätze in Meissen zu verschaffen; dann, hofften sie, sollten schon mehrere ihnen wieder zufallen, und ihr mit dem Glücke gesunknes Ansehen wieder steigen. Alles gelang über Erwarten. Friedrich und Dietzmann bemächtigten sich nicht nur des festen Schlosses Rochlitz, sondern sie hatten auch das Glück, einige Wochen darauf den Befehlshaber der königlichen Truppen in Meissen, den Grafen von Nassau, gefangen zu bekommen. Sie brauchten den Kunstgriff, ihn sehr hart zu behandeln, zugleich aber ihm eine bessere Behandlung unter der Bedingung der Herausgabe einiger Städte anzubiethen, und der Graf sahe sich zu seiner Rettung genöthigt, ihnen Lichtenwalde, Döbeln, Borna und Geithayn einzuräumen. Nun fielen ihnen immer mehrere Städte wieder zu: der Triumph ihrer Sache schien aber der Tod des Königs Adolf. Er starb am 1. Jul. 1298, und mit ihm schien der ganze Kauf von Thüringen und die ganze Okkupation von

Meissen, in so fern sie blos persönliche Sache war, in ihr voriges Nichts zurückfallen zu müssen. Aber Adolf hatte gleich anfangs vorgegeben, Thüringen sey für das Reich gekauft; es sey eine Acquisition für das Reich: also war zu befürchten, daß ein neues Oberhaupt Deutschlands auf dem einmal gebahnten Wege fortgehen und das Recht des Besitzstands auf alle Weise geltend machen würde. Der Vortheil des Reichs, diese imponirende Formel, war auch hier anwendbar, wiewohl die Schenkung an das Reich nichts als der Deckmantel war, um die Privatvortheile des Königs zu decken. Dietzmann ging zu dem neuen König Albrecht von Oestreich. Die erste Pflicht der Fürsten sey Gerechtigkeit; er solle seine Regierung mit dem schönsten Geschäft, mit der völligen Räumung der angefochtenen Länder und der Nichtigkeits-Erklärung des geschlossenen Kaufes, einweihen. Jede Arglist, jeder heimlich erschlichne Gewinn sey gegen den deutschen Charakter, und als deutscher Kaiser werde er im Sinne

der Deutschen handeln. Er erhielt hierauf nur sehr kurze, sehr unentscheidende Antwort, und Eisenach und verschiedne andre Thüringische Städte, die Adolfs Truppen noch besetzt hielten, wurden nicht geräumt. Die Prinzen mußten daher jeden Augenblick einen neuen Ausbruch der Fehde befürchten, und ihr Schicksal war alsdann wenigstens in Betreff der Erhaltung Thüringens um so zweydeutiger, da ihr Vater noch immer die Haupt-Veste Thüringens, die Wartburg, die er sich bey dem Kaufe ausdrücklich reservirt hatte, besaß, und sie leicht den feindlichen Truppen übergeben konnte, zumal da das daran gränzende Eisenach es mit dem Könige hielt. Die Prinzen dachten daher darauf, sich der Wartburg, zugleich aber auch Eisenachs zu versichern; aber eben dieses war das unglückliche Signal zum Ausbruch eines neuen Krieges. Die Eisenacher riefen den König Albrecht zu Hülfe. Sie wären Städte des Reichs geworden; sie wollten nicht wieder unter Thüringische Hoheit. Es zieme ihm,

das, was sein Vorfahr mit Blut und Leben erfochten, zur Ehre des Reichs zu behaupten. Der Antrag traf Albrechten zur gelegensten Stunde. Er hatte eben Ruhe von anderweitigen Beschäftigungen erhalten, und konnte nun seine ganze Kraft dem Einen großen Vorsatz schenken. Albrecht war zwar weniger Despot, als sein Vorgänger, aber die Okkupation von Meissen und Thüringen war doch für seine Redlichkeit eine zu starke Versuchung. Als die Prinzen das Ungewitter allmählig sich herauf ziehen sahen, wollten sie sich wenigstens durchaus in Besitz der Wartburg setzen. Ihr Vater hatte nach der Kunigunde von Eisenberg Tode die dritte Gemahlinn, eine verwittwete Gräfinn von Arnshaug, genommen, und da diese zugleich Friedrichs Schwiegermutter war, und Friedrichen sehr liebte, auch ihres Gemahls Betragen von Tag zu Tage unleidlicher wurde, so versprach sie Friedrichen die Wartburg insgeheim zu überliefern. Sie gewann die Besatzung, und als alles eingeleitet war, bemächtigte sich

Friedrich unversehens der Veste, und nöthigte seinen Vater, von da weg nach Erfurt zu gehen wo er in einem Kloster seine übrigen Tage verlebte, und sich weit eher über seine Lage, als über den Schmerz tröstete, seine Söhne nicht vernichtet zu sehen. Friedrich machte, so bald er sich der Burg bemeistert hatte, ernsthafte Anstalten gegen Albrecht, wenn er in Thüringen einfallen würde, so wie gegen Eisenach. Aber unvermuthet fiel im folgenden Frühjahr 1307 König Albrecht mit einem großen Heere, nicht in Thüringen, sondern in Osterland und Meissen ein, wo ihn Friedrich gar nicht, am wenigsten so schnell erwartete. Das Schwerd der Verheerung traf die kaum wieder auferstandnen Gegenden, und der Zug der Albrechtschen Armee durch Osterland und Meissen schien ein Leichenzug zu seyn. Sein Heer lagerte sich bey Lucka im Altenburgischen, und bedrohte Leipzig mit einer Belagerung. Schnell beriefen Friedrich und Dietzmann alle ihre treuen Meißnischen und Osterländischen Vasallen nach

Leipzig, ließen zugleich die Bürger der Stadt bewaffnen, ihr Schwager, der Herzog von Braunschweig, sandte ihnen Reuterey zum Sukkurs, und so mit einem zahlreichen wohl ausgerüsteten Kriegsheer beschlossen sie in Gottes Namen den Feind anzugreifen. Am 30. Mai 1307 versammelten sie ihr ganzes Heer auf dem Marktplatz und den Straßen von Leipzig, und nachdem die Prinzen das heilige Abendmahl empfangen hatten, hielt Friedrich eine Rede an die Truppen, die hier ganz eingerückt werden muß, da sie das schönste Denkmal von dem hohen Genius giebt, der Friedrichen beseelte, und mit dem er muthig die Waffen für Gott und Vaterland ergriff.

Ihr wißt es alle, treue Vasallen, Bürger und Freunde, in welchem Zustande wir uns befinden; ihr wißt es, daß wir, wie in einer Versteigerung, von dem verkauft worden sind, dem dieß am wenigsten ziemte; ihr wißt es, daß wir von dem gekauft worden sind, dessen schö-

ner Beruf es war, getrennte Bande des Bluts eher wieder zu vereinigen, als ganz zu zerreißen. Der erste Stifter dieses Kaufs hat bereits seinen Lohn gefunden: er ist vor dem im Kampf gefallen, der anfangs uns Frieden geben zu wollen schien, aber auf einmal in die Fußtapfen des von ihm besiegten Käufers trat, und nun das Oberhaupt der Räuber mit dem ganzen Heer des niedrigsten Raubgesindels sendet, um uns gleich feilen Sklaven in unwürdige Fesseln zu schlagen. Es ist schwer zu bestimmen, ob wir mit einem verwegenern oder grausamern Feinde zu thun haben. Er hat, seit er im Besitz vom Osterlande ist, durch Raub, Mord, Brand und Verheerung, göttliche und menschliche Gesetze mit Füßen getreten, und Gott, der Rächer jeder Schandthat, muß alle Blitze seiner Rache auf die Ungeheuer herab senden. Im Namen dieses ewigen gerechten Richters verspreche ich euch den Sieg, wenn ihr den Muth habt, der einst eure Väter beseelte, als sie vor funfzig Jahren die Feinde, die

chen so auf Raub ausgingen, bey dem Dorfe Bicklen, wenige gegen viele, heldenmüthig schlugen. Mit dieser Erinnerung gehet dem Feinde muthig und tapfer entgegen. Denket, daß ihr für väterliche Tapferkeit, daß ihr für Heerd und Altäre, für Religion und Vaterland, für Weiber und Kinder, für Freyheit und Leben streitet. Somit habe ich euch alles gesagt, sonst könnte es scheinen, als setzte ich Mißtrauen in die Tapferkeit meiner Landsleute, oder spräche lieber in eurer Mitte, als im Treffen. Hier stehen wir beyde (auf seinen Bruder zeigend); wir werden vor euren Fahnen hergehen, wir werden die Feinde angreifen, wir werden mitten im Treffen seyn. Folgt dem Beyspiel eurer Heerführer, und uns alle wird Ein Ruhm und Ein Schicksal erwarten.

Die Rede wirkte wie ein elektrischer Schlag auf die Versammlung. Sie wollten diese Nacht noch gegen die Feinde geführt werden. Wir wollen an die Schwaben, war der Ruf der ganzen Versamm-

lung. Morgen! morgen! riefen die Fürsten. Am Morgen des folgenden Tages, 31. Mai, rückten Friedrich und Dietzmann dem Feinde entgegen. Die Osterländer (Leipziger u. s. w.) waren im ersten, die Meißner im zweyten Treffen. Die Feinde hatten kaum Zeit, sich in Schlachtordnung zu stellen. Wie sie in das Angesicht des Feindes kamen, ließ Friedrich sich seinen Helm geben, und sagte zu seinem Knappen: Binde mir ihn fest auf, denn heute binde ich drey Länder, Meissen, Thüringen und Osterland auf mein Haupt. Gott helfe mir zu dieser Fahrt! Das Osterländische Fußvolk eröffnete den Angriff, und kämpfte lange mit zweifelhaftem Erfolg; hierauf ließ Friedrich die Meißner vorrücken, und nach langem fünfstündigem Kampfe brachten diese endlich die königlichen Truppen zum Weichen. Die Prinzen waren mitten im Getümmel. Nun ließ Friedrich die Reuterey einhauen, und diese vollendete die Niederlage. Die Truppen der Prinzen gaben kein Quartier, und es wurde alles niedergehauen.

Von der Reuterey des Königs blieben allein über 1800. Die Folgen dieses Sieges waren die entscheidendsten. Die Armee des Königs, die gleichsam mit verjüngter Kraft sich der Provinzen zu bemächtigen dachte, war aufgerieben, die wenigen königlichen Truppen, die sich durch die Flucht gerettet hatten, verließen (nachdem sie sich noch kurze Zeit im Altenburgischen gehalten) bald darauf Meissen, Thüringen und Osterland ganz, und da König Albrecht im kommenden Jahre ermordet worden, so ergaben sich auch die Thüringischen Städte, die seit der ersten Invasion ununterbrochen dem Kaiser angehangen hatten, nämlich Eisenach, Kreuzburg und Frankenstein, an Friedrichen. Niemand machte nun Landgraf Albrechts Nachkommen, nachdem sie fast dreyßig Jahre hatten kämpfen müssen, den Besitz von Meissen und Thüringen mehr streitig, und 1310. bestätigte der neue Römische König, Heinrich VII., sie feyerlich in ihrem Besitze.

III.

Dietzmanns Tod, oder Bruderrache.

(Fortsetzung von Friedrich und Dietzmann.)

Die Geschichte der Staaten, die uns immer unter solche traurige Bilder führt, wo das Interesse alle Bande des Bluts und der Freundschaft zerreißt, und der Egoismus, genährt durch schmeichlerische Rathgeber, die schönsten Verbindungen der Verwandtschaft und Häuslichkeit mißkennt, gönnt uns, in der Geschichte Friedrichs und Dietzmanns den seltnen Genuß, Brüder, nicht bloß dem Namen

nach, sondern im schönsten Verein der Bruderliebe, Hand in Hand den rauhen Weg des Schicksals gehen zu sehn, sie, ohne Eifersüchteley, dreyßig Jahre lang die gemeinschaftliche Sache mit Muth und Eifer verfechten, und dann, als sie am Ziele sind, und der Tod den einen trennt, den Ueberlebenden sein großes Geschäft noch mit der Rache seines getödteten Bruders vollenden zu sehn.

Es war schon ihre erste Erziehung, die die beyden Knaben weit genauer unter sich, als mit ihrem ältern Bruder, verband. Dieser wurde bey seinem Großvater Heinrich, sie wurden zusammen bey dem Onkel Dietrich zu Landsberg erzogen, und dieser ältere Bruder starb sehr früh, ohne daß er seinen Namen durch irgend eine merkwürdige That für die Geschichte aufbehalten hätte. Sie allein bekamen also den Streit auszufechten, zu dem sie die Rettung ihrer Erblande, gegen einen unnatürlichen Vater, verband. Nur Einigkeit, nur volle Anstrengung

gemeinschaftlicher Kräfte konnte sie im Kampfe aufrecht erhalten; nur Einigkeit konnte sie in dem noch weit ungleichern, den sie bald darauf mit dem Kaiser zu kämpfen hatten, glücklich zum Ziele führen. Was in Meissen, Thüringen und Osterland verloren ging, betrachteten sie als einen gemeinschaftlichen Verlust, da es ihrem Hause verloren ging. Zwar hatten sie sich unter sich, wie es scheint, so getheilt, daß Friedrich Meissen, Dietzmann, außer der Niederlausitz, das Osterland, und nach geendigten Streitigkeiten über Thüringen, Thüringen haben sollte, aber gegen einen Dritten standen sie immer für Einen Mann, und jeder sahe das, was sein Bruder verlor, für einen Verlust seines eignen Besitzthums an. Als sie alles verloren hatten, als ganz Meissen und Osterland von Adolfs Truppen überschwemmt war, und Dietzmannen nur noch die einzige Niederlausitz blieb, da eilte Friedrich, nach der trostlosesten Wanderung durch Meissen, zu dem Bruder seines Herzens, da sammel-

ten sie, an diesem letzten Zufluchtsorte der Dürftigkeit, neue Kräfte und neuen Entschluß zur Rettung ihres Landes. Sie drangen durch mehrere Umwege wieder gegen Meissen vor, und überrumpelten das feste Schloß Rochlitz; sie nahmen gemeinschaftlich den kaiserlichen Befehlshaber gefangen, und indem nachher Meissen und Osterland ihnen willig wieder die ungern verschloßnen Thore öffnete, und hier Friedrich, dort Dietzmann den Schwur neuer Treue empfing, da brachte jeder dem andern ohne Neid den frischen Lorbeer des Sieges. Als Dietzmann nachher zu dem neuen König ging, und ihn um Räumung der besetzten Länder flehte, führte er zugleich Friedrichs Sache, und als die Eisenacher einmal, im Streit mit Friedrich, die Wartburg bedrohten, und Friedrichen zur Uebergabe zwingen wollten, da führte er seinem Bruder neuen Sukkurs zu, und rettete die erste Thüringische Veste. Aber bald brach der neue deutsche König mit einem zahlreichen Heer in Meissen und Thüringen ein, und in

dem Muthe der Brüder, in ihrer Thätigkeit lag das Schicksal des Landes. Jeder erleichterte dem andern die schwere Rolle des Vertheidigers: in Leipzig schworen sie, für die Rettung des Landes zu siegen oder zu sterben. Hier stehen wir vor euch an der Spitze der Vaterlandsvertheidiger; unser Panier soll vor euch herwehen; wir wollen mitten unter unsern Landsleuten fechten. Und sie ergriffen das Panier, Friedrich hatte mit den Osterländern schon einige Stunden vergeblich gekämpft, da führte Dietzmann die Meißner zum Sukkurs herbey; sie mußten in dem blutigen Kampfe den Tod oder das Vaterland finden, aber sie fanden das Vaterland. Und als sie nach Leipzig kamen, den Sieg und die Gefangnen an ihrer Seite, da konnte jeder seinen Antheil an den Worten fordern, die sie der zwischen Angst und Erwartung schwebenden Stadt zuriefen: Wir bringen euch Sieg, das Vaterland ist gerettet! Bis hieher ging ihr Weg; bis zu der Entscheidung hatte das Schicksal beyder bedurft: jetzt war ihre Rolle ge-

spieſt, und es trennte den Knoten. Friedrich ging nach Freyberg, Dietzmann blieb in Leipzig zurück; das Vaterland aufzurichten, die Spuren des Blutes von der bedrängten Gegend zu verwischen, war des Oſterländers ſchönes Geſchäft. Am Morgen des Weihnachtsfeſtes dieſes Jahrs (1307) geht Dietzmann in die Auguſtinerkirche zu Leipzig, um die Frühmetten zu hören, und knieet unweit des hohen Altars. Während des Geſanges Benedictus, als, der Gewohnheit nach, alle Lichter gelöſcht werden, hört man auf einmal ein Geſchrey durch die Hallen der Kirche: Der Markgraf iſt ermordet! Man eilt herzu; ſein Blut fließt an heiliger Stätte. Man hat Beſinnung genug, ſogleich die Kirchthüren zu ſchließen, und ſo entdeckt man endlich den Mörder, und findet bey ihm den blutigen Dolch. Man ſchreibt ſogleich an Markgraf Friedrich nach Freyberg, aber er kömmt zu ſpät für den letzten Abſchied, und Dietzmann hat ſchon den ſchwerſten Kampf ohne den Beyſtand ſeines Bruders gekämpft. Fried-

rich erbte zwar seine Länder, was nämlich Dietzmann, nach der unter ihnen getroffenen Uebereinkunft, bisher allein besessen und regiert hatte, aber er glaubte diese Erbschaft nur unter der unerläßlichen Bedingung der Rache übernehmen zu können. Der Mord des Fürsten durch einen der niedrigsten Meuchelmörder und am Altare forderte den Fürsten, der Verlust eines dreyßigjährigen Gefährten in Kampf und Leiden den Freund und Bruder auf. Der Mörder gönnte indeß Friedrichen das Vergnügen des entdeckten Geheimnisses nicht. So heftig ihn Friedrich foltern ließ, um den Namen des Anstifters von ihm zu erfahren, so hartnäckig verweigerte er jedes Geständniß, und er nahm den Namen des Grafen von Nassau mit ins Grab. Alle Umstände aber, alle Nachforschungen brachten Friedrichen nach und nach zur Gewißheit, daß es dieser, daß es der Graf von Nassau sey, der über das Leben seines Bruders entschieden hatte. Der erste Groll des Grafen gegen Dietzmann schrieb

sich noch von König Adolf her, dessen Verwandter er war, aber die tiefste Kränkung war die, daß er das Treffen vor Lucka kommandirt hatte, und daß er es nicht ertragen konnte, von einem jungen Fürsten, von einem Vasallen des Kaisers so entscheidend geschlagen worden zu seyn. Auch hatte er nach dem Treffen noch Altenburg und das Pleißnerland inne, und Dietzmann, als sein Nachbar im Osterlande, suchte alle Mittel und Wege auf, um ihm dieses vollends zu entreißen. Friedrich hörte und sah von nun an nichts als Rache an dem Grafen. Die Besatzung von Altenburg machte häufige Streifereyen in die umliegende Gegend, bey welchen der Graf oft selbst anführte. Friedrich hielt sich deshalb in der Nähe auf, und lauerte auf eine Gelegenheit, wo er ihn treffen würde. Endlich, in den ersten Monaten des Jahrs 1308, kam er mit einem zahlreichen Geschwader in die Gegend zwischen Borna und Frohburg, um verschiedne Städte in der Nachbarschaft wegzuneh-

men, und Friedrich erhält kaum Nachricht davon, als er sich an die Spitze seiner Reisigen stellt und ihm entgegen zieht. Er dringt mitten durch die feindlichen Schaaren, die den Grafen umringen; er ruft ihm zu, daß er sich mit ihm messen solle. Sie treffen einander, und nach kurzem Kampf stößt Friedrich den Grafen vom Pferde. Mörder Dietzmanns, ruft er ihm zu, hier hast du deinen Lohn! und dann hebt er das blutige Schwerd wie ein Opfer für den zürnenden Schatten seines Bruders empor. Der Graf starb ohne den Mord zu bekennen; welchen Theil er daran habe, blieb ein Geheimniß: aber Friedrich fühlte es tief im Innersten, daß er den Mörder seines Bruders getödtet hatte.

R. Hommel.

Ende des ersten Bändchens.

Verbesserungen.

Seite 14 Z. 10 v. o. Masse lies Weise

— 51 Z. 9 v. o. wahrer lies roher

— 34 Z. 2 v. o. Unordnung lies Unterordnung

— 62 Z. 2 v. o. Birkenraube lies Birkenlaube

— 74 Z. 12 13 v. o. Wahrheit lies Menschheit

— 75 Z. 8. v. o. Erfindung lies Empfindung

— 81 Z. 7 v. u. Gesellschaften lies Gesellschafter

— 88 Z. 2 v. u. Wahrheit lies Menschheit

Seite 110 Z. 10 11 v. o. ehemals lies nachmals

— 127 Z. 11 v. o. Vorstellung lies Verstellung

— — Z. 2 v. u. ganzen lies ganzes

— 186 Z. 9 v. o. Virag's lies Virago's

— 200 Z. 9 v. o. eines lies jenes

— 205 Z. 11 v. o. eines lies reines

— 209 Z. 9. v. u. verschlossenen lies verschlafenen

Philos. Ethica pract. 2223.

Miscell

[illegible] German.
Sat.

Vesta.

Kleine Schriften

zur

Philosophie des Lebens

besonders

des häuslichen.

Herausgegeben

von

Karl Heinrich Heydenreich

Zweytes Bändchen

Biblioth. Oberaltae.

Leipzig
bey Gottfried Martini. 1800.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorerinnerung.

Daß die Fortsetzung dieses Werkes bisher einige Zeit ausgesetzt geblieben ist, (da meinem Versprechen zu Folge alle Halbjahre ein Bändchen erscheinen sollte) hat seinen Grund theils in

der Zerstreuung, welche die Veränderung meines Aufenthaltes mit sich führte, theils in Krankheiten, die mich besonders seit einem Jahre betroffen haben. Noch würde bis jetzt die Fortsetzung nicht haben erscheinen können, wenn nicht einige meiner Freunde mir so interessante Beyträge dazu geliefert hätten. In Zukunft werden die Fortsetzungen jede Oster- und Michaelis-Messe um so eher pünctlich erfolgen können, da die sämtlichen Mitarbeiter des gegenwärtigen Bandes sich vereiniget haben,

jedesmal verhältnißmäßige Beyträge dazu zu liefern, wobey man hauptsächlich auf populäre moralische Aufsätze Rücksicht nehmen wird. Ich meines Theils werde bemüht seyn, meine Beyträge in der Folge zu verdoppeln.

Um die Erscheinung des gegenwärtigen Bandes nicht noch länger zu verspätigen, mußte ich die Abhandlung über das Eherecht von Fichte hier abbrechen und den Beschluß derselben, so wie auch ein Familiengemälde über die Folgen ju-

gendlicher Ausschweifungen für den folgenden Band zurückbehalten.

Michaelis-Messe
1799.

K. H. Heydenreich.

Inhalts-Verzeichniß.

I.

Elisabeth die Heilige, von C. L. Stieglitz. S. 7—48

II.

Ehestandsscenen aus dem vorigen Jahrhunderte, zur Einleitung etwas über die Biographien aus dem Mittelalter, von Aug. Mahlmann. S. 51—140

III.

Vergleichung der Lustbarkeiten des Mittelalters mit den gegenwärtigen in besonderer Hinsicht auf Deutschland, von D. Christian Ernst Weiße. S. 143—226

IV.

Sehnsucht nach der Heymath, von K. Hemmel. S. 229 — 252

V.

Der Römer an die Gespielin, von D. Gutjahr. S. 253 — 266

VI.

Ueber die Ehe nach Grundsätzen der Rechtswissenschaft betrachtet. Zur nähern Prüfung der von Herrn Fichte im zweyten Theile seiner Grundlage des Naturrechts aufgestellten Grundsätze des Eherechts. Vom Herausgeber. 269 — 304

VII.

Hymne an die Thräne, von K. Gierig. S. 307 — 310

I.

Elisabeth die Heilige.

Inhalt.

Elisabeth war die Tochter des Königs von Ungarn, Andreas des Zweyten und wurde die Gemahlin des Landgrafens von Thüringen, Ludwigs des Sechsten, oder des Heiligen. Klingsor, der berühmteste Minnesänger der damahligen Zeit, der sich in den Diensten des Königs von Ungarn befand, aber auf die Wartburg zu dem Landgraf Hermann dem Ersten war gerufen worden, um in dem dichterischen Wettstreite der Minnesänger auf der Wartburg Schiedsrichter zu seyn, soll die Geburt der Elisabeth und ihre nachmahlige Verheirathung mit Hermanns Sohne, Ludwig dem Sechsten, prophezeiht haben. Als

Elisabeth vier Jahre alt war, sendete Landgraf Hermann eine Gesandschaft nach Ungarn an den König, die bey ihm um seine Tochter für den jungen Ludwig werben sollte. Der König erfüllte den Wunsch des Landgrafen und überließ ihm seine Tochter, die auf die Wartburg aufgenommen und mit Ludwig, der eilf Jahre alt war, daselbst erzogen wurde. Einige Jahre nach Hermanns Tode, als Ludwig die Regierung übernommen hatte, wurde Elisabeth mit ihm getraut, wobey ein Turnier, ein Ball und mehrere Feyerlichkeiten angestellt wurden, die drey Tage dauerten.

Schon in ihrer Kindheit äußerte Elisabeth einen großen Hang zur Frömmigkeit, der sich bald vergrößerte und in fromme Schwärmerey überging. Sie entsagte fast allen Freuden des Lebens. Beten, Wohlthun, die Unterstützung der Armen, die Wartung der Kranken, war ihr liebstes Geschäft; daher sie schon bey Lebzeiten den Ruf einer Heiligen erhielt, und ihr viele Wunder zugeschrieben wurden.

Um die Pflichten der Wohlthätigkeit ganz ihrem Wunsche gemäß ausüben zu können, machte sie verschiedene fromme Stiftungen. Unten an der Wartburg erbaute sie ein Hospital, wobey sie einen Brunnen anlegen ließ, der noch jetzt zu sehen ist und der Elisabeths Brunnen heißt. Hierhin versetzt uns der Anfang dieses Gedichtes. Sie stiftete auch das Hospital zu St. Anna in Eisenach, in welches sie auf einige Zeit selbst ging, da nach dem Tode ihres Gemahls, der auf einem Kreuzzuge starb, sein Bruder, der Landgraf Heinrich, sie von der Wartburg verstieß. Doch verweilte sie dort nicht lange. Ihre Tante, Sophie, die Aebtissin zu Kitzingen, nahm sich ihrer an, und ihr Oheim, der Bischof von Bamberg, gab ihr das Schloß Bottenstein zum Wohnsitz. Da aber die Gebeine ihres verstorbenen Gemahls zurück kamen und nach Reinhardsbrunnen gebracht wurden, so ging Elisabeth auch dahin. Bey dieser Gelegenheit söhnte der Landgraf Heinrich sich wieder mit ihr aus, und nahm sie mit sich auf die Wart-

burg. Allein bey der Sehnsucht nach heiliger Ruhe, konnte ihr es jetzt nicht mehr auf der Wartburg gefallen. Sie bat ihren Schwager, ihr einen Ort anzuweisen, wo sie in Einsamkeit sich frommen Beschäftigungen widmen konnte. Er überließ ihr Marburg, wo sie nach wenigen Jahren ihr Leben beschloß. Bald darauf wurde sie von dem Pabste, Gregor dem Neunten, unter die Heiligen aufgenommen, und man beging alsdann jährlich den 19 November, ihren Sterbetag, als ein Fest.

I.

Elisabeth die Heilige *).

Die Quelle rauscht, die hier so hell und rein
Durch Felsen dringt und uns entgegen rinnt,
Der Abendwind weht durch des Haines Laub,
Ein melancholischer Schauer bebt umher,
Und stimmet uns zu frommer Schwärmerey.
Welch ein Gefühl, o Quelle, trifft bey dir,
In euch, o heilge Schatten, mir das Herz!
Von euch umdüstert, fühlt es sich erhoben

*) Ein Bruchstück aus einem größern Gedicht, die Wartburg.

In die Gefilde der Unsterblichen.
Es schwebt dein Geist, Elisabeth, vorüber,
Und deine Hand berührt der Harfe Saiten,
Daß laut von deinem Edelmuth sie tönen,
Von deinem frommen Sinn, der deinem Volk
Als eine Heilige dich dargestellt.
Die Luft, die einst so lieblich dich umspielt,
Sie säuselt um mich her und lispelt mir
Den Dank der Armen zu, die du erquickt,
Den Dank der Leidenden, die du gepflegt,
Des Wohlthuns Freude, der du dich ergabst,
Die dich im reinern Glanz der Nachwelt zeigt,
Als Helden, die durchs Schwerd sich Ruhm erkämpfet.—

Der Tag der Freude naht, auf Wartburgs Höhn
Ertönt ein lauter Jubel durch die Luft;
Der Tag der Freude naht, denn Ludwig sieht

Durch heilge, längst gewünschte Bande
sich
Auf ewig mit Elisabeth vereint.
So fromm und treu sah nie die Welt ein
Paar.
Schon seit der Kindheit sorgenlosen Jahren
Umschlang das schönste Band der Liebe sie.
Sie, die der Väter Willen für einander
Erkohr, sie fühlten unauflöslich bald
Durch Lieb' und Frömmigkeit ihr Herz ge-
fesselt.
Als Kinder schon sah man sie nie getrennt.
Vereint beym Unterricht und beym Gebet,
Ward selbst das kleinste Spiel vereint voll-
bracht.
Zwey Rosen, die auf einem Zweige blühn,
Zugleich entkeimen, sich zugleich enthüllen,
Und schwesterlich durch ihren Duft sich
grüßen.

Doch jetzt erscheint der wonnevolle
Tag,
Der Tag, der ihre fromme Liebe krönt.
Der Hochzeitgäste viel versammeln sich
Zu Eisenach, bereit der Liebe Fest,

Beym frohen Mahl, durch Tanz und durch
Turnier,
Nach alter Sitte, prachtvoll zu begehn.
Die Grafen und die Ritter all erscheinen,
Die weit umher in Thürings Fluren und
In Hessen zu des Landgrafs Hof gehören;
Und alle freun des schönen Tages sich.

Dort dehnet sich ein feyerlicher Zug
Von Wartburgs Höhen in das Thal hinab.
Sie sind es, Ludwig und Elisabeth,
Die schön geschmückt im hochzeitlichen
Glanz,
Den Weg betreten, der zur Kirche führt,
Des Priesters heilgen Segen zu empfahn.
Ein Trupp von Rittern geht voran; ihm
folgt,
Geführt von seinen Freunden, Ludwig,
dann
Elisabeth in holder Frauen Mitte.
Ein andrer Trupp von Rittern schließt den
Zug.
Und als sie nun den Thoren Eisenachs
Sich nahn, empfängt mit Jauchzen sie
das Volk.

Heil, Ludwig dir, Heil dir, Elisabeth!
Erschalt von allen Seiten durch das Thal.
Des schönen Tages Feyer zu verkünden,
Bebt laut der Glocken Schall von allen Thürmen.

Und bald erreicht der Zug die heilge Stätte.
Von hundert hellen Kerzen glänzt der Chor,
Aus dem ein heiliger Gesang ertönt.
Geschmückt mit Blumen prangt der Hochaltar;
Und durch die Kirche rauscht der Orgel Ton,
Und schallt melodisch vom Gewölbe nieder.
Jetzt schweigt die Orgel und der Chorgesang,
Umher herrscht eine feyerliche Stille.
Das fromme Paar kniet vor dem Altar hin,
Des Priesters Wort spricht Segen über sie,
Und schlingt um sie der Liebe heilges Band.
Aufs neue tönt im Chore der Gesang
Ein Amen und ein Lied zu Gottes Lob.

Dann ziehen sie zurück, und es erwartet
Ein reiches Hochzeitmahl die frohen Gäste.
Doch ehe noch das Mahl beginnt, entfernt
Elisabeth mit ihrem Ludwig sich,
In Einsamkeit zu beten und vor Gott
Sich ewge Treu und Liebe zu geloben.
Mein Leben, spricht Elisabeth, mein Herz
War dir von Jugend auf geweiht, und soll
Von jetzt auf ewig dir geweihet seyn.
Nach ihm, den Ewigen, den Unsichtbaren,
Zu dem empor sich meine Seele schwingt,
Wenn ich in tiefer Andacht vor ihn trete,
In der Natur die Größe seiner Güte,
Die Wunder seiner Allmacht vor mir stehn,
Nach ihm bist du mir alles, alles was
Dem Herzen Seligkeit gewähren kann,
Find ich in dir, in deiner Liebe nur. —
Wie wär' ich deiner werth, Elisabeth,
Durchdränge nicht mein Herz ein gleich Gefühl.

Seit jener Zeit, als unser Blick zuerst
Von Liebe sprach, was konnte da von dir,
Von dir mich trennen? o wie manchen Kampf
Bestand' ich, denn es gab der Falschen viel,
Die in mich drangen, bald durch Schmeicheleien
Und bald durch ernste Worte, dich zu fliehn.
Es gab der Falschen viel, die dich verlachten,
Nur spottend priesen deine Frömmigkeit
Und deine Demuth, die so schön dich ziert,
Und die an dich mich unauflöslich kettet.
Die Freuden dieser Welt, sie reizen nicht
Mein Herz, das sich mit dir dem Ewgen weiht.
Mit dir schweb' ich zum Unsichtbaren auf,
Mit dir genieß ich schon des Himmels Glück. —
Mit dir nur kann, was hier uns reizend scheint,
Mir reizend seyn, und ohne dich wär mir,

Was man des Lebens Freude nennt, verhaßt.
Für jenes Unsichtbare nur fühlt sich
Mein Herz geschaffen, und es weihte gern
Sich einzig ihm, wenn, Ludwig, nicht dein Blick
Vom Himmel mich zurück zur Erde zög. —

Laß immer uns, so rein und treu, vereint
Den Freuden jener Welt entgegen sehn. —

Ja, nimmer soll ein Blick, nie ein Gedanke
Die reine Lieb' entweihn, die uns beglückt.
Und wenn dich einst das Schicksal mir entreißt,
Vor mir dein Geist dem Ewigen sich naht,
Entsag' ich dann auf ewig dieser Welt.
Und ich gelob' es dir und unserm Gott,
Des Lebens Rest nur ihm allein zu weihn.
Du bists, dem ich zuerst mein Herz ergab,
Und nach dir wird es keinem mehr zu Theil.

Ja ich gelob' es dir und unserm Gott,
In heilger Einsamkeit und im Gebet
Ergeb' ich reiner Keuschheit ewig mich,
Und sie allein, der Weiber bester Schmuck,
Soll deiner Treuen schönste Zierde seyn. — —
So schwor ihr Mund nicht nur, nein auch ihr Herz
Sich Zärtlichkeit und Liebe, die so treu,
So fromm und rein noch nie die Erde sah.
Ihr Leben war der höchsten Zärtlichkeit,
Der höchsten Treue Bild, und wessen Herz
Nach ungestörtem Glück sich sehnte, wünscht
Zu seyn, wie Ludwig und Elisabeth.
Nun gehen sie zurück zum Hochzeitmahl.
Die Gäste sind bereit, ein bunt Gewimmel
Von Rittern und von Frauen schweift umher
Im Saal, und führt das schöne Paar zur Tafel,
Die, voll und reich besetzt zu Freuden winkt.

Und Paar bey Paar nimmt den bestimmten Platz.
Mit seiner Nachbarin freut jeder sich;
Doch wem sie nicht gefällt, der füllt und leert
Nur desto mehr den Becher, sich zu freun.
Von der Pokale Klirren, vom Gespräch
Erscholl, zu Ludwigs Preiß, der ganze Saal.
Geendigt ist das Mahl, die Gäste ziehn
Zum Platz hinab, wo ein Turnier sich zeigt,
Auf Sitzen, die den weiten Platz umringen,
Versammelt sich das Volk, in die Gezelte
Begeben sich die Ritter und die Frauen,
Und alles ist bereit zum hohen Kampf.
Die Rosse stampfen und die Schilder tönen,
Die Ritter rennen auf einander los,
Die Lanzen splittern, und so mancher stürzt,
Gehoben aus den Bügeln, von dem Roß.
Des Herolds Stimme, der Posaunen Schall

Belebt zum Muth die Ritter, und ertönt
Zum Lob und Ruhm der Sieger laut umher.
Die Sieger ruft man auf, ihn zu empfahn
Den Dank, den selbst Elisabeth vertheilt.
Und jeder freut sich höher seines Siegs,
Da sie den Dank ihm reicht, da ihre Hand
Nicht Lohn allein, auch Segen ihm ertheilt.

Der Abend naht und sanfter Flöten-Ton
Ruft aus der Ferne her zu neuer Lust.
Es gehen, Hand in Hand, die Ritter mit
Den Frauen in den Saal, der glänzend prangt,
Der, schön erhellt, zum Tanz bereitet ist.
Schon fühlt beglückt der Ritter sich, im Tanz
Durch einen Druck von einer schönen Hand
Ob seines Muthes sich belohnt zu sehn.
Das Mädchen hüpft entzückt zum bunten Reihn,

Dem Ritter, der vor allen ihr gefiel,
Durch einen Blick es heimlich zu gestehn.
Der Tanz beginnt, und manches frohe
Paar
Rauscht durch die Reihn im süßen Tau-
mel hin.

Es waren schon der Tänze viel voll-
bracht,
Da tritt ein Chor von Jünglingen und
Mädchen,
Geschmückt mit weissen Kleidern in den
Saal.
Sie nahen im Gesang der Fürstin sich,
Sie streuen frisches Grün und Blumen ihr,
Und bringen ihr und Ludwig Kränze dar.
Gerührt umarmen sie die Kleinen; da
Erhebt aus ihrer Mitte sich ein Sänger,
Der lieblich mit der Harfe den Gesang
Begleitet, der zum Preiß der Fürstin
tönt.
Ich komme nicht aus fremdem Land,
Ich singe nicht von Schlacht und Krieg,
Mich hat die Liebe hergesandt,
Zu singen ihren schönsten Sieg.

Des Sängers Harfe weiht sich dir,
Nur sanfte Tön' entschlüpfen ihr.
Von ihren Saiten tönte schon
Euch manches Liedchen, froh und frey,
Doch heute rauscht durch ihren Ton
Der süßen Liebe Zauberey;
Und mächtger hebt mein Busen sich,
Zu preißen, edle Fürstin, dich.
An Demuth und an Frömmigkeit,
An Schönheit und an Reizen reich,
Wer von den Frauen, weit und breit,
Ist dir, o Königstochter, gleich!
Und strömet nicht aus deinem Blick
Für unsern Ludwig Heil und Glück.
Als Landgraf Hermann noch
Der Minne = Sänger Chor
An seinem Hof vereint,
Erhob vor allen sich
Klingser aus Ungernland.
In allen Künsten hoch erfahren,
War nichts verborgen seinem Geiste,
War seinem Blick vergönnt,
Aus der Gestirne Lauf
Die Zukunft auszuspähn.
Der künftgen Tage Glanz,

Die Wartburgs Ruhm erhöhn,
Stand offen seinem Blick.
Da sang er hoch entzückt
Von unsrer Fürstin schon.

Mit seinen Freunden sas
Er eines Abends einst
Im Garten vor der Burg.

Was blickst du, sprach der Landgraf, was
So fest nach jenen Höhen hin?
Sprich, kündigt der Gestirne Bahn
Dir Trauer oder Freuden an? —

Fröhliche Tage,
Freuden der Zukunft
Siehet mein Blick.
Horch! es entdecken
Mir die Gestirne
Deiner Wartburg
Ruhm und Glück.

So hell, so rein,
So feyerlich,
Sah ich des Himmels Wölbung nie,
So reich an Pracht,

Umglänzten mich
Weißsagende Gestirne nie.

Gebohren wird
In dieser Nacht
Dem König der Ungern
Ein Töchterlein,
Elisabeth wird ihr Name seyn.
Einst schaft sie deines Hauses Heil,
Denn deinem Sohne
Wird sie zu Theil,
Und sie erfreut
Das ganze Land,
Durch ihres Herzens Heiligkeit. —

Und es geschah,
Was Klingsor sah.
Dem König war
In dieser Nacht
Ein Töchterlein geboren.
Und als drey Jahr
Verflossen, sandt
Nach Ungernland
Der Landgraf seine Treuen,
Für seinen Sohn
Ums Töchterlein zu freyen.

Der König sprach:
Gegrüßt seyd mir,
Ihr Ritter, hier.
Ich nenne schon
Seit langer Zeit
Den edlen Hermann meinen Freund,
Und bin bereit
Den Wunsch und Willen
Des biedern Freundes zu erfüllen.
Sie soll mit euch dahin
Zu Landgraf Hermann ziehn,
Bestimmt für seinen Sohn,
Mit ihm dereinst zu theilen
Sein Land und seinen Thron.

Nun wurde, prächtig ausgeschmückt,
Der Zug mit ihr zurück geschickt.
Bald nahten sie der Wartburg sich,
Und man empfing sie königlich.

Die zarte Kleine wuchs heran,
Geschätzt, geliebt von Jedermann,
Ob ihrer seltnen Frömmigkeit,
Der sie, so jung, ihr Leben weiht.

Der Jugend Freude, Tanz und Spiel,
Ließ kalt ihr Herz, kalt ihr Gefühl,
Nur zu dem Unsichtbaren hin
Schwang sich ihr überirrdischer Sinn.

Befreyt von aller Sinnlichkeit,
In Gott geweihter Einsamkeit,
Siegt über niedre Leidenschaft
Die edle Seele, voller Kraft.

Doch eins versöhnte nur
Sie mit der Welt,
Und dieß war Ludwigs Blick
Und Ludwigs Herz.
Die reinste Liebe zog
Sie fest an ihn,
Er lebte nur für sie,
Sie nur für ihn.

Wenn in den Waffen sich
Der Jüngling übt,
Zu künftigen Fehden sich
Sein Muth belebt;
Da betet einsam sie
Für ihn zu Gott,

Zu stärken ihn mit Kraft,
Mit Heldenmuth.

Durch Lieb' und Frömmigkeit
So schön vereint,
Floh ihre Jugendzeit
In Freuden hin;
Doch höh're Freude winkt
Dem frommen Paar,
Denn ewig fesselt sie
Der Liebe Band.

Jetzt naht sie uns, die schöne Zeit,
Die Klingsor einst uns prophezeiht,
Die Zeit, wo Hermanns edler Sohn
Mit seiner Treuen theilt den Thron.

Jetzt naht sie uns, die schöne Zeit,
Die aller Herzen hocherfreut.
Von euern Tugenden entzückt,
Fühlt sich das Vaterland beglückt.

Beglückt fühlt Jüngling sich und Greiß,
Und singt zu eurem Ruhm und Preiß,
Daß ewig euch und immer neu
Der Liebe reine Freude sey.

So sangen sie noch manches Lied, so
ward
Noch mancher Tanz, noch mancher Scherz
vollbracht,
So ward drey Tage lang dieß Fest ge-
feyert.
Dann führten sie im feyerlichen Zug
Elisabeth und Ludwig auf die Burg.
Und jeder ging nun seiner Heimath zu.

Doch eine fromme, keusche Seele,
wie
Elisabeth, fand von der Ehe Freuden
Sich nicht entzückt. Gewohnt das Irr-
dische
Zu fliehn, fühlt sie auch jetzt nur selig sich,
Wenn sie in süßer Schwärmerey sich ihm,
Dem Unsichtbaren naht. Sie fliehet selbst
Des Nachts die Ruh; wenn alles rings
umher
In heilger Stille ruht, entfernt sie sich
Von dem Gemahl, in Gott geweihten
Stunden
Das Fleisch zu kreuzigen, und im Gebet
Den Geist zu läutern für die Ewigkeit.

Doch nicht in Worten nur, in Werken
auch
Zeigt sich ihr frommer Sinn; der Men-
schenliebe
Ergiebt sich ganz ihr midleidsvolles Herz,
Und Wohlthun beut die reinsten Freuden
ihr.
Wer sorgenvoll in Angst und Kummer
darbt,
Den nimmt sie auf, der findet Trost bey
ihr.
Mitleidig sucht sie selbst die Armen auf,
Den Schmerz zu lindern, der sie nieder-
drückt.

So zieht sie aller Herzen fest an sich.
Das Volk verehrt gleich einer Heilgen sie,
Dem unbegreiflich ist, was sie vollbringt,
Und dem als Wunder jede That erscheint.
Mit wenig Brod speißt sie der Armen viel;
Sie heilt die Kranken, macht die Blinden
sehend
Die Kleider, die den Armen sie vertheilt,
Ersetzen ihr verschönt, die Engel wieder;
Um unbekannt ihr Wohlthun zu verrichten,

Und ungesehen von der Burg herab
Das Brod, das sie den Armen bringt, zu
tragen,
Verwandelt es in blüh'nde Rosen sich.
Und so vollbringt sie mehr der guten Werke,
Die wunderbar und unbegreiflich sind.

Wenn fern von ihr die Pflicht den Gatten ruft,
Ist wohlzuthun ihr seligstes Geschäft,
Das einzige, was ihr die Einsamkeit,
Getrennt von ihrem Ludwig, reizend
macht.
Den Kranken beyzustehn, den Hungrigen,
Ließ sie errichten ein geräumig Haus,
Am Fuß der Wartburg, gegen Eisenach.
Und pflegt und wartete der Kranken selbst.
Noch sieht man hier den Brunnen, der
von ihr
Den Namen führt und der durch sie entstand;
Des Gartens Reste sieht man noch, den sie
Hier angepflanzt, den Armen zum Genuß.
Das Herz, das so des Wohlthuns Freuden fühlt,

Streut Segen um sich her, gleich einem
Gott,
Und schaft sich selbst den seligsten Genuß.

Und ihre Frömmigkeit beglückt das
Land,
Und ihr Gebet ist seines Segens Quelle.
Auch bringt es ihrem Ludwig Heil; wenn er
In Schlachten um sich her den Tod erblickt,
Wenn er zur Fehd' in fremde Fluren zieht,
Beschützt durch ihr Gebet ihn Gottes Arm.
Und kehrt er siegend dann zurück zu ihr,
Erheben sie, vereinet im Gebet,
Sich zu den Ewigen, ihn Dank zu bringen.

So lebten sie, geliebt von allen, reich
An Freuden, reich an Glück und hohem
Ruhm.
Doch selbst des Frommen Glück wird oft
gestört,
Die reinste Freude von des Schicksals
Macht,

Des Unerbittlichen, dem nichts entflieht,
Dem unschuldvollsten Herzen oft entrissen.
Auch ihr erscheint die bange Stunde, die
In düstre Schwermuth ihren Geist versenkt,
Die Stunde, die den Gatten von ihr ruft,
Auf ewig ihn aus ihren Armen reißt.

Beseelt vom frommen Eifer für den Ruhm
Der Christenheit, die heilige Stätte, wo
Der Heiland einst gewandelt und gelitten,
Zu retten aus den Händen der Barbaren,
Beschloß mit seinen Rittern Ludewig
Mit Friedrichs Heer ins heil'ge Land zu ziehn.
Bezeichnet mit dem Kreuz, bereitet er
Den Zug, und ordnet alles weislich an,
Was seinem Lande Ruh' und Sicherheit
Gewähren kann, wenn er von ihm sich trennt.
Des Landes Stände sammeln sich um ihn,
Da thut er seinen Willen ihnen kund.
Die Klöster seines Reiches sucht er auf,
Sich durch der Priester Segen zu der That,

Die er mit Muth beginnet, einzuweihn.
Doch sich der Gattin zu entdecken, wagt
Sein Herz noch nicht. Er weiß, wie sehr sie liebt,
Er weiß, wie viel des Kummers der Getreuen
Solch eine Trennung schaft, wie schmerzensvoll
Auch ihm ein solches Wort des Abschieds ist.
Zwar oft entfernt ihn Krieg und Fehde schon,
Doch jetzt ruft ihn ein unbekanntes Land
Auf lange Zeit aus der Geliebten Arm.
Gefahrvoll ist der Weg, und ihn durchdringt
Ein bang Gefühl, wenn er die Gattin sieht.
Und oft bereit, den Entschluß ihr zu sagen,
Hält Lieb' und Zärtlichkeit ihn doch zurück.
Allein sein Blick verräth sein Innres bald.

Es ist nicht wie es soll, spricht sie, mir sagt
Dein Blick mehr als dein Herz zu sagen wünscht.
Geschäftig seh' ich dich und unruhvoll,
Ruft eine Fehde dich zu Ehr' und Ruhm? —
Sie ruft, doch ach, sie zieht mich fern von dir.
Ja, länger kann ich dir es nicht verhehlen,
Was ich mit Trauern dir entdecke, sieh,
Sieh dieses Kreuz, es wird dir alles sagen. —
O Gott, seufzt sie, und sinkt an seine Brust,
O Gott, dieß ist der Trennung schmerzlichste,
Die je von dir mich riß, dieß ist zu viel,
Mein armes Herz, dieß kanst du nicht ertragen. —
Es ist geschehn, das Wort, das ich gelobt,
Mit Friedrichs Heer zu ziehn ins heilge Land,

Das Kreuz, das ich zu Christi Ehren trage,
Es hält mich fest, nichts kann mich ihm entziehn. —
O welch ein Wort, o Gott, es ist umsonst
Dem harten Schicksal zu entgehn, das du
Mir Armen jetzt zur Prüfung auferlegt. —
Ich fühl' es so wie du, wie hart es ist.
Doch sage selbst, vermag mein Herz dem Ruf,
Dem hohen Ruf zu widerstehn, das Grab
Des Herrn unheiligen Händen zu entreissen?
Ist, ihm zu folgen, nicht des Christen Pflicht?
Und ist es nicht zu unsrer Seelen Heil? —
Ist es zu deiner Seelen Heil, wohlan,
Ich bin bereit, in tiefer Demuth mich
Des Herrn Gebot und Willen zu ergeben.
Ich achte selbst dich hoch beglückt, zu ziehn
In jenen Kampf, des Heilands Grab zu retten.
Doch ach, ein fernes, fernes Land trennt dich

Von deiner Treuen; ach wie lange wird
Sie einsam seufzen und umsonst nach dir,
Umsonst nach deiner Wiederkehr sich seh-
nen.
O bange Zukunft, die sich jetzt mir zeigt!
O trauervolle Tage, die mir ahnden! —
Der Trennung Schmerz nur zeiget
düster dir
Die Zukunft, die vielleicht sich bald er-
hellt. —
Vielleicht nur! o mich foltert der Ge-
danke,
Daß du vielleicht mir nimmer wieder-
kehrst. —
O raube mir durch bange Ahndung
nicht
Den Muth, den jetzt mein Herz so sehr
bedarf. —
Fühlt dein Herz sich zu schwach, der
Trennung Schmerz
Zu tragen, ach! was forderst du von
mir. —
Oft schied' ich schon von dir, Elisabeth,
Doch bald erschien der Tag des Wieder-
sehns. —

Oft schiedest du von mir, doch mischten nie
Sich, so wie jetzt, dem Abschied Thränen ein. —
Die Thräne rinnt mir unbewußt, ein Zeuge
Des Schmerzes, den ich dir so gern verbärg. —
O laß sie fließen, daß sie dann vereint
Mit meinen Thränen sich zu Gott erhebt. —
Vereint mit Bitten, Theure, für dein Wohl,
Dringt sie hinauf zu unsers Heilands Thron. —
Und mein Gebet schwingt sich zu ihm empor,
Daß immer Gottes Engel dich umschwebe. —
Die Zeit des Scheidens naht. Nimm diesen Ring,
Und laß ihn nie von dir. Er sey dein Trost,
Denn Gottes Lamm siehst du in ihm gegraben.

Dieß sey dein Trost; was mir beschieden ist,
Sey's Trübsal oder Tod, es kommt von Gott. — —

So zärtlich trennten nie Geliebte sich.
Ihr letzter Blick hob sich vereint zu Gott.
Ihm nur allein ihr Schicksal zu vertraun.
Stumm scheiden sie, und nur ein Druck der Hand
Sagt alles, was das Herz sich sagen will.

Bereitet steht sein Roß. Sein ganzer Hof
Begleitet ihn bis nach Schmalkalden hin,
Und auch Elisabeth verläßt ihn nicht.
Hier übergab er Heinrich, seinem Bruder,
Des Landes Wohl, Recht und Gerechtigkeit,
An seiner Statt, mit weiser Hand zu üben.
Mit Innigkeit, mit banger Ahndung sagt
Der Gattin er das letzte Lebewohl.
Er reißt sich von den Seinen los und eilt
Dem Heere zu, das jetzt den Zug beginnt.

Still und versenkt in tiefes Trauern geht
Elisabeth mit ihren Freunden heim.

Still und versenkt in tiefes Trauern weiht
Elisabeth auf Wartburg ihre Tage
Der Einsamkeit und dem Gebet für ihn,
Für ihn, mit dem ihr jede Freude floh.
Bald fühlt ihr Herz der Ahndung schrecklichste,
Daß jetzt die Trennung ewge Trennung sey,
Und bald erhebt es sanfte Hofnung wieder,
Sie sieht im Sieg den Gatten wiederkehren,
Und zärtlich ihn in ihren Armen ruhn.
Ihr tönet noch des Gatten letztes Wort,
Als er den Ring ihr gab, und nur durch ihn,
Nur durch das Lamm, das er im Bilde trägt,
Wird süßer Trost und Stärkung ihr gewährt.

Doch kaum daß noch des Abschiedsscene sie
Umschwebt, erschallt die Botschaft auf der Burg

Von Ludwigs Tod. Denn zu Otranto ward,
Wo ihn ein Fieber von den Seinen riß.
Stumm und betäubt hört man die Botschaft an,
Besorgt, daß nicht Elisabeth zu schnell
Und unbereitet sie vernehme; doch
Verräth ihr bald der Männer tiefes Schweigen,
Der Weiber thränenvoller Blick, es sey
Ein schreckliches Geheimniß hier verborgen;
Mir schaudert, spricht sie, wenn ich um mich sehe,
Denn eure Miene, die so freundlich sonst
Mir lächelt, wendet traurig sich von mir.
Geschrieben steht in ihr, was euer Mund
Verhehlen will, daß euch nicht unbekannt
Das Schicksal Ludwigs sey. O saget mir,
Seufzt er in Banden? was vermag ihn wohl
Zu retten aus den Händen der Barbaren?
Ihr schweigt; ihr schweigt; wie? wartet meiner noch

Ein trauriger Geschick, ist er dahin,
Umschwebet schon sein Geist des Heilands Thron?
Ihr schweigt: Ja, euer Blick verkündet mir
Was mir aus eurem Schweigen ahndet. Gott!
Es ist gewiß, umsonst daß ihrs verhehlt,
Es ist gewiß, er ist für mich dahin. —
Du sagsts; er hat gekämpft, er hat gesiegt,
Nimmt Sophie, Ludwigs Mutter, jetzt das Wort.
Geschrieben steht im Buch der Ewigkeit
Was uns beschieden, unveränderlich
Und fest ist uns des Lebens Ziel gesetzt;
Er hat gesiegt und früh sein Ziel erreicht. — —
Nun war die Welt und alles todt für sie,
Und sie entsagt auf ewig allen Freuden,
Sie weihet ganz dem Unsichtbaren sich,
Und tiefe Schwermuth senkt sich in ihr Herz,
Das im Gebet nur Trost und Hülfe findet,

Die Leiden zu ertragen, die ihr drohn.
Denn jetzt erhebt ein Feind sich wider sie,
Der hart und ohne Mitleid sie verfolgt.
Er war es, Heinrich, der des Bruders Reich
Sich angemaßt und der auf bösen Rath
Die edle Fürstin von der Wartburg stieß.
Ihr Gottgeweihter Sinn, ihr Wohlthun war
Verschwendung ihm und eitle Frömmigkeit
Und ihre Andacht hieß ihm Schwärmerey.
Welch Schrecken fasset sie, als Heinrich selbst
Ihr kund thut, was er über sie beschloß.
Mit sanftem Blick, mit Thränen fordert sie
Erbarmen, nicht für sich, nur für die Kinder
Des Bruders fleht sie ihn um Mitleid an.
Doch kalt und grausam wendet er sich weg
Und spricht; es kann nicht seyn, was ich beschloß
Wird auch vollbracht, es kann nicht länger hier

Die Wartburg eine Wohnung dir gewähren,
Du ziehst hinweg, wohin es dir beliebt. —

Wo soll ich Ruhe finden, seufzet sie,
Wer nimmt mich auf, wenn du von hier mich stößt?
Du hörst mich nicht? — ach ein so kaltes Herz
Bleibst selbst beym tiefsten Kummer ungerührt.
Wohl, du gebeutst, ich folge deinem Wort
Und zage nicht, so hart es mich auch trift,
Ich ziehe jetzt von der geliebten Burg,
So schwer verwundet auch mein Herz sich fühlt.

Nun geht sie hin, wo sie mit Ludwig oft,
Und einsam oft sich ihrem Gott geweiht.
Sie sucht die Plätzchen auf, wo sie vereint
Mit ihm manch jugendliches Spiel vollbracht.
Und jede süße Stunde, die ihr einst

Die Wartburg gab, schwebt ihrem Geiste
vor.
Jetzt naht sie dem Altar, es senkt ihr
Knie
In Demuth vor dem Heiligsten sich nie-
der,
Und andachtsvoll erhebt sie ihren Blick:
Es ist dein Wille, Herr, und er geschehe
Hier hat dein Wort so oft mein Herz ge-
stärkt,
Hier fleht zum letzten Mahl mein Mund
zu dir.
Wenn ich verlassen von der Welt, um-
ringt
Von Trübsal mich erblicke, stärke mich;
Wenn ich verachtet mich, verspottet sehe,
Verstoßen selbst von Freunden, tröste mich;
Wenn Kummer mir des Herzens Ruhe
raubt,
Dann sende deinen Frieden mir herab.
Ich scheide von dem Orte, wo ich oft
Zu dir gebetet, es umgeben mich
Der Leiden viel, doch sie zu tragen lehrt
Dein Kreuz, dein Leiden, o mein Hei-
land, mich.

Was du mir auferlegt, ertrag' ich gern.
Es ist dein Wille Herr, und er geschehe. — —

Jetzt gehet sie, die Kinder aufzunehmen;
Nur wenig der Getreuen sind mit ihr,
Die trauernd, noch ein Lebewohl ihr sagen.
Es öfnet sich das Thor. Und sie verläßt,
Mit Seufzen und mit Thränen in dem Blick,
Die Burg und zieht den Felsenweg hinab.

Der Winter hat den Hain umher entlaubt,
Das Thal und die Gebirg' in Schnee gehüllt;
Die Luft ist rauh, und wildes Schneegestöber
Verweht die Bahn, es braußt und heult der Sturm;
Da wandelt durch das Thal Elisabeth
Mit ihren Kleinen hin nach Eisenach.
Ermüdet naht sie sich der Stadt. Sie sieht

Nach Ruhe sich, doch ach, umsonst, auch hier
Verfolget Heinrich grausam sie; ihr darf
Kein Bürger einen Zufluchtsort gewähren.
Da irret sie, die Kleinen an der Hand,
Verlassen durch die Stadt; sie, die so oft
Mit milden Gaben manches Herz erfreut,
So liebreich keinen Armen von sich wieß,
Sieht hülflos sich, verspottet von dem Volk,
Und Niemand ist, der beyzustehn ihr wagt.
Sie, die als Fürstin gestern noch verehrt,
Zieht heut umher, gleich einer Bettlerin.
Doch zürnt die fromme Seele nicht, ihr Herz
Trägt willig alles Elend, das sie trift,
Und seufzt zu Gott, Geduld ihr zu verleihn.

Indeß sie, so verlassen, weiter geht,
Erreichet sie das Hospital, das sie
Gestiftet, und hier findet sie die Ruh,
Die sie gesucht, der sie so sehr bedarf.
Doch weilt sie hier nur kurze Zeit. Es wird
Ihr Elend ihren Freunden bald bekannt,

Die, sie dem Gram und Kummer zu entreissen,
Sie zu sich rufen. Und sie folgt dem Ruf.
Und als sie hört, daß Ludewigs Gefolge
Des theuren Gatten Rest nach Bamberg bringt,
Eilt sie dahin, ihn noch einmahl zu sehn.
Dieß nur, spricht sie, ist übrig noch von dir,
Dieß enge Haus hält meinen Ludwig fest?
Was schweigt dein Mund, was schließt dein Auge sich,
Der große freye Blick, wo ist er hin,
Wo ist sie hin, die fromme, heitre Miene?
Ach! ewge Finsterniß umhüllet sie!
Ein langer, langer Schlaf schließt Mund und Blick!
Doch schwebt dein Geist zum Unsichtbaren auf,
Er schwebt, anbetend um des Ewgen Thron,
Und ist umringt von hoher Seligkeit,
Nach der so oft vereint wir uns gesehnt.
Jetzt flohest du allein, und ohne mich

Die Welt, du ließest mich allein zurück,
Du gingst voran, die Stätte zu bereiten,
Die uns auf ewig bald vereinen wird.
Geliebter, ja, bald folgt die Gattin
dir. — —

Jetzt fühlt sie erst, wie groß ihr Leiden sey,
Und jetzt erwacht der Schmerz mit neuer Stärke.
Getrennt von ihm, der sie so rein geliebt,
Verstoßen von der Wartburg, wo mit ihm
Die seligsten der Stunden ihr entflohn,
Verachtet von der Welt, die nur durch ihn,
Durch ihn allein ihr lieb und reizend war,
Fühlt tiefer sich als je ihr Herz verwundet.
Doch ihrer Freunde Trost erheitert sie.
Und Heinrich selbst, gerührt von ihrem Gram,
Bekennt das Unrecht, das Elisabeth
Durch ihn erlitt. Es wandelt seine Härte
Zu Mitleid und in Güte sich, er nimmt
Sie wieder auf, er grüßt als Schwester sie,
Und sie begleitet dann zur Wartburg ihn.

Allein ihr Geist, den keine Freude reizt
Die diese Welt ihn bietet, sehnet sich
Nach Einsamkeit, nach Gott geweihter
Ruh.
Ihr höchster Wunsch, ihr einzger ist es
nur,
In Andacht ihre Tage zu vollenden.
Und Heinrich ist bereit ihn zu erfüllen.
Er überläßt ihr Marburg, wo sie nun
Der Welt auf ewig sich entzieht und treu
Dem Heiland sich in frommer Demuth
weiht.
In ihrer Seele wohnet sanfter Friede.
Die trüben Tage der Vergangenheit
Erscheinen ihrem Geiste wie ein Traum,
Sie stimmen ihn zur Wehmuth und erhe=
ben
Durch süße Schwärmerey zum Himmel ihn.
Was sie auf Wartburg that, das ist auch
hier
Ihr seligstes Geschäft. Sie pflegt der
Kranken,
Nimmt die Verlassenen voll Mitleid auf,
Erfreut die Dürftigen mit Speiß und
Trank,

Und ziehet oft als Pilgerin durchs Land,
Um unbekannt des Wohlthuns Pflicht zu
üben.
Schon halb verklärt schwingt sich ihr
Geist empor.
Von Engeln dünkt sie sich umringet, die
Durch himmlischen Gesang ihr Herz ent-
zücken.
Die Geister jener Frommen, die, gleich ihr,
Des Lebens Tage nur dem Wohlthun weih-
ten,
Umschweben sie, in Wolken eingehüllt.
Vereint erscheinen sie um Gottes Thron,
Ein sanftes Lispeln, tönet ihr Gebet.
Vor allen hebt sich Ludewig hervor,
Umglänzt von der Verklärung heilgem
Licht.
Er neigt, so dünkt ihr, sich zu ihr herab,
Sie höret des Geliebten Stimme, sieht,
Wie zum Empfang er ihr die Hände reicht.
Ich folge, spricht sie, deinem Wink, Ge-
liebter;
Ich seh die Wolke schon, die mich empfängt,
Die in den Kreis der Heiligen mich trägt.
Den Engel Gottes seh' ich schon mir nahn,

Der mich zum Thron des Unsichtbaren
führt.
Mein Geist wird scheiden im Gebet. Zu dir
Schwebt er hinauf im heiligen Gesang.
Jetzt ist die Stunde da, die längst ge-
wünschte,
Die ihre Hofnungen erfüllt, die sie
Zu ihrem Heiland ruft, und in das Land
Des Friedens führt, wo längst ihr Lud-
wig weilt.
Die Fromme nimmt ein Engel auf,
Und trägt, in heilgen Nebel eingehüllt,
Im Jubel sie hinauf zu Gottes Thron.
Und ihrer hohen Tugend eingedenk,
Verehrt die Welt als eine Heilge sie,
Und feyert jährlich ihren Todestag.

C. L. Stieglitz.

II.

Ehestandsscenen

aus dem

vorigen Jahrhundert,

zur Einleitung

etwas über die Biographien

aus dem Mittelalter.

5.

Es ist zu bedauern, daß die Biographien aus dem Mittelalter größtentheils nur aus trocknen Annalen bestehen, in denen man weiter nichts aufgezeichnet findet, als die Jahrszahlen, in welchen jemand diese oder jene Stufe erreicht, diese oder jene öffentliche Handlung gethan, sich verheurathet, Kinder gezeugt und am Ende den allgemeinen Weg der Natur betreten hat. Welcher Gewinn wäre es, wenn man für werth gehalten hätte, die häuslichen Verhältnisse ausgezeichneter Menschen niederzuschreiben, und mit der detaillirten Erzählung ihre Schicksaale, ihre eignen Meinungen über diesen oder jenen Vorfall ih-

res Lebens, zu verbinden. Wie interessant wäre es für den Geschichtsforscher, wenn er hie und da öffentliche und berühmte Thaten, aus häuslichen unbedeutenden Ereignissen hervorgehen sähe, wenn er den großen Mann aus seinen Hauswesen in den Senat oder zur Armee, und von da wieder zurück zu seinen häuslichen Verhältnissen begleiten, und aus diesen vielen einzelnen Zügen sein genau ausgemaltes Karakterbild erhalten könnte. Wie belehrend wäre es besonders für alle die, welchen die Geschichte weiter nichts ist, als ein Commentar zu ihrem eignen Leben.

Die alte Welt liegt zu weit von uns entfernt, die Verschiedenheit der Religion, der Sitten, der Gebräuche, der Meinungen ist so auffallend, daß es uns schwer wird jene Menschen, als zu uns gehörig zu betrachten, und daß daher die Biographien der Griechen und Römer, so anziehend und belehrend sie auch für den gebildeten Kopf seyn mögen, doch für denjenigen, dessen Geist eng in die Verhältnisse

des gegenwärtigen Lebens eingebaut ist, der die Geschichte verfloßner Zeiten und längst verschwundner Religionen nicht kennt, wenig oder gar keine Interesse haben. Selbst der Schauplatz jener Begebenheiten, sind entlegene Länder, die uns unter andern Gestalten und Formen bekannt geworden sind, und die uns daher in der Geschichte wie fabelhafte Erscheinungen vorkommen.

Mit der Geschichte des Mittelalters verhält es sich anders; sie ist die Geschichte unsers Landes, unsrer Vorfahren, unsrer Sitten und unsrer Religion, wir können, zumahl in den letztern Jahrhunderten, berechnen, daß zu den Zeiten unsre Ur-Ur-Ur-Großväter gelebt, und an den Begebenheiten mehr oder weniger Theil genommen haben, und da wir größtentheils die Folgen jener Begebenheiten noch jetzt vor Augen sehen, und oft schwer genug fühlen, so kommen wir uns selbst als mitwirkende Personen, oder doch wenigstens als solche vor, auf die man wohl auch hätte Rücksicht nehmen sollen.

Die Geschichte rückt unserm Interesse und durch dieses unserm Geiste und Herzen näher.

Biographien aus den lezt verfloßnen Jahrhunderten, ließen wir mit der Theilnahme und Neugier, mit der ein Sohn die Briefschaften seines verstorbnen Vaters durchsucht; wir freuen uns wenn wir Männer, die wir bis jezt mit frommer Verehrung anstaunten, nun näher kennen lernen, und Menschen in ihnen sehen, die sich auch wie wir durch die Kleinigkeiten des Lebens hindurchwinden mußten; der Abstand ihrer Sitten und Meinungen mit den jezigen, erzeugt bei uns jenes gutmüthige Lächeln, welches aus unsern eingebildeten Besserseyn herrührt und unsrer Eitelkeit schmeichelt, und was die Achtung gegen große Männer dadurch verliert, das gewinnt die Liebe, ein Tribut, den wir ihnen weit lieber zollen, denn der Mensch achtet nur das, was über ihm ist, und liebt nur das, was ihm gleich ist.

Wir finden vor dem 16ten Jahrhunderte keine einzige Biographie *) die in das Detail des gewöhnlichen Lebens eingeht. Ich weiß nicht, war es Bescheidenheit, die unsre Vorfahren hinderte, auf solche Dinge einen Werth zu legen, oder war es Eitelkeit, die bedeutende Männer abhielt, sich der Nachwelt innerhalb der vier Wände ihrer Wohnungen zu zeigen — kurz sie schrieben von ihrem Leben weiter nichts auf, als die Jahre, wo eine merkwürdige Veränderung mit ihnen vorgieng, oder wo sie Handlungen verrichteten, die ihnen für die Zukunft wichtig schienen; und selbst diese wenigen Notizen sind so kurz und unvollständig, daß man sieht, sie waren mehr für ihre eigne Rückerinnerung, als für einen künftigen Biographen aufgeschrieben. Dieselbe Unvoll-

*) Carl der 4ten schrieb zwar in der Mitte des 14ten Jahrhunderts, eine Geschichte seines eignen Lebens, da sie aber unvollendet ist, und nur wenige Jahre seiner Kindheit und seines Jünglingsalters enthält, so übergehe ich sie.

ständigkeit finden wir auch in den Lebensbeschreibungen der Fürsten, deren große und kleine Handlungen, doch den Augen des Publikums so selten verborgen bleiben. Die Geschichte giebt nur mit wenigen Worten die Hauptzüge ihres Characters an, und fällt dictatorische Urtheile, die selten von Gründen unterstützt, noch seltner durch vollgültige Beweiße gerechtfertigt sind. Sie zeigt uns die Fürsten, nur als Fürsten, als Menschen lernen wir sie nie kennen.

Die Hauptursache davon ist wohl diese, daß in jenen Zeiten, die Lebensweise der Menschen im Ganzen sich gleich war, und obgleich die Stände durch Reichthum und Armuth, durch Unabhängigkeit und Dienstbarkeit abgesondert waren, so lebte doch im Ganzen der Reiche wie der Arme, der Herr wie der Diener. Mit unbegränzter Verehrung, mit blinder Ergebung hingen sie alle einer Religion an, und diese Religion gab ihnen allen einerlei Ursprung, schrieb ihnen einerlei Lebenspflichten vor, und zeigte ihnen einerlei

Aussicht in die Zukunft. Künste und Wissenschaften waren selten, und ihre Ausbildung hatte keinen Einfluß auf das häusliche Leben, sie wohnten bloß in den Köpfen einiger weniger Gelehrten, aber in den Herzen aller Menschen lebte die Religion, sie allein war ihre Weisheit, ihre Freude, ihr Trost, die Regiererinn ihres stillen zufriedenen Lebens, daher man auch die Künste und Wissenschaften Anfangs nur dazu brauchte, das Lieblingskind aller Herzen, die Religion, zu verherrlichen und ihre Lehren zu begründen. Es mußten erst merkliche Fortschritte auf den Stufen der Cultur gemacht werden, die Wissenschaften mußten erst einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung, und durch diese auf die häuslichen Verhältnisse der Menschen erhalten haben, ehe ihre Art und Weise zu leben, so verschieden ward, wie sie in unsern Tagen ist und ehe der Verstand geschärft wurde, die Nuancen dieser Verschiedenheit zu bemerken und darzustellen.

Herr **Ludwig Tieck** liefert im ersten Abschnitte seiner **Phantasien über die Kunst** ein rührendes Gemählde jenes frommen glücklichen Lebens, und da ich glaube, daß es nicht möglich ist, eine edlere und schönere Schilderung davon zu entwerfen, so wird er mir erlauben, daß ich die Seinige hier einrücken darf.

„In vorigen Zeiten (sagt er) war es Sitte, das Leben als ein schönes Handwerk oder Gewerbe zu betrachten, zu welchem sich alle Menschen bekennen. Gott ward für den Werkmeister angesehen, die Taufe für den Lehrbrief, unser Wallen auf Erden für die Wanderschaft. Die **Religion** aber war den Menschen das schöne Erklärungsbuch, wodurch sie das Leben recht verstehen, und einsehen lernten, wozu es da sey, und nach welchen Gesetzen und Regeln sie die Arbeit des Lebens am leichtesten und sichersten vollführen könnten. Ohne Religion schien das Leben ihnen nur ein wildes, wüstes Spiel, — ein Hin- und Herschießen mit Weberspuhlen, woraus kein Gewebe wird.

Die Religion war bei allen grossen und geringen Vorfällen beständig ihr Stab und ihre Stütze; sie legte ihnen in jede sonst gering geachtete Begebenheit einen tiefen Sinn; sie war ihnen eine Wundertinktur worin sie alle Dinge der Welt auflösen konnten; sie verbreitete ihnen ein mildes, gleichförmiges harmonisches Licht über alle verworrenen Schicksale ihres Daseyns — ein Geschenk, welches wohl das kostbarste für alle sterbliche Menschen genannt werden mag. Ihr sanfter Firniß brach die grelle Farbe wilder Ausgelassenheit, aber er warf auch über die trockne schwarze Erdfarbe des Unglücks einen glänzenden Schimmer.

„So führten die Menschen die Stunden ihres Lebens, langsam und bedächtig, Schritt vor Schritt, und immer im Bewußtseyn der guten Gegenwart, fort. Jeder Augenblick war ihnen werth und wichtig; sie trieben die Arbeit des Lebens treu und emsig, und hielten sie rein von Fehlern, weil sie es nicht über ihr Gewissen bringen konnten, ein so köstliches

und ehrenvolles Gewerbe, das ihnen zugetheilt war, durch ruchlosen Leichtsinn zu schänden. Sie thaten das Rechte, nicht um des Lohns willen, sondern blos aus dem nie erlöschenden Gefühle der Dankbarkeit gegen denjenigen, welcher allein die Kunst verstanden, die ersten Fäden ihres Daseyns an das unhaltbare Nichts anzuzetteln. — Am Ende, da der große Werkmeister sie von der Werkstatt abrief, gaben sie, aufgelößt in heilige Gedanken, sich und ihr ganzes Tagewerk mit fröhlicher Rührung, Ihm in die Hände. Nun wurden die Personalia des Verblichenen als eine kurze Chronik aufgesetzt, oder vor den weinenden Verwandten am Sarge ward eine Leichenrede gehalten, welche ursprünglich die Bedeutung eines Zeugnisses von der treu und redlich vollendetem Lebensarbeit hatte und der Jugend zum Vorbild diente. Der unbekannte Gott im Himmel aber wandte das vollendete Tagewerk alsdann zu seinem großen, geheimnißvollen Zweck an: denn aus allen den Millionen von der Erde abscheidenden Le-

ben baut Er, jenseit jenes blauen Firmaments, eine neue glänzende Welt, näher um seinen Thron herum, wo jedes Gute seinen Platz finden wird."

So schildert Herr Tieck das Leben unsrer frommen Vorfahren. Wem hebt sich nicht unwillkührlich die Brust zu einem Seufzer? in wessen Kopf entsteht nicht die Frage: Ist das was wir eintauschten, wohl so viel werth als das, was wir hingeben? Und warum mußte das alles so kommen? Diese Fragen aber mag der große Geist beantworten, in dessen Auge alles Ordnung und Plan ist, was in dem unsrigen verworren und zwecklos scheint.

Erst um die Mitte des 16ten Jahrhunderts, da durch die Reformation die Fesseln zertrümmert worden waren, mit denen man jeden denkenden Kopf an das Interesse einer habsüchtigen geisttödtenden Clerisei geschmiedet hatte, und da die Morgenröthe der Aufklärung ihre ersten Strahlen über Europa warf, — erst von dieser Zeit an liefert uns die Geschichte

correctere Zeichnungen, richtigere Urtheile und detaillirte Biographien. Freilich betreffen diese Biographien nur Fürsten und wenige andre ausgezeichnete Männer, und beschäftigen sich immer noch mehr mit der Erzählung ihrer Thaten, als ihrem Privatleben, aber, abgerechnet den Nutzen, der für Geschichtsstudium und Menschenkenntniß daraus zu ziehen ist, so sind sie auch für den sehr belehrend, der die Fortschritte der Wissenschaften, und die dadurch bewirkte Veränderung in der sittlichen Bildung der Menschen, stufenweis verfolgen will. Noch anziehender sind die Biographien aus dem vorigen Jahrhunderte, denn, außer daß sie noch mehr in die kleinern Begebenheiten des Lebens eingreifen, so ist jener Zeitraum dem jetzigen so nahe, daß wir ihn übersehen können; die Lebensweise ist im Ganzen von der unsrigen nicht sehr verschieden, aber eben das bewirkt, daß uns jede Verschiedenheit im Kleinen um so mehr auffällt, und die Aehnlichkeit um so mehr interessant wird. Mit herzlicher Theilnahme werden wir da

gewahr wie unsre Vorfahren schon so Manches drückte, was auch jetzt noch schwer auf unsern Schultern liegt, wie so Manches Falten auf ihre Stirne warf, was uns auch noch bekümmert, und sehen wir auf die Mittel, die sie anwendeten, und auf die Trostgründe mit denen sie sich stärkten um die Hindernisse, die ihnen äußre Umstände in den Weg legten, glücklich zu überwinden; so geht ein Schatz von practischer Lebensweisheit für uns hervor. Selbst diejenigen, und deren ist immer noch eine große Zahl, die durch Lectüre weiter nichts suchen als Unterhaltung, finden hier hinlänglichen Stoff. In der That was kann angenehmer und unterhaltender seyn, als die Bemerkung, wie sich von Zeit zu Zeit die Begriffe von Anstand, von Lebensart und Welten verändern? Was kann piquanter seyn, als der Contrast unsrer abgeschliffnen kalten und manirirten Art mit einander umzugehen, und jener rohen, herzlichen und natürlichen unsrer braven Vorfahren? Welche Veränderung, wenn sich die Frau

eines reichen Bürgers der jetzigen Zeit aus ihren geschmackvoll meublirten wohlriechenden Zimmern, in die Zimmer der deutschen Fürsten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts versetzt! Statt der prächtigen Meublen von amerikanischen Holze in geschmackvollen Formen bearbeitet, trift sie dort Tische, Stühle, Schubladen und Trisurchen, von denen das Holz in den Forsten des Besitzers wuchs, und von einem ehrlichen deutschen Meister, plump und schwer, aber fest, dauerhaft und bequem bearbeitet wurde; statt der kostbaren Kupferblätter und Gemählde, mit denen ihre Zimmer dekorirt sind, sieht sie dort weiter kein Bild, als die Gemählde einiger Heiligen, selten von guten Meistern verfertiget, und die Portraits der Ahnen, in einer langen Reihe und in der Folge aufgestellt, wie sie, einer nach dem andern, ihren frommen Wandel beschlossen; statt des Flitterstaats ihrer Visitenzimmer, trift dort in den so genannten Prunksälen, Kostbarkeiten von ächtem Werthe, Geschirre deren Form gothisch

und plump, aber deren Gehalt von unverfälschten edeln Metallen ist, und Kunstwerke ohne Geschmack aber von unbeschreiblich mühsamer Bearbeitung; statt des Putzes der sie bekleidet, findet sie dort Arbeitsamkeit, die sich nie mit dem Putze verträgt, und Ordnung und Sparsamkeit, die Feinde von allem Flitterstaate sind; statt der abwechselnden Vergnügungen, mit denen sie die Zeit tödtet, sieht sie dort Fleiß und Häuslichkeit, die nie der Langeweile Raum geben, und immer neue Freuden in den kleinen stillen Kreis der Familie bringen.

Wir sind durch unsre Cultur wenig geworden, aber wir scheinen nur viel geworden zu seyn, in jenen Zeiten war man viel und schien wenig zu seyn, daher auch alle die Uebel, die durch unsre, bloß auf den Schein berechnete Cultur über uns gekommen sind, und die täglich weiter um sich greifen, in den damaligen Zeiten seltene Erscheinungen waren. Wahrheit, Herzlichkeit und Treue waren die Tugenden, die jeden heilig waren, und

daher waren ihre Versprechungen zuverlässig, ihre Freundschaften dauerhaft; ihre eheliche Treue und Liebe unverletzt und beständig bis in den Tod. Die Ausnahmen sind selten, und wo sie statt fanden, erregten sie allgemeines Aufsehen.

Da wir in einer andern Zeit leben, wo man mehr als je über die Ehen geschrieben *) und mehr unglückliche Ehen, als je, erlebt hat, so glaube ich wird es für die Leser interessant seyn, wenn ich sie mit der Geschichte einer unglücklichen Ehe, aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts unterhalte. Sie machte in der damaligen Zeit große Sensation und Kaiser und Reich wurden veranlaßt, sich darein zu mischen, aber Herzen, die einmal von

*) Es scheint, daß das Zeitalter in dem wir leben, bloß dazu bestimmt ist, Theorien zu entwerfen, oder Risse verzuzeichnen, nach den spätere Generationen herrliche Gebäude aufführen können, denn nie ist alles was dem Menschen heilig ist, theoretisch so vortreflich behandelt, und practisch so schändlich mit Füßen getreten worden, als jetzt.

einander getrennt sind, kann selbst der Kaiser des heiligen römischen Reichs nicht wieder verbinden, und wenn die Heiligkeit dieses uralten schwächlichen Reichs auch so gegründet wäre, wie der Titel besagt.

Die Ehestandsgeschichte, mit der ich den Leser unterhalten will, ist die, des Kurfürsten Carl Ludwig von der Pfalz und seiner Gemahlin Charlotte, einer gebohrnen Prinzessin von Hessen-Cassel. Man versuche es, die Geschichte einer unglücklichen Ehe aus der jetzigen Zeit zu schreiben, und man wird — wenn man sich Wahrheit zum Gesetz gemacht hat — Schwierigkeiten in Menge finden, wie sehr müssen sich diese häufen, wenn ein Zeitraum von beinahe zweihundert Jahren dazwischen liegt. Wessen Erzählung soll man trauen? des Mannes? ein rechtlicher Mann spricht nie über das Innre seines Hauswesens, sein Familienkreis ist ihm die heilige Loge der Verschwiegenheit, zu der er nur seinem innigsten Freunde den Zutritt vergönnt; der Frau?

ach die ist immer die unschuldig leidende, die verfolgte, die geopferte, ihre Phantasie schiebt ihr einen künstlich verflochtenen Roman unter, und sie weint aufrichtige wahre Thränen, bei einer Erzählung voller Erdichtungen und Unwahrheiten. Die einzig mögliche Art, in diesem Falle mehr zu erzählen, ist die, wenn man die verschiedenen Charaktere beider kennen zu lernen sucht, und theils dadurch, theils durch die Lagen, in welche sie versetzt wurden, ihre unglücklichen Verhältnisse herleitet. Man erlaube mir diesen Weg bei Erzählung meiner Geschichte zu verfolgen, und um der Sache theils mehr Interesse, theils mehr Unpartheylichkeit zu geben, so will ich sie hernach mit den eignen Worten der Kurfürstinn, wie sie von ihr in einer Bittschrift dem Kaiser vorgestellt wurde, erzählen. Vorher wird es nöthig seyn, einen Abriß der Geschichte damaliger Zeit, in so fern sie das Pfalzgräfliche Haus betrift, und wichtigen Einfluß auf die Bildung Carl Ludwigs hatte, zu entwerfen.

Kurfürst Carl Ludwig von der Pfalz war im Jahre 1617 geboren. Sein Vater Friedrich der Vte war ein Fürst, der viel Thätigkeit, aber wenig Staatsklugheit besaß, so edel der Zweck war, warum er sich der römischen Königswahl Ferdinands des Isten widersetzte, und nach dem Tode des Kaisers Mathias das Interregnum zu verlängern suchte, so unbesonnen war es, daß er sich, da Ferdinand doch durch Hülfe der katholischen Reichsstände, den kaiserlichen Thron bestieg, in die Böhmischen Angelegenheiten mischte, und eine Krone annahm, zu deren Behauptung er weder Macht noch Klugheit besaß, und wodurch er sich die unversöhnlichste Feindschaft des Kaisers, den die Böhmen abgesetzt hatten, zuzog. Vielleicht würde sich Friedrich einige Zeit in seiner neuen Würde behauptet haben, wenn ihn nicht dieselbe Unbesonnenheit, mit welcher er den Thron bestiegen hatte, auch auf demselben begleitet hätte. Anstatt der Klugheit Gehör zu geben und sich vor allen Dingen der Gunst des Volks

zu versichern, so stieß er die Vornehmern dadurch vor den Kopf, daß er das Wahlrecht der Nation vernichtete, indem er seinen ältesten Sohn — damals ein Kind von sechs Jahren — zum Thronfolger ausrufen ließ, und empörte, das schon ohnehin unruhige gemeine Volk, durch seinen lächerlichen Eifer gegen Crucifixe, Heiligen-Bilder und Altäre. Anstatt so schnell als möglich Anstalten zu Vertheidigung seines Throns zu machen, so überließ er sich Lustbarkeiten und Vergnügungen, und dachte mehr darauf, König zu seyn, als König zu bleiben. Ferdinand benutzte diese Saumseligkeit und diese Fehler, er verband sich mit Sachsen, Pohlen und Baiern, und nachdem die Böhmen und Pfälzer in mehrerern kleinen Gefechten den Kürzern gezogen hatten, so wurden sie 1620 bei Prag völlig geschlagen, also das ganze übrige Böhmen, nebst Mähren und Schlesien, fiel, beinahe ohne Schwerdtschlag, in die Hände des Siegers. Friedrichen blieb nichts übrig als die Flucht, seine Länder in der Pfalz wur-

ren ihm durch die Völker des Burgundischen Kreises entrissen worden, alles fürchtete sich vor der Uebermacht des Kaisers, er wußte nicht wohin er sich wenden sollte, und mußte froh seyn, daß ihm die Schlesier 60,000 Thaler schenkten, und daß ihm endlich die Holländer, in Rhenen einer kleinen Stadt, in der Provinz Utrecht, einen Zufluchtsort verstatteten.

Geächtet, aller seiner Länder beraubt, aber seiner Würden entsetzt, lebte hier Friedrich von der Unterstützung seines Schwiegervaters, des Königs Jakob I. von Engelland, und seines Schwagers, des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg. Er wendete seine Sorgfalt auf die Erziehung seiner Kinder, ohne jedoch die öffentlichen Angelegenheiten aus den Augen zu verlieren. Im Jahre 1622 machte er einen Versuch, seine Pfalz wieder zu erobern, der aber unglücklich ausfiel. Ununterbrochene Siege bezeichneten die Fortschritte der kayserlichen Waffen, es war umsonst, daß sich England, die Niederlande und Dänemark des geächteten

Pfalzgrafen annahmen, ihre Heere wurden von den kaiserlichen Armeen unter Tilly und Wallenstein geschlagen. Friedrichs politische Existenz war vernichtet, aber das Schicksal hatte ihm noch härtere Wunden zugedacht; sein ältester Sohn Heinrich Friedrich, ein Jüngling von 15 Jahren, voll seltener Anlagen und herrlicher Talente, ertrank 1629 zu Harlem. In eben diesem Jahre schloß Dännemark, geschreckt vor der Uebermacht des Kaisers, muthlos gemacht durch das immerwährende Glück der östreichischen Waffen, mit dem Kaiser Ferdinand einen Frieden zu Lübeck. Alle Hofnung für Religionsfreiheit und Unabhängigkeit der deutschen Stände schien verlohren zu seyn; da erschien auf einmal der Mann, dessen Namen noch die späteste Nachwelt mit Ehrfurcht aussprechen wird, der Retter der deutschen Freiheit, der Vertheidiger der gereinigten Religion, Gustaf Adolph, der große Schwedenkönig. Er landete mit 12000 Mann in Pommern, der Sieg gieng vor seinem Heere her, und

die Ehre folgte seinen gewaltigen Waffen.

Friedrich hörte von der Ankunft des großen Königs und von den siegreichen Fortschritten seiner Armeen, da belebte ein neuer Stral von Hofnung seinen gesunkenen Muth, und er eilte zu Anfang des Jahres 1632 nach Frankfurt am Main, wo er mit königlichen Ehrenbezeugungen von Gustaf Adolph aufgenommen ward. Er begleitete hierauf die Schwedische Armee auf ihrem siegreichen Marsch durch Franken und Schwaben und hielt an der Seite seines großen Befreiers seinen Einzug in München. Der Gang der Kriegsbegebenheiten in Oberdeutschland nöthigte den König sich mit seinen Truppen nach Sachsen zu wenden, Friedrich schied von ihm und begab sich nach Mainz. Hier erhielt er die schreckliche Nachricht von Gustaf Adolphs Tode, der auf dem Schlachtfelde bei Lützen sein edles Leben endigte. Es war der härteste Schlag, den das Schicksal dem unglücklichen Friedrich versetzte, aber es war auch der letzte, er

überlebte seinen Freund und Beschützer nur wenige Wochen und starb am 19ten Nov. 1632. als Flüchtling, ohne Aussicht für seine zahlreiche Familie *) ohne Hoffnung zu Wiederherstellung der deutschen Freiheit. Man setzte seine Ueberreste in der Kirche zu Frankenthal bei, aber das unglückliche Gestirn, das über ihm waltete, schien selbst im Tode noch nicht ausgesöhnt zu seyn, sein Leichnam mußte im Jahre 1635 nach Sedan gebracht werden, um ihn vor den barbarischen Mishandlungen seiner unversöhnlichen Feinde zu sichern.

Wenn ich in der Geschichte Friedrichs des Ersten etwas weitläuftig war, so geschahe es blos deswegen, weil sie zugleich die Jugendgeschichte Carl Ludwigs enthält. Es ist eine gegründete Bemerkung, daß das Schicksal, das in frühern Jahren unser Loos ist, bleibende Spuren auf das ganze Leben zurückläßt, und daß die Jugendgeschichte eines Menschen, die wichtigsten Aufschlüsse über seinen Charakter

*) Friedrich hatte zehn Kinder, von welchen 9 bey seinem Tode noch am Leben waren.

und über sein ganzes Selbst giebt. Carl Ludwig hatte vom frühsten Alter an, über fehlgeschlagne Erwartungen, über getäuschte Hoffnungen über Undankbarkeit und Feindseligkeit klagen hören, es war daher natürlich, daß er sich ein ängstliches und fürchterliches Bild von der Welt entwerfen mußte, die er bloß auf der schlechten Seite kennen gelernt hatte, und daß daraus etwas mißtrauisches, bittres und argwöhnisches in seinen Charakter gelegt wurde, zu dem er außerdem nicht die geringste Anlage hatte. O es ist gewiß, das Bild, das sich der Jüngling in frühen Jahren von der unbekanten Welt entwirst, in die er treten soll, wird nie wieder völlig aus seiner Seele verwischt, im Gegentheile wird er immer hernach mehr nach den Zügen haschen, die seinem entworfnen Bilde ähnlich sind, als nach jenen, die ihm nicht gleichen.

Aus den nehmlichen Ursachen läßt sich die Sparsamkeit herleiten, die man Carl Ludwigen oft vorgeworfen hat. War es nicht natürlich, daß ihm seine Eltern, die nur von Unterstützungen lebten, die Spar-

samkeit als eine nothwendige Tugend an- empfohlen, und da seine Einkünfte an- fänglich gewiß sehr beschränkt waren, so mußte ihm diese Sparsamkeit wohl bald zur Gewohnheit werden. Bey heranwach- senden Jahren gieng er auf die Universität nach Leiden, und studierte die Wissenschaf- ten mit einem Eifer, der gewöhnlich alle die Jünglinge beseelt, deren Glücksum- stände nicht in gleichem Verhältnisse mit ihren Talenten stehen, und die in ihrer ru- higen Studierstube die Unruhe der Welt und das unglückliche Schicksal zu vergessen suchen, das den Morgen ihres Lebens ver- bittert. Er brachte es in der Geschichte in der Mathematik, Philosophie, Juris- prudenz, ja selbst in der Gottesgelahrheit, die in den damaligen Zeiten, für das hauptsächlichste Studium gehalten wurde, weit über das Gewöhnliche und erhielt von den größten Gelehrten seiner Zeit die ver- dientesten Lobsprüche.

Nach dem Tode seines Vaters waren seine Aussichten trüber geworden, als je; die Schweden wurden bey Nördlingen ge-

schlagen, alle seine Länder giengen wieder verlohren, und sein Vormund Pfalzgraf Ludwig Philipp (ein Bruder seines verstorbenen Vaters) rieth ihm nach England zu gehen, um dort von Carl I. seinem mütterlichen Oheim, Hülfe auszuwirken. An diesem Hofe trat Carl Ludwig zum erstenmahle in die Welt, wie verschieden war sie von der, die er bis jetzt kannte! Lustbarkeiten und Vergnügungen umgaben ihn, sein junges Herz schlug zum erstenmahle frei, seine Sorgen verschwanden, er lebte der Gegenwart und bekümmerte sich wenig um die Zukunft, in der er nur trügerische Hofnungen und ungewisse Aussichten erblickte. Man wirft ihm vor, er habe den Zweck seiner Reise beinahe ganz aus den Augen verlohren, und habe über eine Liebschaft in die er sich einließ, die deutschen Angelegenheit und die Lage seiner Erbländer gänzlich vergessen: aber wenn es auch wahr ist, daß er sich den Vergnügungen, die an dem Hofe seines Oheims an der Tagesordnung waren, etwas zu sehr ergab, so ist dieses einem sie-

benzehnjährigen Jüngling, dem bei seiner ersten Ausflucht in die Welt, jedes Vergnügen durch die Neuheit noch reizender erscheint, wohl zu verzeihen, und was seine Liebschaft betrift, so scheint sie mehr ein jugendlicher Rausch gewesen zu seyn. Zu dem bestätigt die Erfahrung, daß diejenigen Menschen, deren Jugendjahre trüb und kummervoll waren, empfänglicher für diese Leidenschaft sind, als solche, die unter einem glücklichen Himmel gebohren wurden. Ludwigs fernere Schicksale bestätigen diese Erfahrung noch mehr. Uebrigens lehrt der Erfolg, daß diese Beschuldigungen, wenn auch nicht ganz ungegründet, doch wenigstens zu hart sind, denn kaum hatte er das achtzehnte Jahr zurückgelegt, so nahm er den Churfüstlichen Titel an, und zeigte Entschlossenheit genug, sich im Besitz seines väterlichen Erbtheils zu setzen. Zuerst ließ er an die zu Regensburg wegen der Kaiserwahl versammelten Kurfürsten ein Schreiben ergehn, worinn er seine Gerechtsame ausführte. Man achtete aber darauf so wenig, daß

man es nicht einmal beantwortete. Indessen hatten sich die Schweden von der Nördlichen Niederlage wieder erhohlt und einen Sieg über die Kaiserlichen bei Witstock davon getragen. Carl Ludwig hoffte, daß es endlich gelingen würde, die Kaiserlichen zu demüthigen, und um ihnen auf einer andern Seite eine Diversion zu machen, gieng er nach den Niederlanden, warb mit englischen Subsidien einige tausend Mann Truppen, legte in Westphalen Magazine an, und hatte die Absicht mit den Hessen vereinigt zu agiren, aber die Kaiserlichen kamen ihm zuvor, sie überrumpelten die Stadt Meppen in Westphalen, wo Ludwigs Magazine waren, und erbeuteten allen Vorrath an Geld und Lebensmitteln, den er mühsam zusammengebracht hatte. Ludwig mußte nun seine Operationen in diesen Gegenden aufgeben, er zog sich in die Grafschaft Lippe, verstärkte sich mit einiger Schwedischer Mannschaft und belagerte dann Lemgo, aber auch hier war ihm das Kriegsglück nicht günstig, der Kaiserliche General Hatzfeld

nöthigte ihn die Belagerung aufzuheben, und schlug ihn am 18ten Nov. 1788. bey Blotho. Seine Niederlage war so groß, daß er alle Munition, alle Bagage und die ganze Artillerie zurücklassen mußte, und froh war, daß er sich nur selbst durch die Flucht retten konnte. So unglücklich liefen die Versuche zur Wiedereroberung seiner Länder ab, Unglücksfälle, die man aber mehr der geringen Anzahl neugeworbener und ungeübter Truppen, als der Unerfahrenheit des Prinzen zuschreiben muß. Ludwig gieng wieder in die Niederlande zurück, und suchte in diesem gastfreien Lande, daß ihm als Kind schon in seinen Schoos aufgenommen hatte, das traurige Schicksal zu vergessen, das ihn als Mann bedrohte.

Indessen fieng man nach und nach an, Vorschläge zu einem allgemeinen Frieden Gehör zu geben, man war des langwürigen Krieges müde, die Fluren Deutschlands waren verwüstet, die Kassen der Fürsten waren erschöpft, die Länder waren entvölkert. Ludwig gieng nach Kop=

penhagen, um den König von Dännemark Christian den Vierten, der sich zum Vermittler angeboten hatte, für sein Interesse zu gewinnen, und da 1641 die Friedensverhandlungen in Osnabrück ihren Anfang nahmen, so fertigte er ebenfalls Gesandte dahin ab.

Der Krieg wüthete unterdessen mit abwechselndem Glücke immer fort, und noch sieben lange Jahre mußten mit blutigen Scenen befleckt werden, ehe die Machthaber Europens so weit entkräftet waren, daß ihnen nichts anders übrig blieb, als durch einen allgemeinen Vergleich, die ungeheure Verwirrung zu endigen.

Der Westphälische Friede kam endlich 1648 zu Stande, und durch ihn erhielt Carl Ludwig die Unterpfalz zurück. Um ihn auch wieder in den Kurfürstlichen Rang einzusetzen, sahe man sich genöthigt eine achte Kurwürde zu errichten. Ludwig hatte sich nach seinen letzten so unglücklich ausgefallenen Kriegsoperationen ununterbrochen in England aufgehalten, jetzt eilte er nach Deutschland zurück, um von sei-

nen väterlichen Erbländern Besitz zu nehmen. Seine erste Reise gieng nach Nürnberg, um auf den dortigen Exekutionsconvent die Schwierigkeiten auszugleichen, die bei Vollziehung der Westphälischen Friedensartikel noch im Wege standen. Ehe er aber dahin kam, hielt er sich einige Zeit am Hofe des Landgrafs von Hessen Willhelm des Fünften auf.

Die Freude, über die glückliche Veränderung seines Schicksals, und die Gewißheit, nun bald im Besitz seiner Länder und Würden zu seyn, erzeugte bei ihm den Wunsch, dieses Glück in den Armen eines geliebten Weibes doppelt zu genießen. Er stand im 32sten Jahre seines Alters, seine politischen Wünsche waren befriedigt, die Wünsche seines Herzens wollten auch befriedigt seyn, aber unbekannt an den Höfen der deutschen Fürsten, wo sollte er eine Gemahlinn finden, wie sein Herz verlangte? Da sah er die Prinzessinn Charlotte die Tochter Willhelms von Hessenkassel, ihr feuriger Charakter riß ihn hin, ihr stolzer Geist eroberte ihn, und er bemerk-

te nicht, daß ihr jene schöne Weiblichkeit, jene Anmuth und Sanftheit fehlte, die den Mann auf immer an das Weib fesselt. Ungeachtet sie die Tochter eines der ersten deutschen Fürsten war, so war ihre Bildung doch vernachlässigt worden, ihr unruhiger Geist gefiel sich nur in rauschenden Vergnügungen, Reiten, Fahren und Jagen waren ihre Lieblingsbeschäftigungen, und alles das was ausschließend nur zur weiblichen Bestimmung gehört, verachtete sie, oder that sie nur gezwungen. Aber eben vielleicht das Pizarre in ihrem Charakter machte sie Ludwigen interessant, und dieses Interesse, daß sich gewiß mit einer flüchtigen Leidenschaft geendigt haben würde, hielt er für Liebe, und beschloß sich um sie zu bewerben. Der Herzog Friedrich von Würtenberg war sein Nebenbuhler, und zwar ein sehr beglückter Nebenbuhler, denn die Prinzessinn zog ihn augenscheinlich vor. Dieß vermehrte Ludwigs Leidenschaft — Eifersucht hat schon manche Liebe wieder angefacht, die ohnedem gestorben wäre — er bermerkte kaum die

Fortschritte seines Nebenbuhlers, als er ihm zuvor zu kommen suchte, und ohne sich weiter zu bedenken, trug er seine Hand der Prinzessinn förmlich an. Ob nun gleich Charlotte lieber dem Herzog Gehör gegeben hätte, als ihm, so gilt im Reiche der Politik doch ein Kurfürst mehr, und wer weiß nicht, daß in allen Jahrhunderten, die herzlose Politik allein, die Kinder der Fürsten in ihr hochzeitliches Bette geführt hat?

Umsonst warnte die Mutter der Prinzessinn, umsonst schilderte sie Ludwigen den harten und unnachgiebigen Charakter ihrer Tochter, umsonst gab sie ihm zu verstehen, daß sie nicht von der Liebe ihrer Tochter zu ihm überzeugt sie, und daß sie von der großen Verschiedenheit ihrer Gesinnungen nichts Gutes erwartete, — er schlug, von Leidenschaft geblendet, die mütterliche freundliche Warnung in den Wind, und die Verlobung erfolgte noch vor seiner Abreise nach Nürnberg.

Die Vermählung ward im folgendem Jahre 1650 vollzogen.

Schon in dem ersten Jahre der Ehe, bemerkte der Kurfürst, wie gegründet die Besorgnisse der alten Landgräfinn gewesen waren, seine Gemahlinn betrug sich hart und bitter gegen ihn, ihr Hang zu glänzenden Vergnügungen und Lustbarkeiten, vertrug sich nicht mit seiner gewohnten Sparsamkeit und mit den Einschränkungen, die der bedaurungswürdige Zustand seiner Länder, die durch den langwierigen Krieg in den äußersten Verfall gerathen waren, nothwendig machte. Selbst das, was jedes weibliche Herz entzückt und die Unannehmlichkeiten des Ehestandes versüßt, das Glück, Kinder zu bekommen, erregte in dem Herzen der Kurfürstin nur Unmuth und Verdruß, die Beschwerlichkeiten der Schwangerschaft waren ihrer Ausgelassenheit lästig, und die Abnahme ihrer Schönheit und ihrer Kräfte nach jeder Niederkunft, war ihrer Eitelkeit unerträglich. Geduldig ertrug der Kurfürst das launige und mürrische Betragen seiner Gemahlinn, er suchte durch zuvorkommende Freundlichkeit ihr fühlloses Herz umzustimmen, er

suchte durch häufig angestellte Lustbarkeiten ihren Launen zu schmeicheln, aber vergebens, sie blieb lieblos und kalt. Selbst da sich dieser Kaltsinn mit jedem Jahre vermehrte, da oft ganze Tage verflossen, wo er seine Gemahlinn nicht zu sehen bekam, die sich schmollend in ihr Kabinet verschloß, ließ er ihr doch ihr unfreundliches Betragen nicht entgelten, sondern ertrug stillschweigend die Last, die er nun einmal auf seinen Schultern fühlte.

Seine ganze Sorgfalt gieng dahin, seine Länder blühend zu machen, und seinen Unterthanen das Glück und die Ruhe zu geben, die er umsonst innerhalb seines Schlosses suchte. In der That war Carl Ludwig in jeder Rücksicht ein vortreflicher Regent und ein liebreicher Vater seiner Unterthanen. Er zog durch ansehnliche Freiheiten eine Menge Ausländer, besonders aus der Schweiz und aus Holland in seine Länder, um diesen entvölkerten Provinzen wieder aufzuhelfen, er schränkte sich ein, um mit den ersparten Geldern wohlthätige

Stiftungen *) anzulegen, er war wachsam, beinahe mistrauisch gegen seine Minister und Räthe, um seine Unterthanen nicht von Günstlingen quälen zu lassen, er übte die strengste Gerechtigkeit aus, um ihnen jeden Grund zur Unzufriedenheit zu benehmen. So lebte Ludwig geliebt und geachtet von allen seinen Unterthanen, nur allein von der nicht geachtet und geliebt, deren Achtung und Liebe ihm über alles theuer gewesen wäre. Seine Gemahlinn hatte ihm schon zwey Kinder gegeben, mehr Früchte einer kalten pflichtmäßigen Hingebung als einer herzlichen liebevollen Vertraulichkeit, ihre dritte Niederkunft war schwer, wahrscheinlich hatte sie sich bei ihren ausgelassenen Vergnügungen zu wenig geschont, das Kind kam schwach zur Welt und starb gleich nach der Taufe. Die Kurfürstinn ward nun noch kälter gegen ihren Gemahl, und unter dem Vor-

*) Unter seine vorzüglichsten Stiftungen gehört die Restauration der Universität Heidelberg, im Jahr 1652. die er mit den berühmtesten Leuten besetzte.

wandte die Pfalz sey zu arm um viele fürstliche Kinder zu ernähren, versagte sie ihm alle Gunstbezeugungen so hartnäckig, daß sie ihm sogar den Zutritt in ihre Zimmer versagte, und seine freundlichen Bitten mit wegwerfender Verachtung erwiederte. Länger konnte es die Geduld des Kurfürsten nicht ertragen, die Zwiestigkeiten wurden öffentlich ruchtbar. Carl Ludwig versuchte noch einmal alles, um das Herz seiner Gemahlinn zu bewegen, aber vergebens, die Erbitterung von beiden Theilen war nun aufs höchste gestiegen. Ihre Familie der Markgraf von Badendurlach, der Herzog von Wirtemberg, und ihr eigner Bruder der Landgraf Wilhelm von Hessen, kamen nach Heidelberg und suchten sie, durch Vorstellungen und Bitten zu einem bessern Betragen gegen ihren Gemahl zu bewegen, — umsonst, es fruchtete nichts, im Gegentheile verdoppelte sie absichtlich ihr höhnisches und verächtliches Benehmen gegen den Kurfürsten. Ihr Bruder glaubte sie endlich durch List wieder zu einer Versöhnung zu brin-

gen, er bat den Kurfürsten und seine Gemahlin, daß sie ihn bis Winsheim begleiten, und dort mit ihm übernachten möchten. Es geschah. In Winsheim war alles schon veranstaltet, und da man sich niederlegen wollte, fand es sich, daß für das Kurfürstliche Ehepaar nur ein Bette bereitet war, und die Kurfürstinn hatte keine andre Wahl, als entweder eine Nacht in den Armen ihres Gemahls zuzubringen, oder auf ein Nachtlager Verzicht zu thun. Sie wählte trotzig das letztere, sie legte sich auf eine harte Bank und ließ sich weder durch Bitten noch Drohungen bewegen. Dieser Schimpf, von dem mehrere Fürstliche Personen und ein großer Theil seiner Dienerschaft Zeugen waren, empörte den Kurfürsten so, daß er in diesem Augenblicke beschloß, das unwürdige Geschöpf zu verlassen. Dieser Entschluß ward noch mehr, durch die üppige Verschwendung der Kurfürstinn auf dem Reichstage zu Regensburg, wohin ihr Gemahl auf Einladung des Kaisers Ferdinand des Dritten sich begeben mußte, bestärkt.

Unter den Hoffräuleins der Kurfürstinn befand sich Luise Baroninn von Degenfeld, die Tochter Christoph Martins Freyherrns von Degenfeld aus einem alten Schwäbischen Hause. Sie war ohnstreitig eine der liebenswürdigsten Frauenzimmer der damahligen Zeit, mit allen Reitzen der Weiblichkeit verband sie Anstand und Würde, mit aller Sittsamkeit verband sie einen vollkommen ausgebildeten Geist, mit aller Bescheidenheit so viele wissenschaftliche Kenntnisse, daß man ihr den Nahmen eines gelehrten Frauenzimmers nicht absprechen konnte. Mit Vergnügen hatte sie der Kurfürst mehrmahls bemerkt, er hatte ihre Unterhaltung gesucht und ihre Talente geachtet. Die Vergleichung die er wohl oft im Stillen, zwischen ihr und seiner Gemahlinn anstellen mochte, konnten natürlich nicht zum Vortheil der Letztern ausfallen. Luise war eine Vertraute der Kurfürstinn, ihre Bestimmung hatte sie dazu gemacht, nicht die Aehnlichkeit der Gesinnungen, der Kurfürst sprach daher oft mit ihr über den

unglücklichen Charakter seiner Gemahlinn, und ihr sanftes Herz nahm an seinem Kummer Theil, ohne doch dabei die schuldige Ehrerbietung gegen ihre Gebieterinn zu verletzen. Ludwig liebte das reitzende Geschöpf, ehe er selbst seine Leidenschaft ahndete. Erst da er den Entschluß gefaßt hatte, und von der Nothwendigkeit überzeugt war, seine Gemahlinn von sich zu entfernen, fühlte er, wie unendlich viel es ihm kosten würde, auf den Umgang Luisens Verzicht zu thun. Er konnte es sich nicht mehr verhehlen, daß er sie liebte, so liebte, wie er noch kein weibliches Wesen geliebt hatte, sie zu besitzen schien ihm das höchste Glück zu seyn. Er trug ihr seine Liebe an, er bat, er versprach; aber einen Geist wie der ihrige, konnte weder der Schimmer des Glücks, noch die Befriedigung der Eitelkeit, zu einem Schritte verleiten, der der Ehre zuwider war. Sie schlug standhaft seine Bewerbungen aus. Da bot ihr der Kurfürst endlich seine Hand an, und nur unter der Bedingung, daß das Band zwischen ihm

und ihr unauflöslich seyn, und durch eine rechtmäßige Trauung geknüpft werden sollte, gab sie seinen Wünschen Gehör. Beide wurden in Schwetzingen, von einem lutherischen Geistlichen aus Heidelberg, verbunden.

Die Kurfürstinn lebte abgesondert von ihrem Gemahl auf dem Schlosse zu Heidelberg, sie hatte eigne Bedienung, hielt eigne Tafel und hatte sogar eine eigne Leibwache. Ludwig benachrichtigte sie durch ein eigenhändiges Schreiben von seiner neuen Verbindung. Außer sich vor Zorn warf sie noch die letzte dünne Maske ab, in welche sie ihren wilden Charakter verborgen hatte, sie wüthete und tobte, und da der Kurfürst kurz darauf mit Luisen nach Heidelberg kam, lief sie mit einer geladenen Pistole in das Zimmer, um ihre Rache im Blute ihrer Nebenbuhlerinn abzuwaschen, der Graf von Hohenlohe entriß es aber glücklich ihren Händen, und schoß es zum Fenster hinaus ab. Der Kurfürst hörte den Schuß fallen und stürzte in das Zimmer, er traf seine ehe-

mahlige Gemahlinn von Zorn und Wuth entstellt, und gab ihr in der Hitze eine Maulschelle. Sie fiel ihm zwar zu Füßen und bat um Verzeihung, aber von diesem Augenblicke an sah er sie nie wieder.

Einige Schriftsteller erzählen zwar diese Geschichte mit einigen Veränderungen, die aber zur Hauptsache nichts beitragen. *)

Ich liefere nun die Erzählung der Kurfürstinn, wie sie sie dem Kaiser in einer Supplik vortrug. Man wird freilich die Begebenheiten darin kaum wieder erkennen, denn alles was zum Vortheil der Kurfürstinn gereicht ist herausgehoben, und alles Nachtheilige verschwiegen, oder durch Nebenumstände in ein günstiges Licht gestellt. Aber was dieser Erzählung an Wahrheit abgeht, das gewinnt sie an Naivetät, und komischem Ernste. Zugleich kann sie als Muster der Schreibart der da-

*) Reiger in der ausgelöschten Pfalzsimmerischen Kurlinie S. 347. Finsterwald erläutertes Germ. princ. von der Pfalz S. 434 u. f.

maligen Zeit dienen. Hier ist sie. Ich lasse die Titulaturen und den Eingang weg.

Es wird verhoffentlich Ihro Kayserl. Majest. unbewust seyn, was massen Wir Uns ohngefehr vor 11. Jahren, in Eheliche Verlöbniß eingelassen, mit dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Carl Ludwig, Pfalz-Grafen beym Rhein, des Heil. Römischen Reichs Erz-Schatz-Meistern, und Chur-Fürsten, Hertzogen in Bayern, zu welcher Zeit Seine Lieben so wohl in vielfältigen vor der Christlichen Copulation mit Uns geführten discursen, als auch in ipso actu Copulationis ein immerwährende Treu und Eheliche Liebe, wie Unserseits auch geschehen, höchst betheurlich zugesagt, und versprochen, welches Uns dann zu einer solchen Christlichen Gegen-Liebe animiret, daß wir J. L. nach unserm besten Vermögen, so viel Uns weibliche Schwachheit zugelassen, in Ehelichem Gehorsam also aufgewartet, daß J. L. die geringste Ursach nicht finden

wird, mit wohlgegründetem Fug, sich wieder Uns zu beschweren. So haben Wir auch durch die Gnade GOttes Zwey junge Prinzen und Ein Fräulein mit einander in Ehelicher Liebe gezeuget, daß also J. L. sich billig solten gemäßiget haben Uns die denegationem Cohabitationis unschuldiger Weise aufzudringen.

Wir geben aber Ihro Kayserl. Majest. unterthänigst zu vernehmen, daß Wir, nach ausgestandenem dritten höchstbeschwehrlichen Kind-Bette an unserm Herrn Gemahl eine nicht geringe Entfremdung des Gemüths aus etlichen Zeichen genugsam verspühret, welches dann billig Uns zu einem Argwohn hätte verleiten sollen, wann unser treues Gemüthe nicht ein anders und löblichers von Ihro L. gefaßt, und praesumiret hätte. Dann als Wir einsmahls, nach Fürstl. Gebrauch, Ihro L. einen schönen Apfelgrauen Neapolitanischen Hengst, mit aller Zugehör, zum Neuen-Jahr verehreten, hat sie zu uns gesagt: Schatz, Wir begehren hinführo solche praesenten nicht mehr, welche Un-

ser Schatz-Kammer verringern, und haben noch selbiges Tages dasselbe einem schlechten von Adel verehret; Welche Verschimpffung dann Uns wehe gethan, daß wir Unserer Cammer-Jungfer, Mariae Luise von Degenfeld, von deren unzüchtigen Ehebrecherischen Beginnen Wir der Zeit das geringste nicht gewust, solches mit weinenden Augen geklagt, welche Uns darauf geantwortet, wann ihr ein solches einmahl von ihrem zukünfftigen Ehe-Consorten begegnen solte, so wolte sie ihm alle Eheliche Beywohnungen versagen. Mit welchen Worten sie nichts anders gesucht, als Uns gegen Unsern Herrn Gemahl zu verhetzen. Nicht lang hernach ist uns von besagter von Degenfeld unsers Gemahls Ring aus unser Schub-Laden entwendet worden, welches ohn Zweiffel ein angestellter Handel muß gewesen seyn; dann unser Herr Gemahl denselben von uns begehrten. Als Wir aber ihn nicht haben finden können, ist Ihro L. sehr über uns entrüstet worden, und also gegen uns heraus gefahren: Ihr macht mir

wunderliche Gedanken mit diesem Ring, hätte gemeinet, ihr nehmet ihn besser in acht. Worauf wir geantwortet, ach mein Schatz! habt mich doch in keinem bösen Verdacht, er ist mir durch untreue Leute entfrembdet worden. S. L. aber fuhr fort: wer mögen doch diese ungetreue Leute seyn? Vielleicht ist es ein junger Cavallier, welchem ihr ihn wohl selbst möcht an die Finger gesteckt haben. Welches uns so wehe gethan, daß Wir etwas härter mit Ihro L. geredet haben, und gesagt: Ein solches würde mir kein redlicher Fürst nachreden können. Worauf er gesagt, wer hat Euch Macht gegeben, mich einen unredlichen Fürsten zu schelten, werde ich ein solches von Euch hinführo hören, so solle Euch mit Maulschellen gelohnet werden. Auf welches wir kein Wort geantwortet, sondern wir haben heftig geweinet, und hat uns die von Degenfeld aus falschem Gemüthe getröstet, sprechende: Ihro Churfürstl. Durchl. seyen doch zufrieden, und bekümmern sich nicht so sehr, er wird sich schon wieder fin-

den, mit welchen Worten sie uns dazumahl befriedigt. Es ist uns aber nicht lang hernach, von einem sehr vertrauten Diener, ein sehr nachdenkliches Lateinisches Brieflein, welches er bey unsers Herrn Gemahls Gemach ohngefehr gefunden, eingehändigt worden, dessen Inhalt folget.

1)
Serenissimo Electori Palatino, Carolo Ludovico, Duci Bavariae, Dilecto meo.

Non possum tibi, Serenissime Elector, ultra adversari, nec te amplius amoris mei expertem habere. Vicisse, jam tua sum. Me miseram! qui tuas suscepi literas.

1) Länger kann ich dir erhabener Fürst nicht widerstehen, länger kann ich dir meine Liebe nicht verweigern. Du hast gesiegt, ich bin die Deinige! O ich Unglückliche, daß ich deine Briefe annahm! Wie viele Gefahren werde ich mich aussetzen müssen, wenn mir deine Treue und deine

Nimium multis fum exponenda periculis, nifi me tua fides et prudentia juvet. Vide, ut ferves, quae fcripfifti. In amorem tuum jam venio; fi me deferis, et crudelis et proditor, et omnium peffimus es. Facile eft foemellam decipere, fed quanto facilius, tantò turpius. Adhuc res integra eft, fi me putas deferendam, dicito, antequam magis amor ardeat, nec incipiamus, quod poft modum incepiffe poeniteat. Omnium rerum infpiciendus eft finis. Ego, ut foeminarum eft, parum video, tu vides, te mei et tui curam ha-

Klugheit nicht beiſtehet! Siehe zu und halte was du mir geſchrieben haſt. Ich werfe mich in deine Arme, könnteſt du mich verlaſſen, könnteſt du grauſam und verrätheriſch an mir handeln, o dann wäreſt du der ſchlechteſte aller Menſchen. Es iſt leicht ein unerfahrnes

bere oportet; Do me jam tibi, tuamque profequor fidem, nec tua esse incipio, nisi ut sim perpetua; Vale, meum praesidium meaeque ductor vitae.

Ludovica, Baronissa à Degenfeld.

Als Wir nun diesen unzüchtigen Brieff, vielleicht durch die Schickung GOTTES, also bekommen, haben wir denselben also=

Mädchen zu betrugen, aber je leichter es ist, deño schändlicher ist es. Noch ist nichts geschehen, glaubst du mich verlassen zu mussen, so sage es frei, ehe die Leidenschaft heftiger entbrennt, und laß uns nichts beginnen, was wir bald darauf bereuen könnten. Von allen Dingen muß man das Ende vor Augen haben; ich bin ein schwaches Mädchen und sehe wenig, du übersiehst alles, o es ist deine Pflicht, Sorge zu tragen für mich und dich. Siehe ich ubergebe mich dir ganz, ich traue fest auf deine Treue, denn ich mag nicht die Deinige seyn, wenn ich es nicht auf ewig seyn kann. Lebe wohl! du bist mein Schutz, und der Führer meines Lebens.

bald mit grosser Bestürtzung übersehen: weiln Wir aber in der Lateinischen Sprache nicht zum besten erfahren, haben Wir gemelten unsern treuen Diener, welcher uns den Brieff eingehändiget, alsobald zu dem Wohlgebohrnen Grafen, Herrn Johann Jacoben, Grafen von Eberstein, unserm geliebten Herrn Vettern, welcher sich ohngefehr zu Heidelberg damals bey uns aufgehalten, abgefertiget, und ihn zu uns beruffen lassen, welchen wir freund-Vetterlich ersuchet, ob er uns wolte in Dolmetschung besagten Briefleins zu Hülffe kommen, welches er uns redlich geleistet. Aber nicht ist zu sagen, was grosse Bekümmerniß damahln unser Herz eingenommen, als Wir augenscheinlich sehen müssen, wie man so unverantwortlich und un-Fürstlich mit uns umgehe, und, daß eben diejenige, welche Wir nicht als eine Leib-Dienerin, sondern als eine Schwester geliebet, und solte das Pfand der ehelichen Treu, mit welcher unser Herr Gemahl uns verbunden, also schändlicher Weise auflösen, haben Uns dero-

wegen, aus verwirreten Gemüthe, so weit erkühnet, gemeldter von Degenfeld, welche damahln nicht zugegen, ihr Trisurlein aufbrechen zu lassen, und nach fleißiger Durchsuchung folgende 3 Unglücks=Brief gefunden

2)

Generosissimae Virgini, Dominae Mariae Ludovicae à Degenfeld.

SAlutarem te, Ludovica, meis scriptis frequentius, si qua mihi ad id occasionis copia foret; sed omnis tum salus, tum vitae meae spes ex te dependet. Ego te magis quam me amo, nec puto la-

2) Oefterer meine geliebte Luise würde ich dich mit meinen Briefen begrüßen, wenn ich nur irgend Gelegenheit dazu hätte; ach das ganze Glück, die ganze Hofnung meines Lebens hängt ja von dir ab; Ich liebe dich mehr als mich selbst, das Feuer meines verwundeten Herzens kann dir, wie ich glaube, nicht verborgen seyn. Du

tere meum ardorem laesi pectoris. Index tibi esse potuit vultus meus, et, quae te vidente emisi suspiria. Ter benignè precor, si me tibi aperio: Cepit me decus tuum, victumque tenet eximia, qua omnibus praestas, venustatis gratia. Quid esset amor, ante hac nesci-vi; Tu me cupidinis imperio prima subjecisti, nec mireris, me ignorasse hactenus, cum conjugem meam ne unquam ardentius amare potuerim. Vicerunt me oculorum tuorum radii, quibus es sole potentior. Captivus jam

hast es aus meinen Mienen, aus den Seufzern, die mir bey deinem Anblick unwillkührlich entwischten, errathen müssen. O ich bitte dich, höre mich gütig an, wenn ich mich dir eröfne. Deine Reitze haben mich eingenommen, die holde Anmuth, die Liebenswürdigkeit, mit der du alle deines Geschlechts übertriffst, haben mich

ſum tuus, nec mei amplius compos; te dies noctesque amo, te deſidero, te voco, te expecto, de te cogito, in te ſpero, de te me oblector, tuus eſt animus meus, tecum ſum totus, tu ſola ſervare potes, ſolaque perdere. Elige horum alterum, et quid mentis habeas reſcribe, nec durior erga me verbis eſto, quam fuiſti oculis, quibus mei colligantur. Si das quod volo, vivere felix volo,

geſeſſelt. Ich wußte vorher nicht was Liebe war, du haſt mich zuerſt ihrer Herrſchaft unterworfen, und wirſt dich darüber nicht wundern, da du weiſt daß ich meine Gemahlin nie feurig lieben konnte. Deine Augen, deren Strahlen mächtiger ſind, als die Strahlen der Sonne, haben mich überwunden. Ich bin dein Gefangener, und bin meiner ſelbſt nicht mehr mächtig, dich liebe ich Tag und Nacht, dich verlange ich, dich rufe ich, dich erwarte ich, an dich denke ich, auf dich hoffe ich, an dir ergötze ich mich, du biſt meine

ſi negas, extinguis cor meum, quod te magis quam me amat. Ego me tibi, et haec commendo fidei. Vale, anima mea, et vitae ſubſidium meae. Tuus ſolus, tuus totus, qui nec mei amplius compos.

Carol. Ludov. D. G. Elector Palat. Rhen.

Seele, mit dir nur bin ich innig vereinigt, du allein kannſt mich erhalten, du allein verderben. Wähle eins von beiden und ſchreibe mir, was du zu thun Willens biſt; O daß deine Worte gegen mich gütiger wären, als deine Blicke bisher waren, gewährſt du mir, was ich wünſche, ſo werde ich ein glückliches Leben führen, verweigerſt du es aber, ſo tödteſt du ein Herz, das dich mehr liebt, als ſich ſelbſt. Lebe wohl, meine Seele! du biſt der Troſt und die Hofnung meines Lebens. Dein bin ich allein, dein bin ich ganz, ich bin meiner ſelbſt nicht mehr mächtig.

3)

Virgini Venustissimae, Dominae Mariae Ludovicae, Baronissae à Degenfeld, *dilectae meae ad teneras manus.*

Magno mihi gaudio fuit Epistola tua, sed anxit me quod amorem parvi pendas meum; nam etsi plures sint, qui te amant, nullorum tamen ignis comparandus est meo. At tu hoc non credis, quia ob versuriam Charlottae loqui nequeo tecum, id si da-

3) Dein Brief hat mir große Freude verursacht, aber das ängstigt mich, daß du meine Liebe zu dir für so gering hältst; obgleich viele dich lieben, so ist ihre Leidenschaft doch mit der meinigen nicht zu vergleichen. Aber du glaubst das nicht, weil ich wegen Charlottens Eifersucht nicht mit dir reden kann, könnte ich das, gewiß du würdest mich nicht verachten. Fälle ein anderes Urtheil über mich, und sage nicht,

retur, non me contemneres. Sed muta ſententiam illam, quà laborem meum vanum dixiſti futurum. Abſit haec crudelitas, mitior eſto, ſi non amanti, tamen Electori et benefactori tuo. Si perges ſic loqui, fies homicida, nec dubita, facilius tu me interimes, quam quis alius gladio. Deſino jam plura poſcere, ut redames tamen poſtulo. Nihil hic eſt quod objicias, nemo poteſt te prohibere. Dic, te me amare, et bea-

daß meine Mühe um dich in Zukunft vergebens ſeyn würde. Weg mit dieſer Härte, ſey gütiger gegen mich, und wenn du in mir nicht deinen Geliebten ſehen willſt, ſo ſey es deswegen, weil ich dein Fürſt und Wohlthäter bin. Fährſt du aber fort, ſo zu ſprechen, ſo wirſt du zur Mörderin werden, o zweifle nicht, du wirſt mich dadurch leichter umbringen, als wenn mich jemand mit einem Dolche

tus ſum. Annulus tuus nunquam ex digito meo recedet, et illum vice tua crebris oſculis reddam madidum. Vale delicium meum, et, et mihi, quod poteris, ſolatium dato.

Tui addictiſſimus

C. L. Com. Pal. Rhen.
Elector, Dux Bavariae.

durchſtieß. Ich verlange nichts mehr von dir, aber das einzige verlange ich, daß du mich wieder liebſt. Sieh hierauf kannſt du mir nichts entgegen ſetzen, niemand kann dir das verbieten. O ſage, daß du mich liebſt, und ich bin glücklich. Dein Ring ſoll nie von meinem Finger kommen; anſtatt deiner, will ich ihn mit unzähligen Küſſen benetzen. Lebe wohl meine einzige Freude, und gieb mir, wenn du kannſt eine tröſtende Antwort.

4)

Virgini nitidissimae ac Generosissimae, Dominae Mar. Ludovicae à Degenfeld, *ad dilectas manus.*

Salve mea lux, Ludovica, quae me tuis literis salvum facis, etsi nonnihil fellis admisceas; Tamen spero, me audito detrahes. Venit meas in manus Epistola tua clausa, et tua gemma signata. Hanc et legi saepè et deosculatus sum saepius. Sed haec aliud suadet, quam tuus videtur animus

4) Sey gegrüßt mein Leben! meine Luise! du hast mich mit deinem Briefe beglückt, und ob du gleich noch so manches Unangenehme beygemischt hast, so hoffe ich doch du wirst es zurucknehmen, wenn du mich angehört hast. Dein Brief kam verschlossen in meine Hände, er war mit deinem Petschafte versiegelt ich habe ihn oft gelesen und noch öfterer geküßt, aber er sagt ganz etwas anderes, als du vielleicht

fuisse. Rogas, ut amare desinam, quia non expediat tibi, peregrini flammas amoris sequi, et ponis exempla deceptarum, et hoc tam ornatè culteque scribis, ut mirari magis et amare debeam tuum ingenium, quam oblivisci. Quis est ille, qui te amare desinat, quando prudentiorem et sapientiorem animadvertit amicam. Si meum minuere volebas amorem, non oportuit doctrinam tuam

Willens wärst mir zu sagen. Du bittest mich ich soll aufhören dich zu lieben, weil es gefährlich für dich sey, einer solchen Leidenschaft nachzugeben. Du führst Beispiele von betrogenen Mädchen an, und das alles schreibst du so schön, so gewählt, daß ich deinen Geist immer mehr achten und lieben muß, und doch sollte ich dich vergessen können? Wie ist es möglich, daß Jemand aufhören kann zu lieben, wenn er bemerkt, daß seine Geliebte, noch gebildeter und talentvoller ist, als er erwartete? War es dein Ernst, meine

ostendere: nam hoc non est incendium extinguere, sed ignem maximum ex parva conflare favilla. Age tandem; miserere amantis tui, qui tanquam ad solem nix liquescit. Si sic me punis, qui te amo, quid illi facies, qui tibi damnum dederit? O malum: Ach! mea Ludovica, mea salus, meum refrigerium! Suscipe me demum in gratiam, re-

Liebe zu dir zu mindern, so hättest du mir deine Talente nicht zeigen sollen, denn dadurch hast du das Feuer nicht gelöscht, im Gegentheil hast du einen kleinen Funken, zu einer großen Flamme angeblasen. Nun wohlan, habe Mitleiden mit deinem Geliebten, dessen Herz wie Schnee vor der Sonne zerschmilzt! Wenn du den so hart strafst, der dich liebt, was wirst du dem thun, der dir nicht wohlwollte? Welches Unglück! Ach meine Luise, mein Glück, meine Freude! nimm mich endlich in deine Gunst auf, schreibe mir wieder, sage mir, daß ich dir lieb bin, und

ſcribe, me tibi charum eſſe, nil aliud volo. Vale ſpes mea.

Tuus

C. L. C. P. R. D. B.

Aus welchen Wir gnugſam haben wahrnehmen können, daß unſer Herr Gemahl Uns alle Treu und Lieb gäntzlich aufzuſagen bedacht ſeye, welchem dann bey Zeiten herzukommen Wir uns bedacht, auf begebende Gelegenheit ſolches Ihro L. verblühmter Weiſe verſtehen zu geben, welches dann geſchehen, als ohngefehr, nach Verflieſſung einer Wochen, der Durchl. und Hochgebohrne Fürſt und Herr, Herr Friedrich, Marggraf zu Baden ꝛc. Unſer freundlicher geliebter Herr Schwager und Bruder, ſammt dero geliebten Frau Gemahlin, von Durlach aus, uns zu beſuchen, nacher Heydelberg kommen. Da hat ſich zugetragen, daß Ihro L. Herr

nichts anders. Lebe wohl meine Hoffnung.

Der Deinige

Marggraf Friedrich einmahl, als Wir eben zur Tafel gesessen, zu uns gesprochen: Wie meine Frau Schwester, wie so traurig? Wir aber antworteten; Geliebter Herr Bruder, vielleicht finden sich noch wohl Ursachen unserer Traurigkeit. Worauf unser Gemahl gantz erröthet sagte, es ist nichts neues, daß meine Frau Gemahlin ohne gegebene Ursach zörnet. Wir aber konnten Ehrenhalber solche Rede unverantwordet nicht lassen, sondern sprachen: diejenige, welche die Mägde lieber sehen als die Frauen, machen mich zörnen; worauf unser Herr Gemahl sich gestochen gefunden, und vor Zorn gantz verblichen, auch uns in Gegenwart besagter Fürstl. Personen eine solche harte Maulschelle zugestellet, daß Wir uns, wegen des verdrießlichen Nasenschweissens, von der Tafel hinweg begeben müssen: Ihro L. aber, der Herr Marggraf, hat sich hefftig darüber geeiffert, sprechende, wann Er solte gewußt haben, daß seine unbedachtsame Reden solten eine solche Uneinigkeit verursachen, so wolte Er tausendmahl lieber

still geschwiegen haben, und, wann sich Unser Herr Gemahl nicht noch vor der Sonnen Untergang werde mit uns vergleichen, so seyn Seine L. gantz dahin entschlossen, morgens noch für früher Tags-Zeit ohne Abschied sich von Heidelberg hinweg zu begeben: Welches dann bey unserm Herrn Gemahl so viel gewürcket, daß Er Jhro L. Hn. Marggrafen, versprochen, uns in seiner und Dero Frau Gemahlin Gesellschafft zu besuchen, welches dann nach Verfliessung 2. Stunden geschehen, allwo Uns Unser Hr. Gemahl in unserm Gemach also angeredet: Zürnet mein Schatz noch mit mir? Wir aber antworteten, versichert euch mein Schatz, was bey der Tafel geschehen ist, wäre mir keine geringe Ursach zu zürnen, aber wegen meines geliebten Hn. Bruders, und Frau Schwester, die gegenwärtig, welchen unsere Uneinigkeit nicht angenehm ist, will ich dasselbe von Hertzen vergeben. Hierauf gab uns unser Hr. Gemahl die Hand, und mit einem freundlichen Kuß sagten Ihr L. dieser soll das vorige Verbrechen

völlig auslöschen. Nachdeme seynd Sie wieder von unserm Gemach abgeschieden: Wir aber seynd selbige Nacht nicht bey dem Abend-Essen erschienen, sondern haben uns, durch unserer Frauen-Zimmer Hoff-Meister, bey unserm Hn. Gemahl, und anwesenden Fürstl. Personen entschuldigen lassen, daß Wir, wegen nöthiger Verfertigung etlicher Schreiben an Ihro Durchl. Fürsten und Herrn Willhelm, Land-Grafen in Hessen, unsern hertzgeliebten Herrn Brudern, und dessen vielgeliebte Frau Gemahlin, Frauen Hedwig Sophien, gebohrne aus dem Chur-Fürstl. Stamm Brandenburg, auch Unsere Fräulein Schwester, Fr. Elisabeth aus Hessen, (weil 2. Hessische von Adel damahls den Tag zuvor sich bey Uns angemeldet) nicht könten bey der Tafel erscheinen. Weil aber Unser Herr Gemahl gefürchtet, Wir möchten Unserm Hrt. Bruder in gemeldeten Schreiben, was sich zwischen Uns zugetragen, eröffnen, ist Er Nachts um 10. Uhr, als Wir eben gesinnet waren schlaffen zu gehen, mit Begleitung 2. Edel-Pagen in

Unser Vorgemach kommen, und daselbst angeklopffet. Als Wir nun für die Thür gangen, und Se. L. angetroffen, haben Wir Uns wegen so unverhoffter Besuchung nicht wenig verwundert, und gesagt, wie besucht mich mein Schatz so spät? Seine L. antworteten hierauff, Ich habe schauen wollen, ob Eure L. mir diese Nacht wolten Raum geben, in ihrem Bette zu ruhen? Weiln Uns aber dazumahl eben die ungebührliche Brieffe eingefallen, und in Betrachtung, daß Wir von hohen Fürstl. Eltern gebohren, Uns gar zu beschwerlich vorkommen, zu solchen Unbilligkeiten gar still zu schweigen, und Uns nur gebrauchen zu lassen, wann man eine andere nicht haben kan, derowegen haben Wir gesagt: mein Herr Gemahl, Ich bin gäntzlich dahin entschlossen, vorhin allein zu schlaffen, bis sich E. L. resolviren, mir eine Person in meine Gewahrsam zu liessern, mit gegebener Vollmacht, dieselbe wegen begangenen grossen Frevels wohlverschuldter Weise abzustraffen. Unser Herr Gemahl gab Uns zur Antwort, Ich möchte doch

ewig wissen, wer die Person wäre, welche sich so hoch an E. L. vergriffen, bilde mir aber ein, das Verbrechen werde nicht so groß seyn, als es E. L. ausdenten. Wir aber redeten weiter, und sagten: das Verbrechen ist so groß, daß die Person, von deren Ich rede, es nicht anders, dann mit ihrem Blut werde bezahlen können. Mein Schatz, sagte unser Gemahl, das Urtheil ist allzuscharff. Wir aber waren dahin bedacht, Ihro L. die Ursach unsers so lang bekümmerten Gemüths gäntzlich zu entdecken, zogen derohalben den Brieff, welchen uns unser Diener gebracht, aus dem Rock, und fiengen an, darin mit heller Stimme zu lesen. Unser Herr Gemahl lachte hierüber, und sagte: alles lauter Schertz. Mein Schatz weiß ja wohl, daß das Degenfeldische Fräulein von Jugend auf der Lateinischen Sprach sich beflissen, und zur Erlernung derselben viel Zeit angewendet, derowegen habe ich sie wollen prüfen, ob sie gnugsam bastant seye, mir, auf zugeschicktes Lateinisches Brieflein, in gemeldeter Sprache zu antworten, wel=

ches sie dann Schertz-weise geleistet; und das soll ein solch strenges Verbrechen seyn, welches das gute Fräulein mit ihrem Blut solte bezahlen. Nimmermehr soll dieses geschehen, und wir seynd entschlossen, sie wegen ihrer Unschuld zu secundiren. Wir wolten uns mit Ihro L. nicht lange herum zancken, sondern sprachen: Wir haben Schimpff und Ernst schon längst unterschieden, beliebt es aber meinem Schatz, völligen Beweißthum darzulegen, daß es Schertz seye, so will ich mich befriedigen lassen. Unser Herr Gemahl aber antwortet hierauf: was bedarfs lange viel Beweißthum? E. L. ist ein Weibs-Bild, und hat besser Ursach ihre Jungfrauschafft zu prüfen, als ich, welchem es gar nicht gebühret; aber ich sehe wohl, das fromme Fräulein hat alle Gnad und Huld bey euch verlohren, liegt derohalben mir ob, sie in Sicherheit zu bringen: Weil es aber sehr spät ist, wolle mein Schatz mich berichten, ob es Ihr beliebig sey, mich allhier zu entkleiden? Wir antworteten hierauff: es stehet in E. L. Gefallen, und ich befinde

mich Krafft einmahl gegebener Treu verbunden, Deroselben nicht zu widersprechen, welche letztere Wort Wir mit weinender Stimme ausgesprochen; aber Unser Herr Gemahl betheuerte, mit einem hertzlichen Umfahen, hoch und theuer, daß Er, ausserhalb gegen Wechselung etlicher Brieflein, nichts wieder Eheliche Pflicht gehandelt, versprach auch noch einmahl forthin nichts darwider zu handeln, wo wir anders Ihro L. mit gebührendem Gehorsam wieder begegnen würden; welches wir dann auch ebenmäßig versprochen, verhoffend, hinführo eine friedliche Ehe zu besitzen, welches vielleicht auch geschehen wäre, wo der leidige Teuffel nicht sein Unkraut eingesäet hätte. Dann nach 3. Tagen der Durchl. Fürst und Herr, Herr Marggraf Friedrich von Baden, wieder nachher seiner Residenz Durlach verreiset, und kam eben dazumahl ein Patent von Ihro Kayserl. Majest. Glorwürdigsten Herrn Vater Ferdinandus III. hochseligsten Andenkens, nachher Heidelberg, in welchem Unser Herr Gemahl auf den an-

gestellten Reichs-Tag nach Regensburg citiret worden, wohin Wir uns dann auff gesetzten Termin, neben unserm Gemahl, begeben. Was aber für einen grossen Schimpff Wir daselbsten von unserm Herrn Gemahl haben erdulden müssen, halten Wir vor unnöthig zu erzehlen, weiln Ihro Kayserl. Majest. das meiste mit eigenen Augen gesehen haben, welches uns dann verursachet, noch eine Zeitlang zu Regensburg zu verharren. Als wir aber nach Verfliessung etlicher wenig Wochen wiederum zu Heydelberg ankommen, und wir durch einen Edelmann, Nahmens Paul von Rammingen, unserm Herrn Gemahl freundlich andeuten lassen, daß Wir gesinnet seyn, Ihro L. zu begrüssen, sagte unser Herr Gemahl mit grossem Unwillen zu gemeldetem Edelmann: Sagt nur zu der kahlen Land-Gräfin, (also nennete uns seine L.) Ich möge mit keiner Landverderberin zu schaffen haben. Als uns nun solches ausgerichtet worden, haben Wir uns nicht erkühnen dürffen, seine L. anzureden, sondern sind schnurstracks, durch unsern

Neben=Saal, in unser Gemach gegangen. Wir kamen aber kaum dahin, da hatten sich schon 40. von der Schweitzer=Garde in unserm Vorgemach eingestellet, welche befehliget waren, uns zu verwahren, und nicht auszulassen, bis Ihro L. anderst hierinn würden gebiethen. Da musten wir erst mit grosser Betrübniß sehen, und erfahren, daß Wir, als eine gebohrne freye Fürstin, müssen eine Gefangene seyn. Wir wusten nicht, wie Wir unsere Sache solten angreiffen, dann unserm Herrn Bruder, dem Land=Grafen zu Hessen=Cassel, konnten Wir nicht schreiben, dann keine vertraute Person zu uns eingelassen wurde, welche Wir hätten können abfertigen. So hatten Wir auch nicht Gelegenheit, etwas durchzubringen, weilen unsere Bediente, so offt sie zu oder von uns gangen, allemahl von 3. Wachten durchsuchet worden; resolviren uns derowegen, an unsern Hn. Gemahl selbsten zu schreiben, und S. L. zu bitten, ob sie uns wolten der höchst=beschwerlichen Verhafftung entbinden: Setzten derowegen dieses

nachfolgende Schreiben auf, und schickten selbiges durch einen Edel-Knaben S. L. über die Tafel, folgenden Inhalts.

An meinen Hertzgeliebten und Hochgebietenden Herrn Gemahl, Herrn Carl Ludwigen.

Durchl. Fürst, lieber Herr, was für grosse Beschwerlichkeiten Ich von der allzugrossen Garnison, welche J. L. für mein Gemach zu legen Ihro haben gefallen lassen, Ich diese Zeit über ausgestanden, ist nicht zu beschreiben, welches mich dann verursachet, Ew. L. zu erinnern, Sie wollen mit mir armen Fürstin so verfahren, daß Sie es für GOtt und der gantzen Welt verantworten können. So stehet auch zu bedencken, ob es rühmlich seye, ein einiges schwaches Weibsbild mit 40. wohlbewehrten Hellepardirer zu bewachen, da doch 2. oder 3. solches genugsam verrichten könten. So will mir auch nicht einfallen, was ich möchte sträfliches be-

gangen haben, welches eines so harten Processus würdig wäre. Bitte derohalben Ew. L. um GOttes Willen, mich auf freyen Fuß zu stellen, und, wann ich etwas begangen, zuvor auch meine Verantwortung hören, dann ich diese Zeithero wegen ungestümmen Polterns und Rasseln der undiscreten Schweitzer nicht drey Stunde habe schlaffen können.

Ew. L. Getreue bis in den Tod,

Charlotta, Pfaltz-Gräfin, rc.

Nach Verlesung dieses Schreibens befahl Unser Herr Gemahl, man solle alle Schweitzer bis auff 4. wieder abführen, welches auch alsobald mit Unserm Vergnügen geschehen. Ihro. L. schickten Uns aber einen Brieff, folgenden Innhalts:

An Charlotten,

gebohrne Land-Gräfin zu Hessen.

Es nimmt mich sehr Wunder, wie Ihr so kühn seyn dürfft, erst von mir zu fragen, warum ich Euch verwahren lassen, da Ihr doch nicht leugnen könnet, daß ich Euch, als ich meine Reise von Regensburg nacher Heydelberg wiederum zurück setzte, ernstlich befehlen, mir den Tag hernach ohnfehlbar zu folgen, welches aber erst etzliche Wochen hernach geschehen, und unterdessen seynd solche Unkosten aufgangen, an welchem Unsere ohne das übel ruinirte Unterthanen eine gute Zeit werden zu dauen haben; So werdet ihr auch noch wohl wissen, wie ihr auf dem zu Regensburg gehaltenen Reichstage mich verschimpffet, und als ich euch, in meinem billig gefaßten Zorn, wegen begangener Leichtfertigkeit, und muthwilliger Entblössung Euers Leibes, in Gegenwart der allda versammleten Reichs-Ständen nur ein wenig gewehret, mir

gleich alle eheliche Beywohnung auf ein halb Jahr versagt, welches Verbrechen mich des ehelichen Bandes gantz entlediget, bin auch gäntzlich dahin resolviret, mich von euch völlig durch einen öffentlichen Actum scheiden zu lassen, welches Intent mich denn völlig bewogen, mich euer zu versichern, damit ihr nicht, als eine Flüchtige, durch Verhetzung eures Bruders und anderer Befreunden, mir und meinem Lande ein Unheil erwecket. Endlich verspreche ich euch durch meine Fürstliche Wort, wo ihr euch werdet still und eingezogen halten, und die Ehescheidung ohne einige Ausflucht bewilligen, so wollen wir euch nicht nur der gefänglichen Verhafftung entledigen, sondern auch solch Einkommen verordnen, mit welchem ihr euch recht Fürstlich und wohl erhalten könnet; hiermit eure endliche Erklärung erwartend,

C. L. Chur-Fürst.

Als uns solches Schreiben eingehändiget worden, wusten wir vor grosser Betrübniß nicht, wessen wir uns erklären solten, schickten doch endlich eine Adeliche Cammer-Jungfer, Nahmens Maria Magdalena von Helmstett, zu unserm Herrn Gemahl, mit gegebenem Befehl, Sr. L. anzudeuten, daß wir gesinnet wären, Sr. L. in allem ihrem Begehren zu contentiren, ausgenommen was die Ehescheidung belanget, dann dasselbe sey eine Gewissens-Sache, und würdig wohl zu bedenken, bäten derowegen uns ein wenig Bedenck-Zeit zu geben. Zwar wann es Ihr. L. belieben solte, aus eigener Macht eine Ehescheidung vorzunehmen, so wären wir zu schwach solche zu verhindern; Jedoch vermeynten wir, S. L. niemahls so grosse Ursach gegeben zu haben, uns gäntzlich zu verstossen. Die Cammer-Jungfer richtete solches aufs beste aus; unser Gemahl aber gab zur Antwort: Schöne Jungfer, sagt eurer Frau, wir sind nunmehr gesinnet ihr hinführo mehr Freyheit zu geben, und die vier Schweitzer vollends von ihrem Ge-

mach hinweg zu thun, es solle ihr auch erlaubet seyn hinunter in den Garten zu spatziren, wann es ihr gefällig, und solle sie sich zu mir versehen, daß ich schon Mittel finden werde, sie völlig zu befriedigen; allein sie solte sich nicht gelüsten lassen, ihrem Herrn Bruder und andern Freunden von unserm Vorhaben etwas zu schreiben, und die Ehescheidung solle sie auch eingeben, dann ich sey bedacht mich anderwärts zu verheyrathen. Die Jungfer brachte uns kaum die Antwort, da wurden die übrigen 4. Schweitzer schleunigst von unserm Gemach wieder abgeführet, und wir giengen selbigen Abend, frische Lufft zu schöpffen, in den Thier-Garten. Den Tag hernach fuhr unser Herr Gemahl nach Schwetzingen auf das Schloß; Abends aber um 5. Uhr kam zu uns der Wohlgebohrne Graf, Herr Johann Jacob von Eberstein, unser freundlicher vielgeliebter Herr Vetter, derselbige sagte uns, daß die von Degenfeld schon ein viertheil Jahr lang sich auf dem Schloß zu Schwetzingen aufgehalten, und, daß unser Herr Ge-

mahl sich Zeit unserer Abwesenheit alle Wochen dahin begeben, ja, er habe einen sonderlichen Weg machen lassen, daß er desto eiliger dahin kommen könte. Da sehen wir erst, wohin unser Gemahl bishero gezielet, wir beklagten unser Unglück mit vielem Weinen. Acht Tage hernach schickte uns unser Herr Gemahl ein Brieflein folgenden Inhalts.

An die Durchleuchtigste Fürstin und Frau, Frau Charlotta, Land-Gräfin von Hessen.

Durchleuchtigste Fürstin, Gn. Frau.

Ew. L. gebe ich mit wenigem zu verstehen, daß ich mich, abgeredter Ehescheidung gemäß, wiederum Ehelich eingegeben mit der Wohlgebohrnen Fräulein, Fräulein Maria Loysa von Degenfeld, Dornau und Neuhausen. Verhoffe also, Ihr. L. werden ihnen solches gefallen lassen, in Betrachtung, daß es nicht mehr

kan geändert werden; dann wir allbereit den würdigen, unsern lieben getreuen, Hiskias Eleazar Heyland, der Lutherischen Gemeinde unserer Stadt Heydelberg Predigern, zu uns abholen lassen, uns beyde Christlich zu copuliren. Weil ich aber wohl weiß, daß Eu. L. mit mir drey Fürstl. Kinder gezeuget, als gebühret mir die Tage ihres Lebens J. L. Fürstliche Tractation zu verschaffen, als kan Eu. L. das halbe Schloß zu Heydelberg hinführo nach ihrem Belieben Macht haben zu gebrauchen, und von dem Hoff-Schaffner so viel Geldes zu erheben, so viel ihr wird zu ihrem Unterhalt nöthig seyn: allein sie wolle sich mit meiner jetzigen Gemahlin vertragen, und ihr nichts Leyds zufügen, damit ich nicht verursachet werde, Eu. L. ungünstig zu werden. Verbleibe Eu. L. sonst biß in den Tod geneigt. Datum Schwetzingen, den 14. April, Anno 1657.

C. L. Chur-Fürst.

Wir antworteten hierauf.

Durchlauchtigster Chur-Fürst,

Gnädigster Herr.

Aus Eu. Durchl. Schreiben habe ich gnugsam und mit höchster Bestürtzung vernommen, daß Ihro Durchl. mich nunmehro gantz und gar verstossen, und nicht mehr gesinnet seyn, mich vor eine Gemahlin zu erkennen, welches, ob es mir zwar wehe thut, jedoch will ichs GOTT dem gerechten Richter befehlen, und werde mich forthin so wissen zu halten, als eine Wittib, deren Mann annoch bey Leben ist, und durch leichtfertige Verführung einer nichtswürdigen Metzen von seiner rechtmäßigen Gemahlin abgeleitet ist. Vor die gute Tractamenten, welche mir Ihro Durchl. verschaffet, thue ich mich höchlich bedancken, werde mich auch befleißigen, gegen Eu. Durchl. liebsten Concubine also zu verhalten, daß sie nicht wird Ursach haben über mich zu klagen. Sonsten ist ein Edelmann hier von Stut-

gard, mit sich bringend, daß innerhalb zehen Tagen der Durchl. Fürst Eberhard von Würtenberg, unser hertzvielgeliebter Herr Vetter und Bruder, sammt dero Gemahlin, Maria Dorothea Sophia, Gräfin von Oettingen, nach Heydelberg, uns zu besuchen, kommen werden. Wird also Ew. Durchl. anhero kommen, und Anstalt machen, daß sie recht Fürstl. accommodiret werden. Hiemit GOtt befohlen. Datum Heydelberg, den 15. April 1657.

Euer Durchl.

biß in den Tod getreue, anjetzo hochbekümmerte

Charlotta,
Rechtmäßige Chur-Fürstin.

Nach dreyen Tagen kam unser Herr Gemahl wieder zurück, und brachte die von Degenfeld, in Begleitung zehen neu geworbener Dragoner, mit sich. Da gieng uns erst ein rechter Stich ins Herz,

daß unsere gewesene Dienerin uns solte aus dem Sattel heben, und sich für jedermann als eine Chur-Fürstin praesentiren, und wir dörfften uns im geringsten nichts gegen sie verlauten lassen. Wir hielten unsere sondere Tafel, hielten besondere Diener, und besondere uns auf gerichtete Leib-Garde von 70. Curaßierern. Endlich gedachten wir unsern Ehgemahl noch zu erweichen. Wir liessen unsere beyde Kinder zu uns bringen, schmückten uns und dieselbe auf das beste, und warteten vor der Tafel-Stuben, biß unser Herr Gemahl vom Mittags-Mahl auffstund und heraus kam. Da thaten wir, sammt unsern geliebten Kindern, vor Ihro Durchl. einen Fußfall, nochmahls bittend, Ihro Durchl. wolten sich doch erweichen lassen, es möchten sonst Ihro herzliebe Kinder vor Bastarden gehalten werden, wann Ihro Durchl. uns für keine rechtmäßige Gemahlin halten wolten. Unsere Kinder weineten überlaut, wie auch das umstehende Hof-Gesind, daß es einen Stein hätte sollen erbarmen.

Unser Herr Gemahl ließ uns so knien, stund in vollen Gedanken, und wuste nicht alsobald sich zu erklären, Ihro Durchl. Augen waren voll Wassers. Unterdessen kam die von Degenfeld daher gegangen, und sahe uns also knien, sprach derohalben in Italiänischer Sprach also zu unserm Gemahl: Signor Elettore servate vostra parola. Auf solche Wort schlug unser Gemahl die Hände über sein Haupt zusammen und gieng seufftzend hinweg. Wir aber konnten solche Unbilligkeit nicht länger ansehen, sondern liessen hin in unser Gemach, und langten eine geladene Pistol, willens der von Degenfeld, als einer gottlosen und unzüchtigen Ehestöhrerin, eine Kugel durch dero leichtfertiges Hertz zu jagen; Aber, als wir dorthin kamen, wurde uns die Pistol von dem Wohlgebohrnen Grafen, Herrn Wolff Julio von Hohenlohe, abgenommen, und zu einem Fenster heraus abgeschossen. Unser Herr Gemahl aber, solchen Schuß hörend, lieff eilends heraus aus dem Gemach, und fragte wer geschossen hätte.

Wir antworteten: Ach lieber Gemahl, wir habens gethan, willens Ihro Chur-Fürstl. Durchl. an diesem Unthier zu rächen! Unser Herr Gemahl aber sagte, Charlotta, Charlotta, lasset dieses unterwegen, wann ihr nicht alsobald von mir wolt abgeschaffet werden. Wir aber giengen hinweg ohne einige gegebene Antwort. Vier Tage kam hernach ein Postillion mit Bericht, daß Ihro Fürstl. Durchl. von Würtenberg innerhalb zwey Stunden würde ankommen, worauff unser Herr Gemahl zu uns schickte, und andeutete: Seine Durchl. würde mit der von Degenfeld dem Herrn Bruder, gemeldtem Hertzog, entgegen fahren, welches auch geschehen. Man brachte drey Tage in aller Kurtzweil zu, gemeldtem Hertzog zu Ehren; wir aber waren als eine gantz Verlassene, und wurden nicht einmahl zur Tafel gebeten, ob auch schon unser vielgeliebter Herr Bruder, Hertzog Eberhard und dessen Gemahlin darvor baten. Endlich liessen wir auch eine Mahlzeit bereiten in unserm Gemach, und liessen bey-

de anwesende Personen, auch unsern Herrn Gemahl und unsern ältesten Printzen, Herrn Carolum, darzu beruffen. Sie erschienen alle, ausgenommen unser Herr Gemahl, welcher zwar, auf Vorbitt unsers Herrn Bruders, des Hertzogen von Würtenberg, schon eingewilliget hatte sich einzustellen; Aber Se. Durchl. wurde von der von Degenfeld abwendig gemacht, welche Ihro Durchl. hart mit Worten zugesetzt, wie wir hernach erfahren. Dann wo Ihro Durchl. würde zu uns kommen, wolte sie dieselbe nicht mehr an ihre Seite kommen lassen. Unser Herr Gemahl sprach zu unserm Printzen Carolo, gehe hin und hilff deiner Frau Mutter ihren Gästen zusprechen, und sprich zu ihr von meinetwegen, ich wäre von übler Leibes-Constitution dismahl verhindert, sie zu besuchen, es könte aber mit GOttes Schickung auf eine andere Zeit geschehen. Wir beredeten uns Zeit währender Mahlzeit mit beyden Fürstl. Personen, wie doch unsere Sache anzugreiffen sey? Ihro Fürstl. Durchl. der Her-

tzog mißriethen uns, etwas wider die Person der von Degenfeld vorzunehmen, sintemahl wir nur Ubel ärger machen würden. Unser Herr Bruder, Hertzog Eberhard, versprach uns bey der Hand, Ihro Fürstl. Durchl. wolten sich ehist dahin bemühen, uns mit unserm Herrn Gemahl zu reconciliiren, insonderheit wolten Ihro Fürstl. Durchl. nach dero Heimkunft, alsobald an ihren Vasall, Hartenius von Degenfeld, gemeldter Maitressen Bruder, sehr ernstlich schreiben, mit Befehl, seine Schwester alsobald zurück nacher Hauß zu fordern, im widrigen Fall wolten sie ihr Lehn wieder zu sich nehmen, und einem andern conferiren. Unterdessen solten wir an Ihro Kayserl. Majest suppliciren, ob dieselbe allergnädigst geruhen wolten, durch allergnädigste Interposition unsere Sachen wieder zu vereinigen. Zu welchem Ende wir dann Ihro Kayserl. Majest. hiemit alle Acta, was sich Zeithero zwischen uns zugetragen, unterthänigst berichten wollen, damit Dieselbe nach Dero hohen Verstand desto besser hier=

über möchten erkennen; haben auch nicht unterlassen können, noch dieses hinzu zu setzen, daß wir unsern Herrn Gemahl diese drey Jahr weder mit Worten noch mit Werken beleidiget, und wir hoffen, Seine Chur-Fürstl. Durchl. werde eine solche Intercession wohl beherzigen, und uns, als eine bedrängte hochbetrübte Fürstin, noch einmahl wieder begnadigen, und nicht gar in solchem schweren Creutz versinken lassen. Bitte derohalben nochmahls Ihro Kayserl. Majest. in allerunterthänigster Demuth, Dieselben wollen doch durch ihre hochanschnliche Vorbitte die Sachen dahin helffen schlichten, daß, auf angestellten Convents-Tag zu Durlach, etwas wichtiges möge ausgerichtet werden, welches dann sehr könte befördert werden von Ihro Kayserl. Majest. wann sie sich gefallen liessen, einen Legatum cum plenipotentiâ tractandi dahin zu schicken, vor welches wir unterthänigst erbieten, GOtt den Allmächtigen inbrünstig anzuruffen, daß er Ihro Kayserl. Majest. beständige Gesundheit, langes Leben, auch

glückliche Regierung, und erwünschten Sieg wider Dero Feinde, und alles Wohlergehen verleihen wolle. Datum Heidelberg, den 26. Jul. Anno 1661.

Sr. Kayserl. Majest.

Allerunterthänigst = und gehorsamste Dienerin

Charlotta, Pfalz-Gräfin bey Rhein,

gebohrne Land = Gräfin in Hessen.

Das Ansuchen der Kurfürstinn war umsonst. Der kaiserliche Hof fand nicht für gut, sich in die Familienangelegenheiten Ludwigs zu mischen. Im Jahr 1662 kam endlich, durch die Vermittlung des Kurfürsten von Brandenburg ein Vergleich zwischen Carl Ludwig und seiner Gemahlinn zu Stande, nach welchem ihr ein jährlicher Unterhalt von 8000 Thaler festgesetzt wurde, mit der Freiheit ihn zu verzehren, wo sie wollte. Die Kurfürstinn begab sich hierauf nach Cassel.

Froh und glücklich lebte Ludwig mit seiner geliebten Luise, und 13 Kinder *) waren die Früchte ihrer liebreichen Verbindung. Er fuhr fort der Vater seiner Unterthanen zu seyn. Die verarmte Pfalz wuchs unter seiner Regierung zu einem blühenden Lande wieder empor, und ungeachtet äußere Unruhen mehrmals den Frieden seiner Länder störten, so war er doch mit rastlosem Eifer bemüht, ihn wieder herzustellen und zu bevestigen.

Im Jahre 1677 ward ihm Luise, bei ihrer 14ten Schwangerschaft entrissen. Er glaubte eine Person, der er das ganze Glück seines Lebens zu verdanken hatte, selbst im Tode nicht genug ehren zu können, und stiftete daher zu ihrem Andenken die Concordienkirche zu Friedrichsburg **), in wel-

*) Die Kinder von der Baroneß Degenfeld, erhielten den Titel Raugrafen und Raugräfinnen von der Pfalz.

**) Die Franzosen, die schon manches Herrliche auf deutschem Grund und Boden verwüstet haben, zerstörten auch dieses prächtige Gebäude. J. J. 1689.

cher alle drei Religionspartheien in brüderlicher Eintracht Gottesdienst hielten. In dieser Kirche ward Luise beerdigt; Ferner ließ der Kurfürst zu ihrem Gedächtniße eine Münze prägen, auf deren Avers ihr Bildniß steht mit der Umschrift:

> Ludovica Raugravia Palatina, Electoris Palatini Dilecta, Nata Libera Baronissa A Degenfeld.*)

Auf der andern Seite steht eine weibliche Figur im römischen Kostüm, sie hält in der Linken einen mit Schlangen umwundenen Stab, und gießt mit der Rechten eine Schaale ins Feuer. Die Unterschrift ist Aeternitati.

Kurfürst Carl Ludwig, überlebte seine geliebte Degenfeldin nur wenige Jahre. Er starb am 28sten August 1680.

*) Luise Raugräfinn von der Pfalz, die Geliebte des Kurfürsten von der Pfalz, gebohrne freie Baronin von Degenfeld.

August Mahlmann.

III.

Vergleichung der Lustbarkeiten des Mittelalters mit den gegenwärtigen in besonderer Hinsicht auf Deutschland.

von

D. Christian Ernst Weiße.

Vergleichung der Lustbarkeiten des Mittelalters mit den gegenwärtigen, in besondrer Hinsicht auf Deutschland.

Nur wenige Gegenstände stehen mit dem Charakter einzelner Menschen und ganzer Völker in so genauer Verbindung, als ihre Vergnügungen und Lustbarkeiten, weil sie nicht blos aus ihren herrschenden Neigungen und Leidenschaften entspringen, sondern auch auf diese selbst mit der größten Stärke wieder zurückwirken. Am einleuchtendsten und fruchtbarsten wird diese Bemerkung durch die Vergleichung derjenigen Vergnügungen, an welchen sich dasselbige Volk zu verschiedenen Zeiten ergötz-

te, weil uns eine jede Verschiedenheit desto mehr in die Augen fällt, und daher auch größre Aufmerksamkeit von unsrer Seite veranlaßt, wenn wir sie an dem nehmlichen Subjekte bemerken, oder doch wenigstens zu bemerken scheinen. — Gegenwärtiger Aufsatz soll eine kurze Vergleichung der Lustbarkeiten unsrer Vorfahren mit den gegenwärtigen, nach einem vierfachen Gesichtspunkte enthalten: 1) nach ihrer Veranlassung, 2) nach dem Betragen der theilnehmenden Personen, 3) nach ihrer Beschaffenheit und endlich 4) nach dem Aufwande den sie verursachen.

Was den ersten betrift, so wird ein jeder aufmerksame Beobachter leicht gewahr werden, daß die meisten Lustbarkeiten im Mittelalter nur bey feierlichen Veranlassungen und Gelegenheiten gehalten wurden, da sie im Gegentheil gegenwärtig mehr zu der gewöhnlichen Tagesordnung gehören. Die vorzüglichste Ursache dieser Verschiedenheit liegt unstreitig darinne, daß ehedem die

Klasse der **blos geniessenden** Staatsbewohner weit geringer war, als in unsern Zeiten, indem man theils bei der geringern Masse des Geldes und bei der Strenge der Kirchengesetze gegen den Wucher — unter welchem man eine jede Ausleihung des Geldes auf Zinsen verstand — von eigentlichen Capitalisten wenig oder nichts wußte, theils auch eben so wenig müssige Hofleute kannte, und solche Staatsbediente, die mehr den Schein als der That nach ein Amt bekleiden. Daß aber diese Personen zuerst suchten in ihren einförmigen, durch keine Geschäfte veränderten Lebenskreis mehr Abwechslung zu bringen, bedarf wohl keines Beweises. — Auch bedrohten ferner die in dem Mittelalter durch die finstre Mönchsmoral erzeugten religiösen Grundsätze von der Verdienstlichkeit aller Enthaltungen und Kasteyungen, täglich widerkehrende Lustbarkeiten, als sündliche Ergötzungen des Fleisches mit der ewigen Verdammniß, und vielleicht kam noch zu diesen Gründen auch der Umstand hinzu, daß die Vergnügun-

gen des Mittelalters größtentheils einförmiger waren, als die gegenwärtigen und daher durch öftere Wiederholung ihren Reiz gänzlich verlohren hätten. Es läßt sich daher sehr leicht erklären, daß die meisten Lustbarkeiten nur bey politischen, religiösen oder häuslichen Festen gewöhnlich waren. Zu der ersten Klasse gehörten alle feierliche Versammlungen, welche die Staats- und Lehnsverfassung der damaligen Zeit veranlaßte, als z. B. Reich- und Landtäge, Fürsten- und Manngerichte. Besonders aber verdienen in dieser Rücksicht die sogenannten Hoftäge bemerkt zu werden, auf welchen sich der Regent umgeben, von seinem durch die Ministerialen ¹) gebildeten Hofstaat im fürstlichen Gepränge zeigte, da er ausserdem mehr auf dem Fuß eines Privatmannes, als eines Fürsten lebte. Oft erschien bey dergleichen Hoftägen der Adel verschiedener Provinzen. So wird

1) So wurden diejenigen Vasallen genannt die ihrem Lehnsherrn zu Hofdiensten verpflichtet waren.

z. B. von einem Landgrafen von Thüringen erzählt [1]): „Es machte der Fürst eynen großen Hof zu Merseburg, und liß vilen Herren schriben, die quamen auch dar uß Sassen, uß Mißen, uß der Margk, uß dem Oisterlande, uß dem Fovdlande, uß Franken, uß Hessen, und uß Doringen!“ Mit der größten Pracht wurden sie natürlich von dem Kaiser gehalten [2]), dessen Ministerialen selbst größtentheils zu dem Fürstenstande gehörten. Noch häufiger wurden die Lustbarkeiten des Mittelalters durch kirchliche Feste veranlaßt. Besonders zeichnete sich in dieser Rücksicht schon in den ältern Zeiten das Weihnachts- oder Neujahrsfest aus, wobey man sich solchen Vergnügun-

1) s. die Thüringische Chronik in Schmincka Monumentis Hassiacis T. 2. p. 25/.

2.) So erzählen z. B. die Gesta Balduini L. II. C. 3 ad A. 1309: daß Kaiser Heinrich VII. ein Hoflager zu Kölln hielt, wo Bälle, Spiele und Vergnügungen jeder Art auf einander folgten.

gen überließ, die viel Aehnlichkeit mit den Römischen Saturnalien hatten und wahrscheinlich auch aus diesen entstanden waren [1]). In der Folge wurden auch die nächsten Wochen und Tage [2]), vor der Fasten, durch ähnliche Lustbarkeiten gefeiert, weil man glaubte, daß die dabey verübten Ausschweifungen am Besten durch strenge Lebensart der folgenden Tage gebüßt werden könnten [3]). Noch jetzt ist hiervon die Carnevalszeit übrig, so wie auch noch das Martinsfest, das gegenwärtig

1) Eine merkwürdige Nachricht von den Mummereyen, die zu dieser Zeit schon unter den ersten Christen getrieben wurden, findet man in den Actis Sanctorum T. 1. p. 3.

2) Besonders berüchtigt war in dieser Rücksicht der Montag in der Fastnachtswoche welcher daher der geile Montag, der Narren Kirchweih und der Fraß Montag genannt wurde. s. Haltaus Calendarium medii aevi p. 53.

3) Haltaus p. 47.

eben so wie in dem Mittelalter an den meisten Orten begangen wird. Denn schon damals war es üblich, wie uns eine alte Chronik *) erzählt. „Zum Gedächtniß St. Martini in Deutschland mit fröhlichem Gemüthe S. Mertens Nacht zu begehen, die Mertens Gans zu essen, und mit Nachbarn und dem Haußgesinde fröhlich zu seyn, gleich als wenn aller Dinge Ueberfluß mit St. Martin den armen Patron vorhanden sey.“ Sonderbar scheint es in der That, daß von jeher das Fest eines Heiligen besonders durch eine Gans gefeiert wurde, es soll sich aber dieser Gebrauch auf die Sage gründen, daß er von diesen Thieren verrathen wurde, als er sich in der Absicht verborgen hatte, um der Bischöflichen Würde zu entgehen.

Außer den allgemeinen Festen in der Christlichen Kirche gab es auch noch viele, die von einzelnen Oertern oder von gewissen geistlichen Gesellschaften gefeiert wurden. Besonders zeichneten sich in dieser Rücksicht die Kaland Brüderschaften

*) l. c. p. 157.

aus, die alle Monathe, große Schmausfereyen anstellten, die sogar den Nahmen der Freß-Gäste erhielten, daher auch bisweilen das Wort Kaland einen großen Schmauß und Kalendern so viel, wie Fressen und Saufen bedeutete [1].

Außer diesen politischen und religiösen Festen wurden auch sehr viele Lustbarkeiten des Mittelalters durch häusliche Vorfälle in vornehmen Familien besonders durch Hochzeiten, Kindtaufen, ja selbst durch Leichenbegängnisse veranlaßt, bey welchen sich das Volk an großen Aufzügen und sonderbaren Mummereyen [2] ergötzte. Alle diese häuslichen Feste aber zeichneten sich durch einen großen Zusammenfluß von Gästen aus, der sich freilich nach Stand und Vermögen des Wirthes richtete, mit dem

1) s. Christ. Gotth. Blumenbergs kurze Abbildung des Kalandes (Chemnitz 1721) S. 14.

2) Ein Ueberbleibsel hiervon sind eine Art Masken oder Liripipien die man noch bey fürstlichen Leichenbegängnissen dieses Jahrhunderts findet.

aber der gegenwärtige auf keine Weise verglichen werden darf. So wird uns von der Hochzeit des Herzogs George von Bayern Landeshuth mit einer Pohlnischen Prinzessinn Hedwig (1475) erzählt, daß die anwesenden Gäste siebentehalb tausend Pferde mitgebracht hätten, woraus man auch die Anzahl von jenen ungefähr beurtheilen kann [1]. Eine noch größere Menge findet man bey der Vermählung des Churfürsten Johann des Beständigen von Sachsen, mit der Prinzessin Sophie von Mecklenburg, die zu Torgau in dem J. 1500 gefeiert wurde. Es werden nehmlich 11000 Personen angegeben, die täglich sollen bey Hofe gespeist haben, und unter diesen dreyzehn fürstliche Mannspersonen, zehn Aebte, drey und zwanzig Pröbste und Prälaten, zwey und zwanzig Grafen und eben so viel Freyherren; sechs Fürstinnen, zehn Gräfinnen und sechs Freyfrauen [2]. —

1) s. Schmids Geschichte der Deutschen Th. 4. S. 474.

2) Müllers Sächsische Annalen S. 59.

Außer Deutschland gab es wohl auch in dem Mittelalter mehrere Fürsten und Barone, welche ihren Reichthum zur beständigen Ausübung einer allgemeinen Gastfreyheit anwendeten [1]), wozu besonders die irrende Ritterschaft einen sehr natürlichen Anlaß geben konnte; in unserm Vaterlande aber, wo letztere nicht viel Glück gemacht zu haben scheint, und wo sich auch damals der Luxus weniger als in einigen andern Europäischen Staaten, besonders in Frankreich und England verbreitet hatte, scheint man nur bey den bemerkten außerordentlichen Gelegenheiten offne Tafel gehalten zu haben. Solches geschah z. B. auf dem Reichstage zu Frankfurth 1397 von Herzog Leopold von Oestreich, von welchem eine Chronik des

1) So bestand das Haus des Grafen von Northumberland aus 166 Köpfen, man ließ aber täglich für 223 zurichten, weil man voraussetzte, daß stets 57 Gäste da seyn würden. s. Meiners historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen des Mittelalters mit denen unsers Jahrhunderts Th. 2. S. 155.

Mittelalters ¹) erzählt: „Der lag da mit großer Herrlichkeit also, daß er thäte rufen, wer da wollte essen, trinken, und seinen Pferden Futter haben, um Gott und Ehre, der sollte kommen zu seinem Hof."

Die größre Seltenheit der Vergnügungen in dem Mittelalter hatte natürlich auf den Nationalcharakter einen wichtigen Einfluß. Daß hierdurch Häuslichkeit und andere damit verbundne Tugenden befördert wurden, sieht man bey dem ersten Anblick; besonders aber mußte dieses bey dem schönen Geschlechte der Fall seyn, welches durch seine Geschäfte in den engen Kreis seiner Familie gebannt ist, und von diesen blos durch Vergnügungen und Lustbarkeiten losgerissen werden kann. Freilich war daher in den damaligen Zeiten das Leben einer deutschen Hausfrau, selbst aus den vornehmen Ständen, ziemlich einförmig; sie trug Sorge für ihre Kinder, versah Küche, Keller und Ställe, spann und wirkte mit ihren Mägden, und

1) Limburgische Chronick S. 125.

nur selten besuchte sie eine Freundin [1]): ob sie aber nicht auf der andern Seite das an Liebe und Zärtlichkeit ihres Gatten gewann, was sie an Mannichfaltigkeit der Vergnügungen einbüßte, dürfte wohl kaum problematisch seyn, da zumal auch die Männer durch den Mangel beständiger Lustbarkeiten mehr auf ihren Familienkreis eingeschränkt wurden, und nur etwa des Abends einige Stunden in Trinkstuben und Schenken des Zechens wegen, mit einander zusammenkamen. Auf der andern Seite aber wirkte die größere Seltenheit der Lustbarkeiten in Verbindung mit andern Umständen besonders der allgemeinen Rohheit der Nation auch auf das gesellige Betragen bey den Lustbarkeiten selbst, welches der zweyte Gesichtspunct ist, aus welchem wir die Vergnügungen des Mittelalters mit den unsrigen vergleichen wollen. So wurde

1) s. von Stetten Geschichte von Augsburg S. 35. wo man viele interessante Bemerkungen über die Sitten des Mittelalters findet.

durch die größre Absonderung beyder Geschlechter größre Steifigkeit und oft auch Ungeschliffenheit im geselligen Umgange veranlaßt. Sehr richtig bemerkt daher ein Kenner von den Sitten jenes Zeitalters [1]), daß man in Deutschland vergebens die feine Galanterie suchen würde, wodurch sich der Adel in Frankreich auszeichnete, und daß die französischen Ritter mit den deutschen einen sonderbaren Contrast machen mußten, wenn sie beym Rittergelage in Gesellschaft mit einander erschienen. Jene artig und gefällig, verbindlich gegen das Frauenzimmer mit Weltkenntniß und Galanterie ausgeschmückt, diese im Gegentheil steif und unbehülflich, hinter den alten Mauern eines düstern Bergschlosses, im Pferdestalle und in dicken Wäldern aufgewachsen, ohne Kenntniß des Hofs und der feinen Welt, nur zu rauhen und harten Beschäftigungen gewöhnt, plump

1) Klüber in der Vorerinnerung zu seiner Uebersetzung von St. Palaye über das Ritterwesen des Mittelalters S. 29.

im Umgange, platt im Scherze, auf Stelzen gegen das schöne Geschlecht, unempfindlich gegen sanftes Vergnügen und Empfinden. Belege zu dieser Behauptung findet man besonders in der Geschichte der deutschen Turniere, wobey sich die deutschen Ritter von jeher durch ein steifes Ceremoniel auszeichneten. So erwiederte unter andern ein deutscher Ritter den Dank, den er aus den Händen einer Hochadlichen Schönen erhalten hatte, durch folgende Anrede [1]: „Ich nehme denselben mit unterthänigster Ehrerbietung an, damit mir solche hohe Gnade nicht allein eine Anreizung sey, mich künftig in dergleichen Ritterspiel gegen jedermänniglich Standes und Gebühr nach, rechtschaffen zu verhalten, zu vertheidigen und gebrauchen zu lassen, sondern da ich auch Ihro Gnaden gehorsame Dienste benebst gebührender Ehrerbietung wieder erzeigen kann, so will ich mich allezeit ganz willig und bereit hierzu erfinden lassen."

1) Schubart de ludis equestribus p. 145.

Eine andre Probe von der wenigen Geselligkeit und Galanterie, die in Deutschland bey öffentlichen Lustbarkeiten Statt fand, liefert uns die Hochzeitgeschichte des damaligen Grafen und nachherigen Herzogs Eberhard von Würtenberg [1]). Hier wurden nehmlich die Frauenzimmer an besondere Tafeln gesetzt, auf welche nur die Hälfte von denjenigen Speisen gesetzt wurde, die man für die Männer auftrug; auch sah man es als das größte Ehrengeschenk zur Hochzeit an, wenn einer auf das Wohl des neuen Brautpaars einen Becher ausleerte, der beynahe einen Viertelcentner schwer war."

Noch war es endlich eine natürliche Folge von der größern Seltenheit der Lustbarkeiten und der geringern Ausbildung aller geselligen Tugenden, daß jene mit einer noch größern Zügellosigkeit verbunden waren, als gegenwärtig. Hauptsächlich war dieses der Fall bey den

1) Spittlers Geschichte Würtenbergs S. 69.

geistlichen Festen, an welchen auch der niedrigste Pöbel Antheil nahm. Eine merkwürdige Nachricht hiervon giebt uns ein Schriftsteller des Mittelalters Nicolaus von Clemangis [1]). „An gewöhnlichen Tagen (sagt er) enthalten sich die Menschen von Eitelkeit, Muthwillen und andern Lastern. Sie trinken nicht, sie spielen nicht, sie zanken nicht, sondern ein jeder arbeitet, und die Arbeit erhält sie nüchtern, sparsam, friedfertig und bescheiden. Sobald hingegen ein Festtag einfällt, so stürzen sich die Christen in alle böse Lüste und Laster so sehr hinein, daß Heiden die Zeugen von ihren Unordnungen wären, nothwendig glauben müßten, daß man Feste der Venus und des Bacchus, oder des Mars und der Bellona feyere. Dies Unwesen fängt schon in den

1) De novis celebritatibus non instituendis pag. 147. Man vergleiche Meiners historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen des Mittelalters mit denen unsers Jahrhunderts B. 2. S. 241.

Vigilien an, welche die ersten Christen im Gebet und Fasten zubrachten um sich dadurch zu dem bevorstehenden Feste vorzubereiten, und die bald so ausarteten, daß man an diesen fast noch größre Gräuel als an den Festen selbst treibt. Die meisten bringen die Vigilien mit unzüchtigen Tänzen und Gesängen in den Kirchen zu. Andre spielen unter beständigen Flüchen und Gotteslästerungen in Karten oder Würfeln, und was das schrecklichste ist, die meisten Priester geben ihrer Gemeinden mit bösem Beyspiele vor. Die Feste selbst feyert der große Haufe nicht in der Kirche oder in Andachts- und Tugendübungen, sondern in der Schenke. Hier saufen, schwelgen, spielen und schlagen sie sich von frühen Morgen bis in die späte Nacht und verprassen an einem Tage, wovon sie selbst und ihre hungerleidenden Weiber und Kinder eine ganze Woche und noch länger hätten leben können. In den Städten sowohl als in den Dörfern erschallen Straßen, Plätze und Häuser vom Geräusch und Geschrey der

Tanzenden und Singenden und von der Musik, womit Tanz und Gesang begleitet wird. An solchen Festen ziehen die lüderlichen Weibspersonen nicht blos von einer Stadt in die andre, sondern von den benachbarten Städten auf die Flecken und Dörfer, um die jungen Bauern zu verführen."

Daß selbst die Geistlichkeit sich an dergleichen Festtagen den gröbsten Ausschweifungen überließ, wird von mehreren Schriftstellern des Mittelalters ausdrücklich bestätigt [1]; Besonders aber geschah dieses am Sonntage Estomihi, der deswegen der Herren- oder Pfaffen-Fastnachten genannt wurde [2]. Auch Aebtissinnen und Nonnen trieben zu dieser Zeit

1) Noch 1521 beklagte sich der Bischof Conrad von Würzburg darüber: daß die meisten Mitglieder des geistlichen Standes an Festtagen mehr ihren Lüsten als dem wahren Gott opferten, sich auf Weitkämpfe im Saufen herausfoderten u. s. w. Meiners B. 1. S. 335.

2) Haltaus p. 48.

die gröbsten Ausschweifungen; so wird von der Aebtissin zu Frauenmünster in Zürch erzählt: „Daß sie 1433 mit einem gewissen Herrn Friedrich von Henen des Nachts vermummt mit ziemlichen Unwesen herumgelaufen seyn [1]). Selbst bey den heiligsten Verrichtungen wurden an dergleichen Tagen gotteslästerliche Schwänke vorgenommen, welche durch die strengsten Gesetze nicht konnten verhindert werden [2]).

Nicht selten aber entstanden aus den Ausschweifungen, die bey diesen Lustbarkeiten getrieben wurden, die traurigsten Folgen, da sich zumal die Polizey gewöhnlich ganz unthätig dabey verhielt. Unter vielen Beyspielen will ich nur eins aus der Geschichte der Stadt Leipzig ausheben. Hier war es zur Fastnachtszeit gewöhnlich, daß junge lustige Bursche einen Pflug in der Stadt herumführten, um die Jungfrauen daran zu spannen, die

1) Hottingers Helvet. Kirchengesch. Th. 2. S. 696.

2) Meiners B. 1. S. 333.

ihnen begegneten. Bisweilen aber wehrten sich diese mit Messern und andern Waffen und tödteten sogar ihre Verfolger [1]).

Der dritte und wichtigste Gesichtspunkt, aus welchem man die Lustbarkeiten des Mittelalters mit den gegenwärtigen vergleichen kann, ist ihre verschiedene Beschaffenheit selbst. Diese Verschiedenheit aber zeigt sich theils darinne, daß diejenigen Lustbarkeiten, die unser Zeitalter noch mit dem Mittelalter gemein hat, eine veränderte Gestalt und größre Ausbildung erhalten haben, theils auch insofern, als verschiedene durch den eigenthümlichen Geist des Mittelalters erzeugte Vergnügungen entweder ganz verschwunden sind, oder wenigstens sehr viel von ihrem ehemaligen Reiz verloren haben. Zu der ersten Klasse gehören Gastmähler, die bey den meisten Völkern gewöhnlich sind, wenn sie sich gleich nur noch auf der ersten Stufe der Kultur befinden.

[1]) Peiferi Lipsia p. 253 seq.

Wie sehr unsre Vorfahren dieses Vergnügen liebten, kann man schon daraus schließen, daß ohne dasselbe nicht leicht irgend eine Feierlichkeit vollbracht wurde, welche Sitte sich zum Theil noch bis auf unsre Zeiten erhalten hat. Vorzüglich aber zeigt sich darinne der Unterschied zwischen den Gastmählern des Mittelalters und den gegenwärtigen, daß man dabey weniger auf die Güte und Mannichfaltigkeit der Speisen, als auf den Ueberfluß derselben Rücksicht nahm. Die gewöhnlichsten Nahrungsmittel selbst in den Städten, waren gesalzene und geräucherte Fische, Fleisch, harte Hülsenfrüchte, unverdauliche Mehlspeisen und einige Kohlarten [1]). Zu den Zeiten des Aeneas Sylvius, der im 15ten Jahrhunderte lebte, waren zwar schon die Tafeln der deutschen Fürsten mit allen Arten von Leckereyen besetzt; allein die Hofbedienten mußten sich mit schwarzem Brod, faulen oder stinkenden Fischen, zähem Kuh-

1) Meiners Th. 2. S. 28

oder Ziegen- oder gar Bärenfleisch, und mit fast ungenießbaren Hülsenfrüchten begnügen. Auch die Bereitung stärkender Getränke hat sich wenigstens in den letzten Jahrhunderten eben so sehr gebessert, als die Bereitung der Speisen[1]). Besonders waren die Tischweine in dem Mittelalter weit schlechter als gegenwärtig, und in vielen Gegenden Deutschlands wurde Wein erbaut, von welchen wir jetzt allgemein glauben, daß sie nicht einmal gute reife Trauben hervorbringen können. So war z. B. in der Mark Brandenburg der Weinbau so stark, daß man eine große Menge einheimischen Weins nach Pommern und andern Gegenden ausführte.

Ob aber gleich die Nahrungsmittel und Getränke in dem Mittelalter weit schlechter waren als gegenwärtig, so wurden sie doch in weit größerer Menge genossen, so daß gewöhnlich eine allgemeine Berauschung das Ende der glänzendsten Feste des Mittelalters war. Selbst die

1) Meiners a. a. O. S. 202.

Reichsgesetze suchten diesem Uebel unter der Regierung Kaiser Maximilians, der für ein Wunder der Mäßigkeit gehalten wurde, vorzubeugen. Sie mußten aber der Völlerey, besonders im nördlichen Deutschland so viel nachgeben, daß sie einen Unterschied zwischen den alten und neuen Trinkländern machten [1]), und nur in diesen das Saufen bey harten Strafen verboten, in jenen aber, wo das Zutrinken von Alters hergebracht wäre, blos die Obrigkeiten ermahnten, diese Sitte allmählig abzustellen. Dieser Unterschied veranlaßte den berühmten Hans von Schwarzenberg, die Stände der Hölle in einem Sendbriefe an die Zutrinker der neuen Trinklande sagen zu lassen: „Sie sollten deßhalb in keiner Verlegenheit seyn, denn es sey nicht um lange zu thun, daß die Alten absterben und die Jungen in dem angefangenen Zutrinken erwachsen würden, alsdann würden alle Menschen gedachter Lande, das Zutrinken mit nicht

1) Schmids Geschichte der Deutschen a. a. O. B. 4. S. 469.

weniger Gewalt und Ernst handhaben, als in den alten Trinklanden geschehe.“

Derselbige Schwarzenberg legte auch seinen Teufeln folgende Gründe in den Mund, um das Zutrinken zu entschuldigen. „Was den Kaiser angehe, sey es ihrer Majestät nicht Ernst gewesen, das Zutrinken abzustellen, als sich daraus erfinde, daß seine Gewaltigste am Hofe ebenfalls zutränken. Höchstens wenn alle andere seine Gebote und Ordnungen vollstreckt würden, alsdenn sey es Zeit genug dies auch zu halten. Der Adel müsse es auch nicht so weit kommen lassen, daß ihm der Kaiser und die Fürsten das Zutrinken wehrten, indem sie sich sonst andrer Dinge gegen ihn anmaßen möchten, die ihm noch beschwerlicher fallen könnten, als das Zutrinken aufzugeben. Auch finde man in den Trinkländern gewöhnlich fromme, wahrhafte, kühne, getreue, beständige, harte, männlich streitbare Leute, hingegen in den Landen, wo die Einwohner alle ihre Sache auf Mäßigkeit, und subtile Weisheit setzten, finde man die größten

schändlichsten Laster, als Unkenschheit wider die Natur, Meuterey, Vergeben, Verrätherey, Zagheit u. s. w. Wie wenig übrigens Satyren und Gesetze im Stande waren die Lieblingsneigung der Nation zur Völlerey zu unterdrücken, kann man daraus schliessen: daß sich noch auf dem Reichstage zu Worms viele Grafen und Herren zu Tode tranken [1]).

Auch die Musik gehört zu den gemeinschaftlichen Vergnügungen der mittlern Zeiten und der unsrigen, und die Achtung, die man ihr erwieß, war nicht geringer als gegenwärtig, indem man sie zu den sogenannten freyen Künsten rechnete, und daher nicht nur auf Schulen lehrte, sondern auch in verschiednen Büchern wissenschaftlich behandelte [2]). Dessenungeachtet waren die Fortschritte, welche die Deutschen in dieser Kunst machten sehr langsam, und die Behandlung der

1) Pütters Entwicklung Th. 1. S. 459.

2) Schmids Geschichte der Deutschen Th. 2. S. 98.

selben stimmte ganz mit der übrigen Rohheit der Nation überein; daher ihnen auch ein Italiäner, der im 9ten Jahrhundert lebte [1]), den Vorwurf machte, daß es ihnen und den Franzosen am wenigsten mit dem Gregorianischen Kirchengesang gelingen wollte. „Die Annehmlichkeit dieses Gesanges (sagt er) haben unter andern Europäischen Nationen auch die Deutschen und Franzosen zu wiederholtenmalen zu lernen gesucht, allein ächt und unverfälscht haben sie dieselbe nicht behalten können, theils aus Leichtsinn, weil sie manches von dem ihrigen mit in dem Gregorianischen gemischt, theils wegen ihrer natürlichen Wildheit. Denn die Körper der jenseits der Alpen Wohnenden, die durch den Donner ihrer Stimme einen hochtönenden Schall bewirken, geben die süße Modulation, die ihnen vorgesungen wird, nicht zurück; sondern die barbarische Wildheit

1) Ioh. Diacon in Vita Gregorii M. T. IV. Opp. Gregor. p. 47.

ihrer versoffenen Gurgel, verursacht vielmehr, wenn sie durch Biegungen eine sanfte Stimme herauszubringen sucht, ein natürliches Krachen, wie an einander stoßende Fässer." In dem 11ten Jahrhunderte wurde zwar allerdings die Musik auch in Deutschland durch die Erfindungen eines Italiänischen Benedictiners Guido Aretinus sehr verbessert [1]), den der Erzbischof von Bremen Herrmann nach Deutschland kommen ließ [2]); allein dessen ungeachtet kannte man nur noch wenige Instrumente, die außer der Orgel größtentheils in blasenden lautschallenden Instrumenten bestanden [3]). Daher man auch bisweilen alle Musikanten Pfeifer nannte [4]).

1) Er erfand nehmlich das Liniensystem und die sogenante Solmisation s. Sulzers Theorie der schönen Künste u. d. W. Musik und Solmisation.

2) Ad. Bremensis L. II. C. 50.

3) Stettens Erläuterungen aus der Geschichte von Augsburg S. 31.

4) Ioh. Fried. Scheid. de jure in Musicos singulari Rappolsteinensi Comitatui anexo p. 75.

Bey der geringen Ausbildung, welche die Musik in dem Mittelalter erhalten hatte, darf man auch keine musikalischen Versammlungen oder Concerte erwarten. Am häufigsten wurde noch die Musik bey Gastmählern und andern Feierlichkeiten zur Begleitung der Volkslieder gebraucht, von welchen die Deutschen schon zu den Zeiten der Fränkischen Beherrscher sehr große Freunde waren. Dergleichen Gesänge bestanden theils in Liebesliedern (mit deren Abschreibung sich selbst die Nonnen beschäftigten,) theils in Spottliedern, theils endlich in Ehrenliedern zum Andenken eines großen Mannes oder irgend einer merkwürdigen Begebenheit [1]).

Uebrigens hatte man schon in dem Mittelalter eine eigne Klasse von Menschen, die sich vorzüglich mit der Musik beschäftigten. In England und Frankreich werden sie unter dem Nahmen von Ministrels, Menetriers oder Jongleurs begriffen. Ob sie gleich von einem Orte zum andern zo-

1) Schmid a. a. O. Th. 1. S. 557.

gen, um sich ihren Lebensunterhalt durch Musik und Gesang zu verdienen; so standen sie doch besonders in England in so großem Ansehn, daß sich selbst Personen von edler Geburt nicht schämten, ihren Stand zu erwählen, und bisweilen selbst Gesandte mit delikaten Aufträgen in ihrer Tracht erschienen, weil man darauf rechnen konnte, daß sie vor allen andern vorgelassen, und vor jeder Ahndung sicher seyn würden [1]). Auch in Deutschland waren Mimi und Joculatores Fiedler, Pfeifer und Spielleute nicht unbekannt, die durch Declamation und Absingung von Liedern, die Höfe der Großen und das Volk belustigten. Unter andern erzählt uns Wittichind [2]). Die Franken hätten in Sachsen von dem Herzog Heinrich einen so großen Verlust erlitten, daß die Mimen declamirt hätten, wo eine so wei-

1) Eichhorns allgemeine Geschichte der Cultur des neuern Europa S. 496. u. im Anhang S. 46.

2) L. I. beym Hervagius p. II.

te Hölle wäre; welche die Erschlagenen fassen könnte.

Da mit der Musik der Tanz in der genausten Verbindung steht, so darf man schon deswegen in dem Mittelalter nicht diejenige Ausbildung und Mannichfaltigkeit von ihm erwarten, die er in den neuern Zeiten erhalten hat; ob man gleich in den größern Städten besondre Ballhäuser hatte, wo bey feierlichen Gelegenheiten öffentliche Bälle gegeben wurden. Gewöhnlich tanzte man blos Paar- und Paarweise hinter einander und die Musik dazu wurde wenigstens an manchen Orten mit den schwermüthigsten Instrumenten den Zinken und Posaunen gemacht [1]). In der That aber paßten auch diese sehr gut zu der Feierlichkeit mit der man hierbey unter den vornehmern Ständen, zu Werke gieng. So wurden z. B. in Augsburg bey den Geschlechtertänzen einige junge Herren in der Stadt herumgeschickt, welche die Gesellschaft mit vielen Ceremonien

1) Stetten a. a. O. S. 86.

und in einer besondern Tracht dazu einladen mußten [1]). Sie trugen ein roth carmosin atlaßnes Wams, rothe Hosen mit Schnuren verbrämt, einen rothen wollenen Mantel, der bis an den Gürtel reichte, und auf dem Haupte einen mit goldenen Schnuren umwundnen Kranz. Sonderbar genug ist es übrigens, daß ungeachtet des steifen Ceremoniels, das bey diesen Bällen beobachtet wurde, dennoch die Narren nicht fehlen durften, um nöthigenfalls die Gesellschaft auch auf eine andre Manier zu vergnügen [2]).

Auch theatralische Vorstellungen waren unsern Vorfahren schon in den frühern Zeiten des Mittelalters nicht ganz unbekannt, doch bestanden sie anfangs blos aus Gau-

1) Eine ähnliche Einladung erfolgte auch ehedem in Leipzig zu den Fastnachtsbällen. s. Peiferi Lipsia p. 254.

2) Besonders waren in Augsburg 3 Narren berühmt die man auf alten Gemählden von Geschlechtertänzen findet, der Toni Hui, Lenz Narr und Cunz Narr s. Stetten a. a. O.

ckeleyen und Pantomimischen Vorstellungen, die von den schon erwähnten Mimis aufgeführt wurden [1]), und die wegen ihrer Züchtigkeit eben nicht in dem besten Rufe standen, daher sie Kaiser Heinrich III. und der Erzbischof Adelbert von Bremen von ihren Höfen verbannten [2]). Auch mochte wohl darinne der Grund liegen, warum der Sachsenspiegel [3]) die Mimi oder Spielleute für ehrlos erklärte, und ihre Erbschaft der Obrigkeit anheimfiel [4]). In andern Staaten besonders in

1) Daß schon unter den Carolingern dergleichen Vorstellungen üblich gewesen seyn müssen, sieht man aus dem Verbote der Gesetze: daß Niemand dabey Priester oder Mönchskleidung anlegen soll s. Flögels Geschichte der Komischen Litteratur Th. 4. S. 281.

2) Hermanus contractus ad A. 1045. Ad. Bremensi Hist. Eccles. L. III. C. 136.

3) L. I. A. 37. Wegen meiner nicht gelehrten Leser muß ich erinnern, daß der Sachsenspiegel eine Sammlung deutscher Rechtsgewohnheiten ist.

4) s. eine Urk. von 1216 in Meibom. Script. T. 2. p. 372

Frankreich scheint ihre Kunst eine höhere Stufe, als in Deutschland erreicht zu haben, indem sie dort bisweilen auch solche theatralische Vorstellungen gaben, die Aehnlichkeit mit unsern großen Opern hatten. Man stellte nehmlich mit Hülfe von Maschinen, die Gärten der Hesperiden, die Belagerung von Troja, die Eroberung von Jerusalem oder ähnliche Gegenstände aus der Fabel und Geschichte der ältesten und mittlern Zeit vor. Dergleichen Vorstellungen aber nannte man in Frankreich entremets, weil sie gewöhnlich während der Tafel gehalten wurden [x]).

In Deutschland findet man dagegen in dem 10ten Jahrhunderte geistliche Dramas, von der berühmten Nonne zu Gandersheim, Roswitha, die dem Terenz nachahmte, aber dessen freie und üppige Vorstellungen mit frommen und erbaulichen vertauschte. Ob sie gleich nie aufgeführt wurden, so verdienen sie doch theils

x) Meiners Th. 2. S. 162.

wegen ihres Alters, theils aber auch deswegen bemerkt zu werden, weil man aus ihnen den eigenthümlichen Geist von den geistlichen Schauspielen des Mittelalters überhaupt sehr gut beurtheilen kann. — Die Nahmen derselben sind: Gallicanus, Dulcicius, Callimachus, Abraham Paffnucius, Fidei et Spes [1]). In der ersten wird ein heydnischer Feldherr durch den Beystand den ihm Gott in der Schlacht angedeihen läßt, zum Christenthum geleitet, und zuletzt ein Märtyrer. In der zweyten bemüht sich ein vornehmer Heyde vergebens, drey christliche Jungfrauen zu seinen Wollüsten zu mißbrauchen; er wird unsinnig, und umarmt in der Einbildung, daß sie es sind, die Töpfe, Kessel und Bratpfannen, die vor ihrem Gefängnisse aufgestellt sind, zuletzt aber leiden auch hier die Jungfrauen den Märtyrertod.

1) s. Schröckhs Leben der Roswitha in dessen Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten B. 1. 3te Sammlung S. 248.

Eine ähnliche Verfolgung steht Drusiana in der dritten Comödie aus; sie wird aber derselben durch einen plötzlichen von Gott erbetnen Tod entrissen, ihr Verfolger kommt gleichfalls ums Leben; beyde aber werden von dem heil. Johannes wieder auferweckt, und der letztre zur christlichen Religion bekehrt. Die vierte und fünfte sind unter verschiednen Nahmen von einerley Innhalte. Zwey verführte Mädchen werden von Einsiedlern, die sich für Liebhaber ausgeben, wieder auf den Weg der Tugend zurückgebracht. Endlich enthält die sechste den Märtyrertod dreyer Jungfrauen Fides, Spes und Charitas, unter dem Kaiser Hadrian, nach einem vorläufigen Gespräche, das er mit ihnen und ihrer Mutter Sapientia hält.

Aehnliche geistliche Schauspiele wurden in den spätern Zeiten des Mittelalters immer häufiger, und seit dem 13ten Jahrhunderte finden wir auch deutliche Spuren, daß sie wirklich in Kirchen und Klöstern aufgeführet wurden. Bisweilen enthielten sie derbe Satyren gegen die herrschen-

den Fehler ihres Zeitalters. In diese Klasse scheint unter andern der sogenannte Antichrist (Ludus Paschalis de adventu et interitu Antichristi) zu gehören, der erst vor einiger Zeit wieder ans Licht ist gezogen worden [1]). Hier verlangt zuerst der Kaiser, daß alle Könige ihm unterthänig seyn und Tribut zahlen sollen. Sie thun es auch, ausgenommen, der König von Frankreich, der aber angegriffen und in einem Treffen überwunden wird, worauf er dem Kaiser den Vasalleneid leistet. Zuletzt aber kommt der Antichrist, der den Kaiser sammt den Königen zwingt, ihm den Eid der Treue zu leisten, aber auf einmal, da er eben in der größten Herrlichkeit auf seinem Thron sitzt, zu Boden geworfen wird, wodurch auch die Seinigen verjagt werden. — In Frankreich wurde bey dem feierlichen Ritterschlage von dem Sohne Philipp des Schönen, 1313 der Meister Fuchs vorgestellt, der

1) von Pez in Thes. Anecdot. T. 2. P. 3 p. 187.

zuerst als Arzt erschien, und sodann als Pfaffe, wie er das Evangelium und die Epistel sang, und sodann Bischoff, Erzbischoff und Pabst ward, wobey er immer alte und junge Hühner schmaußte [1]).

Um dieselbige Zeit (1322) zog eine geistliche Comödie die Schwermuth eines der besten Sächsischen Fürsten, Friedrich des Gebissenen, nach sich. Er sah nehmlich zu Eisenach, eine Comödie von den fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen. Als nun letztre in die Hölle geworfen wurden, und vergebens die Fürbitte der Jungfrau Maria und aller Heiligen anflehten, so rufte der Landgraf aus: „Was nützt uns der christliche Glaube, wenn uns die Fürbitte der Maria und aller Heiligen keine Vergebung der Sünden bewirken kann;" und seit dieser Zeit konnte er seinen Geist nie wieder beruhigen [2]).

1) Eichhorn a. a. O. S. 171.

2) Ursinus in dem Chron. Thuring. beym Mencken. T. 3. p. 1310 stellt über jenes

Noch gegen Ende des Mittelalters gehörten die geistlichen Schauspiele zu den Lieblingsvergnügungen der Zeit, und selbst die heilige Kirchenversammlung zu Kostnitz belustigte sich an der Aufführung eines Schauspiels, dessen Stoff zwar aus der biblischen Geschichte entlehnt ¹), aber mit vielen komischen Zusätzen versehen war.

Schauspiel sehr erbauliche Betrachtungen an, die ich meinen Lesern nicht vorenthalten will: „Diß war etwas zu hart und zu bestia gespielt, denn Maria und aller gottesheiligen bitten vor keinen Verdamten nicht, denn Sie wollen nichts anders, den das Gott woll. So woll auch Gott zu dem Jungsten Gericht nicht mehr barmherzig noch gnedig seyn. Sondern Ehr will ein gestrenger rechter Richter seyn. Aber davor Jtzundt vñ dieser gegenwertigen Zeytt, woll Ehr uns gnedig und barmherzig seyn. Den wer sich mitt seyner reue und Buße hier auf erdtreich versäumet der muß darnach den schaden haben. Er buesse den yn dem Fegefeuer."

1) Warton History of English Poetry T. 1. p. 235

Es wurde hier nehmlich die Ermordung der unschuldigen Kinder auf folgende Art dargestellt: Ein Hofmann an Herodes Hofe trat auf, welcher wünschte zum Ritter geschlagen zu werden, damit er das Abentheuer bestehen könnte, den Weibern in Bethlehem ihre Kinder zu rauben. Sein Wunsch wurde zwar erfüllt, aber die Weiber fielen den neuen Ritter mit ihren Spinnrocken an, und schickten ihn übel zugerichtet nach Hause.

Gegen Ende des Mittelalters scheinen sich vorzüglich die Meistersänger mit dergleichen geistlichen Comödien beschäftigt zu haben. Unter allen Meistersängern war keiner fruchtbarer und berühmter als Hans Sachs aus Nürnberg, der 1494 gebohren wurde und 52 geistliche Schauspiele geschrieben hat [1]), die aber noch immer von keiner bessern Beschaffenheit sind, als die vorigen. Zur Probe der vielen Lächerlichkeiten, die sie enthalten, mag

1) Flögels Geschichte der komischen Litteratur B. 4. S. 302.

ein Schauspiel dienen, welches den Titel führt: „Comödia die ungleichen Kinder Evä, wie sie Gott der Herr anredt. In diesem examinirt unser Herr Gott die Kinder Adams aus dem Lutherischen Katechismus und hält sich genau an die fünf Hauptstücke desselben. Abel besteht in dem Examen sehr wohl, Kain aber mischt alles unter einander, und als er den Glauben sagen soll, so spricht er folgendes:

„Ich glaub an Gott Himmel und Erden
Und auch des Samens Weib muß werden
Dazu des heiligen Geistes Nahmen
Die Sünde, Fleisch und Leben Amen."

Noch bis auf den heutigen Tag sollen sich an einigen katholischen Orten einzelne Spuren von dergleichen geistlichen Comödien erhalten haben. So stellte man z. B. in Freyburg am heiligen drey Königstage auf einem Gerüste den Herodes vor, wie er die Schriftgelehrten über die Erschei-

nung des Sterns um Rath fragt. Die drey Weisen, von denen der eine ein geschwärztes Gesicht hat, langen zu Pferde an. Herodes läßt sich die Weissagungen vom Meßias vorlesen, und disputirt mit den Pharisäern über die Auslegung derselben. Endlich zieht die Jungfrau Maria auf einem Esel mit dem Kinde Jesus, nebst dem Joseph durch die Stadt, indem sie ein glänzender Stern, der an einem aufgespannten Seile hängt, in der Luft begleitet [1]).

Die ersten weltlichen Comödien waren die sogenannten Fastnachtsspiele, von welchen man die ersten sichern Nachrichten in dem 15ten Jahrhundert entdeckt, und die nicht blos geistliche Gegenstände, sondern menschliche Handlungen jeder Art darstellen, aber von keinem bessern Gehalt als die geistlichen Comödien waren. Wahrscheinlich entstanden sie zuerst aus den zur Fastnachtszeit üblichen Mummereyen, die oft bey einer lustigen Gesellschaft den Einfall

1) Flögel a. a. O. B. 4. S. 7.

veranlassen konnten, eine ihrer Verkleidung gemäße Unterredung zu halten [1]. So wie die geistlichen Comödien in der Regel blos von Geistlichen und Mönchen aufgeführet wurden, so waren im Gegentheil die Fastnachtsspiele unter allen Ständen gewöhnlich, ob sie gleich in manchen Städten besonders von den Meistersängern, die sie verfertigten, aufgeführt wurden. Solches geschah z. B. noch 1540 zu Augsburg, wo ein Schauspiel unter dem Titel der fünf Betrachtungen von ihnen aufgeführet wurde.

Aus dieser kurzen Darstellung von dem Zustande des Schauspielwesens in dem Mittelalter, ergiebt sich größtentheils von selbst seine Verschiedenheit von dem gegenwärtigen, die sich auf folgende Gesichtspunkte zurückführen läßt.

I.) Die ältesten theatralischen Vorstellungen schränkten sich blos auf pantomimische Künste ein, durch welche wahrscheinlich keine zusammenhängende Hand-

1) Flögel a. a. S. 292.

lung, sondern blos einzelne lächerliche Situationen dargestellt wurden, und mit welchen wahrscheinlich die noch jetzt üblichen Künste der Seiltänzer und Springer die meiste Aehnlichkeit haben.

II.) In den spätern Zeiten des Mittelalters wurden zwar zusammenhängende Handlungen dargestellt, die aber blos aus der biblischen Geschichte und heiligen Legenden geschöpft worden, daher die Comedie einen religiösen Charakter erhielt.

III.) Gegen Ende des Mittelalters entdeckt man allerdings Schauspiele, die zusammenhängende Handlungen jeder Art darstellten, und daher eine größre Aehnlichkeit mit den gegenwärtigen Schauspielen hatten, sich aber doch theils durch ihre elende Beschaffenheit unterschieden, theils dadurch, daß sie nicht von ordentlichen Schauspielergesellschaften, sondern von andern Personen aufgeführt wurden, welche ihre theatralischen Arbeiten blos als Nebensache behandelten. — Ordentliche Schauspielergesellschaften fingen sich erst zu Anfange des vorigen Jahrhunderts

zu bilden an; die älteste, die damals errichtet ward, ist die Treni'sche, die auch deswegen merkwürdig ist, weil der berühmte Dänische Oberhofprediger Johann Lassenius einer der vorzüglichsten Acteurs derselben war [1]).

IV.) Singespiele und Opern waren ganz unbekannt in Deutschland. Erst 1627 gab der berühmte Martin Opitz das erste Singespiel Daphne heraus, welches in Dresden bey dem Beylager des Landgrafen zu Hessen Georg II. mit der Prinzessin Marie Eleonore, Schwester des Churfürsten Johann George I. nach der Composition des dasigen Capellmeisters Schütz aufgeführt wurde [2]).

V.) Besondere Schauspielhäuser hatte man in dem Mittelalter gar nicht, sondern die Comödien wurden in Kirchen, Klöstern oder andern öffentlichen Plätzen gegeben. So wurde die oben erwähnte dramatische Vorstellung von den zehen

1) Flögel a. a. O. S. 318.
2) Flögel a. a. O. S. 312.

Jungfrauen zu Eisenach in dem Thiergarten gegeben [1]), und 1412 spielte man zu Bautzen auf dem Markte eine Comödie von der h. Dorothea, wobey ein Haus einstürzte, auf dessen Dach vieles Volk saß und 33 Personen zerschmetterte [2]). Frühzeitig scheinen in Augsburg die Meistersänger ein eignes Gebäude zu ihren Schauspielen und Comödien erhalten zu haben, was man den Meisterstadel nennte, und das man 1697 einer Gesellschaft von Operisten, die aus Braunschweig kam, einräumte [3]). Daß wegen des Mangels von besondern Schauspielhäusern und ordentlichen Schauspielergesellschaften, auch Decorationen und Garderobe in einem sehr schlechten Zustande waren, läßt sich leicht errathen. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts trugen die Comödianten papierne Manschetten, und hatten die Kleider mit Goldpapier statt der

1) Chronicon Sampetrinum Erfurtense in Mencken. Script. T. 3. p. 3[illegible]6.

2) Flögel a. a. O. S. 29[illegible].

3) Stetten a. a. O. S. 161.

Tressen besetzt, auch fehlte es oft den Prinzessinnen an Strümpfen [1]).

Noch müssen wir unter denjenigen Vergnügungen, die in unsern Zeiten eine größere Ausbildung erhalten haben, auch die Glücksspiele erwähnen. Schon von den alten Deutschen wurden diese mit solcher Leidenschaft getrieben, daß sie bisweilen selbst ihre Freiheit auf das Spiel setzten [2]), und daß Karl der Große es für nöthig hielt der Geistlichkeit die Glücksspiele bey Strafe der Excommunication zu verbieten [3]). In den spätern Zeiten des Mittelalters finden wir besonders in der Geschichte Otto III. ein sehr merkwürdiges Beyspiel von der leidenschaftlichen Spielsucht unserer Vorfahren, indem der Kaiser einen gewissen Pfalzgrafen Ezo zum Bretspiel (ludus latrunculorum) worinne er eine große Stärke zu besitzen glaubte,

1) Flögel a. a. O. S. 320.

2) Tacitus de moribus Germanorum C. XXIV.

3) Heineccii Elementa Iuris Germanici T. I. p. 673.

unter der Bedingung herausforderte: daß derjenige, der dreymal siegte, den Preis des Spieles selbst bestimmen sollte. Da sein Gegner den Sieg davon trug, so verlangte dieser die Hand seiner Schwester Mathilde, die er auch wirklich erhielt [1]).

Ungeachtet dieser Proben von der Leidenschaft, mit welcher sich unsere Vorfahren bisweilen dem Spiele überließen, glaube ich doch schwerlich, daß der Hang zu diesem Vergnügen in dem Mittelalter so allgemein gewesen sey, als gegenwärtig, weil überhaupt gesellschaftliche Zirkel jeder Art seltner waren, und man überdieß solche Vergnügungen vorziehen mochte, die mehr mit der herrschenden Neigung zum gröbern sinnlichen Vergnügen und zu heftigen Leibesübungen übereinstimmten als dieses. Hierzu kam auch endlich, daß der erst überhand nehmende Luxus unsrer Zeit einen eignen Nahrungs-

1) Monachus Brunvillensis in Leibnitii Script. T. 1 p. 315.

zweig aus dem Spiele gebildet hat, der in dem Mittelalter ganz unbekannt war.

Eine andre Verschiedenheit zeigt sich in der geringern Mannichfaltigkeit der Spiele, die in den frühern Zeiten des Mittelalters blos in Bret- und Würfelspielen [1]) bestanden. Der Gebrauch der Karten wurde selbst in Frankreich, wo dergleichen Künste eher als in unserm Vaterlande zur Reife gediehen, erst unter dem kranken König Karl VI. allgemeiner, indem man vorhin nur einzelne Spuren derselben entdeckt [2]). Allmählich verbreitete er sich zwar auch über Deutschland und schon im 15ten Jahrhunderte war der Verkauf der Karten kein unbedeutender Handlungszweig [3]), allein die

1) Letztrer gedenkt unter andern die Glosse zum Sachsenspiegel (L. III. A. VI.) welche verlangt daß die falschen Würfelspieler wie Diebe sollen bestraft werden.

2) Meusels Geschichte von Frankreich im 19ten B. der neuen allgemeinen Welthistorie S. 441.

3) Breitkopf über die Erfindung der Buchdruckerkunst (Leipz. 1779) S. 42.

große Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der Kartenspiele war erst dem Erfindungsgeiste der neuern Zeiten vorbehalten.

Wir gehen jetzt zu denjenigen Vergnügungen über die durch den eigenthümlichen Geist des Mittelalters selbst erzeugt wurden, und gegenwärtig entweder ganz verschwunden sind, oder doch wenigstens viel von ihrem ehemaligen Reize verloren haben. In diese Klasse gehören 1) alle Lustbarkeiten, welche durch den kriegerischen Charakter der damaligen Zeit veranlaßt wurden. Es war nehmlich damals der Krieg die Hauptbeschäftigung der freien deutschen Staatsbürger. Dieser aber verlangte natürlich beständige Uebungen in den Waffen, die nicht nur wegen der körperlichen Thätigkeit selbst, die sie erforderten, sondern auch wegen des Beyfalls den ausgezeichnete Geschicklichkeit erhielt, zu den vorzüglichsten Vergnügungen der Nation gerechnet wurden. Das allgemeinste unter ihnen war die Jagd [1]), welche auch

1) Schon Caesar de bello Gallico L. VI.

durch die großen Waldungen, die man damals in allen Gegenden Deutschlands antraf, und durch die unbeschränkte Freiheit, die in Ansehung derselben einem jeden Gutsbesitzer zustand, nicht wenig begünstigt wurde [1]). Auch waren alle Bemühungen des Pabstes und der Kirchenversammlungen diesem Lieblingsvergnügen besonders unter der Geistlichkeit Einhalt zu thun, größtentheils vergebens [2]), und noch 1530 sahe man sich genöthigt, auf dem Reichstage in Augsburg zu verordnen, daß die Domherren ihre Stoßvögel nicht mit in die Kirche nehmen sollten [3]).

Am leidenschaftlichsten aber wurde von jeher die Jagd von den Königen und Fürsten getrieben, die daher einen jeden Jagd=

C. 21. sagt von den Deutschen: Vitae omnis in venationibus atque studiis rei militaris

1) Struben von des deutschen Adels Jagdgerechtigkeit in dessen Nebenstunden Th. I. S. 104.

2) Schmids Geschichte der Deutschen Th. 2. S. 92.

3) Meiners B. 1. S. 336.

frevel mit der größten Grausamkeit in ihren Bannforsten ahndeten. Schon die älteste Fränkische Geschichte erzählt uns hiervon ein trauriges Beyspiel, indem der König Gunthram den Aufseher eines Waldes steinigen ließ, weil er daselbst ein geschossenes Wild gefunden hatte [1]), und viele Gesetze des Mittelalters, welche den Wilddiebstahl erwähnen, bedrohen ihn mit den härtesten Strafen [2]).

Noch bis auf den heutigen Tag gehört die Jagd wenigstens an einigen deutschen Höfen zu den vornehmsten Lustbarkeiten, allein unter den übrigen Ständen hat sich die Neigung dazu seit der Zeit gar sehr vermindert und verloren, als man aufhörte sie als eine Kriegsschule der Nation zu betrachten. Auch mußte die Regalisirung der Jagdgerechtigkeit, die in mehreren deutschen Staaten seit dem 16ten Jahrhunderte erfolgte, die nehmliche Wirkung hervor-

1) Gregor. Turonensis L. X. C. 10.

2) Heineccii Elementa Iuris. Germanici T. 1. p. 407.

bringen. So wie die Jagd unter dem kriegerischen Uebungen und Lustbarkeiten des Mittelalters, die allgemeinste war, so waren dagegen die Turniere, die blos unter dem Ritterstande gewöhnlich waren, und in der feierlichen Form, in welcher sie in dem Mittelalter gehalten wurden, erst seit dem 12ten Jahrhunderte aus Frankreich nach Deutschland kamen [1], unstreitig unter allen die glänzendsten [2]. Des Abends zuvor ehe ein Turnier gehalten wurde, stellte man in den Kreutzgängen einiger benachbarten Klöster oder auf andern öffentlichen Plätzen, die sogenannte Wappenschau an, d. h. die Prüfung von den Wappen derjenigen Personen, die den andern Tag in die Schranken eingelassen werden wollten. Der Turnierplatz wur-

1) Geschichte der Turniere in Deutschland in den historischen Untersuchungen zur Kulturgeschichte der Völker von Fr. Maier B. 1. No 3.

2) s. St. Palaye über das Ritterwesen des Mittelalters in der deutschen Uebers. von Klüber Th. 1. S. 46. u. f.

de mit vielen Gerüsten umgeben, die auf das prächtigste mit reichen Tapeten, Vorhängen, Panieren, kleinen Schildern und Fahnen ausgeschmückt waren, und wo man Plätze für fürstliche Personen, für das Frauenzimmer und die Turnierkönige oder Vögte zubereitet hatte. Die letztern waren gewöhnlich ehrwürdige Greise, welchen ihr hohes Alter nicht mehr erlaubte, sich in dem Ritterspiele selbst auszuzeichnen, und deren Beschäfftigung darinne bestand, die Turniergesetze aufrecht zu halten, und denen die es nöthig hatten, Rathschläge zu ertheilen. Bey diesen Geschäften wurden sie von dem sogenannten Gesellschaftsvögten unterstützt, die ihnen als Assistenten zugesellt waren. Die Waffen, deren man sich bey den Turnieren bediente, waren sehr verschieden, doch wurde dabey vorzüglich mit der Lanze gefochten, welches man das Gestech in hohen Zeugen nennte [1]). Auf dem Turnierplatze selbst wurde die Ordnung von den Grieswärteln

1) Schubart de ludis equestribus p. 22

erhalten, welche die Kämpfer, wenn sie die Turniergesetze vernachläßigten, von einander scheiden und sich bisweilen zu dieser Absicht der Prügelknechte bedienen mußten [1]), die eigentlich bestimmt waren, den reitenden Waffen zu Streichen und den Pöbel in Ruhe zu erhalten. Jeder außerordentliche Streich mit der Lanze oder dem Schwerde und jeder merkliche Vortheil eines Turnierenden ward durch den Schall der Trompeten und durch den lauten Ausruf der Herolde bekannt gemacht. Nach geendigtem Turniere wurde denjenigen Personen, die sich auf irgend eine Art dabey ausgezeichnet hatten, von einer anwesenden Dame der Dank gereicht, der in irgend einem Geschenk bestand, das zur Belohnung des Siegers bestimmt war [2]) und dessen Werth gewöhnlich ein

1) Solches geschah z. B. bey einem Turnire zu Darmstadt 1403 wo die Fränkischen und Hessischen Ritter im Ernst an einander griethen.

2) Schubart de Ludis Equestribus p. 24.

Kuß erhöhte. Mit einem Gastmahle und Balle wurde das Fest beschlossen, auch hierbey wurden die Sieger besonders ausgezeichnet und ihnen ein Ehrentanz mit der Dame verwilligt, aus deren Händen sie den Dank erhalten hatten [1]).

Ein merkwürdiges Beyspiel von einem sonderbaren Preise, den ein Thüringischer Ritter bey einem Turniere zu Merseburg aussetzte, erzählt uns eine alte Chronik [2]) in folgenden Worten: „Es wohnte ein Ritter vom Dorfe Sattelstädt genannt, Herr Wallmann von Sattelstädt, und war an Landgrafen Ludwigen zu Thüringen Hofe: dieser vermaß sich vollkommner Ritterschaft, denn er war ein guter Wap-

1) So erzählt Rurner in seinem bekannten Turnierbuche. S. 20. „Demnach that ein jeder Fürst und Herr einen Tanz in guter Ordnung mit den Frauen oder Jungfrauen die ihm einen Dank gegeben hatten, und ward der Abend also mit Zuchten und Freuden zugebracht."

2) Beym Limnäus in Jure Publico T. 1, L. VI. C. V. p. 1[illegible]8.

ner (Streiter) und gar ein strenger Ritter und solches machts, daß er mit dem Landgrafen um Philippi und Jacobi A. 1226 auf einen Hof nach Merseburg zohe, dahin denn viele Herren, aus Sachsen, Thüringen, Meißen, Franken und Hessen hinkommen, und führte gemeldter Herr Wallman mit ihm eine wohlgeschmückte Jungfrau, die führte auf der Hand einen Sperber, und einen fertigen guten Steuber [1]), und war des Erbietens mit einem jeden über drey Mal einen Stoß zu halten, wer da wolte; stieße er ihn denn nieder, so sollte derselbe alle sein Stechzeug, Harnisch, den Steuber und die Jungfrau mit dem Sperber haben; stieße er ihn aber nicht nieder, so sollte er der Jungfrau geben einen golden Ring. Und viele Herren warteten darauf, und hielten mit ihm die Stöße. Aber er brachte die Jungfrau mit dem Sperber samt den Steuber auf den Hof gen Merseburg, und wieder heim, ohne Verlust. Auch brachte die Jungfrau so manchen Fingerring, als sie

1) Ein Spürhund.

Finger an beyden Händen hatte, die theilte sie aus unter die Frauen und Jungfrauen, so bey St. Elisabeth (der Gemahlin des Landgrafen) waren, und hatte große Fröhligkeit und dankte dem frommen Ritter seiner großen und herrl. Mannlichkeit."

Daß die Ritterspiele zu den Lieblingsvergnügungen des Adels in dem Mittelalter gehörten, kann man schon aus ihrer Uebereinstimmung mit den herrschenden Neigungen desselben, sehr leicht vermuthen. Auch mußte der Hang zu diesen Lustbarkeiten dadurch nicht wenig befördert werden daß Dichter und Geschichtschreiber ausgezeichnete Geschicklichkeit in den Turnieren zu den nothwendigen Eigenschaften eines Helden zählten. So wußte der Biograph Heinrich VII. von Luxenburg von diesem nichts Größeres zu sagen, als daß er von Jugend auf, den Turnieren in Ernst und Schimpf von einem Meere bis zum andern nachgereist sey, und sich überall Ehre dabey erworben hätte [1]).

1) s. Schmids Geschichte der Deutschen Th. 4. S. 424. — Das Turnieren zu

Vorzüglich unterschieden sich diese Lustbarkeiten durch zwey Eigenthümlichkeiten von den meisten Vergnügungen der damaligen und gegenwärtigen Zeit. **Sie hatten zugleich den Zweck eine Sittenschule für die ersten Stände der Nation zu seyn.** Es wurde nehmlich nach den Gesetzen nicht nur ein jeder von den Turnieren ausgeschlossen, der ein gröberes Verbrechen begangen hatte, sondern auch alle diejenigen, die ihr gegebenes Wort gebrochen, andere Ritter verleumdet, gegen Frauen sich vergangen oder Geringere hart behandelt hatten. Ließ sich dessen ungeachtet eine solche Person in dem Turniere blicken, so bestrafte man ihre Unbesonnenheit durch Schläge und Stöße, um ihr in Zukunft Achtung gegen die Rittergesetze einzuflößen. Mit Recht bemerkt hierbey einer unsrer größten Ge=

Ernst unterschied sich dadurch von dem Turniren in Schimpf oder Scherz, daß dabey beyde Theile scharfe oder doch spitzige Lanzen führten, und mit nichts als ihren Schildern gedeckt waren.

schichtsforscher [1]), daß bey dem damaligen Zustande von Deutschland nur wenig Umstände auf die Cultur des Adels, so stark gewirkt haben mögen, als dieser; und in der That muß man die Politik unsrer Vorfahren loben, die auf eine so feine Art Nutzen mit Vergnügen zu verbinden wußten. Auch wurde mittelbar die Cultur der Nation durch dieses Vergnügen befördert, indem es nicht nur ein geselligeres Betragen gegen das andre Geschlecht veranlaßte, sondern auch einen lebhaften Wetteifer in großmüthigen Gesinnungen und Handlungen. So wollte man auf einem Turniere zu Augsburg dem Herzog Wilhelm von Bayern den Dank überreichen, allein er schlug ihn mit den Worten aus: Nein, der Dank gebührt der schwarzen Kuh, (so nennte er einen Herrn von Rem, der einen schwarzen Stier im Wappen führte) denn sie hat ihn wohl redlich verdient [2]. So wohltä-

1) Schmid a. a. O. S. 428.

2) Stetten a. a. O. S. 45.

tig der Einfluß der Turniere in dieser Rücksicht war, so wurden doch die Vortheile, die hieraus entsprangen, einigermaßen durch die zweyte Eigenthümlichkeit gemindert, daß sie nehmlich sehr oft mit tragischen Auftritten verbunden waren, und das Leben von manchem tapfern Ritter kostete. Besonders ging es in Sachsen hierbey so scharf zu, daß in einem Jahre sechzehn Ritter auf dem Platze blieben. Aus diesem Grunde setzte sich auch der Pabst mit Eifer dagegen, und verbot diejenigen nach Kirchengebrauch zu begraben, die dabey umgekommen waren [1]). Auch zeigt uns die Meißnische Geschichte ein Beyspiel, wie viele Schwierigkeiten es kostete, eine Dispensation von diesem Verbote zu erhalten. Als nehmlich 1175 ein Sohn des Markgrafen Dietrich von Meißen, in einem Turnier getödtet worden, so konnten

1) Daher man auch in den Dekretalen Gregor IX. einen besondern Titel von den Turnieren findet.

dessen Väter, Brüder und Freunde, die Entbindung von dem Kirchenbanne nicht eher erhalten, bis sie sich durch einen Eidschwur verpflichteten, in Zukunft kein Turnier mehr zu halten [1].

Ungeachtet der Bemühungen des Pabstes, den Turnieren entgegen zu arbeiten, wurden sie doch bisweilen von der Geistlichkeit selbst besucht und veranstaltet [2], und erhielten sich doch bis in das 16te Jahrhundert, wo sie allmählig wegen der veränderten Art Krieg zu führen aufhörten, obgleich bisweilen ihr An-

1) Chron. Montis Sereni ad A. 1175.

2) z. B. von dem Erzbischof Diedrich von Maynz 1480 der sich bey dem Pabst Sixtus damit entschuldigte, daß diese Zusammenkünfte nicht deswegen gehalten würden, um einander nach dem Leben zu streben, oder groß zu thun, sondern damit Verbrecher durch Ausschliesung von den Turnieren gebessert würden, welches auch viele zum Weg der Tugend zurück gebracht hatte. Schmid a. a. O. Th. 4. S. 426.

denken an den Höfen durch die sogenannten Carousséls oder Ringelrennen erneuert wurde [1]).

Obgleich die Turniere in der Regel blos unter dem Adel vorkamen, so findet man doch bisweilen ähnliche Belustigungen auch unter dem Bürger und Bauerstande. So erzählen uns z. B. die Annalen von Leipzig, daß ähnliche Lustbarkeiten unter den vornehmern Jünglingen des Bürgerstandes zur Fastnachtszeit wären veranstaltet worden [2]), und noch 1585 hielten die Bauern des Amts Capellendorf, altem Brauch nach, ein Stechen zu Roß mit vielen Feierlichkeiten [3])

So wie die Kriegsverfassung des Mittelalters die Turniere veranlaßte, so verdankten ihr unter dem Bürgerstande die Vogel- und Scheibenschießen ihren Ursprung, die besonders seit dem 13ten und

1) s. Cramer de juribus nobilitatis avitae p. 351.

2) Peiferi Lipsia p. 254.

3) Schubart l. c. p. 35.

14ten Jahrhunderte aufkamen, zu welcher Zeit man anfing, die Bürger im Nationalkriege als Infanterie zu gebrauchen, und diese überdieß durch den unruhigen Geist des benachbarten Adels, sehr oft zu Fehden genöthigt wurden, die sich nicht selten zum Nachtheil des letztern endigten. Anfangs wurden diese Uebungen blos mit Armbrust und Bogen gehalten, seit dem 15ten Jahrhunderte aber wurden die Büchsenschießen gewöhnlicher [1]. Der Zusammenfluß von Menschen dabey war sehr beträchtlich, und bisweilen nahmen selbst Fürsten, die mit den Städten in gutem Vernehmen standen, Antheil an diesen Lustbarkeiten [2]. In den neuern Zeiten hat sich zwar ihr Zweck eben so gut, wie bey den Turnieren verloren, allein dessen ungeachtet haben sie sich

1) So wurde zu Augsburg das erste Büchsenschiessen 1430 gehalten s. Stetten a. a. O. S. 56.

2) So waren bisweilen gleichfalls zu Augsburg die Herzoge von Bayern und 500 — 900 andere Schützen aus der Nachbarschaft gegenwärtig.

in den meisten Städten, wahrscheinlich wegen der engen Verbindung der vom Kaiser oder Landesherrn bestätigten Schützengesellschaft erhalten, wenn sie gleich von ihrem ehemaligen Glanze sehr viel verloren haben. Endlich scheinen auch die feierlichen Aufzüge der Handwerker, die sich bis auf den heutigen Tag hin und wieder erhalten haben, aus dem kriegerischen Geiste abgeleitet werden zu müssen, der ehedem den Bürgerstand und unter diesem vorzüglich die Zünfte der Handwerker beseelte.

Zu den eigenthümlichen Lustbarkeiten des Mittelalters gehören ferner die geistlichen Mummereyen und Possenspiele, welche durch den Aberglaubrn und den sinnlichen Gottesdienst der damaligen Zeit veranlaßt wurden, und sich dadurch von den schon oben erwähnten geistlichen Schauspielen unterschieden, daß sie in keiner zusammenhängenden Handlung bestanden, die von einzelnen Personen dramatisch dargestellt wurde, sondern in bloßen lächerlichen Ceremonien, an welchen ein großer

Theil des Volks Antheil nahm. Die abgeschmacktesten unter allen waren die Narrenfeste, die gewöhnlich um Weihnachten oder Neujahr gefeiert wurden. An diesen wurden Knaben [1]) oder Bediente der Kirchen und Klöster zu Bischöffen und Aebten erwählt, und bekleidet mit allen Insignien der angenommenen Würde in die Kirche geführt, wo sie alle heilige Handlungen der Person verrichteten, die sie vorstellen sollten, und zuletzt selbst den Segen ertheilten. Ihre Begleiter waren entweder mit Masken bedeckt, oder mit allerley Farben bestrichen, und tanzten während der Zeit, daß der angebliche Bischof oder Abt jene Handlungen nachäffte, die frechsten Tänze, sangen die unzüchtigsten Lieder, spielten auf dem Altar mit Würfeln, aßen Leckereyen, und warfen schmutzige Dinge in das Rauchfaß. Wenn man aus der Kirche zurückkehrte, so tanzte und schrie man immer fort, und biswei-

1) Daher werden diese Feste von dem Chron. Montis Sereni ad A. 1157 ludi puerorum genannt.

len entkleideten sich Personen, die sich in dem rasenden Zug mit einmischten, auf öffentlicher Straße. Sehr oft setzte man den Bischof oder Abt auf einen elenden Karren, von welchem man auf die Vorübergehenden Steine oder Koth hinabwarf [1]). An manchen Orten wurden diese Feste schon frühzeitig wegen der großen Unordnungen, mit welchen sie verbunden waren, eingeschränkt oder ganz abgeschafft. So verordnete die Salzburger Kirchenversammlung 1274, daß Niemand, der älter wäre als 16 Jahr, Antheil daran nehmen sollte, und 1346 wurden sie zu Regensburg ganz aufgehoben, als ein gewisser Konrad von Braunow dabey getödtet worden war [2]). In den meisten Ländern aber dauerten sie bis in das 15te und 16te Jahrhundert. — Eben so ruch-

1) Eine umständliche Beschreibung hiervon findet man in den Memoires pour servir a l'histoire de la fete des foux par Mr. du Tilliot. (Lausanne 1741) und beym Meiners a. a. O. B. 2. S. 246.

2) Haltaus Calendarium p. 147.

los war das Eselsfest [1]), an welchem man einen prächtig geschmückten Esel in die Kirche führte, einen Lobgesang auf dieses Thier absang, und der Priester am Ende der Ceremonie dreymal wie ein Esel schrie, worauf das Volk mit einem ähnlichen Geschrey antwortete. Den nehmlichen Ursprung hatten auch die Mumereyen, die noch bis in dieses Jahrhundert mit dem heiligen Christ getrieben wurden [2]). Einige Zeit vor Weihnachten liefen vermummte Personen mit Schellen herum, welche sich für des heiligen Christs Knecht, St. Martin oder Niklas ausgaben, die Kinder erschreckten, zum Beten ermunterten und mit etwas wenigem beschenkten. An dem Weihnachtsfeste selbst führte man hierauf den heiligen Christ auf mit Krone und Szepter, begleitet von Engeln, Aposteln und einigen bösen Geistern. Diese

1) Meiners a. a. O. S. 250

2) s. Flögel a. a. O. Th. 4. S. 9 wo auch bemerkt wird, daß noch jetzt ähnliche Mumereyen in Schlesien getrieben werden.

Gesellschaft führte man nun vor die Kinder, worauf der Erzbösewicht der Knecht Rupert eine lange Klage gegen sie anfing, der heilige Christ aber sich heftig darüber entrüstete, bis er endlich durch die Fürbitte der Engel besänftigt unter manchen guten Vermahnungen bescheeren ließ.

Außer diesen bekannten geistlichen Possenspielen, welche ehedem in den meisten Gegenden Deutschlands und zum Theil auch in andern Staaten üblich waren, gab es noch viele, die sich blos auf besondere Sitten und Gebräuche gründeten. So war es z. B. zu Hova gewöhnlich, daß zu Pfingsten die Männer in Weiberkleidung lächerliche Prozessionen hielten [1]). In Halberstadt wurde an der Aschermittewoche Adam feierlich aus der Domkirche ausgetrieben, und noch jetzt wird daselbst ein runder, an einer Mauer befestigter Stein gezeigt, wo er sitzen mußte, ehe er aus der Kirche getrieben, und wenn er wieder auf-

1) Magnum Chronicon Belgicum in Pistorii Script. T. 3. p. 256.

genommen wurde [1]). An manchen Orten, besonders in Schlesien, wurde ehedem am Sonntag Lätare das sogenannte Todaustreiben gefeiert, wo man ein, von alten Lumpen zusammengesetztes Götzenbild nebst grünen Tannenbäumen mit dazu passenden Gesängen in den Straßen herumtrug und hernach ins Wasser warf. Dieses geschah zum Andenken des von dem Fürsten Micislaus im 10ten Jahrhunderte abgeschaften Heidenthums, indem derselbe die Götzenbilder auf Stangen herum tragen und in das Wasser werfen oder verbrennen ließ [2]). Noch jetzt soll von diesem alten Gebrauch hin und wieder das Her=

1) Ioh. Andr. Schmid de Adamo Halberstadiensi in die cinerum ex ecclesia ejecto Helmst. 1702.

2) Auch aus dem Heydenthume selbst sollen sich einige Lustbarkeiten herschreiben, die in dem Mittelalter besonders zu Pfingsten und am Johannistage gefeiert werden und von welchen einige, unter andern das Johannisfeuer bis auf den heutigen Tag übrig sind. s. Cosmas Pragensis beym Plenipen T. I. p. 2074. und Worbes Ar=

umlaufen der Kinder mit gepußten Tannenbäumen oder das Gehen zum Sommer, welches eine Betteley ist, übrig seyn [1]).

Zu den eigenthümlichen Lustbarkeiten des Mittelalters zähle ich ferner die dichterischen Wettkämpfe, welche durch den allgemeinen Nationalhang zur Dichtkunst in der Hohenstaufischen Periode veranlaßt wurden. Letzterer scheint bey dem ersten Anblick wegen der Rohheit des damaligen Zeitalters eine sonderbare Erscheinung zu seyn, allein das Auffallende verschwindet, wenn man folgende von einem neuern Schriftsteller [2]) vortreflich entwickelte Ursachen in Erwägung zieht. „Die erhabenen Begriffe von der Würde und dem Werthe des Ritterstandes, der schon mit

chiv für die Geschichte Schlesiens, der Lausitz und Meisen (Sorau 1796. 8.)

1) Flögel a. a. O. Th. 4. S. 10.

2) Eichhorns allgemeine Geschichte der Cultur und Litteratur des neuen Europa S. 72.

der Muttermilch von dem Adel eingesogen wurden; der religiöse Ernst bey allen Ceremonien desselben, der jeder Kleinigkeit ein wichtiges und hohes Ansehen gab, durchwachte lange Nächte, unter Beten und Fasten und beym Mond- und Lampenscheine in der Kirche einsam zugebracht; die Ehrerbietung gegen jeden, der Gut und Blut für Bedrängte, Staat und Kirche willig geopfert hatte, die Verschlossenheit des weiblichen Geschlechts hinter Wällen und Thürmen abgelegener Schlösser; die häufige Entfernung von dem Fräulein, aus dessen Händen der Ritter einen Dank oder andere Gunstbezeugungen erhalten hatte, und dem er nun auf seinen weiten Fahrten nur als einer Dame der Gedanken huldigen konnte; der Wechsel der Abentheuer, welche er zu bestehen hatte, des Himmels unter dem er kriegte, der Gegenden die er durchzog, der Menschen die er sah — Dieses alles und noch vieles andere, was vom Zufall abhing, wirkte, nährte, spannte und beflügelte die Imagination des Ritters. — Eine poetische

Epidemie ergriff auf einmal ganz Europa. Alle Welt reimte: Ritter, Knappen und Edelknaben, Mönche und Studenten, Luftspringer und Musikanten. Man verfertigte lyrische und moralische Gesänge, man reimte wahre und erdichtete Begebenheiten, Chroniken und Leben der Heiligen, lustige Schwänke und Gebete an die Mutter Gottes. —" Die poetischen Turniere aber die aus diesem allgemeinen Hange zur Dichtkunst entsprangen, bestanden darinne, daß mehrere Dichter, besonders an den Höfen versuchten, wer am besten aus dem Stegreife reimen konnte. Unter allen diesen poetischen Uebungen ist der sogenannte Krieg auf der Wartburg am berühmtesten, der von einem der größten Gönner der Dichtkunst dem Landgrafen Hermann in Thüringen, zwischen dem Heinrich von Afterdingen und 5 andern der berühmtesten Minnesänger der damaligen Zeit veranstaltet wurde. Jener lobte in seinen Gesängen den Herzog von Oestreich und verglich ihn mit der Sonne, diese suchten ihn durch ihre Vergleichung des

Landgrafen mit dem Tage zu übertreffen. Die Würfel sollten den Werth beyder Vergleichungen entscheiden, und als sich das Glück gegen Heinrichen erklärte, so hätte er beynahe nicht nur seine Dichterehre, sondern auch sein Leben eingebüßt, wenn sich nicht die Landgräfin seiner angenommen hätte. Man verglich sich hierauf, den Streit durch den Ausspruch eines berühmten Gelehrten Klingsohr entscheiden zu lassen, der deswegen für Heinrichen sprach, weil der Tag erst durch die Sonne entstünde [1]).

Als das Ansehen der Dichter anfing an den Höfen zu sinken, so kamen die Hofnarren auf, welche theils aus der allgemeinen Neigung des Zeitalters zu platten und pöbelhaften Scherz, theils aus dem Mangel anderer anständiger Lustbarkeiten entstanden. Am häufigsten findet man sie von dem 15ten bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts; und schon auf dem Reichstage zu Augsburg 1500

1) Man vergl. hierüber Grabner de bello Wartburgico Dresd. 1743.

sahe man sich genöthiget, wegen derjenigen Personen, die Narrheit annehmen wollten, die Verfügung zu treffen, daß ihre Dienstherren sie anhalten sollten, andere Leute unbesucht und unbelästigt zu lassen [1]). So pöbelhaft auch ihr Scherz gewöhnlich war, so findet man doch, daß sich einige derselben nicht nur durch ihre Aufrichtigkeit und Treue gegen ihren Herrn, sondern wirklich auch durch naive und witzige Einfälle auszeichneten. Einer der berühmtesten und klügsten unter ihnen war Kunz von der Rosen [2]), der Maximilian I. aus seiner Gefangenschaft in Brügge mit eigner Lebensgefahr zu retten suchte, und nicht selten seine Satyren auf das Betragen seiner Zeitgenossen machte. So sagte er unter andern, daß er über 200 Jahr alt sey, weil er zwey auf hundert Jahr geschlossene Friedensschlüsse überlebt hatte. Als er ferner mit einigen

1) Schmid Th. 4 S. 499.

2) s. Flögels Geschichte der Hofnarren S. 195.

Fürsten in Gegenwart des Kaisers in der Karte spielte und zwey Könige bekam, fragte er sie, ob derjenige das Spiel gewönne, welcher drey Könige in der Hand hätte? und als sie dieses bejahten, zeigte er ihnen seine zwey Könige ergriff den Kaiser bey dem Arm, und sagte: hier ist der dritte König, wobey er zugleich das Geld einstrich, und zu dem Kaiser sagte: siehe Max für einen solchen Kartenkönig halten dich deine Fürsten. — Der Geschmack an den Hofnarren dauerte an einigen Höfen bis in die Mitte dieses Jahrhunderts, nur haben die meisten derselben in den neuern Zeiten, als z. B. der bekannte Gundling, die Stelle bekleidet, ohne die Kappe zu tragen. Außerdem daß man sich ehedem der Narren an den Höfen bediente, gebrauchte man sie auch bey allen öffentlichen Lustbarkeiten, als z. B. bey Turnieren [1]), Vogelschießen und öffentlichen Aufzügen. Spuren von dieser Sitte haben sich bis auf den heutigen Tag

1) Stetten a. a. O. S. 54.

an einigen Orten erhalten. So soll noch immer bey dem Silberschiessen zu Nürnberg ein Pritschenmeister gegenwärtig seyn, der einen Rock von weissen und rothen Streifen trägt, weisse und rothe Strümpfe, und einen weissen und rothen Schuh [1]. Ferner wird ebendaselbst bey den Hochzeiten ein sogenannter Spruchsprecher gebraucht, der vom Magistrat bestätigt wird und die Gäste um Geld und einen guten Trunk durch Verse aus dem Stegreif belustigt [2]. Auch soll vor einiger Zeit in Lübeck ein Streit entstanden seyn, als der dasige Magistrat den bisher bey den Schützengesellschaften angestellten Narren dadurch abschaffen wollte, daß er dessen Betteley verbot, womit er sich bis-

1) Flögels Geschichte der komischen Litteratur Th. 1. S. 526.

2) Flögel a. a. O. Dergleichen Spruch-spruchsprecher werden schon in der Polizeyordnung von 1548 §. 36 erwähnt, indem hier alles leichtfertige Volk, das sich auf Singen und Spruchsachen legt, und darin den geistlichen und weltlichen Stand antastet, verboten wird.

her erhalten hatte. Noch findet man eine der seltsamsten Gewohnheiten zu Groß-elfingen in dem Fürstenthum Hechingen. Hier wird nehmlich jährlich ein sogenanntes Narrengericht gehalten, wobey die Einwohner wie Harlekine erscheinen, und die Freiheit haben, einem jeden, der an diesem Tage in ihren Bezirk kommt, eine Strafe aufzulegen und die Wahrheit zu sagen [1]).

Noch ist uns der letzte Gesichtspunkt übrig, aus welchem eine Vergleichung der Lustbarkeiten des Mittelalters mit den gegenwärtigen möglich ist, und der den, mit ihnen verknüpften Aufwand betrifft. Dieser wurde nun zwar dadurch nicht wenig vermindert, daß die meisten kostspieligen Lustbarkeiten nur bey außerordentlichen Gelegenheiten gehalten wurden. Auf der andern Seite aber waren eben diese außerordentlichen Lustbarkeiten, besonders unter den höhern Ständen mit

1) Flögels Geschichte der Hofnarren S. 77.

einem solchen Luxus verbunden, der den unsrigen noch übertraf, und nicht selten das Verderben fürstlicher und adlicher Familien nach sich zog. Dieser Aufwand entsprang nicht blos aus der Menge von Gästen, Speisen und Getränken, sondern auch besonders gegen Ende des Mittelalters aus der Kostbarkeit der Kleidung, durch welche sich der Adel gegenseitig zu übertreffen suchte. Meistens bestanden die langen Prachtmäntel und die kürzern Waffenröcke, die er bey dergleichen Gelegenheiten zu tragen pflegte, entweder aus Gold- oder Silberstoff oder Scharlach, Sammet und Silberzeugen. Auch waren diese Kleidungen gewöhnlich mit Perlen gestickt, und mit Edelsteinen besetzt, und mit dem kostbarsten Pelzwerke verbremt oder gefüttert [1]). Um sich noch lebhafter von der Kostbarkeit der damaligen Kleidung zu überzeugen, darf man nur folgende naive Beschreibung einer gleichzeitigen Chronik von dem Beylager Herzog

1) Meiners a. a. O. B. 2. S. 170.

Georgens von Beyern unter der Regierung Kaiser Friedrich III. damit vergleichen [1]). „Die Braut (heißt es daselbst,) führte der Kaiser und Herzog Otto, und der Kaiser hett an ein roths gar kostenliches Stück, das war gülden, und hette einen Uiberschlag mit gar kostenlichen Pernlein gestickt, darinn versetzet gar viel kostenlicher Edelgestein von Dymant, Rubin, Schmaraken, Saffir und viel ander Edelgestein, und hette auch an den Hals hengen ein gar kostenliches Kreutz darinn versetzet war, viel gar köstlich Edelgestein, und führte die Königin (die Braut, die man die Königin nannte, weil sie eine königliche Prinzessinn war) bey der rechten Hand, und zu der linken Hand gieng Herzog Ott, und het an einen braunen kurzen Rock, das halb Theil des Rocks war aller gestickt mit Pernlein, dergleichen war die Kappen und die eine Hosen mit gar schönen Pernlein, auch darinn versetzet Edelge-

1) s. Herzog Georgens Beylagers Ceremoniel in Müllers Staatskabinet 2te Eröfnung C. 4. S. 370.

stein. Item die Braut hette an, einen roten Seyden Rock von gar guten Atlaß, und was von oben bis zu Ende ganz und gar Pernlein, die waren oben groß und schön, und war gestickt von heydenischen Blumen, und in den Blumen stunden gar schöne Edelgesteine, und der Rock war gemacht gar weit nach ihren Sitten und hette ein hoches Koller das war ganz gestickt mit Pernlein. Auf den Haupt hette sie eine kostenliche Kron von gar kostenlichen Heftlein, und inwendig der Krone auf dem Haar hette sie einen breiten Borden von gar großen Pernlein, und unter der Kron hieng ein dinn Tuch herfür ein wenig für die Augen, doch daß man ihr die Augen sahe und hette auch ein kostenliches Halsband und gieng aufgericht, und schluge doch die Augen ein wenig unter sich, und ist sehr ein hübsch Mensch, und dazu gerad und ein liebliches Angesicht, und sieht gar frey mit ihren Augen. — Auf die nehmliche Art giengen auch die übrigen Fürsten entweder ganz in gulden Stük gekleydet, oder in Kleydern, die entweder

ganz oder zum Theil mit Perlein gestickt waren."

Wegen dieser Kostbarkeit der Kleidung sollte man vermuthen, daß die Moden weniger als in unsern Zeiten gewechselt hätten, allein nicht nur die gleichzeitigen Geschichtschreiber, sondern auch die Sammlungen von Zeichnungen der damaligen Trachten, die man noch hin und wieder, besonders in Bibliotheken findet, beweisen das Gegentheil [1]). Auch pflegten sich vornehme Frauenzimmer bey großen Lustbarkeiten nicht selten an einem Tage mehrmalen umzukleiden. So erzählt uns ein gewisser Spangenberg [2]) noch von seinen Zeiten: „Ists daß man einen Tanz, Kindtauf oder dergleichen Wohlleben hält, so darf sich manche von Adel wohl dreymal umkleiden, und solches etliche Tag an einander, jetzt deutsch, dann welsch, bald spanisch, dann ungarisch, zuletzt gar französisch."

1) Meiners B. 2. S. 136.

2) im Adelsspiegel Th. 2. S. 453.

Mit dem größten Aufwandte waren die Turniere verbunden. Denn diejenigen, welche sie unternahmen, mußten oft Wochen hunderte von Fürsten und Herren mit ihrem Gefolge bewirthen, und die prächtigsten Gastmähler, Bälle, und andre Feierlichkeiten veranstalten. Die Ritter aber, welche die Turniere besuchten, wetteiferten mit einander, wer den andern an Pracht der Rüstung, Kleidung und des Pferdegeschirrs übertreffen konnte, auch wurde demjenigen, der sich in diesen Stücken auszeichnete, bisweilen ein besondrer Zierdank gereicht. Ueberdieß verursachten öfters die Preise selbst einen beträchtlichen Aufwand. So wird von dem Markgrafen von Meißen, Heinrich dem Erleuchteten erzählt [1]), daß er bey einem Turnier zu Nordhaußen einen Baum errichten ließ, von ganz güldnen und silbernen Blättern, welche für die Sieger bestimmt waren. — In der Folge suchte man theils durch Verträge, theils durch

1) Horn Henricus illustris p. 247.

Gesetze den großen Aufwand bey Turnieren, besonders wegen der Kleidung Einhalt zu thun; unter andern machte der Adel der vordern Lande Franken, Schwaben, Baiern und Rheinstrom 1485 die Verordnung: „Daß die Frauen, die dem Turnier verwandt sind, keine mehr haben und zu dem Turnier gebrauchen sollen, denn drey oder vier Geschmück Röck, darunter soll auch kein gülden Stück oder ganz Perlen Röck seyn [1].“

Um den Aufwand der Lustbarkeiten des Mittelalters gehörig zu würdigen, muß man noch den Umstand in Erwägung ziehen, daß damals die Bedürfnisse besonders die Lebensmittel weit wohlfeiler gewesen zu seyn scheinen, als gegenwärtig. So findet man in einer alten Rechnung [2]) von 1490 daß damals ein Pfund Rindfleisch 2 Pfennige, ein Pfund Schwei-

1) Schmid a. a. O. Th. 4. S. 477.

2) in Kochs historischer Erzählung von der Wartburg (Leipz. und Eisenach 1710. 8.) S. 154.

nefleisch 4 Pfennige, und ein Pfund Hammelfleisch 3 Pfennige gekostet habe, und bey einem zu Speyer 1433 gehaltnen Turnier, verordnete der Magistrat, daß die Gastwirthe dem anwesenden Adel nicht mehr als 16 Pfennige für die Mahlzeit anrechnen sollten [1]).

So groß aber auch nach diesen Thatsachen der Unterschied zwischen den damaligen und gegenwärtigen Preißen der Dinge gewesen zu seyn scheint, so muß man sich doch daran erinnern, daß damals auch die Masse des circulirenden Geldes geringer war, als gegenwärtig, und daß daher in der That jener Unterschied mehr scheinbar als wirklich ist.

1) Lehmanns Speyersche Chronik B. VII. C. 90.

IV.

Sehnsucht nach der Heymath.

Sehnsucht
nach der Heymath.

Emilie an ihre Mutter, die Amtmännin zu * * *

Den 28. Aug.

Wir sind gestern einen ganzen Tag auf dem Lande gewesen. Mit welcher Andacht habe ich den Lebensgeist in mich gesogen, der mich sonst durchströmte, mit welcher Andacht nach den letzten im Sonnenschein wankenden Garben geblickt, die der Fleiß der Schnitter noch übrig gelassen hatte. Die Vergangenheit füllte mein Herz, und meine Phantasie durchflog den weiten blauen Luftraum, und sah am Ende des Horizonts die blühenden Freuden meiner Jugend liegen.

Wäre nur auch hier nicht alles Manier und Manier! Auch zu ihren ländlichen Festen nimmt diese Klasse überall sich selbst mit hin! Das Landgut des Freundes, den der Graf besuchte, ist drey Stunden von der Stadt entfernt. Ich fuhr mit der Gräfin und den beiden Kleinen: die reine Morgenluft, der Blick in die weite Gegend, und das fröliche Blitzen des Thaues in der Morgensonne verfehlten ihre Würkung an ihrem Herzen nicht. Warum genießen wir das nicht öfterer? sagte sie. Kaum aber waren wir angekommen, so war die alte Manier wieder da. Wir brachten bis Mittag beynahe beym Frühstück zu, dann gieng der Besitzer aus, uns seine Anlagen zu zeigen. Anlagen! der rechte Name. Die Natur hat nichts dabey gethan. Eine Brücke, ein Haus, ein Tempelchen, nichts Großes, nichts wo man die Natur allein hätte sprechen lassen. Um sich selbst recht zu genießen, treten aus der Anlage überall des Besitzers und seiner Angehörigen werthe Namen hervor.

Ist es ein Wunder, liebe Mutter, daß unter diesen Umständen alle Erinnerungen in mir erwachten? Ich sah meine Fenster von dem Nußbaum und dem Weingeländer beschattet, oder auf der Abendseite mit der Aussicht auf unsern Garten und die Grasplätze, wo meine Brüder spielten. Die heiligen Stunden des sorgenfreysten Genusses standen vor meiner Seele. Ach, alle die Bildung, die ich seit den vier Jahren erlangte, dies Leben und Treiben in der sogenannten guten Gesellschaft, was ist sie gegen das Wallfahrten auf die Hügel mit meinen Gespielinnen, oder gegen das Vesperbrod im Walde am ersten warmen Frühlingstage?

Uebrigens wäre ich undankbar, die Güte nicht erkennen zu wollen, mit der ich behandelt werde. Ich bin mehr Freundin als Lehrerin in diesem Hause. Ich habe mir durch Sorgsalt und Fleiß die kleinen Achtsamkeiten zu eigen zu machen gesucht, wodurch man in diesen Zirkeln Wohlwollen erwirbt. Die Familie

ist nicht ohne Vorurtheile ihres Standes, aber diese haben keine menschliche Empfindung in ihr verdrängt, und der kleine Stolz — ich rede mit meiner Mutter — der kleine Stolz meiner Gebieterin kann sich nie gegen mich äußern, da ich nie die Abhängigkeit vergesse, in der ich gegen sie stehe.

Die größte Freude macht mir, daß meine Kleinen sich immer mehr ausbilden. Die älteste, von acht Jahren, hat besonders viel Gutmüthigkeit, die jüngste, von sechs Jahren, die recht hübsch wird, ist nicht ohne Eitelkeit, und ich suche dies Gefühl nicht sowohl zu ersticken als richtig zu leiten. Die älteste hat mehr Geschmack an weiblichen Arbeiten, die jüngste an Französisch und Clavier, worin ich sie, außer ihren Lehrern, nach meinen Kräften übe. Die Gräfin will, daß ich durchaus Französisch mit ihnen spreche und lese, und doch ist diese Sprache so wenig Sprache meines Herzens. Ich komme mir immer vor, als ob ich mich selbst dabey reden hörte, und das ist wohl

ein Zeichen, daß ich sie nicht mit Empfindung rede. Möchte ich nur nicht auch meine deutschen Bücher darüber vergessen! Senden Sie mir doch, liebe Mutter, recht bald wieder die Titel von einigen neuen und interessanten. Boßens Luise, zweite Auflage, und Matthisons neueste Gedichte habe ich mit Andacht gelesen.

Emilie an ihre Mutter.

Am 14. Sept.

Ja, liebe Mutter, gern wollte ich Ihren Wunsch befriedigen und Ihnen die Art und Weise unserer großen Welt recht lebendig malen, wenn sie nur Leben hätte. So sehr ich mich auch an diesen Ton gewöhnen muß, so ists immer als ob eine innere Stimme mir zuriefe: Vergiß deinen Adel nicht und rette dein Herz! Der Heiligenschein, der in der Ferne um die Götter der Erde strahlt, schwindet nur so oft in der Nähe und sie stehen entgöttert da. Am traurigsten ist, daß ihre ganze Lage und das was sie Betragen nennen, sie hindert

ihren Geist und Charakter recht frey zu entwickeln. Die Rücksicht, sich nicht zu kompromittiren, schwebt um sie wie ihr Genius, und schlägt die schönsten Empfindungen und die reichste Natur mit bleyernem Scepter nieder. Wie oft schmerzt es mich, wenn ich meinen Zöglingen verbieten soll, so laut zu lachen, wenn ich alle Kräfte nöthig habe, um selbst nicht auszubrechen, oder wenn ich auf der andern Seite Höflichkeitshalber bey irgend einer neuen Mode, bey irgend einem französischen Bonmot das „Excellent“ mitrufen muß, wo ich alle Kräfte nöthig habe, um das Schiefe und Jämmerliche niemanden als mir insgeheim zu klagen.

Oft, wenn die Gräfin sich einer vertraulichen Herzensergießung gegen mich überläßt, pflegt sie wohl selbst über die erstaunlichen Rücksichten und den Zwang zu klagen, der ihre Lebensfreuden umgiebt. Es ist aber nicht zu ändern, setzt sie dann hinzu, wir sind einmal daran gebunden: und damit hat sie die Schuld von ihrer

Seele ab- und dem Schicksal zugewälzt, unter dessen Herrschaft die Großen, wie sie wohl glaubt, vor allen andern stehen.

Da es indessen in einem so großen Hause als der Graf macht, auch nicht an interessanten Menschen fehlen kann; so unterläßt sie nie, wenn sich eine vorzüglich glückliche Erscheinung der Art getroffen hat, mir von daher das Glück des Stadtlebens und der großen Zirkel anzupreisen. Ich freue mich dabey mehr über die Ursache als über den Endzweck. Ach! sie fühlt es wohl, wie mitten in ihren Zirkeln mein Geist oft zerstreut an andern Bildern hängt, und mitten im Genusse den wahren Genuß nur in der Heymath sucht. Sie ist mit mir zufrieden, sie glaubt, daß ihre Kinder unter meiner Behandlung gewinnen, und so ergreift sie jedes Mittel, mich an die Stadt zu fesseln. Ach! geschähe es nicht, um einem geliebten Hause von sechs Kindern nicht lästig zu seyn, was, was könnte mich fesseln?

Beynahe sollte ich glauben, sie sey noch auf ein anderes Mittel gefallen, mich mit sich zu verbinden. Ein junger Assessor in der Regierung, ein Bürgerlicher, aber dem Grafen von einem seiner Freunde sehr genau empfohlen, speist oft, und en famille, in unserm Hause. Die Gelegenheit mich öfters zu sehen, macht, daß er besonders schön mit mir thut und mir manche Aufmerksamkeiten erweist. Er spricht sehr fertig Französisch und ist nicht ohne Witz, spricht übrigens über alle Gegenstände, über Kunst u. s. w. mit unglaublicher Zuversicht ab, redet sehr viel von den Vortheilen der Residenz und von der Provinz, nimmt bey Kollegialangelegenheiten ein wichtiges und geheimnißvolles Protektionsair an und lebt dabey in der seligsten Selbstzufriedenheit, die nur der Himmel einem seiner Gläubigen bescheren kann. Für mich hat er immer ein „artig" oder „superbe" oder „excellent" bereit, das dann mit leisem Lispeln seinen Lippen entschwebt, aber nie habe ich ihn mit Innigkeit von den

großen Gegenständen der Natur oder der Kunst ergriffen, nie eine Thräne der Liebe oder der Wehmuth in seinem Auge gesehn. Die Gräfin weis uns immer auf gute Art an einander zu bringen und schlichtet dann durch irgend ein freundliches beziehungsvolles Wort den wachsenden Streit. Wahrscheinlich hat sie das alles sehr gut kombinirt. Er, ein junger Mann von Stande, wohlhabend, von feinem Ton, mit allen Aussichten sein Glück zu machen — ich — vom Lande, ohne Vermögen, abhängig von ihrer Gnade, was könnte für mich glücklicher seyn als eine solche Verbindung? Und doch — er ist weder fähig Liebe zu geben noch Liebe zu verstehen, und so zerreiß' ich die Rechnung.

Am 14. Okt.

Was ich befürchtete, liebste Mutter, ist nur zu bald eingetroffen. Die Gräfin saß jüngst mit mir vertraulich am Theetisch, niemand war zugegen. Sie kam auf die Liebe ihrer Kinder zu sprechen, wie sie an mich attachirt seyen, und wie sie

wünsche, daß das nur immer so dauern könnte. „Aber ich fürchte, setzte sie hinzu, unsre gute Emilie wird uns einmal entführt werden, ehe wir es uns vermuthen.“ Ich fragte um die Ursache. „Wie könnte man verlangen, daß ein so hübsches Mädchen — ich schreibe ihre Worte nieder — nicht auf ihre Versorgung bedacht seyn sollte? Wenn sich nur beides vereinigen ließe!“ Ein Wort gab das andre, sie sprach von dem Assessor, daß er ein gemachter Mann sey, daß er wirklich reelle Absichten gegen mich zu haben schiene, und daß eine Verbindung der Art ihr und ihrem Gemahl äußerst willkommen seyn würde, weil wir dann in ihrem Hause wohnen und ich so die Erziehung ihrer Töchter bis zu ihrer völligen Ausbildung über mich haben könnte. Ich küßte ihre Hand mit einer Mischung von Hochachtung und Wehmuth. Wie gern hätte ich ihr sagen mögen, daß der Assessor kein Mann für mich sey, daß er mir keinen andern Charakter als den Charakter seines Standes zu haben scheine, daß ich

mir überhaupt nur als Fremdling in diesem ganzen Verhältnissen vorkomme und daß ich nicht glauben könne, nicht wünschen könne, für immer dazu zu gehören. Und doch, doch, je länger ich so lebe, je mehr scheint sich nach und nach mein Gefühl für die seligsten Träume meines Lebens abzustumpfen, je einheimischer scheine ich mir in diesem kalten Boden zu werden. Die Melodie, die sonst wie eine Geisterstimme aus der Ferne zu mir herüberschallte, verhallt nach und nach vor meinen Ohren, ich höre sie nur leiser und leiser, es ist als ziehe die Musik bey mir vorüber, wie bey einer Ungeweihten, deren Ohren nicht mehr werth seyen, das Himmlische zu hören.

Emilie an ihre Mutter.

Am 1. Nov.

Welches neue Leben ist für mich aufgegangen! Wie habe ich auf einmal wieder aus dem Nebel der Stadt in die ganze reiche Landschaft meiner Freuden geblickt!

Unser Nachbar, der junge C — ist in Geschäften seines Herrn in geradem Fluge von Waldau hieher gekommen, hat mir Ihre Briefe überbracht, und mich durch alle seine Erzählungen, durch sein ganzes Thun und Dichten geradesweges wieder in meine Heymath geführt. Wie hat er sich aber auch ausgebildet! Wie warm und innig sind seine Schilderungen! O er verdient es, an dem Busen der Natur zu liegen und den ewigen Frieden zu genießen, der über unsern Thälern schwebt.

Ich komme als Pilger aus der Heymath, fieng er an. Ihre Eltern grüßen Sie und Ihre Geschwister neigen sich alle vor Ihnen als vor dem Oberhaupte der Familie. Es geht ihnen nichts ab, als das Vergnügen ihre Schwester zu sehen. Sie können denken, was er mir alles erzählen mußte, wie ich mit ihm vor jedem Plätzchen vorbeystreifte, das irgend eine Scene der Liebe und des häuslichen Glückes bezeichnet hatte. Er mußte wirklich eine Art Verhör aushalten, erst von Ihnen und unsrer Familie, dann von allen

meinen Freundinnen ein Paar Meilen in der Runde, endlich von unserm Garten und meinen eignen kleinen Anlagen. Er hat mir eine Menge Zeichnungen davon mitgebracht, die schönste hatte er mir bis zulezt aufgehoben. „Sie werden Ihre kleine Anhöhe mit der lieblichen Aussicht, sagte er, jezt sehr verschönert finden, Ihre Freundinnen L** und C** haben sie bepflanzt, mit Immergrün bekleidet und einen kleinen Tempel mit der Aufschrift: Der Freundschaft, darauf erbaut —" und in dem Augenblicke gab er mir die Zeichnung davon, das Bild der schönsten Verschwisterung von mir und der Freundschaft. Sagen Sie beiden, daß, wenn ich hier ein Stück Landes hätte, ich jeder von ihnen einen Altar errichten würde, daß ich so aber ihnen keinen errichten könnte, als in meinem Herzen.

Da ich übrigens unsern Freund ehrenhalber im Hause des Grafen habe einführen müssen, so giebt es keine komischern Contraste, als die er und der Assessor bilden. Wenn unser C** mit vollem

warmen Herzen über dieses und jenes Produkt, diese und jene Einrichtung unserer Provinz spricht, so entscheidet allemal am Ende der Aßessor, nach langem Zuhören, mit einem theoretischen Allgemeinsatze, ob das gut sey oder wie es besser seyn könne, und wenn ihn jener etwa noch fassen will, so springt er schnell mit einem Air, als ob ihn das Gespräch ermüde, zu einer andern Materie über. Auch hat mich E** in der Fülle seines Herzens versichert, daß ihm der Mensch unausstehlich sey, und daß er es nur dem Grafen und mir zu Liebe thue, wenn er ihm keine Sottisen sage.

Troz seines lauten Wesens gefällt er doch in unserm Hause, und die Gräfin sagte, sie wünsche wohl das Land zu sehen, das zwey so gute Menschen so interessire.

Den 13. Nov.

Morgen reist E** ab, seine Geschäfte sind geendigt, und ich kann ihn mit einer schönen Bothschaft entlassen. Die Grä-

sin war so heiter als er Abschied nahm, ich benuzte die gute Stunde und hielt um die Erlaubniß an, Sie künftiges Frühjahr besuchen zu dürfen. Sie hat sie mir gewährt und seitdem werde ich Tage und Stunden zählen.

Wir haben gestern noch den lezten Spaziergang zusammen gemacht. Wir waren im fürstlichen Garten, sprachen von Ihnen und waren voll Ihres Lobes. Auf einmal ließ er sich zwey Kränze von Spätblumen geben, und wie wir auf dem Rückwege über den Felsenweg nach Hause gehen, nahm er die Kränze, hing sie an eine der vorstehenden Felsenspitzen und schrieb auf den Schiefer mit großen Buchstaben den Namen Amalia. Wahrscheinlich, sagte er, wird der Sturm bald mein Opfer zerstören, aber weh dem, der eine gute That unterläßt, weil der Zufall sie zerstören kann!

Ich habe kaum Zeit diesen Brief zu schließen. Tausend Grüsse von Ihrer Verlassenen.

Emilie an ihre Mutter.

Am 20 Febr.

So war ich denn bestimmt, keine Freude mehr schmecken zu sollen! So war denn der Abschied von Waldau der Abschied von allen meinen Lebensfreuden! Indem ich heute in dem Kalender blättre, und noch die Tage zähle, die mir bis zu meinem Besuche nach Waldau fehlen, erhalte ich die Nachricht von dem Tode meines Vaters! Das war freylich nothwendig, da ich einmal unter den herzlosen Menschen so fortwandeln soll, mir auch die Ahndung des Bessern zu entreissen, und einen schwarzen Vorhang über alles zu ziehen, wohin ich mich unterstand, jezuweilen mit Sehnsucht und Liebe zu blicken.

Nie bin ich so ganz ohne Vorgefühl meines Schicksals gewesen. An eben dem Abende, da mein Vater starb, war ich bey uns in einer Spiel = an dem Tage, da er begraben ward, bey einer Tanzge-

sellschaft. In keinem der glänzenden Spiegel dieser Tage hatte ich das Bildniß meines sterbenden Vaters gesehen.

Ich beklage nicht Sie, liebe Mutter, Sie sind unter fünf Kindern, die Sie lieben: ich beklage nur mich, denn mein Loos ist nun unwiderruflich geworfen. Glauben Sie nicht, daß ich Ihre Aufforderung: „ich solle zu Ihnen kommen, ich solle bey Ihnen bleiben, wenn ich Lust habe," für mehr als mütterliche Linderung meines Schmerzes aufnehme, das Gefühl meiner Pflicht steht viel zu viel vor mir, als daß ich je davon Gebrauch machen könnte. Nein! der, der mir sterbend seine Familie empfahl, soll sich nicht in mir geirrt haben, die Anweisung, die er mir gab, an Euch, Brüder und Schwestern, meine Schulden zu bezahlen, soll mir heilig seyn. Unsre Lage ist nicht so glänzend daß Ihnen bey fünf Kindern nicht noch Unterstützung willkommen seyn könnte. Meine Ausbildung hat Ihnen das meiste gekostet: ich kann jezt

wiederbezahlen und ich muß wiederbezahlen.

Ich sehe die Verbindung mit dem gräflichen Hause von nun an für fest geschlossen, für immer dauernd an. Meine Lage ist gut, ich kann manches erübrigen, und so habe ich der Gräfin das feyerliche Versprechen gethan, ihre Kinder bis zu ihrer völligen Ausbildung nicht zu verlassen. Sie hat es angenommen, und dabey wieder einige Worte über den Assessor eingemischt. Ich habe ihr gesagt, daß ich mich ganz in ihre Hände gebe, daß ich ihr in Zukunft angehöre, und daß ich in nichts dem zuwider seyn werde was sie zu meinem Glücke thun wolle. Die Erlaubniß, Sie dieses Frühjahr erst noch einige Wochen besuchen zu dürfen, hat sie mir ohne Umstände verwilligt.

Wundern Sie sich nicht über meinen Entschluß, liebe Mutter: er ist fest, er ist gut, denn er hat mir Selbstzufriedenheit gegeben. Nun da ich weis, daß ich der Stadt auf immer angehöre, werde ich

über mich selbst mehr wachen, mich von manchen Wünschen entwöhnen, auch wohl über manches anders urtheilen lernen. Meine kleine Wirthschaft hinterlasse ich der zweiten von meinen Schwestern. Habe ich auch manchen Tag im drückenden Einerlen der Konvenienz verlebt: der Abend ist mein, dann umringen mich die Bilder der Vergangenheit, die geliebten Schatten steigen vor mir auf, ich schwebe träumend zwischen Nacht und Erinnerung, und wenn ich erwache, hat mich mein Bewußtseyn gesegnet.

Am 28. Febr.

Die Gräfin hat mir heute ausdrücklich gesagt, daß ich nicht eher nach Waldau reisen würde, bis sie mir es erlaubte, und auch mit dem Assessor eher kein Wort reden würde. In so gebietendem Ton hat sie sonst nicht gesprochen. Es scheint, sie fängt an aus meiner Lage Vortheil zu ziehen: sie fühlt wohl, daß sie mich jezt doppelt in ihrer Gewalt hat.

Die Gräfin von * * an den Grafen von ° °

W** den 28. Febr.

Die alte Freundschaft, Herr Graf, die zwischen Ihnen und meinem Manne obwaltet, läßt mich Verzeihung für eine Bitte hoffen, die gewagt genug ist, um nur durch die Freundschaft entschuldigt werden zu können. Seit vier Jahren ist die Tochter Ihres jüngst verstorbenen Amtmanns in meinem Hause, und ich habe kaum Worte um Ihnen zu sagen, wie sehr sie sich durch die treuste sorgsamste Führung um meine Kinder verdient gemacht hat. So leicht es mir vielleicht bey jeder andern seyn würde, sie zu belohnen, so schwer ist es bey diesem schwärmerischen Mädchen, das, möcht' ich sagen, durch die Natur zu sehr verwöhnt ist um viel zu begehren und deren Geist und Herz immer um das Etwas schwebt, was jenen Insulaner beseelte, als er bey dem Anblick eines Gewächses seiner In-

sel ausrief: Auch hier ist Otaheiti! Einmal hatte ich den Plan, sie hier mit einem jungen Manne von Familie zu verbinden, er ist verschwunden, und so sehr sie auch nach dem Tode ihres Vaters, um ihre Familie zu unterstützen, sich bey mir zu fixiren strebt, um so mehr bewegt mich dies ihr Opfer, ihr die Entlassung als Belohnung zu bringen. Ihr aber eine schöne Rückkehr ins Vaterland zu bereiten, dazu, Herr Graf, müssen wir uns gemeinschaftlich die Hände bieten. Ein junger Mensch aus Ihrer Nachbarschaft, C**, hat sich vor kurzem einige Wochen hier aufgehalten, hat ihr fast alle seine übrigen Augenblicke gewidmet und sie haben mit einander in patriotischen Empfindungen geschwärmt. Ihre Empfindungen haben sich begegnet, sie haben sich lieb gewonnen, ohne es vor sich selbst zu gestehen. Ich habe ihn zu genau beobachtet, um nicht zu wissen, daß er sie jeder andern vorziehen würde, wenn er eine Versorgung hätte, die ihrer jetzigen Lage das Gleichgewicht hielte: ich habe

ihn in dieser Rücksicht noch besonders sondiren lassen. Welche Versorgung könnte aber wohl meiner Freundinn willkommen seyn als die, die sie in die Mitte ihrer Heymath zurückführte, und sie als Versorgerin, als Wohlthäterin ihrem väterlichen Hause zurückgäbe? Ich bescheide mich gern, daß hundert andere vielleicht zu der erledigten Amtmannsstelle ein größeres Recht mitbringen können als unser C**, aber schwerlich würde Ihnen bey einem andern, so wie bey ihm, das beseligende Gefühl zu Theil werden, dadurch eine schöne Pflanze wieder in ihren mütterlichen Boden zu versetzen und in einer edlen Seele die Ueberzeugung zu wecken, daß auch in unserm Stande die Achtung vor reiner und einfacher Natur nicht erstorben ist.

Mit vollkommenster u. s. w.

Emilie an ihre Mutter.

Den 27. Marz.

Wach' ich oder träume ich? Diesen Augenblick bringt mir die Gräfin den Bestal-

lungsbrief unsers C** zum Amtmann unsers Orts mit einem Briefe, worin er meine Hand begehrt. Ich sagte Ihnen, sezte sie hinzu, Sie würden nicht eher abreisen, bis ich es Ihnen erlaubt hätte: Nun sollen Sie abreisen!

Wodurch habe ich so viele Liebe verdient? Während ich im Begriffe stehe, von Ihnen auf ewig Abschied zu nehmen, arbeitet ein guter Engel an meiner beständigen Rückkehr, an der Rückkehr zu allen meinen Freuden. Ich lege den Brief an C** bey. Ich habe seine Empfindungen angenommen, und ihm die meinigen unverholen dagegen gegeben. Mag er es wissen, mag die ganze Welt es wissen, daß seine Liebe mich glücklich macht!

Die Gräfin hat mir erlaubt, in vier Wochen von hier abreisen zu dürfen, aber erst muß ich alle meine Geschäfte beendiget haben, muß meine Zöglinge in treue und liebevolle Hände übergeben, ehe ich scheide. Der Tag meiner Ankunft bleibt

vor Ihnen und aller Welt ein Geheimniß. Ich lasse den Wagen vor dem Orte halten, schleiche leise um die Hecken herum, das Hinterpförtchen des Gartens öffnet sich und das Mädchen aus der Residenz stürzt in Ihre Arme. Ich komme, meine Mutter, ich komme!

R. Hommel.

V.

Der Römer
an
die Vestalin.

Der Römer an die Vestalin.*)

Mädchen in dem Liljenkleide,
Mit dem Götterangesicht;
Sanfter Tugend Augenweide,
Schönes Ebenbild der Pflicht;
Du, vor der der Fackel Klarheit
Noch des Tages Licht erhöht,
Wie das Sonnenlicht der Wahrheit
Roma's ew'ge Majestät;

*) Kaum brauch' ich wohl einen und den andern Leser daran zu erinnern, daß die vestalischen Jungfrauen zu Rom das Recht hatten, als Sinnbild ihrer Gottin, sich Fackeln vortragen zu lassen, einen breiten Purpurstreif am weißen Gewande zu haben, einen zum Tode verurtheilten Ver-

Du, in deren Augensternen
Jener heil'ge Glanz sich mahlt,
Der in später Zeiten Fernen
Noch um unsre Tempel strahlt;
Du, vor der sich das Gedränge
Großer Römer willig trennt;
Deren Namen sich die Menge
Leis' und ehrerbietig nennt;

Du, um deren Geisterschritte
Jüngst sich das Verbrechen wand,
Und in deiner Unschuld Bitte
Rettung von dem Tode fand;
Sprößlingin aus edlem Stamme,
Huldin mit dem heil'gen Sinn,
Nährerin der ew'gen Flamme,
Du, der Vesta Priesterin.

brecher, der ihnen begegnete, zu befreyen, so wie, daß bey dem schrecklichen Leichenpompe einer dieser heiligen Schwestern, welche das Gelübde der ewigen Keuschheit gebrochen hatte, die Verbrecherin auf einem verdeckten Fuhrwerke saß, niemand ein Wort sprechen durfte, und die meisten, welchen der Zug begegnete, starr und eingewurzelt stehen blieben. u. s. w.

Ists der Purpur am Gewande,
Dem der Wange Purpur weicht?
Ist es Harm ob unsrer Schande,
Der der Lippen Rosen bleicht?
Ists der Prophezeihung Wolke,
Welche von der Stirne blickt?
Droht ein Unglück unserm Volke,
Was das Haupt danieder drückt?

Und was woogt des Busens Schleyer?
Lastet Andacht also drauf? —
Schöne Jungfrau, athme freyer!
Rosen blühet wieder auf!
Daß die Ahndung mich belüge,
Die zum Frevel mich versucht,
Und mein Herz mich nicht betrüge,
Wenn es dieser Ahndung flucht!

Ach, und doch! — Ich will's bekennen;
Richte, heil'ge Priesterin!
Ja! Ich muß den Frevel nennen!
Strafe, wenn ich strafbar bin! — —
Wann zu des Altares Füßen
Du in Mitternächten kniest,
Fremde Schulden abzubüßen
Von ersehnter Innbrunst glühst;

Wann auf der Gebete Fluten
  Auf dein Geist zum Himmel schwimmt,
Und das Blau der ew'gen Gluten
  Magisch an den Wänden klimmt;
Wann der Weihe Hochgedanken
  Zu der Himmlischen sich nah'n,
Und mit der Begeistrung Ranken
  Deine keusche Seel' umfah'n: —

Dann schlüpft über deine Wangen
  Liebreich eine weiche Hand,
Und du fühlst dich sanft umfangen,
  Und es schwebet dein Gewand.
Dumpfe Klagelaute fallen
  Zitternd durch die dicke Luft,
Und es fließet durch die Hallen
  Eines offnen Grabes Duft. —

Plötzlich steht an Vesta's Feuer
  Eine geistige Gestalt,
Wirft hinein den heil'gen Schleyer,
  Und die Flammenwolke wallt;
Und es tönet vom Altare
  Mit bekannter Stimme dir:
„Wahre dich, o Freundin, wahre!
  „Drüben nicht also, wie hier!“

Schnell verloschen sind die Flammen,
Nur ein Todtenlämpchen blinkt;
Alles stürzt um dich zusammen;
Deine bleiche Freundin winkt. —
Langsam sinkt das Lämpchen unter,
Langsam sinkest du ihm nach;
Unter Trümmern führt's hinunter,
In das schreckliche Gemach,

Wo der Priester Flüche thronen,
Und der Schönheit Jammer weint,
Wo aus allen Erdenzonen
Alle Grausamkeit sich eint — —
O, ich hab' ihn selbst gesehen,
Und ich seh' ihn ewig fort,
Jenen düstern Zug, das Flehen
Matter Hände, dicht umflort;

Und das Wanken aller Tritte,
Und des Mitleids letzten Kampf,
Und der Priester sichre Schritte,
Und der Grabeskerzen Dampf,
Und die Still' auf allen Straßen,
Wo der bleiche Zug erscheint,
Und der Bürger starre Massen,
Von Gesetz und Schreck versteint. —

Hebt empor das Tuch vom Wagen,
Der das Gottesopfer birgt!
Fürchtet nicht gerechte Klagen!
O ihr heiligt, wann ihr würgt! —
Jetzo öffnet sich die Hülle,
Mit der Hüll' auch dort das Grab —
Grausenvoller wird die Stille —
Deine Schwester steigt hinab. — —

Hier sank das Gestirn hinunter,
Einst in Vesta's Tempel wach!
Hieher sinkt das Lämpchen unter;
Hieher sinkest du ihm nach! —
Mit der Unschuld heitern Zügen
Ruht auf öder Lagerstatt
Die der Leiden Berg erstiegen,
Endlich ausgerungen hat.

Traulich grüßen dich die Manen
In dem heiligen Revier.
Fernher tönt's: nach ew'gen Planen
Sterbliche, stehst du itzt hier!
Da erbebt die Lagerstätte,
Und die Schlummernde erwacht,
Schwebet auf vom Todesbette,
Und zum Tage wird die Nacht;

Denn von ihrem Angesichte
Fließet Morgenglanz herab,
Und in mildem Rosenlichte
Schimmert rings umher das Grab.
Hingewelkte Blumen sprießen
Neu verjüngt am Boden auf,
Und kristallne Quellen gießen
Ihr ätherisch Naß darauf.

Heißer Kuß auf Stirn und Wangen,
Sanfter Druck von Geisterhand,
Und ein waltendes Verlangen,
Was den Busen mächtig spannt,
Weckt aus träumendem Entzücken
Deinen wundertrunknen Sinn,
Und, Verklärung in den Blicken,
Spricht die holde Lehrerin:

„Welke Freuden blühen wieder;
„Süße Thränen träufen drauf;
„Jenseits gehen Sonnen nieder,
„Diesseits gehn sie wieder auf. —
„Wahre dich, o Schwester, wahre!
„Drüben anders, anders hier!
„Knie' an der Natur Altare;
„Wonn' und Wahrheit beut sie dir!“

Also spricht sie. Flugs umhüllet
    Nebel der Verklärung Glück,
Und mit Wohl und Weh erfüllet,
    Schwebst du zum Altar zurück. —
Aber ach! der Andacht Quelle
    Ist versiegt, des Glaubens Macht,
Und der Weihe Zauberhelle,
    Die sonst deinen Geist umlacht,

Und der Inbrunst heil'ge Leiter,
    Die den Himmel kühn erstieg,
Alles sank — und kein Begleiter
    Führt dich Arme in den Krieg,
Welchen Regungen erheben,
    Durchs Gelübde einst gebannt,
In den Krieg mit einem Streben,
    Vesta's Töchtern unbekannt:

Dreust zu rechten mit dem Fluche,
    Der auf die Begrabne fuhr,
Selbst zu lesen in dem Buche
    Jener gütigen Natur;
Ihr dich endlich zu vermählen,
    Die die Herzen sich vermählt,
Sie zur Göttin dir zu wählen,
    Die zum Kinde dich gewählt;

Zu verstehn die süßen Spiele
Himmlisch reiner Phantasie,
Die sich nie dem Reugefühle
Irdischer Entfremdung lieh;
Nur in schmeichelnden Accorden
Oft an deine Seele sprach,
Bis Gelübd' und düstrer Orden
Ihre Rede unterbrach;

Nicht mehr in dem Heiligthume,
Wo die Sonne selten schien,
Der Entsagung Winterblume
Unter Thränen zu erziehn; —
Aufzuflehn zu jenem Feuer,
Was im Mark der Schöpfung glüht,
Keiner Weihe trüben Schleyer
Um der Menschen Wonnen zieht.

Aengstlich wägst du Wunsch und Pflichten,
Wägest Herz und strengen Eid;
Vesta, Vesta wird dich richten,
Und sie straft Vermessenheit!
„Kann die Hoffnung auch versprechen,
„Wo Gerechtigkeit versagt?
„Wird sich keine Vesta rächen,
„Wann des Urtheils Morgen tagt?

„Falbe, Laub der Blütenbäume,
„So die Phantasie gepflegt!
„Du, der Weihe Becher, schäume,
„Bis mich Charons Nachen trägt!
„Bleiche, du, der Täuschung Schimmer!
„Sinke, eitles Traumgesicht!
„Angedenken, geh' in Trümmer!
„Vesta's Tochter höret nicht!" —

Aber schwarzer Zweifel Woogen
Schlagen dennoch deinen Geist,
Bis, gewaltsam angezogen,
Der Gesundheit Faden reißt.
Da sinkt ein die schöne Fülle,
Die sich um die Glieder goß,
Und die früh gewelkte Hülle
Neigt sich nach der Mutter Schoos.

Ebner wird der Seele Fläche,
Und das Oel der Ruhe fließt.
Da hat sich, daß sie dir spreche,
Ihre Zeit Natur erkiest.
Ferner tritt itzt Vestas Rache,
Weicher schließt der Mutterarm,

Näher tönt die milde Sprache,
Und das kalte Herz wird warm.

Aber jene ehrnen Riegel
Schließen dieses Herz noch ein,
Und der Eide heil'ges Siegel
Lastet als ein schwerer Stein.
Aber laß die Riegel engen,
Schöne Jungfrau, glaube mir:
Eine Göttin kann sie sprengen,
Und die Göttin redet dir.

Laß das heil'ge Siegel drücken;
Ihrem Finger bricht's entzwey!
Sie baut der Erlösung Brücken
Ueber Tod und Tyranney,
Ewigkeit gießt sie ins Leben,
Freude schlinget sie an Leid;
Wonn' und Wahrheit wird gegeben,
Wer sich ihrem Altar weiht.

Laß die Mächtige dich führen;
Lisch die stolze Fackel aus!
Hymen wird ein Feuer schüren,
Heil'ger, denn in Vesta's Haus!

An des schönen Gottes Flammen
    Blühet Ros' und Freude auf,
Lächelnd duften sie zusammen;
    Süße Thränen träufen drauf!

D. Gutzahr.

VI.

Ueber die Ehe

nach

Grundsätzen der Rechtswissenschaft

betrachtet.

Zur nähern Prüfung der von Herrn Fichte im zweyten Theile seiner Grundlage des Naturrechts aufgestellten Grundsätze des Eherechts.

Vom

Herausgeber.

Wo der Grund wegfällt, fällt das Begründete weg. (? ? ?)

Fichte in mehreren Stellen seines Naturrechts, z. B. II. Th. S. 186. S. 219.

Ich habe in dem ersten Bande dieses Werkes den Versuch gemacht, die von Herrn Fichte in seiner Grundlage des Naturrechts aufgestellten Behauptungen über den Charakter des Weibes und der weiblichen Liebe näher zu prüfen. In genauem Zusammenhange mit diesem stehen seine Grundsätze über das Eherecht. Man verkennt in ihnen den originellen und scharfsinnigen Geist des Verfassers nicht; allein so wie aus Spitzfindigkeiten, nur Spitzfindigkeiten gefolgert werden können, so muß es nothwendig der Fall seyn, daß alle Sätze dieses Eherechts, welche aus falschen Ansichten des Verhältnisses zwischen Mann und Weib hervorgehen, wie sehr sie auch

auf den ersten Blick täuschen mögen, doch bey schärferer Beurtheilung als gehaltlos und sophistisch erscheinen. Ich habe bey wiederholtem, von allem Nebeninteresse und Partheygeiste entferntem Nachdenken über den Gegenstand der im ersten Bande enthaltenen Abhandlung keinen Grund gefunden, irgend eine Behauptung zurück zu nehmen, durch welche ich die Theorie jenes schätzbaren Mannes bestritten habe; um so zuversichtlicher darf ich mir gegenwärtig einige Bemerkungen über die Grundsätze des Eherechts erlauben, auf welche ihn seine Deduktion der Ehe (2. Theil, S. 158.) und seine Meinungen über weibliche Liebe geführt haben.

Man kann leicht denken, welchen Gesichtspunkt Fichte seinen Prinzipien gemäß vor allen andern in das Auge faßt.

Nach ihm giebt das Weib seine Persönlichkeit auf, wenn es sich dem Manne schlechthin zur Körpergemeinschaft aus Wollusttriebe überläßt; diese Persönlichkeit wird nur dann, und mit ihr, wie natürlich, die ganze Würde

des Weibes gerettet, wenn sie aus Liebe sich dem Triebe des Mannes hingiebt. Ausserdem erniedrigte sie sich zu einem blosen Mittel für die Lust einer Person des andern Geschlechts. Der Mann, an und für sich aller Liebe unfähig, erbarmt sich des Weibes aus Großmuth, und liebt am Ende die Person, deren Wünsche er auf eine so großmüthige Weise befriedigt hätte. So weben nach dieser Theorie Liebe von weiblicher Seite, und Großmuth, von männlicher Seite ein possirliches Gespinnst ehelicher Treue. Der Mann will zuerst Herr seyn, wer aber mit Vertrauen sich ihm hingiebt, gegen den entkleidet er sich aller seiner Gewalt; der Gatte ist also gegen seine Gattin liebreich, weil sie ihm das Opfer ihrer Persönlichkeit aus Liebe gebracht, und eben dadurch von ihrer Persönlichkeit nichts verlohren hat.

Da nach dieser Theorie die Bande der Ehe lediglich durch Liebe geknüpft wer-

den können, so zieht der Herr Verfasser sehr konsequent die Folge: der Staat müsse Anstalten treffen, damit nicht irgend eine Ehe aus einem andern Grunde, als aus wahrer Liebe geschlossen werde; er müsse durch Gewalt verhindern, daß jemand eine solche Verbindung durch Zwang bewirken wolle.

„Die Ehe muß mit absoluter Freyheit geschlossen werden, und der Staat hat zufolge seiner Schutzpflicht gegen die einzelnen Personen, und besonders das weibliche Geschlecht, die Pflicht und das Recht über die Freyheit der ehelichen Verbindungen zu wachen." (S. 183.)

Unstreitig ist es eine kleine Uebereilung des Verfassers, wenn er hier von der Immoralität der Notzucht, und den Verfügungen redet, welche der Staat dagegen treffen muß. Wer eine Person notzüchtigt, denkt gewiß nicht daran, sie zu ehelichen, er müßte denn von Sinnen seyn. Wozu

also in dem Abschnitte über das Eherecht, eine Betrachtung über jene schändliche Verletzung der Freyheit einer Person des andern Geschlechts? Diese muß wie ein Mord, ein Raub, ein Betrug gerügt und bestraft werden; es folgt geradezu aus dem Grundvertrage der bürgerlichen Gesellschaft.

Indessen sagt der Verf. über diesen verhaßten Gegenstand gar manches Schiefe und Unwahre. Wenn er sagt: „man greift durch Nothzucht das Weib an ihrer Persönlichkeit an" so darf dieß nichts weiter heißen als: „man misbraucht sie gewaltsam zur Befriedigung seines Triebes, zwingt sie, ein Mittel für Zwecke thierischer Sinnlichkeit abzugeben." Von der wahren Würde des Weibes wird dadurch nichts verlohren, es wird nicht entehrt. Vorurtheil ist es, wenn man glaubt, es hafte Schande an einer Person, die eine solche Mißhandlung ohne alle Schuld erfuhr; eben so könnte man behaupten, ein Reisender werde infamirt,

wenn Straßenräuber ihn plündern. Aber das Vorurtheil ist beynahe allgemein; vielleicht deshalb, weil wir schwach genug sind, einer solchen Unglücklichen im Geheim lasterhafte Gesinnungen anzuschuldigen, und sie in Verdacht nehmen, als habe sie doch der thierischen Lust wegen innerlich consentirt.

Fichte meynt, die Nothzucht komme dem Morde gleich; ich gestehe, daß ich die Handlung der Nothzucht in Hinsicht der viehischen Gesinnung, die sie voraussetzt, und ihrer unausbleiblichen und möglichen Folgen für weit schändlicher und dem gemeinen Besten gefährlicher halte, als den Mord. Und wenn er sagt, er würde für dieses Verbrechen nicht sowohl den Tod, als Züchtigung im Verbesserungshause zur Strafe bestimmen, weil es Männern nicht unmöglich werde, mit solchen Verbrechern beysammen zu leben, so kann ich ihm schwerlich beystimmen. Wer sich die Schandthat der Nothzucht erlauben kann, wird auch kein Bedenken tragen, einen Mord zu be-

gehen, und man wagt eben so viel, wenn man in Gemeinschaft mit einem Frauenschänder, als wenn man mit einem Mörder zusammen lebt. Von einem Verbesserungshause, (einer maison de correction) kann ich mir überhaupt keinen vernünftigen Begriff machen. Wenn man aber wirklich damit meynt, daß Verbrecher durch Züchtigung gebessert werden sollen, so glaube ich, daß man eher hoffen darf, einen Menschen zu bessern, welcher gemordet hat, als einen viehischen Wollüstling, der Personen des andern Geschlechts gewaltsam zu entehren fähig ist. Ein Mord geht nicht aus Mordlust hervor, aber gewaltsame Frauenschänderey setzt eine herrschende und unüberwindliche lasterhafte Leidenschaft voraus, eine Leidenschaft, die man befriedigt, es koste, was es wolle, allenfalls auch das Leben unsrer Mitmenschen.

Auf eine seltene Weise, und wahrhaftig, wie man es von einem solchen Denker nicht erwarten sollte, erklärt sich der Verfasser über den Ersatz, im Falle einer

Frauenschändung durch Nothzucht. Er sagt: S. 179. „Jeder sehe, daß kein „Ersatz möglich ist, es müsse aber „ersetzt werden, so weit ein Ersatz „möglich ist, und da dieser nur mög- „lich sey, durch Auslieferung „des Vermögens des Schänders an „die Geschändete, so stimme er für die „Uebergabe seines gesammten Ver- „mögens an die Geschwächte.“ Das Widersprechende im ganzen Räsonnement fällt sogleich in die Augen. Kein Ersatz ist möglich — aber es muß ersetzt werden, so weit ein Ersatz möglich ist, und dieser ist möglich durch Auslieferung des Vermögens. — In der That eine possierliche Art des Ersatzes für eine verlorne Jungfrauschaft! je nachdem der Schänder mehr oder weniger reich ist, gilt sie itzt 100000 Rthlr. itzt 20000 Rthlr. jetzt 100 fl. Wie aber, wenn der Bösewicht gar nichts hat? Wie, wenn die Geschwächte so reich ist, daß sie auch das größte Vermögen nicht einmal haben mag?

Wenn die Unglückliche irgend ein Gefühl von Würde und Ehre hat, wird sie einen solchen Ersatz mit Verachtung und Unwillen von sich werfen. Es ist im höchsten Grade lächerlich, in diesem Falle an Ersatz auch nur zu denken. Die Geschwächte verliert von ihrem Werthe durch Nothzüchtigung an sich auch nicht das Mindeste, weder in moralischer noch in physischer Hinsicht; nichts in moralischer Hinsicht, denn sie hat vielmehr, indem sie Widerstand leistete, tugendhaft gehandelt, und ist in den Augen der übrigen Menschen keinesweges gesunken; nichts in physischer Hinsicht, denn ihr Körper hat dadurch nicht gelitten. Sie verliert nur in sofern an dem Glücke ihres Lebens, als die Erinnerung, eine solche Mishandlung erduldet zu haben, unaufhörlich kränkend für sie seyn muß. Herr F. bezieht sich mit Einseitigkeit blos auf die Nothzüchtigung einer vorher noch unberührten Jungfrau, gleich als ob nicht Personen, welche den Geschlechtstrieb schon mit Män-

nern befriedigt haben, der Nothzucht ebenfalls unterworfen seyn könnten. Für diesen Verlust aber ist am allerwenigsten Ersatz möglich. Hätte doch Herr Fichte lieber jene schwere Frage einiger Rücksicht gewürdigt: Wie es mit dem Kinde werde, welches die Frucht einer Nothzüchtigung ist? Daß es die Geschwächte nicht für das ihrige ansehen kann, scheint mir unbezweifelt, zu einem so schändlich aufgedrungenen und unter Verzweiflung empfangenem Wesen findet mütterliche Liebe natürlicher Weise nicht Statt. Es ist offenbar, daß der Schänder das Kind übernehmen, und ohne irgend eine Bemühung der Erzeugerin für dasselbe fordern zu können, allein verpflegen muß. Die Genothzüchtigte ist nicht als seine Mutter anzusehn. Sie muß wünschen, daß es nicht existirte, da es unter einer solchen Bedingung zur Welt gekommen ist.

Herr F. fragt, wer im Falle einer Nothzucht klage? „Das unverhey-

„rathete Weib, antwortet er, steht „unter der Gewalt der Eltern, „das verheyrathete unter der „des Mannes. Die ersten oder „der letzte würden Kläger seyn. „Im ersten Falle könnte sie, „wenn die Eltern etwa nicht kla„gen wollten, selbst die Klage „anbringen, im letztern nicht, „weil sie den Eltern nur bedingt, „dem Manne aber ganz unbe„dingt unterworfen ist." Hieraus würde folgen, daß eine solche Person, im Falle sie sich unter der Tutel ihres Gatten befände, wegen einer Mißhandlung der entsetzlichsten Art nicht klagen dürfte, wenn es selbigem nicht beliebte. Und wie sehr würde sie dadurch zurück gesetzt! — (Er könnte ja wohl Grund zu haben glauben, sein Weib der Schande zu überlassen, vielleicht, um einen Vorwand zu finden, sich von ihr zu trennen.) Ist es denn aber wahr, daß eine Gattin dem Gatten unbedingt unterworfen sey? — Darüber habe ich in der Ab-

handlung des ersten Bandes meine Gedanken eröfnet. --- Jede unbedingte Unterwerfung ist widersinnig und ohne allen rechtlichen Gehalt; ein Weib giebt seine ganze Würde auf, wenn es sich unbedingt einem Manne unterwirft. Der Staat kann vernünftiger Weise eine solche Unterwerfung nicht zulassen, denn sie würde zu Schändlichkeiten hinführen, die ihn nicht wenig in Gefahr setzten. Der gegenwärtige Fall zeigt es deutlich genug. Wenn eine Gattin, die ein Wollüstling gewaltsam schändete, ohne Einwilligung ihres Mannes nicht klagen darf, vielmehr dulden und schweigen muß, wenn er es seiner Rechnung gemäß findet, so ist sie jeder Mishandlung Preis gegeben, ihr vielleicht niedrig denkender Mann kann ihre Entehrung selbst vorbereiten, und dadurch seine oder andrer Leidenschaften begünstigen. Nach dieser Theorie fände sie nirgends Schutz, sie würde unmenschlicher als eine Leibeigene behandelt.

Wie schon bemerkt, gehörte der ganze Gegenstand hieher nicht. Man zwingt

Niemand durch Nothzucht zur Ehe. Allein es giebt einen Zwang, welchen man über die Menschen durch Vorstellungen ausüben kann, einen Zwang, welchen Eltern und Verwandte in Hinsicht auf die Verehelitgung ihrer Kinder und Befreundeten ausüben, indem sie selbige ohne Neigung durch Ueberredung zur Ehe vermögen. Mit Recht handelt der Herr Verfasser nicht, wie andre es zu thun pflegen, flüchtig von diesem Zwange, der leider, oft genug ausgeübt wird, und das Unglück so vieler Familien begründet, diesem Zwange, der um so gefährlicher ist, da man ihn für gar keinen Zwang hält, und den Frieden seiner Tage auf das Spiel setzt, während man sich ein festes und edles Glück zu bereiten denkt.

Um über diesen gewöhnlich sogenannten moralischen Zwang gehörig zu urtheilen, müssen wir zuförderst über den Begriff der Ueberredung einig seyn. Es giebt nicht, wie manche wohl denken, eine Ueberredung im guten Sinne.

Alle Ueberredung geht aus Egoism, aus Herrschsucht, nicht selten aus offenbarer Bosheit hervor. Manche Menschen scheinen unschuldiger und gutmüthiger Weise zu überreden; aber dieß ist keine Ueberredung, wenn man nicht mit dem Worte spielt; sie handeln gerad und offen, glauben uns durch Wahrheit zu überzeugen, und haben nichts weniger im Sinne, als uns etwa zu Mitteln für ihre individuellen Zwecke zu mißbrauchen. Alle Ueberredung kommt darauf zurück, daß man seines eignen Interesse's wegen durch die Mittel der Redekunst, Belebung der Phantasie, und Anfeuerung der Leidenschaften einen andern, ihm unvermerkt, bestimmt, Vorstellungen, deren Unwahrheit oder Zweifelhaftigkeit man weiß, für wahr zu halten, und mit Aufgebung schon gefaßter Zwecke an fremden Zwecken Theil zu nehmen. Der Ueberredende handelt allezeit falsch und egoistisch, schmeichelt andern seine inviduellen Plane an, und benutzt sie für seinen Vortheil, indem er sie glauben macht, er befördere nur den ihrigen. Die Ueberredung zu eben-

hen Verbindungen entspringt aus verschiedenen selbstsüchtigen Rücksichten der Eltern, bald aus Geldgeiz, bald aus Ehrsucht, Ahnenstolz, Begier nach Einfluß, nicht selten auch bloß aus Eigensinn und Grillen, aus einem eingebildeten Rechte, gegen seine Kinder auch in Sachen der Liebe und Ehe despotisch verfahren zu dürfen. Was auch ihre Quelle sey, so geht sie allezeit dahin, die Kinder zu vermögen gegen ihre Neigung, oder doch ohne alle Neigung zu heyrathen. Man spiegelt ihnen Vortheile vor, die entweder gar nicht statt finden, oder doch, bey ihrer Abneigung gegen die Verbindung, für sie nie Vortheile seyn können; man erschüttert sie durch Androhungen von nicht unwichtigen Nachtheilen, die sie treffen würden, wenn sie für eine andere Wahl entschieden; man verhindert durch eine schlau überlegte Zudringlichkeit, daß sie reiflich über den Vorschlag nachdächten, und verführt sie zur Uebereilung; mit einem Worte, man betrügt sie. Es geschieht dieß auf gröbere, es geschieht auf feinere Weise; der

Betrug ist sich immer gleich. Auch die Ueberredung ist betrügerisch, wenn man die Kinder glauben macht, die Neigung, welche jetzt noch ganz fehlt, werde sich finden, und durch Beyspiele von Ehegatten auf ihren Entschluß wirken will, welche vor ihrer Verheyrathung einander gleichgültig, wohl gar widrig waren, und in der Folge bey innigerer Vertraulichkeit sich mit der zärtlichsten Neigung zugethan wurden.

Sehr sonderbar erklärt Herr Fichte: „die Ueberredung sey in keinem andern Falle, als in diesem ein Vergehen, anderwärts sage man, warum hast du dich überreden lassen? Hier finde diese Frage nicht statt; die unwissende und unschuldige Tochter kenne die Liebe nicht, kenne die ganze Verbindung nicht, die ihr angetragen wird, werde mithin eigentlich betrogen, und als Mittel für den Zweck ihrer Eltern

und Verwandten gebraucht.“ Jede Ueberredung ist ein Vergehen, eine Verletzung der Menschenrechte, denn jede ist Betrug. Wer seinen Mitmenschen überredet, einen Kauf oder Pacht zu unternehmen, der ihm nachtheilig ist, vergeht sich wohl ganz unleugbar an ihm, und der Ueberredete übt mit vollem Fuge gegen ihn sein Zwangsrecht aus, wenn er nur von dem Betrüglichen der Ueberredung Gewißheit hat. Die Frage: **Warum hast du dich überreden lassen,** ist im höchsten Grade unvernünftig. Wenn mich ein übelgesinnter Mensch hinterlistiger Weise durch einen Schuß verwundete, und die Frage entstünde, ob ich nicht das Recht hätte, mit Hülfe andrer, oder, wenn ich könnte, allein, ihn einzusperren, und die Kosten der Kur meiner Wunde zu erzwingen: würde wohl irgend Einer, der nicht von Sinnen wäre, mein Recht leugnen, und fragen: **Warum hast du dir den Schuß beykommen lassen?** Oder, wenn ein Dieb mir aus einer, durch Versehen offen gelassenen

Schatulle Geldsummen stahle: konnte man sagen: warum hat er die Schatulle nicht verschlossen? Erhielte der Dieb dadurch Straflosigkeit, daß ich ein Versehen begieng? In der That, durch solche Fragen könnte man dem Menschen jedes Zwangsrecht streitig machen. Bey der Ueberredung ist das Recht des durch Ueberredung Beeinträchtigten um so unbezweifelter, da jeder Mensch von dem andern, der ihm Vorstellungen mittheilt, unentstellte Wahrheit fordert, und sie voraussetzen darf.

Wenn Herr Fichte die Ueberredung nur allein in Hinsicht der Wahl eines Ehegatten widerrechtlich findet, während er sie übrigens, juridisch genommen, ganz schuldlos hält, so erlaube ich mir die Freyheit, zu behaupten, daß gerade bey der Entscheidung über eheliche Verbindung die Ueberredung noch am meisten zu entschuldigen ist; daß man gerade in diesem Falle am ersten fragen kann: warum hast du dich überreden lassen?

Ueberredet mich jemand, ein Landgut um einen gewissen Preis zu kaufen, schildert mir den Ertrag davon mit lügenhafter Uebertreibung, und verschweigt die Mängel, welche sich etwa an den Gebäuden, Gärten, Weinbergen, und dergleichen, finden, so traue ich allerdings seiner Schilderung, und kaufe das Gut. Nichts kann hier zu Gunsten des Ueberredenden gesagt werden, er hat mir den ganzen Gegenstand, zu dem er mich überreden wollte, falsch vorgestellt, die Unwahrheit in meinen Begriffen von demselben ist das Werk seines Betrugs. Das mannbare Mädchen, welches man zu einer Heyrath beredete, war bey der Wahl, zu der sie sich bestimmen ließ, keineswegs in einem solchen Zustande gänzlicher Unkunde des Gegenstandes, sie war sich doch wenigstens bewußt, daß sie das Individuum des andern Geschlechts nicht liebet, mit dem sie in eheliche Verbindung treten soll, ihr Gefühl und ihre gesunde Vernunft mußten ihr sagen, daß es unnatürlich und des Menschen unwürdig ist,

ohne Neigung eine Vereinigung zu treffen, die nur durch Liebe glücklich seyn, und ihre Zwecke erreichen kann. Was auch Eltern und Verwandte ihr einreden mochten, so konnten sie ihr doch nicht glauben machen, sie liebe ein Wesen, welches sie nicht liebt, oder die Ehe werde eben deßhalb höchst glücklich werden. Man könnte also in gewisser Hinsicht mit gutem Fuge sagen: warum hast du dich überreden lassen, das heißt, warum bist du schwach und leichtsinnig genung gewesen, gegen deine Ueberzeugung zu handeln, und dich in ein Verhältniß zu setzen, dessen Niedrigkeit und Gefährlichkeit du nur zu gut kennen mußt. Man mochte die Vortheile der Verbindung noch so anlockend vorstellen, und dich von dieser Seite wirklich betrügen; um dein Bewußtseyn, daß du nicht liebtest, konnte dich niemand betrügen, niemand dich, wenn du deine Vernunft zu Rathe zogst, überreden, daß eine Heyrath, an welcher dein Herz nicht Theil nimmt, dich beglücken könne. — Herr

Fichte sagt: „Die unwissende und unschuldige Tochter kennt die Liebe nicht, kennt die ganze Verbindung nicht, die ihr angetragen wird." Welches mannbare Mädchen mag wohl die Liebe nicht kennen! Wie wäre diese Unwissenheit möglich, und stehn denn etwa Kenntniß der Liebe, dieses so edeln Triebes, und Unschuld im Widerspruche? Die angezogene Stelle nimmt sich aus dem Munde dieses Philosophen um so sonderbarer aus, da er ja so nachdrücklich einschärft, dem Weibe sey ursprünglich der Trieb der Liebe in seiner edelsten Gestalt eigen. Wenn dieß vollkommen wahr ist, wie sollte ein Mädchen, welches zur Mannbarkeit gereift ist, die Liebe nicht kennen, nicht wissen, daß Heyrath ohne Liebe eine unsittliche, entehrende und quälende Verbindung seyn müsse?

Herr Fichte hält es für eine entschiedene Sache, daß der Staat das Recht und die Pflicht habe, seine jun-

gen Bürgerinnen gegen den Zwang der Ueberredung durch strenge Gesetze und genaue Aufsicht zu schützen. Wer aber, fragt er, soll Kläger seyn? Die Tochter steht unter der Gewalt ihrer Eltern, sie sind ihre Vormünder vor den Gerichten. Allein sie würden ja in diesem Falle sich selbst anklagen, welches widersinnig wäre; hätten sie den Willen, daß ihr Zwang durch die Gewalt des Staates verhindert werde, so würden sie sich desselben enthalten. — Die Tochter entgeht der Gewalt der Eltern wenn sie heyrathet; überreden sie die Eltern zu einer Heyrath, so ist kein Zweifel, daß sie selbst selbige als mannbar betrachten; das Gesetz kann also entscheiden, daß in solchem Falle die Tochter als entlassen der väterlichen Gewalt anzusehen sey, und daß sie über ihre Rechte selbst wachen solle; das

Endurtheil des Staates wird die Verordnung seyn, daß Eltern, die sich ihrer Gewalt so ganz zur lebenslänglichen Unterdrückung der Menschenrechte ihres Kindes bedienen, derselben beraubt, die Tochter, nebst dem ihr zukommenden Vermögen, ihnen genommen, und unter die unmittelbare Obhut des Staates gesetzt werde, bis sie sich verheyrathete. — Indessen dürfte doch zu befürchten seyn, daß eine junge, unerfahrne, des blinden Gehorsams gegen die Eltern gewohnte Tochter nicht leicht klagen würde; es könnte also der Obrigkeit auferlegt werden, in dergleichen Sachen ohne alle vorhergehende Klage von Amts wegen zu verfahren."

Ich finde dieses ganze Räsonnement ungemein seltsam. Die Klage würde nur Statt finden, wenn die Ueberredung schon geschehen, und das Mädchen den er-

weislichen Betrug entdeckt hätte. Bey dem Verf. ist vor der Hand die Rede von dem Attentate zu überreden. Die Tochter soll klagen, daß ihre Eltern sie überreden wollen. Welche lächerliche Klage! So bald ich weiß, man gehe darauf aus, mich, zu was es auch sey, zu überreden, d. h. mich zu betrügen, so kann ich ja wohl für die Sicherheit meiner Rechte selbst sorgen, und bedarf keiner obrigkeitlichen Hülfe. Wer da weiß, daß man ihn überreden will, braucht, wenn er Verstand und Willen hat, nicht seine Zuflucht zu der öffentlichen Gewalt zu nehmen. Versagen die Eltern dem Mädchen, welches sich zu einer Eheverbindung nicht überreden lassen will, deßhalb die Leistung schuldiger Pflichten, so tritt ein ganz anderer Zwang ein, der nicht der Zwang der Ueberredung ist, und sie wendet sich mit vollem Fuge an die Gerichte. Herr Fichte dehnt die elterliche Gewalt ungemein weit aus: da sie doch nach richtigen Grundsätzen des Naturrechts also bald aufhört,

als das Kind fähig ist, seine eigenen Zwecke vernunftmäßig zu betreiben. So wie ein Mensch seinen persönlichen Charakter nach Ideen behaupten kann, ist er seinen Eltern nicht mehr untergeordnet, wenn er es nicht selbst will.

So wie die Tochter den Ehevertrag, verleitet durch Ueberredung, abgeschlossen hat, befindet sie sich in einem ganz neuen Verhältnisse. Ihre Eltern hatten kein Recht, über ihr Herz und ihre Wahl zu entscheiden, dieß konnte nur sie selbst. Findet sie sich durch die Vorspiegelungen ihrer Eltern hintergangen, sieht sie die Ruhe ihres Gemüths und ihr ganzes zeitliches Glück auf dem Spiele, so vindicirt sie ihr Menschenrecht, nimmt ihre Zuflucht zu den Gesetzen des Staates, und dringt darauf, eine Verbindung zu trennen, die sie, die Betrogene, im Grunde nie gewollt hatte, dringt wohl auch, und dieß mit Recht, auf Ersatz, wegen des durch eine solche Verbindung erlittenen Schadens. Alles kommt hier darauf an, daß sie Irrthum, Täuschung und Betrug er-

weisen könne, ausserdem könnte die Obrigkeit gar nicht legitim verfahren. Sie muß aber beweisen können, daß man ihr absichtlich und wissentlich falsche Vorstellungen beygebracht habe, oder auch, daß man unbedachtsamer Weise nicht gehörig geprüfte Nachrichten und Schilderungen für zuverläßig und untrüglich ausgegeben habe. In diesem Falle wird ihr die Trennung der Verbindung vor den Gerichten nicht erschwert werden können. Man wird sie ohne Anstand scheiden, und die Eltern wegen ihres gewissenlosen oder leichtsinnigen Betragens zur Rechenschaft, auch wohl zu festgesetzter Strafe ziehn.

Alles kommt darauf an, daß der Beweis über das Betrügerische der Ueberredung zur Ehe geführt werden könne, und zwar so streng als nöthig ist, um rechtlich verfahren zu können. Ruht alles blos auf Muthmaaßung und Verdacht, so kann die Obrigkeit, wie natürlich, nichts unternehmen, kann auch die Rechte der Tochter nicht schützen, weil sie ja selbst nicht weiß, ob sie verletzt seyen.

Alle bisher angeführte, die Ueberredung zur Ehe betreffende Behauptungen des Herrn Fichte bezogen sich auf Personen des weiblichen Geschlechts, die denn auch wirklich einem solchen Zwange am meisten ausgesetzt sind. So strenge Maaßregeln dieser Philosoph gegen eine solche Ueberlistung der Frauen anordnet, so nachsichtig ist er im Betreffe der Männer. Mit diesen, sagt er: verhält es sich ganz anders. Zuvörderst kann der Mann im eigentlichen Sinne des Worts nicht gezwungen werden zur Vollziehung der Ehe, weil dieß gegen die Natur der Sache läuft. Wird er überredet, so hat es sehr wenig zu bedeuten, denn bey ihm geht die eigentliche Liebe ohnedieß der Ehe nicht vorher, sondern wird erst durch sie erzeugt. Ich begreife nicht, warum der Mann nicht zur Vollziehung der Ehe gezwungen werden könne, wenn es das Weib kann. Im eigentlichen Sinne kann weder Weib

noch Mann dazu gezwungen werden; man kann nur durch Beweggründe und Vorstellungen so nachdrücklich auf sie wirken, daß sie sich zur Ehe entschliessen, man kann sie nur nöthigen: dieß trift aber den Mann eben sowohl, als das Weib. Daß, wie Herr Fichte sagt, die Ueberredung des Mannes zur Ehe nicht viel zu bedeuten habe, ist eine Folgerung, welche aus der falschen Voraussetzung hervorgeht: daß dem Manne vor der Ehe die Liebe ganz fremd sey, und die Liebe in ihm erst durch die Ehe erzeugt werde. Ich glaube in der ersten Abhandl. des I. B. das Nichtige dieser Behauptung gezeigt zu haben. Wäre sie gegründet, so hätte es allerdings seine Richtigkeit, daß in sofern die Ueberredung des Mannes nicht viel auf sich habe, als er nicht durch Ueberredung gezwungen werden konnte, gegen seine Neigung und ohne Liebe zu heyrathen; denn nach dieser Theorie ist er vor der Ehe

gar keiner Liebe fähig. Da sich aber in der ehelichen Verbindung sein Herz der Liebe öfnet, so darf man voraussetzen, daß er die ihm durch Ueberredung gewordene Gattin lieben lernen werde; Ueberredung wäre also hier nach Herrn F. keine Gewissenssache. Indessen müßte man dabey immer noch bedenken, obwohl das für die Liebe ursprünglich kalte Herz des Mannes durch die eheliche Gemeinschaft mit welcher Person des andern Geschlechts es auch sey, erwärmt, und für die Gefühle der Liebe empfänglich gemacht werde. Nichts ist unwahrscheinlicher, als dieses; ja, man kann sagen, daß es unmöglich ist. Gäben wir auch Herrn F. zu, daß nur die innige Gemeinschaft mit den Frauen die Empfänglichkeit desselben für die Liebe erwecken könne; so würden wir doch auch nicht in Abrede seyn können, daß nicht jede Person des andern Geschlechts ihm Liebe einflößen werde, und so wäre denn Ueberredung eines Mannes ein nicht gerin-

geres Verbrechen, als die Ueberredung eines Weibes. — Kann man anders, als ein solches Räsonnement von Herrn Fichte sophistisch nennen? — Er geht von einem erlognen Satze aus: „daß der Mann ursprünglich nur brünstig sey, und nach Beyschlaf strebe," einem Satze, der unser ganzes Geschlecht unter einen verächtlichen Gesichtspunkt bringt, und zu einem allgemeinen Aufstande dieses Geschlechts gegen den unbesonnenen Räsonneur berechtigt. „Von wahrer Liebe weiß, nach ihm, der Mann nichts, bevor er nicht in innige Gemeinschaft mit einem Weibe tritt, aus welcher nun Liebe in ihn überfließt." — Folge davon, nach des Philosophen Syllogistik: — Man darf ihn allenfalls zur Ehe ohne alle Liebe, die er ohnehin nicht hat, listiger Weise überreden; — er liebt nicht, aber dieß wird sich finden. — Die Widerlegung dieser ganzen höchst elenden Sophisterey würde

für mich eine sehr undankbare Arbeit seyn. Jeder, welcher den Prinzipien der Vernunft nicht für immer den Abschied gegeben hat, muß es sogleich einsehn, wie so schief dieser Gedankengang ist. Der Trieb der Liebe erwacht im Manne, sowohl als im Weibe, ehe sie an Heyrath denken. Nach dem durch die Natur festgesetzten Verhältnisse zwischen den höhern und niedern Vermögen der Seele, erwacht in dem Manne, wenn er nicht etwa entnervt ist, der Geschlechtstrieb in der edelsten Gestalt, nicht als Trieb, blos sinnliche angenehme Gefühle zu genießen, sondern als Trieb, sich auf eine würdige Weise liebenswerth für das andre Geschlecht zu machen. Er will nur dadurch genießen, daß er geliebt werde, und der Liebe werth sey. Wird er durch Ueberredung zur Ehe betrogen, so hat es allerdings sehr viel zu bedeuten, gerade so viel, als wenn das Weib auf gleiche Weise hintergangen wird.

Mir bleibt bey allem diesem nur die Frage übrig, wie doch der Staat alles

das leisten könne, was Herr Fichte fordert? Es giebt, wie schon gesagt, eine grobe und eine feine Ueberredung; bey der groben ist die Ueberlistung keinem Zweifel ausgesetzt; bey der feinen erscheinen die überredenden Personen als sehr redliche Charaktere, während sie doch ihre individuellen Zwecke durchzusetzen denken, indem sie eine andre Person durch Täuschung misbandeln. Unstreitig ereignet sich der Fall der feinern Ueberredung in der menschlichen Gesellschaft öfterer, als der Fall der gröbern, und man kann sich vor dieser unbezweifelt eher sichern, als vor jener. In Hinsicht der feinern Ueberredung kann der Staat gar nichts thun; das Betrügerische dabey bleibt immer zweydeutig.

Herr Fichte hat hier seltsame Vorstellungen von einem Staate, und jeder, welcher durch Erfahrung und Bekanntschaft mit der wirklichen Welt, es weiß, wie so sehr alle obrigkeitliche Aufsicht in Dingen dieser Art ihren Zweck verfehlt, wird das Schwankende und Unausführbare

in seinen Vorstellungen bemerken. Eine Jungfrau, sagt er, welche ihre Eltern zu einer ehelichen Verbindung überreden wollen, solle der Staat unter unmittelbare Obhut nehmen, bis sie sich verheyrathet habe. Hätte er doch zugleich auch angegeben, wie sich diese schützende Obhut realisiren lasse. Die Betrogene kann durch den Staat gerettet werden, aber die noch vielleicht zu betrügende kann nicht geschützt werden, in wiefern die Beabsichtung des Betrugs nicht evident ist. Eltern können ja in der edelsten Absicht eine Verbindung wünschen, die vielleicht einer blinden Leidenschaft ihrer verirrten Tochter widrig ist. Die Tochter kann wirklich glauben, man wolle sie überlisten, da man doch auf ihr wahres Wohl, die Ruhe und das Glück ihres Lebens bedacht ist.

Herr Fichte zieht aus seinen so eben geprüften Behauptungen die Folgerung:

„Der Staat müsse alle Ehen,
„die unter seinen Bürgern und
„Bürgerinnen geschlossen wer=
„den, anerkennen und bestäti=
„gen."

Niemand wird wohl diese Wahrheit be=zweifeln. Die Ehe ist eine für den Staat zu wichtige Verbindung, als daß er sich in Hinsicht ihrer leidend und unwissend ver=halten sollte. Allein der Verf. macht hier, in Gemäßheit seiner Voraussetzungen, eine gar seltsame Zumuthung an den Gatten und den Staat. „Der Bürger muß nach ihm vor dem Staate erweisen kön=nen, daß die Ehe aus wahrer freyer Liebe geschlossen sey." Wie in aller Welt mag er dieß, welcher vernünftige Mensch wird einen so gewagten Beweis zum Protokoll bringen! — Herr Fichte fertigt indessen die Sache kurz ab: „Das Ja der Braut besagt Ungezwungenheit." „Proh! di immortales!" Wie manches Ja hat Nein bedeutet! — Das Ja des Mannes drückt seine Ver=bürgung für das Weib aus. Er

ist nicht gezwungen, denn er führt sie ja zur Trauung!!!" Jener arme Sünder ist also auch nicht gezwungen, denn er geht mit vieler Gelassenheit zum Schaffot.!!!

Herr Fichte sagt hier noch einige Worte zu Gunsten der Consistorien. „Daß die „Ehe, so heißt es, da sie etwas auf Moralität gegründetes, und schlechthin nur „durch sie bestehendes ist, unter den Augen derer, die die Erzieher des Volks zur „Moralität seyn sollen, d. i. der Geistlichen, geschlossen wird, ist sehr vernünftig; „aber in wiefern die Trauung juridische „Gültigkeit hat, ist der Geistliche ein Beamter des Staats. So betrachten sich denn „auch wirklich die Consistorien in diesen „Dingen, als geistliche Gerichte, „und haben darinn ganz Recht." Auch dieses Räsonnement kann man nicht anders als sophistisch nennen. Was heißt es: „Die Geistlichen sind Erzieher des Volks zur Moralität;" und „die Ehe wird unter ihren Augen geschlossen. — Die Geistli-

chen sind nicht und können nicht seyn Erzieher des Volks zur Moralität; keine Ehe kann unter ihren Augen geschlossen werden; man erkläre den zweydeutigen Ausdruck, wie man wolle. Nach des Verf. Ideengange würde es heissen: die Geistlichen müßten dafür stehen, daß jede solche Verbindung aus freyer wahrer Liebe, und den edelsten moralischen Gesinnungen hervorgehe. In der That aber müßten sie von Sinnen seyn, wenn sie sich anmaaßten, dieses leisten zu können. — Herr Fichte befindet sich hier in einer entschiedenen Verwirrung der Begriffe; er wollte etwas frappantes sagen, und sagte etwas Widersinniges; denn ein geistliches Gericht ist offenbarer Unsinn, versteht sich in dieser Welt, von einer andern ist nicht die Rede. — Davon zu anderer Zeit ein mehreres.

Die Fortsetzung folgt.

VII.

Hymne an die Thräne.

Hymne an die Thräne.

Nach: Freude schöner Götterfunken rc.

Tropfen, der aus Lethes Fluten
in das trockne Auge quillt,
der dem Bösen und dem Guten
höllenglühe Leiden stillt,
der in Gottes Blicken weilte,
als der erste Bösewicht
seiner Schöpferwelt enteilte,
Dir verehr ich mein Gedicht!

Brüder diesem schönen Tropfen
einen frohen Hochgesang,
wenn in bittrer Leiden Drang
unsre Herzenspulse klopfen.

Wenn des Mädchens welke Jugend
ewig dem Verführer flucht,
und in früh verehrter Tugend
seiner Unschuld Spuren sucht;
wenn des Leichtsinns Klippenstätte
wie der Schlund der Hölle gähnt,
und der Leiden Jammerkette
sich durch seine Zukunft dehnt:

O, so tilgt nicht seine Thränen
mit dem Kuß der Schmeicheley!
Duldung! — und der Himmel sey
Brüder, uns sein Blick voll Thränen!

Wenn entmarkt von geilen Lüsten
Moder eine Dirne haucht,
und ihr an entweihten Brüsten
hungerig ein Knabe saugt,

der sich wie in eine Bande
mit verfälschtem Nahmen log,
während seines Vaters Schande
. eine Hülle überzog:

Wohl ihr, wenn der Werth der Ehre
sie mit keinem Nichts vergleicht,
wenn ihr dann die letzte Zähre
auf die bleiche Wange schleicht!

Wenn im Zauberlächeln Liebe
eine gute Seele fand,
und dem Trunknen manche trübe
Stunde vor der Spröden schwand;
wenn in Fesseln sie des Armen
treuen Biedersinn bewacht,
und in eines Andern Armen
ihre Täuschungskunst belacht:

Wein', Betrogner, bis dirs glücket,
daß an hochgeschwellter Brust,
deiner Tugend sich bewußt,
dich ein gutes Mädchen drücket!

Wenn des Sohnes Purpurwagen
auf der Mutter Krücke rollt,
der in ihren hohen Tagen
fremdes Mitleid Hülfe zollt;
wenn der letzten Pflicht vergessen,
wankend auf des Lasters Eiß,
Tochter ihre Schminke pressen
aus des armen Vaters Schweiß:

Weine, Vater, voller Jammer
über das verlohrne Kind;
bald umweht ein kahler Wind
deine stille Todenkammer!

Wenn der Fleiß, im Kerkerstaube
durch Tyrannenwuth erstickt,
wilder Eigenmacht zum Raube,
keines Tages Sonn' erblickt;
wenn um Recht die Unschuld wimmert,
während auf dem Hochgericht
Gnade einem Mörder schimmert,
Gnade einem Bösewicht:

Eine stille Thräne fliehet
zu dem großen Richter dort,
wo der Unschuld großes Wort
in dem Buch der Thaten glühet.

Wenn vom Schicksal abgerufen
sich der Freund vom Busen trennt,
auf der Würde Marmorstufen
uns nach Jahren nicht mehr kennt;

oder wenn der Todesflügel
um sein Krankenlager bebt,
oder schon auf grünem Hügel
seine Urne sich erhebt:

Weinet oft in stillen Stunden,
wo kein Lebenskummer schweigt;
weinet, Brüder, nicht so leicht
ist ein treuer Freund gefunden!

Wenn Verdienst mit Hunger ringet,
Edelmuth im Kerker liegt,
Sclavensinn den Bürger zwinget,
Priesterwort mit Wundern trügt,
Duldung ihre Fesseln streichelt,
Stolz und Habsucht Menschen würgt,
Tapferkeit dem Fürsten heuchelt,
Dem der Miethling sich verbürgt:

O, so weiht der Menschheit Würde
in dem letzten Todeshauch,
Brüder, noch ein nasses Aug'
und ihr mindert ihre Bürde!

Wenn in eines Richters Waage
sich das Recht mit Gold vereint,
wenn in manche Herzenslage
nicht ein Stern von Hofnung scheint;
wenn, im Schoos der Eintracht nistend,
Zwist die Tygerklaue streckt;
wenn, die Gradheit überlistend,
Bosheit ihre Schlangen weckt:

Lößt sich endlich, traute Brüder,
unser Herz im stillen Lauf
balsamvoller Thränen auf
und die Hofnung lächelt wieder.

Die in Grüften modern allen,
allen Lieben jener Welt,
Kranken, die in finstern Hallen
bleicher Todenblick entstellt,
allen Leidenden und Armen,
selbst dem Schädel auf dem Pfahl,
allen Mitleid und Erbarmen,
allen, Brüder, ohne Wahl!

Thränen allen Armen, Kranken,
allen Toden in dem Grab,
allen Sündern die hinab
in der Laster Strudel sanken!

Auch der Freude unsre Zähre,
allen wohlgelungnen Eh'n,
jeder guten Vaterlehre,
jedem frohen Wiedersehn,

jeder gutbelohnten Tugend,
jedem schöngekrönten Fleiß,
jeder unschuldstillen Jugend,
jedem ruhevollen Greiß!

Jeder wohlerrungnen Ehre,
auch der Tugend und dem Fleiß
und der Jugend und dem Greiß
unsre stille Freudenzähre!

Fluch dem Herzen, Fluch dem Spötter,
die nicht Brudernoth erweicht;
nur dem großen Menschenretter,
der dem Unglück Hülfe reicht;
nicht Trophäen, nicht der Würger
lästervollen Siegsgesang,
nur dem stillen Wohl der Bürger
unsre Thräne, unsern Dank!

Allen überstandnen Leiden,
unsern nassen Wonneblick,
jedem stillen Bürgerglück,
allen häuslichschönen Freuden!

Tropfen, der aus Lethes Fluten
in das trockne Auge quillt,
der dem Bösen und dem Guten
höllenglühe Leiden stillt,
der in Gottes Blicken weilte,
als der erste Bösewicht
seiner Schöpferwelt enteilte,
Dir verehrt' ich mein Gedicht!

Unsre Herzenspulse klopfen
für das Wohl der Menschheit hoch;
Unsrer Becher letztes Hoch,
Brüder, jenem schönen Tropfen!

Karl Giese.

Philos. Ethica popul. 2223

Miscell.

Opp. var. arg.

German.
Vesta

Vesta

Kleine Schriften zur Philosophie des Lebens besonders des häuslichen,

von

Karl Heinrich Heydenreich

Drittes Bändchen

Mit einem Notenblatte.

Biblioth oberaltae.

Leipzig
bey Gottfried Martini. 1800.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

I.

Ueber die Ehe nach Grundsätzen der Rechtswissenschaft betrachtet. Zur nähern Prüfung der vom Herrn Fichte im zweyten Theile seiner Grundlage des Naturrechts aufgestellten Grundsätze des Eherechts. Von K. H. Heydenreich. S. 3 — 32.

II.

Abrechnung eines gelehrten und rechtschaffenen Rechtsgelehrten mit seinem Gewissen, oder das Testament von Petrus Pithöus. Von K. H. Heydenreich. S. 35 — 44.

III.

Gedichte. 1) Der Mönch. 2) Die Knabenzeit und 3) Die schöne Tänzerin. Von K. Giese. 4) Lebensgenuß und Weihe der Geselligkeit. Von K. Gutjahr. 5) Rundgesang. Von K. H. Heydenreich. 6) Hochzeitgesang. Von Matthisson. S. 47 — 54.

IV.

Phantasien. Von K. Gutjahr.
S. 87 — 120.

V.

Linville und Fanny. Eine Französische Novelle. Von K. L. M. Müller.
S. 123 — 154.

VI.

Warum ist der schöne Geist gewöhnlich zum Geschäftsmanne untüchtig? Von K. H. Heydenreich. S. 157 — 198.

VII.

Graf Tellow. Ein Beytrag zur Geschichte unglücklicher Ehen. Von K. H. Heydenreich. S. 203 — 248.

VIII.

Spalding, J. J. Denkschrift auf seine verewigte Gattin, an ihren Vater.
S. 251 — 268.

I.

Ueber die Ehe

nach

Grundsätzen der Rechtswissenschaft

betrachtet.

Zur nähern Prüfung der vom Herrn Fichte im zweyten Theile seiner Grundlage des Naturrechts aufgestellten Grundsätze des Eherechts.

Vom

Herausgeber.

Man hat mir den Vorwurf gemacht, als habe ich in den vorigen Bänden dieses Werkes Herr Fichtes Dogmen über das Eherecht einseitig und parteyisch beurtheilt. Mir bewußt, daß meine Prüfung schlechterdings unbefangen war, und daß ich nur die große Sache der Wahrheit in einer der wichtigsten Angelegenheiten für die

(Wie bekannt, so ist Herr Fichte ein untrügliches Orakel, und alle seine Schriften tragen ein äußerst bescheidenes Gepräge von Infallibilität eines Prätendenten auf dem philosophischen Pabststuhl. Traurig nur, daß es noch Cardinäle giebt, welche Stimmen haben, und daß er schwerlich vom Conclave auf den obersten Rang in der philosophischen Welt erhoben wird. Einige Schwachköpfe zweifeln sogar, ob es überhaupt ein philosophisches Rom gebe.)

Menschheit sichern wollte, fahre ich, gleichgültig gegen unbesonnene Urtheile, in meiner Kritik über jene sophistische Theorie fort. Man vergönne mir den Ausdruck, ich finde ihn allein treffend.

Ich beschloß im zweyten Bande den Aufsatz, wovon der gegenwärtige die Fortsetzung ist, mit einer Bemerkung über das Ridikül eines geistlichen Gerichts. Immer noch hege ich, ohne mich zu schämen, die Schwäche, den Begriff eines geistlichen Gerichts für widersinnig zu halten. Unter Menschen giebt es nur weltliche Gerichte; das geistliche Gericht ist nur Gottes Sache. Allerdings soll die Ehe eine auf moralische Güte und wahre Liebe gegründete Verbindung seyn. Allein die Untersuchung darüber kann nie ein Gegenstand des äußern Rechts seyn, und ich weiß von keinem Rechte, als von einem äußern. Sollte ich mich wohl täuschen, wenn ich behaupte, daß es schlechterdings keine rechtsbeständigen Kriterien gebe, um zu entscheiden, welche Gesinnung Personen beyderley

Geschlechts, welche sich verbinden, eigen sey, daß also auch vernünftiger Weise kein Gericht so vermessen seyn könne, sich ein Urtheil über diesen Gegenstand anzumaßen. Nein, es ist ohne Ausnahme evident, daß eine Aufsicht dieser Art über eheliche Verbindungen sich gar nicht realisiren läßt. Consistorien sind in Hinsicht der die Ehe betreffenden Streitsachen die unnützesten Collegien unter allen, die in unsern Staaten angeordnet sind; Gegenstände dieser Art können auch von denen dabey interessirten Parteyen, und andern an ihrem Schicksale theilnehmenden Personen aus einander gesetzt werden, ohne daß man zur öffentlichen Gewalt seine Zuflucht nähme.

Kant hat sich in seiner Rechtslehre ebenfalls zum Theil sehr seltsame Erklärungen erlaubt (S. 106—115.). Er drückt sich aber mit der ihm eigenen Bedächtigkeit aus. „**Der Ehevertrag**, sagt er (S. 110.), **wird nur durch eheliche Beywohnung vollzogen.**" Er setzt also die Gültigkeit des **Vertrags** voraus, als der **Grundlage** aller ehe-

lichen Verbindung. Allein parador ist es, wenn er sagt: „der Mensch, welcher sich verehelicht, brauche sich gerade den Zweck, Kinder zu erzeugen und zu erziehen, nicht vorzusetzen; weil sich außer dem die Ehe auflösen würde, wenn das Kinderzeugen aufhörte. Eine Ehe ohne jenen Vorsatz ist bloß eine freundschaftliche oder eigennützige Verbindung. In jedem Ehevertrage aber, der auf Erzeugung und Erziehung der Kinder geht, liegt auch natürlich die Uebereinkunft über lebenslängliche Gemeinschaft und bis zum Tode fortdauernde Theilnahme.

Herr Fichte erklärt sich gegen das Recht des Staates und der Geistlichkeit, die Ehe für gewisse Grade der Verwandtschaft zu verbieten. „Liegt, sagt er, ein Abschen gegen dergleichen Vermischungen in der Natur, so bedarf es keines Gesetzes; giebt es aber keinen solchen natürlichen Abschen, so kann auch auf ihn kein Gesetz gebaut werden.

Er glaubt: Montesquieu habe über diesen Gegenstand das Beste gesagt, wenn er behauptet: „die Aeltern, verbindlich für die Unschuld ihrer Kinder zu wachen, mußten dem Sohne und der Tochter einen Abscheu gegen eine Verbindung unter einander einpflanzen; aus dieser Quelle fließe auch das Heirathsverbot für Geschwisterkinder. In den ersten Zeiten der Welt blieben alle Kinder im väterlichen Hause, und die Kinder zweyer Brüder betrachteten sich unter einander selbst, als Geschwister."

Herr Fichte scheint mir den richtigen Gesichtspunkt ganz aus den Augen zu setzen. Außer aller Staatsverbindung, im vertraglosen Zustande ist es jedem jungen Manne frey gestellt, sich zu verbinden, wie er wolle, und alle Rücksicht auf Verwandtschaft bey Seite zu setzen. Seyn es Brüder und Schwestern, seyn es Geschwisterkinder; Niemand darf gegen ihre

Ehelichung etwas einwenden. Haben sie gegen einander Neigung, haben sie den Vorsatz, alle Pflichten, die ihnen als ehelich verbundnen Personen obliegen, zu erfüllen, so genießen sie den Frieden ihrer Seele und die Ruhe ihres Gewissens. — Nehmen wir aber einen Staat an, welcher über die ehelichen Verbindungen wacht, so ergeben sich ganz andre Resultate. Bey aller Ehrfurcht für den großen Montesquieu, halte ich dennoch seine Entscheidung über die Ursachen der Verbotenheit von Ehen in den nächsten Graden der Blutsverwandtschaft für unzureichend. — So wie ich mir die Sache denke, und in wie fern der politische Gesichtspunkt nicht aus den Augen gelassen werden darf, denken muß, so ist der Staat in der Nothwendigkeit, vor allen Dingen dafür zu sorgen, daß die Bevölkerung nicht bloß unterhalten, sondern auch vermehrt werde. Nun sind bekanntlich die Kinder, welche man ohne Leidenschaft erzeugt, kraftlos und matt; nahverwandte Personen können keine feurige Neigung für einander fühlen,

ſie ſind an einander gewöhnt, ungefähr wie Eheleute, welche ſchon etwa fünf und zwanzig Jahre zuſammen gelebt haben; die Liebe iſt zur Achtung und Freundſchaft geworden, und nur durch heiße innige Liebe gedeihen wackere Menſchen; ohne ſie ſind es nur phyſiſche und moraliſche Sterblinge *). Da nun der Staat vorzüglich

*) Ich berufe mich hier auf die vielen Beyſpiele von unehelichen Kindern, ich möchte ſagen von Kindern der Liebe, welche große Männer wurden. Chriſtian Weiſe hat eine ziemliche Anzahl davon in ſeiner Abhandlung: de ſpuriis in eccleſia et re literaria claris (Lipſ. 1693.) angeführt. Auch Marville in ſeinen Melanges T. I. p. 222. Der berühmte, wegen der Gottesläugnung verbrannte Vanini wünſchte ſich, ein außereheliches Kind zu ſeyn, weil er bey ſolcher Herkunft ein Mann von größern Talenten geworden wäre. Einer der ehrwürdigſten außerehelichen Kinder iſt bekanntlich Erasmus von Rotterdam. Sein Erzeuger hieß Gerhard Gerhardi. Er nahm aber aus wirklich misverſtandener Scham den Namen Deſiderius Eras

darauf bedacht seyn muß, daß die Bevölkerung steige, oder doch wenigstens nicht

mus an. Der Dichter Baudius, welcher wohl oft im Rausche vernünftiger urtheilte, als die nüchternsten Menschen, sagt von Erasmo: (epist. centur. II. ep. 11.) Neque enim est nostrae sponte et optionis, ut legere possimus ad lubitum parentes: aequo animo non solum habendi, sed et colendi sunt, quos Dei benignitas nobis assignavit. Quanquam non video, cur Erasmum ortus sui pudere aut poenitere debeat. Nam mater eius ut optima Dido

Huic uni forsan potuit succumbere culpae,

In caeteris vitae partibus ita se gessit ut singularis exempli foeminam repraesentaret. Pater item probo genere natus fuit, nec expers humaniorum disciplinarum, ut ferebat captus saeculi, tum autem moribus ita factus ad genium urbanitatis et ad elegantiam iocorum, ut ab hominibus amoenioris notae cognomen Eutrapeli reportaverit. Es hängt nicht von unserer Willkühr und freyer Wahl ab, zu Begünstigung unserer Ehrgeizes und Eitelkeit unsre Aeltern zu

verringert werde, so darf er die Ehe unter nahen Verwandten nicht zulassen. Ich übergehe andere Gründe, welcher man sich zur Erklärung der Unzulässigkeit solcher Verbindungen bedienen kann. Es findet sich unter ihnen keiner, dem man nicht so fort einen Widergrund entgegen setzen könnte. Nur einige will ich ausheben: 1) Die Familienliebe, welche Gesetz der Natur ist, wird durch Verbindung von nahe verwandten Personen, wenn auch nicht unterdrückt, doch geschwächt;

wählen. Diejenigen, welche Gott uns gab, müssen wir nicht etwa bloß dulden, wir müssen sie verehren. Deßhalb begreif ich nicht, warum Erasmus sich seiner Aeltern schämt. Freylich hat seine Mutter mit seinem Vater außer der Ehe eine Schwache zugelassen; aber übrigens hat sie sich als eine musterhafte Frau betragen. Der Vater von selbigem Gelehrten war ein rechtschaffener und aufgeklärter Mann. Im Umgange mit Menschen war er so scherzhaft und witzig, daß man ihm den Beynamen des Jovialischen Gelehrten gab.

2) die Mitglieder der Familie werden in Hinsicht ihrer Vermögensumstände in Zwietracht versetzt; 3) die Verbundenen bekommen bey der Familie einen Vorrang, wodurch andere Glieder derselben zurückgesetzt werden.

In keinem von diesen Fällen kann der Staat nach bestimmten Normen verfahren, wie es doch die Natur der Gesetzgebung erfordert. Alles bleibt dem Gewissen und den Privatverhandlungen der Familien überlassen *).

Demnach beharre ich auf meiner schon erklärten Behauptung: „Nur in wie fern, erweislich aus physischen Gründen, die Bevölkerung durch Ehen von so naher Verwandtschaft leidet, kann der Staat ein Recht haben, sie zu verbieten.“ In den alten Staaten, wie auch

*) In vielen Staaten der Vorzeit waren die Eheverbindungen unter den allernächsten Blutsverwandten erlaubt. Brüder und Geschwisterkinder durften einander ehelichen.

in einigen neuern, setzte man für die Erst-
gebornen ausgezeichnete Vorrechte fest,
weil man nicht ohne Grund annahm, sie
besitzen, als Geschöpfe, erzeugt durch das
erste glühendeste Feuer der Liebe, die größt-
möglichste Fülle von körperlicher und gei-
stiger Kraft. Man müßte alle Einsichten
über den Einfluß der Erzeugung auf das
Verhältniß der Erzeugten gegen den Staat
verläugnen, wenn man behaupten wollte,
daß sie darin gefehlt hätten. Ich gestehe
die Ausnahmen zu, halte aber mit Stren-
ge auf der Regel: die Erstgebornen sind
ohne Widerrede die Menschen von den
besten Anlagen, wenn anders die
Aeltern bey dem Eintritte in
ihre Verbindung Personen von
unverletzter Keuschheit waren,
und sich einander mit wahrem Feuer und
wahrem Enthusiasm für Vollkommenheit
und Glück der Welt hingaben. Aus
dieser richtigen Ansicht der Sache ent-
sprangen alle jene bürgerlichen Gesetze,
wodurch man den Erstgebornen in Fa-
milien so große Vorrechte zusicherte,

Verlassen wir diesen Gesichtspunkt, so ist nichts thörichter, als die Entscheidung für eben diese Vorrechte der Erstgebornen. Cultur des Verstandes und Vollkommenheit der Herzen kann hier nicht entscheiden, denn der jüngste Sohn der Familie kann darin dem ältesten überlegen seyn. Es kommt alles auf das Physische an; darauf allein nimmt der Staat Rücksicht.

Aus dem bisher Gesagten ergeben sich die Resultate:

1) Brüder und Schwestern sollen sich in keine Geschlechtsverbindung einlassen;

2) Geschwisterkinder sollen es eben so wenig thun, wenn sie beysammen wohnen;

3) Ueberhaupt alle Blutsverwandte nicht in eheliche Gemeinschaft treten, wenn sie vorher in jener Vertraulichkeit zusammen gelebt haben, welche das Feuer der Liebe erlöscht;

4) Sind sie in Entfernung gewesen, und haben jene Familiarität nicht eingehen können, welche eine feurige Geschlechtsneigung unmöglich macht, so können sie einander ehelichen. Der Staat kann darauf rechnen, daß sie kraftvolle Menschen erzeugen.

Jetzt treffe ich auf eine Behauptung des Herrn Fichte, welche mich lachen macht: „Der Beyschlaf ist die eigentliche Vollziehung der Ehe *); durch ihn erst unterwirft das Weib ihre ganze Persönlichkeit dem Manne, und zeigt ihm ihre Liebe, welche er (nach dem Verfasser) durch Großmuth belohnt.“ In jedem Bordelle werden so nach jedes Mal

*) Hier erinnere ich mich an Voltair's Huronen, wenn er bey dem Akte des Beyschlafs ausruft: „ich heirathe, ich heirathe.“ Siehe den Roman desselben, l'Ingenu betitelt.

Eben geschlossen, wenn Buhlerinnen gegen die Personen, welche sie besuchen, Liebe fühlen. Seltsamer Begriff von einer Ehe!! Er übersteigt den Horizont meiner Urtheilskraft und Einsicht. Eine Ehe wird, nach meiner einfältigen Vorstellung, geschlossen, wenn die Personen, welche sich zu vereinigen entschlossen sind, redlich und rechtlich ihren Vertrag eingehen, den Geschlechtstrieb mit einander auf eine der Würde der menschlichen Natur angemessene Weise zu befriedigen. „Das Eheverlöbniß, sagt Herr Fichte, macht keine Ehe." Freylich ein betrügerisches Eheverlöbniß nicht; ein solches ist aber auch gar nicht für ein wahres Verlöbniß zu halten, so wie kein Vertrag rechtliche Gültigkeit haben kann, bey welchem ein Theil den andern, oder beyde Theile einander hintergehen. Wie höchst absurd der Gedanke sey: die Frau unterwerfe durch den Beyschlaf ihre ganze Persönlichkeit dem Manne, habe ich schon im Vorigen gezeigt. Man muß ganz sinnlose Begriffe von Persönlichkeit hegen,

wenn man es zusammen reimen kann, daß ein Mensch seine ganze Persönlichkeit einem andern Menschen unterwerfe. Ein Weib unterwirft durch den Beyschlaf ihrem Gatten nur ihren Leib, aber ihren Charakter als moralisches Wesen kann und darf sie ihm nicht unterwerfen. —

„Die Aufhebung eines Eheverlöbnisses, sagt Herr F., ist nicht als eine Scheidung zu betrachten." Wenn das Eheverlöbniß ein Vertrag, und Scheidung nichts anders als Auflösung eines Vertrags ist, so ergiebt sich unfehlbar, daß allerdings die Aufhebung eines Eheverlöbnisses als Scheidung angesehen werden muß. Die Trauung ist nichts anders, als ein Aktus, wodurch das vorher gegangene Eheverlöbniß durch religiöse Ideen und Empfindungen bekräftigt, und die Verbindung beyder Personen auf die feyerlichste Art der christlichen Gemeinde öffentlich angekündigt wird. Es ist also bloß Spitzfindigkeit, wenn Herr F. sagt: „Die Trauung erkenne nur die später zu schließende Ehe im

voraus juridisch an." Sonach wäre sie nichts anders als eine Ceremonie, wodurch an heiliger Stätte und gleichsam vor Gottes Angesichte erklärt würde, daß zwey Personen beyderley Geschlechtes den Beyschlaf ausüben wollen. Die Trauung ist die Sanktion des Verlöbnisses, und gilt für einen Eidschwur, wodurch die sich zur Ehe verbindenden Personen ihrem Vertrage die möglichste Festigkeit und Sicherheit geben sollen. Herr Fichte hat die richtige Ansicht der Sache ganz verdreht. Auch ist die Trauung in unserm Staate keine juridische, sondern eine moralisch-religiöse Handlung. Die juridische Handlung ist das Verlöbniß, und diese sollte unstreitig unter obrigkeitlicher Aufsicht und im Beyseyn ausdrücklich zum Zeugnisse verpflichteter Personen geschehen.

Hätte Herr Fichte so eben gesagt: die Trauung erkenne bloß die später zu schließende Ehe juridisch an, so behauptet er im folgenden Paragraphen, das ganze Verhältniß der Ehegatten sey gar kein juridisches,

sondern lediglich ein natürliches und moralisches Verhältniß der Herzen; ihre Verbindung sey eine Verbindung der Herzen und der Willen, sie seyn eine Seele. Mit possierlicher Bündigkeit zieht er daraus die Folgerung, es lasse sich gar nicht voraus setzen, daß ein Rechtsstreit unter ihnen entstehe, und der Staat habe über das Verhältniß beyder Ehegatten gar keine Gesetze zu geben; so bald Streit entsteht, sey die Trennung schon geschehen. Er denkt sich hier Ideale von Ehegatten, wie sie in der Regel gar nicht voraus zu setzen sind. Freylich würde der Staat in Beziehung auf diese keiner Gesetzgebung bedürfen, so wie überhaupt für eine Gesellschaft von Engeln alle Gesetzgebung überflüssig wäre. Allein kann wohl der Staat seine Maßregeln nur auf die wenigen Paare berechnen, welche einander mit ungetheilter und fester Liebe zugethan sind? Und da diese wenigen ihrem Charakter nach nicht einmal mit

derjenigen Evidenz zu erkennen sind, ohne welche eine rechtliche Untersuchung über die Moralität ihres Verhaltens gegen einander aller Sicherheit und Gewißheit ermangelt, wie mag ein denkender Mann behaupten, der Staat habe gar nicht nöthig, in Beziehung auf eheliche Streitigkeiten Gesetze zu geben. Wenn die Rede davon ist, was Gesetzgebung, diesen Gegenstand betreffend, leisten könne und leisten solle, so müssen die Menschen angenommen werden, wie sie der Mehrheit nach wirklich sind, nicht wie sie zu seyn und zu handeln ihrer Pflicht nach verbunden wären; der Staat ist nur zu sehr dabey interessirt, eheliche Streitigkeiten durch Vergleich, oder im Fall der Nothwendigkeit durch gewaltsame Mittel zu schlichten, er muß also zu diesem Behufe Gesetze geben. Wie wenige Ehegatten giebt es, unter denen nicht ein Rechtsstreit entstehen könnte; sollte nun dann sogleich die Trennung der Ehe ohne weitere Untersuchung erfolgen, welche nachtheilige Folgen hätte dieß für den Staat, vorzüglich in Hinsicht der Erziehung der Kinder, die

doch gewiß ein Gegenstand sind, auf welchen die Regierer der Staaten ihre Aufmerksamkeit auf das angelegentlichste richten müssen!

Wenn Herr F. sagt: „Die Frau gehöre nicht ihr selbst an, sondern dem Manne, ihre Unterwerfung unter den Willen des Mannes sey unbegrenzt, der Staat betrachte sie gar nicht als eine rechtliche Person, sie sey durch ihre Verheirathung für den Staat ganz vernichtet, der Mann trete ganz an ihre Stelle, werde ihr Garant bey dem Staate, lebe in allem ihr öffentliches Leben, ihr bleibe nur ein häusliches Leben übrig," so scheint er ganz zu vergessen, daß seine Untersuchungen nicht in den Bezirk der positiven Gesetzgebung gehören, daß er kein Eherecht nach Gesetzen irgend einer Provinz des Deutschen Reiches, sondern ein Eherecht nach Prinzipien des allgemeinen Staatsrechts liefern wolle. Aus diesem Gesichtspunkte beurtheilt scheitert seine ganze Theorie. Man sieht nicht ab, war:

um nun die Weiber schlechterdings in einem Staate eine so niedrige und nachtheilige Situation einnehmen müßten. — „Sie „muß sich unterwerfen, um ihrer eignen „Ehre willen.“ Mich dünkt, sie unterwirft sich, wenn sie sich in diesem Umfange unterwirft, allezeit zu ihrer Schande. Beynahe sollte man denken, die lächerliche Meinung werde wieder angeregt, daß die Weiber keine Menschen seyn. In wie fern sie Menschen sind, können sie sich ohne gänzliche Aufopferung ihrer Würde so nicht hingeben. Herr Fichte ist aber von Sophismen ausgegangen, und als ein wundersam konsequenter Mann muß er nun überall auf sophistische Behauptungen gerathen. Allerdings, wenn es gegründet wäre, daß das Weib mit dem Beyschlafe ihre ganze Persönlichkeit aus Liebe hingebe, daß sie nicht nur ihr ganzes Schicksal, sondern auch ihre innere Seelenruhe und den Glauben an ihren sittlichen Charakter von ihm gänzlich abhängig mache, (S. 171.) daß sie nur dadurch ihre Würde behaup-

te, und auf die Großmuth des Mannes Anspruch machen könne; wenn dieß gegründet wäre, so ergäbe sich auch die Folgerung, daß der Mann ganz an ihre Stelle trete, daß der Staat sie nicht als eine rechtliche Person betrachte, daß sie durch ihre Verheirathung für den Staat ganz vernichtet sey u. s. w. Allein, wenn der Grund wegfällt, fällt auch das Begründete weg, wie der Herr Verfasser so oft einschärft.

Um das Leere der spitzfindigen Behauptungen des Herrn Fichte ganz evident zu machen, gebe ich folgende Alternative: 1) Entweder Mann und Weib besitzen in gleichem Grade einen edeln und festen moralischen Charakter, Einsicht ihrer rechtlichen Verhältnisse und Entschlossenheit im Handeln; — dann wäre es höchst lächerlich, wenn der Staat das Weib nicht als eine rechtliche Person betrachtete, wenn es für den Staat ganz vernichtet wäre. Herr F. nimmt Mann und Weib in der edelsten Gestalt an, um so seltsamer seine Behaup-

tung. — 2) Oder der Mann ist von niedriger, wohl gar boßhafter Denkungsart, wie es ja so oft der Fall ist, daß brave und verständige Mädchen sich in ihrer Wahl täuschen. Dann kommt das betrogene Weib übel weg, wenn ihre rechtlichen Angelegenheiten ganz dem Manne überlassen werden müßten. Man wende nicht ein, daß die Gattin in jenem Falle auf Scheidung klagen könne, und der Staat ihr diese gewähren müsse. Böse Menschen sind gemeiniglich klüger und verschlagener als die guten, und ein Weib kann durch einen Gatten von einem solchen Charakter, ohne daß sie es ahnde, in das größte Unglück gestürzt seyn. Ich folgere hieraus, daß es in jedem vernünftig eingerichteten Staate den Ehefrauen erlaubt seyn müsse, über ihre rechtlichen Angelegenheiten selbst zu wachen. Wollen sie aus besonderm Zutrauen die Führung derselben ihren Männern anvertrauen, so kann es durch den Staat nicht gehindert werden, man müßte denn von ihrer Unfähigkeit, sie geschickt und gewissenhaft zu verwalten, gewiß versichert seyn.

Herr Fichte ist durchaus in seinem Eherechte auf zwey Irrwege gerathen. Bald zieht er seine Resultate aus idealischen Vorstellungen von moralisch vollkommenen Bürgern und Mädchen; (denn Bürgerinnen sind nach seiner Theorie vernünftiger Weise nicht möglich, wenn man unter Bürgerin denkt, was darunter zu denken ist) bald leitet er sie von den positiven Einrichtungen der Staaten der wirklichen Welt her. Kurz er verkennt die Natur der Wissenschaft, die er behandelt.

Ich lasse einige folgende Sätze unberührt, weil sie theils offenbar sophistisch, theils allgemein anerkannt sind, und gehe zu seinen Meinungen vom Ehebruche über. Sie hängen mit seinen Voraussetzungen, welche die Grundlage seiner Theorie ausmachen, dem Scheine nach, bündig zusammen. „Ursprünglich geht der Mann auf Befriedigung des Geschlechtstriebes aus. Sobald er lernt, daß im Weibe Liebe wohne, und sie sich nur aus Liebe ergeben solle, so veredelt sich sein Naturtrieb. Er will nicht bloß

genießen, er will geliebt seyn. Er weiß, daß das Weib sich nur aus Liebe hingeben soll, wenn es nicht verächtlich werden will. Er muß sich selbst verachten, wenn er genöthigt wäre, sich als das bloße Werkzeug der Befriedigung eines unedeln Triebes anzusehen. Aus diesen Prinzipien ist die Wirkung des Ehebruchs der Frau auf den Mann zu beurtheilen. Die Ehefrau, welche sich einem andern Manne ergiebt, ergiebt sich ihm entweder aus ganzer wahrer Liebe, oder aus Wollust. Im ersten Falle hat sie ihren Mann zu lieben aufgehört, das ganze Verhältniß mit demselben ist vernichtet; die Verbindung mit ihm muß ihr jetzt als thierisch vorkommen. Setzt sie das bisherige Verhältniß gegen ihren Gatten fort, aus welcher Rücksicht es auch geschehe, so braucht sie ihre eigne Persönlichkeit für einen niedrigen Zweck,

und macht dadurch den Ehemann selbst zum Mittel. — Den zweyten Fall betreffend, so hat sie gewiß auch ihren Ehemann nicht geliebt, sondern ihn lediglich zur Befriedigung ihres Triebs gebraucht. Der Ehebruch des Weibes vernichtet also das ganze eheliche Verhältniß; die Würde des Mannes sinkt, wenn er nicht die Trennung des eingegangenen Bandes sofort unternimmt."

So streng Herr Fichte das ehebrecherische Weib beurtheilt, und so hart er es behandelt wissen will, so nachsichtig und tolerant ist er gegen den ehebrecherischen Gatten. Er sagt: „Seine Handlungsart sey in jedem Falle schlecht, es möge sich nun die Person, mit welcher er sich vergeht, ihm aus Liebe hingeben, oder um eines andern Zwecks willen. Im ersten Falle handle er ungerecht; er mache sich gegen sie zu allen Pflichten der Ehe anheischig, und könne sie doch nicht erfüllen; im

zweyten zeige er eine unedle Denkart, indem er bloß auf sinnliche Lust ausgeht. Nun werde zwar durch seinen Ehebruch sein Charakter nicht ertödtet, wie beym Weibe, allein sein Weib kann ihn in Verdacht nehmen, daß seine großmüthige Zärtlichkeit nur eine Maske war, hinter welcher er einen bloß physischen Trieb verbarg. Ihr Verhältniß gegen ihn wird dadurch zuverlässig verbittert, und dieß ist gegen die schuldige Großmuth des Mannes. Also vernichtet der Ehebruch des Mannes nicht nothwendig das eheliche Verhältniß, wie der Ehebruch des Weibes.

Den Ehebruch des Weibes betreffend, so habe ich mich über die Prinzipien, von denen Herr Fichte ausgeht, bereits im Vorigen erklärt. Uebrigens erfordert die Pflicht der Unpartenlichkeit, dem Verfasser in Hinsicht seines scharfsinnigen Beweises, daß der Ehebruch des Weibes das eheliche Verhältniß vernichte, Gerechtigkeit wider=

fahren zu lassen. Allein wir haben nicht nöthig, die falschen Vorstellungen desselben vom Verhältnisse zwischen Mann und Weib in Hinsicht der Geschlechtsgemeinschaft anzunehmen, um zu jenen Resultaten zu gelangen. Sie ergeben sich, wiefern sie wahr sind, aus andern Prämissen, die ich im ersten Aufsatze des ersten Bandes dieses Werks entwickelt habe, mit nicht bloß scheinbarer, sondern wahrer Bündigkeit. Nur kann schwerlich ein Kenner der Welt zugeben, daß eine Gattin, welche sich zu einem Ehebruche erniedrigt, ihren Ehemann gewiß nie geliebt habe. In den meisten Fällen mag es wahr seyn; es giebt aber Ausnahmen, wo Frauen bey aller Liebe für ihre Männer, aus Leichtsinn und durch Verführung hingerissen, sich einen solchen Fehltritt erlaubten, und mit Reue in die Arme des geliebten Gatten zurückkehrten.

Wenn anderer Seits Herr Fichte in Beziehung auf Ehebruch so sehr tolerant gegen die Männer ist, so wird jeder unbefangene Leser die Gründe, worauf er sich stützt,

für ganz unbefriedigend halten müssen. Ehebruch von Seiten des Weibes und Ehebruch von Seiten des Mannes bewirken aus gleichen Gründen die Scheidung. Der Bruch des Ehevertrages muß auf beyden Seiten dieselben rechtlichen Folgen haben. „Der Charakter des Mannes, sagt Herr F., wird nicht wie der des Weibes durch Ehebruch ertödtet." Was mag dieß wohl bedeuten, daß der Charakter der Person eines Geschlechts ertödtet werde. Nach seiner Theorie unfehlbar: daß das Weib durch Ehebruch beweise: „sie sey unfähig sich aus Liebe hinzugeben; daß aber der Mann seine ihm von jenem Philosophen angedichtete Eigenthümlichkeit nach wie vor behaupte, nämlich die, „daß er, ursprünglich nur ein brünstiger Wollüstling, durch genauere Vertrautheit mit dem andern Geschlechte sich veredle und einer (so nennt es Herr F.) zärtlichen Großmuth fähig werde. Ich läugne das erste und finde in dem andern gar

keinen Sinn. Ein Weib vernichtet durch einen Ehebruch ihren moralischen Charakter schlechterdings nicht. Es giebt ja der Erfahrung zu Folge Beyspiele genug, wie Gattinnen sich ihrem Manne mit voller Liebe hingeben, und dennoch zugleich, ohne Liebe, aus üppiger Geschlechtsleidenschaft, eine physische Gemeinschaft mit irgend einem angenehmen Hausfreunde unterhalten. — Was den Ehemann anbetrifft, so wird er sich nur in so fern veredeln, als er jene so genannte zärtliche Großmuth an eine einzige geliebte Person in ehelicher Verbindung zu verwenden fähig ist. Wie folgt nun wohl aus des Verf. Behauptung, Ehebruch sey ihm nachzusehen, weil er auch nach demselben zärtlich großmüthig seyn konne. Gegen wen denn? Gegen sein Weib? Dieses wird ihm nach einer solchen Wegwerfung für seine zärtliche Großmuth oder seine großmüthige Zärtlichkeit keinen Dank wissen, und einen so zärtlichen Großmüthigen im Gefühle ihrer verletzten Ehre für immer zurückweisen. Herr Fichte beruft

sich auf jene unvernünftige Denkart so vieler Personen vom vornehmen und niedrigen Pöbel, nach welcher sie Weiber achten, wenn sie duldsam gegen die Ausschweifungen ihrer Männer sind, hingegen Männer verachten, welche mit schonender Gleichgültigkeit die Hahnreyschaft ertragen. Er hält dieses elende Vorurtheil — weil es eine Stütze seiner spitzfindigen Behauptung ist, für eine tief in der menschlichen Seele liegende Meinung, und macht damit dem Pöbel ein ehrenvolles Compliment. — Ein Weib handelt also ihrer Würde gemäß, wenn sie sich immerhin einem Manne mit Liebe hingiebt, der den heiligsten Vertrag bricht, der Mann muß aber ein Weib verstoßen, welches dieselbe Schändlichkeit begeht!! So wahr ist es, daß es keine so tolle Meinung giebt, für welche sich nicht ein Philosoph erklärt hätte. —

Um die Leser durch diese polemische Abhandlung nicht zu sehr zu ermüden, verspare ich die Prüfung der Fichtischen Lehre von der Ehescheidung bis zu dem nächsten Bande.

II.

Abrechnung

eines gelehrten und rechtschaffenen Rechts-gelehrten mit seinem Gewissen

oder

das Testament

von

Petrus Pithöus.

Jeder Rechtsgelehrte muß den berühmten Petrus Pithöus kennen, einen Mann, der nicht nur über das Civilrecht und die besondern Rechte seines Vaterlandes Licht verbreitete, sondern auch praktisch für die Menschheit viel wirkte. Mehrere Gelehrte haben Selbstgeständnisse ihrer Schwächen hinterlassen. Pithöus gab sich acht Jahre vor seinem Tode in einem besondern für die Nachwelt bestimmten Aufsatze ein so ehrenvolles Zeugniß, daß man es für ein gleißnerisches Werk der Eitelkeit halten würde, wenn nicht die Zeugnisse seiner Zeitgenossen völlig damit übereinstimmten. Der Verfasser seiner Lebensbeschreibung in Batesii vitis selectorum aliquot virorum etc. (Londini 1631.) drückt sich sehr schön über ihn aus: „Notus optime sibi ipsi et nosci aliis non timens. (Bey der

vollkommensten Selbsterkenntniß und der unpartheyischsten Prüfung seines Werthes, fürchtete er den Blick des Menschenkenners nicht; er konnte sich, ohne zu erröthen, in seiner wahren Gestalt zeigen.)" Er wollte sein Testament verfassen, allein der Tod überraschte ihn, er konnte nur noch sagen: *man solle jenen Aufsatz für sein Testament* halten. Der angezogene Biograph sagt: „Quod ille verum de se testimonium testamenti vicem reliquit suis mansurum posteris exemplar vitae integerrimae, sanctissimae, prudentissimae, quam sequantur, quibus cura honesti et recti, pauci adsequantur. (Jenes Zeugniß von sich selbst hinterließ er den Seinen als ein Testament; es sollte für die Nachwelt das Muster des schuldlosesten, gewissenhaftesten und klügsten Lebenswandels seyn. Jeder, der Gefühl für Rechtschaffenheit und Edelsinn hat, strebe es zu erreichen,

aber gewiß werden es wenige erreichen.)"

In nomine Domini, Amen!

Moribus valde corruptis ac pravis, feculo infelicissimo, quantum in me fuit, fidem fervavi.

Amicos ex animo amavi et colui. Inimicos benefactis vincere aut contemnere, quam ulcisci malui.

Coniugem ut me ipsum habui. Liberis parum indulsi, famulis ut hominibus usus sum.

Im Namen des Herrn, Amen!

In einem sittenlosen Zeitalter, voll Empörung und bürgerlicher Unruhen, habe ich nach meinen Kräften die Rechtschaffenheit meines Charakters behauptet.

Meine Freunde habe ich herzlich geliebt und geachtet. An meinen Feinden habe ich mich nie gerächt, ich habe aber gesucht, sie durch Wohlthaten zu besiegen, oder sie mit Verachtung bestraft.

Mein Weib habe ich geliebt, wie mich selbst, meine Kinder mit strenger Gewissenhaftigkeit erzogen. Meine Dienstboten habe ich wie Menschen behandelt.

Vitia sic odi etiam in meis, ut virtutes in externis vel hostibus veneratus sim.

Privatae rei servandae potius quam augendae operam dedi.

Quod mihi fieri nolui, alteri vix unquam feci aut fieri passus sum.

Iniustam aut difficilem gratiam ut venalem sprevi.

Sordes et avaritiam in omnibus praecipue vero in religionis ac iusti-

Ich habe das Laster gehaßt, wenn ich es auch bey meinen nächsten Verwandten traf. Die Tugend habe ich auch an Menschen, die mir fremd waren, ja an meinen Feinden geehrt.

Mein Vermögen habe ich nicht sowohl zu vermehren, als zu erhalten gesucht.

Welche Handlungen ich von andern nicht gern mir ausgeübt wissen wollte, habe ich auch andern nie angethan, noch zugelassen, daß sie andern angethan wurden.

Eine mit Ungerechtigkeit verknüpfte und theuer zu erkaufende Gunst habe ich jederzeit, wie eine feile Waare, verachtet.

Gegen Niedrigkeit und Geitz habe ich tiefen Abscheu gefühlt, besonders wenn ich sie

iae ſacerdotibus et miniſtris exſecratus ſum.

Puer, iuvenis, vir, ſenectuti multum detuli.

Patriam unice dilexi.

Opus potius, quam honores, aut magiſtratum amavi, ac prodeſſe quam praeeſſe malui.

Privatus ultro publico ſtudui: Ei nil praetuli, atque in commune conſulere, potius tutiusque ſemper exiſtimavi.

bey Dienern der Kirche und bey Rechtsgelehrten antraf.

Durch meinen Lebenswandel als Knabe, Jüngling und Mann habe ich mir die Beschwerden des Alters sehr gemildert.

Mein Vaterland habe ich über alles geliebt.

Ich bin mehr beflissen gewesen, Arbeiten zu bekommen, als Ehrenstellen und obrigkeitliche Würden, habe lieber nutzen als regieren wollen.

Das gemeine Beste ist immer mein vorzüglichstes Augenmerk gewesen.

Statum publicum laborantem prudenter sanari, emendarique optavi. Perverti, immutari, aut perturbari penitus nunquam cupivi.

Pacem vel iniustam, quod bona omnium bonorum venia dixerim, civilibus discordiis belloque potiorem putavi.

Pietatis et religionis sacro-sancta nomina, ambitioni atque avaritiae, sceleribusque praetexi et obtendi gravius tuli.

*

Es war immer mein Wunsch, daß man den Gebrechen des Staates mit Klugheit abhelfe, aber nie habe ich gewaltsame Revolutionen billigen können.

Mögen mir alle rechtschaffene Menschen verzeihen, ich bin jederzeit dafür, daß man einen, wenn auch mit Aufopferung verknüpften Frieden, bürgerlichen Unruhen und Kriegen vorziehe.

Daß man die heiligen Namen der Religion und Gottesfurcht zu Mitteln herabwürdigt, Ehrsucht und Geiz und Verbrechen aller Art zu beschönigen, hat mich jederzeit tief gekränkt.

Melioris antiquitatis non indiligens quaesitor, admirator et cultor, novitates facile insuper habui.

Quaestiones vanas disputationesque subtiliores de iis, quae ad Deum pertinent, ut noxias odi ac fugi.

Simplicitatem prudentia aliqua conditam et septam, astutia et calliditate tutiorem, feliciorem que saepius expertus sum.

Recte de rebus iudicandi studium, eloquentiae artibus praetuli.

Ich habe die Muster der alten klassischen Litteratur nicht ohne Fleiß studirt, sie bewundert und verehrt, dabey glaubte ich die neuern Werke sehr gut entbehren zu können.

Spitzfündige Grübeleyen und Streitigkeiten über die Gottheit habe ich jederzeit als etwas Schädliches gehaßt und bin ihnen ausgewichen.

Einfalt des Herzens, gewürzt und gesichert durch Klugheit, habe ich oft als ein sichereres Mittel zum Glücke bewährt gefunden, als List und Verschlagenheit.

Eine reife und treffende Urtheilskraft gilt mir mehr als die Kunst der Beredsamkeit.

Procul ambitu atque avaritia invidiaque inter amicos plures ac bonos potentesque fortuna non plane infima, sollicitius aliquando vixi quam privatum fortassis decuit; de publicis tamen et amicorum rebus magis quam de propriis cogitans.

Nullum duxi gratiorem diem, quam, quo publico aut amicis adesse aut prodesse datum est.

Mala praesentia quam metum im-

Entfernt von Ehrgeiz, Habsucht und Neid, verbunden mit mehrern braven und mächtigen Freunden, begabt mit einem nicht unbedeutenden Vermögen, habe ich zuweilen vielleicht zu sorgsam über meine Güter gewacht. Indessen habe ich immer mehr die Angelegenheiten des Publikums und meiner Freunde, als die meinigen berücksichtigt.

Meine glücklichsten Tage waren die, wo ich für das gemeine Beste oder für meine Freunde Gutes wirken konnte.

Gegenwärtige Uebel ertrug ich mit mehrerer Standhaftigkeit, als die Furcht vor noch bevorstehenden. Lieber war es mir, die

pendentium fortius tuli: extremaque facilius quam dubia.

Recta sincera aequabili atque constanti inter omnes Iustitiae administratione, etiam Sceleratissimis atque audacissimis os occludi, manus obligari, vidi, expertus sum.

De patrimonio ac bonis meis, quantulacunque illa post mortem meam erunt, legibus potius, quam mihi iudicium permisi, permittoque.

Vnum opto et spero, ut quem in me animum carissimae ac probissimae coniugis integrum vivus expertus sum,

Entscheidung und das Aeußerste zu wissen, als von Ungewißheit beunruhigt zu werden.

Ich habe erfahren, daß die verwegensten Verbrecher durch eine weise und feste Justizverwaltung entdeckt und im Zaume gehalten werden.

Die Vertheilung meines Vermögens, wie groß oder gering es auch seyn, überlasse ich den Gesetzen des Vaterlandes.

Eines nur wünsche und hoffe ich, daß meine geliebte und rechtschaffene Gattin dieselbe treue Liebe, die sie mir im Leben

eundem in communibus liberis educandis, tuendis, curandisque gerat.

Sit haec apud poſteros teſtatio mentis meae, quam ab illis ſic candide accipi velim, ut ſimpliciter et ingenue ex animi mei ſententia a me prolata eſt.

Veni, Domine, et miſerere.

gewidmet hat, nach meinem Tode durch gewiſſenhafte Erziehung und Verſorgung unſrer Kinder an den Tag legen möge.

Durch dieſe Erklärung erkenne die Nachwelt mein Herz, und die Geſinnungen, nach denen ich lebte. Möchte ſie dieſelbe ſo unpartheyiſch aufnehmen, als ſie einfach und freymüthig aus meinem Innerſten hervor gegangen iſt.

Komm Herr und erbarme dich meiner.

B. H.

III.

G e d i c h t e.

Der Mönch *).

Wer warst du, den an grauer Wand
des Tempels oft mein Auge fand,
wen faßt in diesem grauen Stein
die hohe Gothenwölbung ein? —

Du stehst, genagt von keiner Zeit,
von keines Künstlers Hand erneut,
als wolltest mit des Bannfluchs Hohn
du ewig der Vernichtung drohn!

Wer warst du, Bild der Frömmeley?
warst du der Frevler ohne Scheu,
der Engelglanz im Mienenzug
und Höllennacht im Busen trug? —

*) In wie fern dieses Gedicht die mannigfaltigen Veranlassungen zur Wahl des Klosterlebens rührend darlegt, kann es unfehlbar in diesem der Philosophie des Lebens gewidmeten Werke Platz finden.
Anm. d. H.

Warst du die Natter, welche sich
ins fürstliche Gewissen schlich,
warst du in jedes Lasters Sold,
der fromme Beter nur für Gold? —

Nahmst du von des Erhabnen Macht
der Menschen Sündenschuld in Pacht?
galt oft dein Wink statt Urthelspruch
und statt Gesetz und Recht dein Fluch? —

Erwarbst du Rang und Ordensband
des Schmeichlers goldgefüllter Hand,
hingst du der Schwäche irrem Wahn
das schwarze Bild der Bosheit an? —

Bezahltest mit erlognem Gut,
bezahltest du mit Calas Blut
die Stunde, wo dir zaubervoll
der Dirne Brust entgegen schwoll? —

Warst du ein Feind der Ketzerey,
dem tiefen Aberglauben treu
und mahlte dir kein Jammerton
die Gräuel der Religion? —

Warst du — so aus der Welt gedrängt,
in deine Zelle eingeengt, —
des Neides schwarzen Mörderblick
auf freyer Menschen Wonneglück?

Doch meine Dichtung stemple nicht
den todten Stein zum Bösewicht;
schon längst umflorte Moderduft
dich, wie das Denkmal deiner Gruft.

Warst du der arme Dulder blos,
den aus dem zarten Mutterschoos
des Vaters Seelenzweifel stieß,
für seine Ruhe beten hieß? —

Gebar zum Söhnungsopfer je
die Mutter dich im süßen Weh
für eine Schuld, mit der schon lang
ihr bebendes Gewissen rang? —

Hat einer Heloise Aug,
nach manchem tief erpreßten Hauch,
in dem sie sich zu dir gesehnt,
im Stillen oft dein Loos bethränt?

Erkaltete ein liebend Herz
für dich im letzten Todesschmerz,
und deutete sein letzter Schlag
was dir der erste mächtig sprach? —

Da stehst du Steingebild verstummt,
wo du, im Meßgewand vermummt,
vielleicht oft hingesunken lagst,
zu Gott von deinem Schicksal sprachst? —

Sprich, hing an diesem Kruzifix
nicht oft der Irrflug deines Blicks,
und flößte Duldung in der Pein
nicht oft die Leidensscene ein? —

Schwirrt deine Phantasie nicht wild
dort oft um das Marienbild,
fandst du in dem Madonnenblick
nicht deiner ersten Liebe Glück? —

War nicht Constanzens Lippe rund,
einladend wie der Donna Mund,
bot nicht, wie dieses Augenpaar,
Constanzens Blick den Himmel dar? —

Da siehst du nun, entseelter Stein,
und jagst der Blindheit Ehrfurcht ein,
noch schaudernd wandelt nebenseits
der fromme Christ und schlägt ein Kreuz!

Der scheue Knabe sputet sich
bey dir vorbey und segnet dich,
damit dein Geist ihn, wie er meint,
des Nachts im Schlafe nicht erscheint.

Manch Auge hat, seit manchem Jahr,
dein Bußgesicht, dein kahles Haar,
die graue Kutte und den Bart
bewundernd hier schon angestarrt.

Trieb dich der Rache Mordgewehr,
so frug man, in dieß Kloster her,
der Eifersucht gezuckter Dolch,
der eignen Laster Heergefolg?

Galt der geraubten Braut dein Ach,
galt ihr es, die, sich selbst zu schwach,
so mächtig sie dein Herz bezwang,
ins Netz der fremden Lockung sprang?

Gnügt' dir ein Ave und ein Buch,
ein Jesuskreuz auf schwarzem Tuch,
ein Meßgesang und ein Brevier
nicht in der engen Klause hier?

Gnügt eine Uhr an düstrer Wand,
dein grünes Moos am Fensterrand,
dein Chorhemd und dein Kerzenlicht
und deines Weihrauchsduft dir nicht?

Beschränkte nicht der Zelle Raum
dir jeden süßen Lebenstraum,
und so, wie deines Wissens Ziel,
verarmter Mensch, auch dein Gefühl?

Schlug dir ein Herz, wenn matter auch,
sprach Sehnsucht noch ein tiefer Hauch
und Wehmuth noch, wenn thränenvoll
dein suchend Auge überquoll? —

Noch mahlte sich der Purpursaum
des Abendroths im Pappelbaum,
der deiner Zelle Nacht umgab,
mit goldnem Blüthenschimmer ab.

Noch hing, durch deine Lockung zahm,
ein Vogel früh am Fensterrahm
und brachte, was Constanzens Kuß
einst that, den ersten Morgengruß.

Noch mahnte dich der dumpfe Schlag
der Vesperglocke an den Tag,
wo jenes Ja zum ersten Mal
sich scheu von ihrer Lippe stahl.

Nein, frommer Mann, du warst nicht arm,
noch blieb dein Herz so liebewarm,
und der Gedanke immer dein
allein Constanzen werth zu seyn!

Und so sank deine Seele nie;
die Schöpfung deiner Phantasie
schuf nur ihr Bild: da eiltest du
schon vor der Gruft dem Engel zu.

Der sanften Hora Morgensang
tönt nie der süße Wiederklang
von ihrem Flötenmund im Chor
der Seraphhymne in dein Ohr.

Zu ihr entstieg dein Weihrauchduft,
ihr Hauch schien dir die Abendluft,
ihr Lächeln nur der Sonnenstrahl,
der sich durch deine Gitter stahl.

Ein stiller Blick in die Natur —
ein Blick zu ihr, der Schlag der Uhr
ein Schritt zu ihr, der Weste Wehn —
ihr Ruf: Du wirst mich wieder sehn!

Zum Schmuck ward dir die Thräne dann,
dein vielgelittnes Herz gewann
im Hinblick in ein bessres Land,
was ihm an Gegenwart verschwand:

Und du begnügtest dich, wie der,
der all sein Gut im Fluthenmeer
verlor, nichts mehr zu hoffen wähnt,
sich nur ans Land der Ruhe sehnt.

Auf deinem Sterbelager dann
sahst lächelnd du den Himmel an.
Ha, riefst du matt, nicht Tod, nicht Gruft,
der Himmel und Constanze ruft!

Noch zeigt man hinter dem Altar,
doch halbgelöscht, dein Lebensjahr,
und Namen, Alter, Jahr und Tag
an dem dein sterbend Auge brach.

Da, wo jetzt deine Hülle ruht,
da wandeln zu dem wahren Blut
am Tisch des Herrn mit frommen Sinn
im schwarzen Zug die Sünder hin.

Auf deiner Todtenballe sank
schon manches Büßers Knie im Drang
des Kummers, welchen er niemand,
niemand als seinem Gott gestand.

Auf deiner Todtenballe sank
schon manches Mädchen in dem Drang
der Liebe und Verzweiflung hin:
Ein Gott sieht nur, wie arm ich bin!

Sie weinte voll ihr Busentuch,
sie blätterte im Liederbuch,
da stand: Nach kurzer Prüfungszeit
erwartet uns die Ewigkeit.

Und tagte keine Hoffnung ihr
dißseits — so fiel ihr Blick zu dir
durchs Gitter in die Gruft hinein:
Was hier nicht ist, kann dort noch seyn!

Karl Giese.

Die Knabenzeit.

Willkommen meinem Blick,
du väterliche Flur,
und jede Blumenspur
von meinem frühen Glück!
du, stiller Bach, wo sich
geräuschlos mein Gefühl,
wie deiner Wellen Spiel
durch jede Nerve schlich!

Noch ist es mir bewußt,
wie hier im Kindgewand
mein Knospenalter schwand,
noch dankt dir's meine Brust:
doch, ach, mein freyer Sinn,
der Pläne Silberschaum,
und jeder Wonnetraum
sind ewig, ewig hin!

Die Einfalt war daheim
in meiner Mutter Schoos,
und nährte sorgenlos
der Tugend edlen Keim,
und so blieb werther hier
der Hain, die Sternennacht,
als jede Zauberpracht
der Opernbühne mir.

Wenn mein Gewissen nicht
im Hofgewühl sich regt,
der Busen matter schlägt
für Redlichkeit und Pflicht;
dann eil ich aus der Welt
zur Knabenflur zurück
und thränend wird mein Blick
vom Schleyertand erhellt.

Dann wird auf jedem Pfad
der Jugend Frohsinn wach,
mein kleines Wasserrad
dreht sich am Kieselbach
die weiche Rasenbank
lockt mich auf ihren Schoos,
der Herden Glockenklang
ins schattenkühle Moos.

Die Stätte wird mir neu,
  wo ich die Wette lief,
und dann im tiefen Heu
  voll Müdigkeit entschlief,
wo ich meine junge Lamm
  das rothe Bändchen hing,
wo ich am Teichendamm
  die kleinen Schmerlen fing:

Wo in der Kirschallee
  die Gräfin mit mir sprach,
wo ich im tiefen Schnee
  mit meinem Schlitten lag,
wo mich im Schaukelseil
  der kleine Peter schob,
mein schön geschnitzter Pfeil
  zum Himmel sich erhob:

Wo ich mit Wanderhand,
  auf reiche Beute stolz,
im tiefverborgnen Holz
  die Haselnüsse fand,
wo ich aus Michels Hahn
  den Federstutz einmal,
aus Kaisers Kegelbahn
  den [illegible] mir stahl:

Wo ich das Damenbret,
das schöne goldne C. *)
im buntgemischten Klee
zum ersten Mal erspäht,
wo hier im Sprengelhaar
der schlaue Haidefink,
der noch halb lebend war,
und dort der Ziemer hing:

Wo ich am Gartenzaun
die Nelkenflur begoß,
wo ich nach dem Kazaun
mit meinem Blasrohr schoß
wo auf den Pflaumenast
mit Vogelschnell' ich flog,
der von der schweren Last
der blauen Frucht sich bog:

Wo ich die Rudera
im Mühlengrund durchschlich,
und hangend rings um mich
die Mauersteine sah,

*) Zwey unter dieser Benennung bekannte Schmetterlinge.

und wo von fremder Hand
  vom Fichtenbaum der Staar,
den ich gefangen fand,
  mir weggestohlen war.

Es lächelt muttermild
  der Unschuld Wonnezeit,
noch liegt in ihrem Bild
  die halbe Seligkeit;
noch ist die Stelle schön,
  wo Veilchen, die entzückt
des Mädchens Hand gepflückt,
  noch ihren Duft verwehn.

Da war mir jedes Spiel
  so heilig, unverletzt,
als jetzt der Ehre Ziel,
  als jede Pflicht mir jetzt;
das Dorf ein Fürstenthum,
  der Schulze ein Tyrann,
der Sonnenwirth ein Mann
  von weit bekanntem Ruhm.

Was wußt' ich da von Rom,
  von Cotys Eifersucht,

von einem Hippodrom,
und Spartas Kinderzucht,
von Pindus Adlerthron,
von Peneus Silberfluth,
was vom Anakreon,
und Cäsars Heldenmuth? —

Archonten waren mir
die Schöppen im Gericht,
der Hirt im Dorfe hier
fürwahr ein großes Licht,
und eine Ilias
die Chronik aus der Stadt,
in der ich jedes Blatt
mit Wißbegierde las.

Was wußt' ich vom Ulyß,
vom Faun und Horentanz,
was von Farneses Glanz
und Raphaels Kohlenriß? —
Was wußt' von Guido ich
von Poussin, Tizian,
was war der Vatikan
mit seiner Kunst für mich? —

Dem Küster am Pedal
ertheilt ich Mozarts Rang,
und war auf Röschens Bank
in einem Opersaal.
Das finstere Latein
war mir ein schweres Joch,
und die Grammatik noch
die erste Höllenpein.

Mir schien ein Kanzelspruch
der Weisheit Horizont,
das große Bibelbuch
das größte unterm Mond,
ein Satz, den Hume nicht
gewußt, des Pastors Rath,
ein Römischer Senat
das strenge Heggericht.

Von Freuden war umhüpft
der Stunden Flügelschwung,
mit keiner Opferung
ein falsches Glück verknüpft,
noch bebte nicht, umzäunt
von Leidenschaft, mein Herz,
und faßte mich ein Schmerz,
so war er bald verweint.

So wallt' ich ohne Neid,
durch Blumen ohne Dorn;
doch machte Vaters Zorn
mir einen Fehler leid,
dacht' ich verlassen mich
an meiner Aeltern Grab,
da schlichen Thränen sich
aus meinem Aug' hinab.

In Iris Farben schwebt
noch diese Zeit mir vor,
vor ihren Bildern hebt
Alethia den Flor,
in ihren Auen glüht
von neuem mein Gefühl,
und Lieb und Freundschaft blüht
in ihrem Zephyrspiel.

Wenn wir zur Gruft hinab
entschlafen, aufzublühn,
o, daß jenseits dem Grab
die Kindheit neu erschien'!
Und daß im Wonnemeer'
Elysiums die Zeit
gleich jener Seligkeit
der Kinderjahre wär!

Einst, wenn dem Genius
die Lebensfackel sinkt,
und Psyche sich vom Fuß
der Monumente schwingt:
Wie selig, selig dann,
wenn Hebe uns empfängt,
und uns aufs neue dann
mit Rosennektar tränkt!

Karl Giese.

Die schöne Tänzerin.

Die Flur entschläft, der Wald verstummt,
wild rauscht die alte Eiche,
des Dorfes Grabgeläute summt,
die Unke heult im Teiche.

Weit flammt ein stiller Fackelzug
in langen Florgewändern,
das goldne Kreuz am Leichentuch
geschmückt mit Kreuz und Bändern.

Der Todtengräber öffnet hie
das Schloß des Kirchhofthores
dort hallt im Thal die Harmonie
des sanften Trauerchores.

Wen trägt man da mit Todtensang
auf schwarzbehangner Bahre? —
„Ein Mädchen, rief ein Jüngling bang,
im schönsten Lebensjahre!

Die Traube schwoll, es fiel das Laub,
Agnese ward — wer hätte
es wohl gewähnt — des Todes Raub,
dort trägt man sie zu Bette.

Sie war so zart wie die Natur,
voll engelreiner Güte,
ein Veilchen auf der Morgenflur;
sie keimte und — verblühte.

An Sitten war sie fromm und mild,
ihr Herz rein wie die Quelle,
und sanft wie das Madonnenbild
in unserer Kapelle.

Schön war sie, wie die Rose blüht
in frischer Knospenhülle,
von Edelsinn ihr Aug' geglüht,
rund ihres Busens Fülle.

Das Aehrenfeld lag lebenssatt
  tod war die Stoppelleere,
die Traube schwoll, es fiel das Blatt,
  der Vogel ging zur Beere;

Die Schmetterlinge schliefen hoch
  am Forst im Puppenschleyer,
und aus den hohlen Bäumen flog
  umher das Hirtenfeuer:

Agnese sinkt ins düstre Grab
  dem Erdenwurm zum Raube,
sie welkte mit dem Laube ab
  und reifte mit der Traube!"

Noch scholl der Trauerglocken Laut,
  die Gitterpforte knarrte,
daß mir an jedem Glied die Haut
  von Todeskälte starrte.

Still lag des Mondes bleicher Schein
  auf hellbethauten Grüften,
hoch glänzten vom beweißten Stein
  die schwarzgemahlten Schriften.

Drauf schwieg das lange Sterbelied,
das dumpfe Grabgeläute,
und betend lagen hingekniet
die schwarzen Trauerleute.

Ein Vater stürzte auf den Sarg:
Agnese — ach! — Agnese! —
Ein weißes Thränentuch verbarg
der Leiden tiefe Größe.

Ein Jüngling lag mit schwerer Brust
an ihre Brust geheftet,
und lag so, seiner kaum bewußt,
vom langen Schmerz entkräftet.

Ach! — rief er — ach, hinab mit mir,
hinweg die Fackellichter,
hinab, hinab mit mir und ihr,
hinauf zum Todtenrichter!

So glitt ins düstre Grab hinein
die himmlische Agnese,
und drüber rollte Sand und Stein
mit schrecklichem Getöse.

Ein Vaterunser! — und der Zug
schied nach und nach von dannen;
denn Mitternacht und Geisterflug
und Todtentanz begannen.

Des Herbstes heulendwilder Sturm
erbebte nun den Boden,
und Zwölfe schlug's im Markusthurm:
Zum Tanz, zum Tanz, ihr Todten!

Dann thaten sich die Gräber auf,
und über Gräber wallten
umher im leichten Schattenlauf
die luftigen Gestalten.

Dann reihten sich im weiten Kreis
die Alten wie die Kinder,
das Mädchen tanzte mit dem Greis,
der Fromme mit dem Sünder;

Der Fürst mit seinem Unterthan,
der Jude mit dem Christen,
der Reiche mit dem armen Mann,
der Pfaff mit Atheisten.

Dann tanzte alles im Verein
um eine alte Eiche,
im tiefen Basse pfiff darein
der Wind statt Horn und Geige.

Agnesens Schatten tanzte mit
bey diesem Geisterballe:
Wie kunstvoll war nicht jeder Schritt!
Die Todten staunten alle.

Selbst mußte Tanz und Zaubertracht
an ihr der Neid erheben.
Wohl hat sie's, rief man, weit
gebracht;
sie tanzte sich ums Leben!

Karl Giese.

Rundgesang

dem durch den Eisgang der Saale im Jahr 1799 verunglückten

Landmann Hofmann *)

von einigen Freunden gesungen, als er in seine neue Hütte einzog, und zugleich seinen Geburtstag feyerte.

1799.

Da steht das Haus! Mit allen lieben Seinen
umschließt es traulich unsern Freund.
Wer von uns muß nicht Freudenthränen weinen?
Seyd, Thränen, ihm geweint!

*) Die Standhaftigkeit dieses Mannes wurde während eines Jahres hart geprüft. Sein Sohn, ein schon ziemlich gebildeter Seminarist in Weissenfels, ertrank, da

Sey uns gegrüßt! Du erster aller Tage,
die unserm Freunde hier entfliehn;
Gegrüßt! Gegrüßt mit frohem Herzens-
schlage!
Die Herzen glühn für ihn.

er seine Aeltern besuchen wollte, bey der Ueberfahrt über die Saale, und versetzte sie dadurch in die äußerste Trauer. Nicht lange darauf riß derselbe Fluß bey dem schrecklichen Eisgange 1799 sein Häuschen weg, und er wurde des größten Theiles seines ärmlichen Vermögens beraubt. Jetzt hat er an einem vor dem Wasser gesicherten Orte eine neue Hütte angelegt; er bewohnt sie, ist aber unfähig, sie auszubauen. Hofmann ist das Ideal eines vollkommenen Bauers. Er ackert mit frohem Sinne sein Feld, ohne mit seinem Stande unzufrieden zu seyn, und wenn ihm seine wirthschaftlichen Arbeiten Muße verstatten, so legt er sich nicht etwa auf die Ruhebank, sondern beschäftigt sich theils mit der Bildung seiner zahlreichen Familie, theils sucht er seinen Geist durch Lektüre guter Schriften aller Art und durch Umgang mit aufgeklärten Menschen mit Kenntnissen zu bereichern, deren er auch viele besitzt. Er ist ungefähr

Du bist's ja auch, der einst sein Leben
weckte,
ja, lieber Tag, wir kennen dich.
Wie freuten doch, als ihn das Küßchen
deckte,
die guten Aeltern sich!

Der sanfte Schlaf sank segnend auf ihn
nieder,
schloß ruhevoll des Kindes Blick,
und wenn er floh, dann riefen süße
Lieder
der Mutter ihn zurück.

ein zweiter Kleinjoch. Er ist religiös, bieder und menschenfreundlich, mit treuer Anhänglichkeit seinem Landesherrn zugethan. Er gehört unter die wenigen in ihrer Art ausgezeichneten Menschen, für deren Schätzung sich alle Stimmen vereinigen. Sollte dieser Mann nicht verdienen, daß gute Menschen ihm zu Hülfe kamen? Dieß wäre keine von den alltäglichen Wohlthaten, die gemeiniglich nur aus Eitelkeit und Nachgiebigkeit gegen zudringliche Collectensammler erfolgen. Man würde dadurch seine Achtung

Jetzt steht er da in seiner Kinder Kreise,
an Kopf und Herz ein Mann.
Ertöne, Lied, zu dieses Mannes Preise,
der unser Herz gewann!

Ertöne laut! Wir feyern ja die Tugend,
wenn du dem braven Manne tönst,
zu einem Tage hoffnungsreicher Jugend
den heut'gen Tag verschönst.

Das Haus sank hin, wo einst zum ersten Male,
er liebevoll sein Weib umschloß.
Sank hin, als jüngst die weinumkränzte Saale
den Thaustrom wild ergoß.

gegen das Verdienst eines Mannes von niedrigem Stande bezeigen, und welcher edle Mensch sollte sich daraus nicht ein Vergnügen machen! Wie glücklich wäre der Staat, wenn es lauter Bauern von dieser Gesinnung gäbe!! — Edle Menschen, welche den braven Mann unterstützen wollen, können ihre Beyträge an ihn selbst, den Bauer Hofmann in Kriechau bey Weißenfels übersenden.

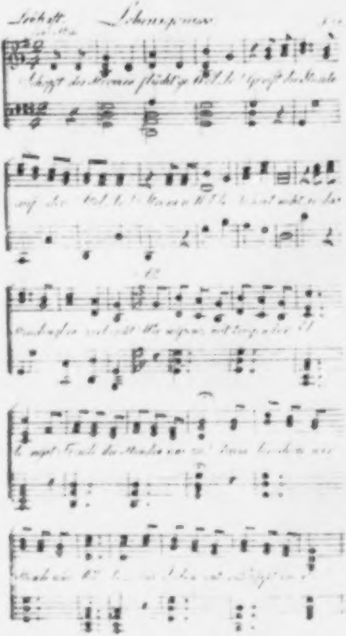
Wars nicht genug, ihr ungezähmten Fluthen?
Ihr wart schon seines Sohnes Grab,
des Sohns, in dem so schöne Keime ruhten,
ihr stürztet ihn hinab.

Wie bang ergoß dort, wo die Trümmer liegen,
in Thränen sich der Eltern Gram! —
Sie hofften schon, ihn an ihr Herz zu schmiegen —
der Todesbote kam! —

Ihr Saiten schweigt! Der Hoffnung Farbenbogen
lacht Segen unserm Freunde zu.
Fern wilde Wuth der Flammen und der Wogen!
Mit ihm der Tugend Ruh!

Ihr Becher klingt! Es strahle Gottes Sonne
den schönsten Segen in dieß Haus!
Man trag ihn einst, statt aller Erdenwonne,
zur bessern Welt hinaus!

K. H. Heydenreich.


Lebhaft.

Lebensgenuß.

Eine Stimme.

Schöpft des Stromes flücht'ge Welle!
Greift die Stunde auf der Stelle!
Strom und Welle kehret nicht,
und das Stundenglas zerbricht!

Alle.

Wir wissen's, mit triegender Elle
mißt Freude die Stunden uns zu!
Drum haschen wir Stunde und Welle;
Das Leben entschlüpfet im Nu!

Eine Stimme.

Flüchtig sind der Liebe Tänze,
schnell verduftet ihre Kränze;
ihre Wonnen kehren nie,
und nur einmal küsset sie!

Alle.

Wenn Scheitel und Leben sich neigen
verschmähet die Liebe den Gruß!
Drum stehlet im flüchtigen Reigen
der Spröden den himmlischen Kuß!

Eine Stimme.

Nah ist unsrer Jugend Neige,
schmal sind unsrer Freuden Steige:
schneidet einen Rebenstab
für der Tritte Wanken ab!

Alle.

Wir werfen des Unmuthes Krücken
vom schwankenden Steige hinab,
und schneiden die Stäbe; doch pflücken
wir weislich die Trauben erst ab.

Eine Stimme.

Auf des Lebens Spiegeleise
schweben wir im Zirkelgleise,
wie der Schrittschuhsegler schwebt,
bis die morsche Bahn erbebt.

Alle.

Bis krachend die Fluthen erdröhnen,
bekreisen wir fröhlich die Bahn;
und jubelnde Lieder ertönen
die Kreise hinab und hinan!

K. Gutjahr.

Weihe der Geselligkeit.

Mel. Liebevolle treue ꝛc.

Sammlet eures Lebens Blüthen
all', o Freunde, sorglich ein!
Keine wird der Tod vergüten,
hämisch wird er sie verstreun!
Netzet sie mit goldnem Weine!
Leitet Liebessonne drauf!
Bey der Grabesfackel Scheine
blühen keine Knospen auf!

Weg mit Grill' und trübem Sinne!
Freude, komm und küsse mich!
Wenn ich trink' und wenn ich minne,
dann erst, Leben, lieb' ich dich! —
Auf, und löst der Flaschen Siegel!
Fleug empor, geweihter Geist,
der des Kummers schwarze Riegel
von des Herzens Thoren reißt!

Und o du, der Liebe Zauber,
der melodisch uns umirrt;
wie um seine Taub' ein Tauber,
kosend um das Leben girrt:
Weihe diese schöne Stunde
dir zu deinem Eigenthum,
schling' um unsre traute Runde
deinen weichen Arm herum!

Weh' ihm, welcher Grübeleyen
im verwaisten Herzen trägt!
Weh' ihm, wer mit Ziereyen
Laun' und Frohsinn niederschlägt!
Spott und Lachen euch, ihr Thoren,
die ihr nach dem Fremdling fragt:
Du und Du mit euch, ihr Horen,
die ihr Kuß und Trauben tragt!

Frisch bepackt den Lebenswagen!
Flink hinauf und frey und froh!
Drüben wird uns niemand fragen:
wie gereist, so oder so?
Auf dem Wege Blütensaaten,
drinn im Herzen süße Ruh,
zur Begleitung edle Thaten
reist sichs gut nach drüben zu!

Kling und Klang und Lied und Sänger,
  Minn' und Mädchen schlummert ein!
Währ' es kürzer, währ' es länger,
  heimisch wird der Schlummer seyn!
Stoßet an auf frohe Träume,
  und auf goldne Phantasie! —
Schäume, Wein im Glase, schäume!
  Töne, Glockenharmonie!

K. Gutjahr.

Hochzeitgesang.

Jüngling, welch ein Loos ist dir gefallen!
Deine trunkne Seele glaubt es kaum.
Ist's, gewoben in Aurorens Hallen,
Nur ein goldner Frühlingstraum?

Nein, es ist kein Traum! Vom Zauberbande
Ihrer Arme fühlst du dich umstrickt,
Und in rosenfarbne Feenlande
Hat ihr Lächeln dich entzückt.

Glänzend von des Maytags Morgengolde
 Wallt sie aus dem Brautgemach hervor,
Dein für Erd' und Himmel nun die Holde,
 Die dein Genius erkor.

Hell verklärt ihr Blick der Zukunft Ferne
 Bis ans Grab; von ihren Lippen wehn
Ahnungslispel, daß auf besserm Sterne
 Liebende sich wiedersehn.

Aber wiss', o Glücklicher: die Blume
 Der ersehnten Herzensruh' gedeiht
Unverwelklich nur im Heiligthume
 Eng' umschränkter Häuslichkeit.

Matthisson.

IV.

Phantasien.

Phantasien.

Ich hatte gelebt und geliebt, hatte die Welt umfangen, und war von ihr umfangen worden; der lustige Flügel des Temperaments hatte mich über Tiefen und Höhen getragen, der lächelnde Strahl der Laune mir jede Ansicht des Lebens beleuchtet — so hatte ich mich aus den Knabenjahren ins Jünglingsalter hinüber geträumt und gefreut. Ich hatte die Grenze weder gesehn noch geahndet; ich spielte mich auf dem Instrumente des jugendlichen Daseyns hin, und es klang; **wie** es klang, daran hatt' ich nie gedacht, und hatte nie daran zu denken; genug, ich und meine Jugend waren eins; wir gehörten für einander. Noch itzt mahnt mich ein fremdes Weben aus jenen Tagen an die Wandlung in mir, so oft ich um eine der

glücklichen Organisationen bin, denen der Finger auf dem ersten dem besten Instrumente, gelernt oder nicht gelernt, mit jeder Harmonie, die ihrem Geiste vorschwebt, gefällig entgegen kommt *). Bewundert nicht ihre Kunst, nicht ihren Geist! Bewundert die eigne Verschränkung ihres Empfindungssystems mit dem Mechanismus jener Instrumente; beneidet ihnen die heilige Gabe der Grazien, an dem Zauber dieser gefälligen Einigung den Faden der Jugendlichkeit durch das ganze ernste Leben hindehnen zu können!

*) Diese nicht seltne Erscheinung verdiente wohl eine psychologische Erörterung. Man hat sie so oft gern, ohne sie zu schätzen, vielleicht weil man sie so oft an Alltagsmenschen findet. Ich kann sie nicht finden, ohne dem Menschen ein gewisses Interesse anzugewinnen, was ich ein Interesse rein menschlichen Genusses nennen möchte. Wenn es doch einem unsrer musikalischen Talente gefiele, eine Erörterung zu versuchen — ums Himmels willen müßte es aber ja kein gelehrter Herr, und die Erörterung ja nicht gelehrt seyn!

Gewöhnlich tragen diese Menschen auch Spuren der Jugendlichkeit, wenigstens einer weichen Unbefangenheit im Temperamente. Doch diese wollen wir lassen; sie ist häufiger, als man glaubt, wird sogar oft genossen, ohne gekannt zu seyn — aber jenes wundersüße Erzeugniß der Erstlingskunst der Natur, seine Harmonie um sich zu finden, nicht zu suchen! —

Nie werd' ich es vergessen, wie mir einst zu Muthe ward, als ich auf einer Reise in eine der ersten Gemähldegalerien eintrat. Mit der Kunst nicht ganz unbekannt, mit offnem Sinn für alle ihre Produkte, jetzt den ganzen Kopf von einer unbeschreiblichen Spannung auf alle die Raphaels, Correggios, Rubens, Mengs und so manche andre, die ich anzustaunen hoffte, vielleicht auch von einer betrübten Art von System über die Verschiedenheit in ihrer Darstellung und ihrer Manier, ich weiß nicht ob gedehnt, überfüllt oder zerrissen, trat ich, eben mit einer letzten Rekapitulation meiner gelernten Verempfindungen und Urtheile beschäf-

tigt, in die erste Abtheilung des Salons. — Mit Behaglichkeit hielt ich vorläufige Musterung, und würde den Eindruck haben zu Papier bringen können, so bestimmt hatte sich die Wahrheit und hohe Kunst der Darstellungen sogleich meiner bemeistert, wenn mir nicht die erklärende Gefälligkeit des einen Aufsehers zugleich sehr zu Statten gekommen wäre, um meine Augen unter die Herrschaft meines werthen Systems kunstgerechter Eindrücke gefangen zu nehmen. Alles fand sich, alles ordnete sich; die Kunst war groß, die Wahrheit in ihr größer — ich hatte meines Bedünkens viel gelernt, und war eben im Begriff, eine Beschreibung der einzelnen Gemählde aus der Tasche zu ziehen, als die Thür des Hauptsaals aufging, und sich die ganze idealische Welt sprechender Begeisterung um mich her ausbreitete. Aber da stand ich stumm und mit einer Thräne inniger Wehmuth vor dem nächsten Correggio. — Es ging mir aufs Haar, wie es wohl einem und dem andern meiner Leser

auch schon gegangen seyn mag. Ihr tretet in eine Gesellschaft, alles spricht um euch her, und erwartet Gespräch; aber dort im Fenster sitzt ein fremdes Mädchenwesen ohne viel zu sprechen, und ohne irgend Ansprache zu erwarten, doch fühlt sich und sieht sich was sie spricht; was die übrigen sprechen hört sich nur, und begreift sich. Die andern sprechen vielleicht aus dem Herzen, sie spricht zum Herzen. Was sie grade spreche? — genug sie spricht es. Der Geist, der euch im ersten Blicke des Mädchens erschien, schwebt auf ihrer Rede; auf welchen Tönen er schwebe? — der holde Genius redet, und das reicht hin. Wer ihn fühlt, hat ihn verstanden. — So stand ich vor Correggio. — Hättet ihr mich im Augenblicke gefragt: was siehst du? ich hätte nicht antworten können: was fühlst du? ich wäre verstummt. Das eine Wort hätt' ich allenfalls gehabt: ach, es ist ein herrlicher Herbsttag! Nicht die lebende Geschichte, nicht der Künstler, aber ein warmer fließender Hauch kam mir aus dem

Bilde entgegen; ich war um des Bildes willen einig mit mir und der Welt; grade wie ich es noch itzt allemal werde, wenn mich in heitern Märztagen die ersten gehobenen Frühlingsdünste aus der Erde umhauchen, oder in lichten Herbststunden der gebleichte Schein der Sonne sanft durch knisternde Blätter anblickt. Beydes hatte immer viel Aehnlichkeit der Einwürkung für mein Gefühl. Nur andeuten kann ich diese Aehnlichkeit: im Herbste weht der Frühling des Mannes, im Lenze der Frühling des Weibes; schmelzender ist das Wehen des letzten, ergreifender das Wehen des ersten; jener webt um uns, dieses wogt in uns. „Allesammt ihr gehet und kommt“ ist freylich das natürliche Motto, was der Verstand für beyde findet: aber es fehlt in dem Motto noch etwas für das Gefühl; vielleicht daß es wäre: „es geht und kommt und kommt und geht sich gut.“ — Nie befindet sich die Seele in einer so unbefangenen, fast möcht' ich sagen romantischen Einstimmigkeit mit dem ganzen Leben und Thun der

Welt und ihrer Geschichte, als in solchen Herbststunden; durch das Ganze läuft eine erhabene Schönheitslinie hindurch; alles geht in heiterem Gewande vor uns vorüber, und die Farben der Vorstellungen sind vergeistigter als im Frühlinge. — Ja, ein süßer, lächelnder Herbst lag auf dem Bilde von meinem Correggio; ich stand, träumte, genoß, und fand mich über dem Geschäft erst wieder, wo ich unwillkührlich meine Beschreibung eben in die enge Tasche zurückpressen wollte, so wie ich bey dem ersten Blick in das Horazische: nox erat et Luna etc. auch unwillkührlich meine Hand sogleich über alle Min-Ellische Noten hingeworfen hatte. Eine lange Reihe Scenen aus Kindheit und Knabenalter war bereits zwischen mir und dem Zauberbilde in seltsamer Traulichkeit des Bittern und Süßen, des Bösen und Guten vorüber gegangen, und ich stand in dem heimischen Kreise und erging mich an dem Bösen und Guten, so wie man sich mit alten Bekannten, oft blos um der alten Bekanntschaft willen, herzlich ergeht.

Zwar der Ausdruck paßt nicht ganz, ich hätte eher sagen sollen: wie man sich an Erinnerungen ergeht, weil die Gegenwart vorüber gerauscht ist.

Itzt kam meine Gesellschaft um die Ecke des Saales herum, und ich trennte mich von meinen Erscheinungen, um mit ihnen Bilder zu sehen. Von fern schon sprach mich indeß auch hier noch jeder Correggio mit seiner Geistersprache an, und ich schämte mich vor mir selbst, daß mir in allen Raphaels sogar und Titians, die schöne Wahrheit und Lebendigkeit nicht behagen konnte; so voll war meine Seele von den schönen Träumen Correggios. Es war mir so weich und wohl ums Herz geworden, daß ich mich unmöglich weiter mit einem langweiligen Aviso für schulgerechte Gefühle nähren lassen konnte. Ich stahl mich vom Saale, und war eben, in meine süßen Correggiaden verloren, in dem anstoßenden Park an die Biegung eines Laubganges gekommen, als ich in weniger Entfernung die Gestalt eines Menschen gewahrte, der mir ehedem

manche Stunde der Freundschaft und Innigkeit sehr herbe gestört hatte, und mir daher immer nur ein sehr trübes Andenken gewesen war. Ich wußte ihn hier, hatte aber seit meinem Hierseyn unter den mannichfaltigen Zerstreuungen seiner nicht mehr gedacht. Jetzt, mitten in dem himmlischen Zirkel meiner Ideale stand diese widrige Erinnerung in Person vor meinen Augen. Und doch — er sah mich nicht — hing mein Blick an ihm; und doch verfolgte ich ihn so weit ich nur konnte mit dem Auge, ging ihm sogar nach, und je weiter ich ihn verlor, desto mehr nahm ein gewisses — mir selbst nicht erklärbares — Interesse an seiner Betrachtung zu, desto mehr verfloß der Eindruck, welchen seine Erscheinung von aussen her auf mich machte, mit dem schmeichelnden Charakter jenes namenlosen Herbstgefühls, jenes wehmüthigen Schauers, der von Correggio her noch in mir bebte. — Der Mann verlor sich in den Gängen, und ich fing an über meine Stimmung, und über die Empfindungssphäre, in der ich

seit einer Stunde schwebte, nicht zu philosophiren, sondern umher zu rathen. — Sehr natürlich blieb ich zunächst an der Frage hangen, was irgend wohl der Eindruck von der Erscheinung eines verhaßten Freudenstörers mit jenem zarten Gewebe ätherischer Empfindungen gemein haben könne? Ich that mir die Frage, und — die Antwort will ich versuchen. Sie ist, ich geb' es gern zu, wieder nur von dem Gefühl diktirt. Aber, ihr wißt es ja wohl, daß man Gefühle zwar mit Verständigkeit bezähmen, nicht aber ihrer Rede immer mit Verständigkeit begegnen kann. Und überdem geb' ich es ja auch nur für etwas Gerathenes, allenfalls für etwas Philosophirtes, nicht für etwas Philosophisches aus.

War es vielleicht die Begütigung, die ich aus dem Anschauen des schönen Kunstwerkes für alle widrige Leidenschaften gewonnen hatte, die auch den widrigen Anblick des gehaßten Mannes umheiterte? War in ihr auch vielleicht der Grund, warum mein Geist dort in die friedlichen

Zeiten des frühern Alters zurückschwebte? Es träumt sich so süß von den Jahren der Unbefangenheit, und es ist ja bekannt, daß die Mahlerey uns träumen lehren soll. Hierinn zeigt sich ja eben der kindliche Genius der bildenden Kunst. Sie schmeichelt uns lieber ihre Eindrücke an, als daß sie sie uns aufdringt. — Ich reichte mit dieser Erklärungsart nicht aus, das sah ich bald. Denn wenn auch schon das Angenehme des Gefühls, was Correggio in mir erregte, erklärt war, so fehlte doch noch immer das Herbstliche. Und wenn ich begütigt worden wäre, so würd' ich mich allenfalls bey Erblickung jenes Mannes gefaßt, auch wohl mit der Erinnerung an ihn versöhnt, sein Benehmen bey mir entschuldigt, vielleicht auch wohl die Pflicht der Verzeihung in seiner Rücksicht leichter und lebhafter gefühlt haben, aber woher der Reiz in seinem Anblicke? Woher der Genuß, den ich darinn fand? Warf sich nicht bey seinem jetzigen Erscheinen gleichsam ein schöner Schleyer um die Widerwärtigkeit und Häßlichkeit jener alten Sce-

nen? Immer sah ich sie in alter Gestalt noch hindurch, aber immer zog sich mir auch wieder der Schleyer näher vors Auge. In diesem Erscheinen liegt der letzte Grund für jene sogenannte Begütigung, nicht in einer Umänderung, einer Milderung meiner Vorstellungen von jenen Begebenheiten, und eben darum ist es keine Begütigung. Ich hätte beym ersten Auffassen seiner Gestalt weniger Widrigkeit empfunden, hätt' ihn ruhiger betrachten können — aber warum hing mein Blick an ihm? warum ging ich ihm sogar noch nach? — In jenem gemeinen Interesse der Widrigkeit den Reiz suchen zu wollen, womit wir uns oft unwillkührlich in die unangenehmsten Vorstellungen hineinstudieren, und nicht eher ruhen, als bis sich die Seele jeden einzelnen Ton der Disharmonie angegeben, und sich an der Widrigkeit abgearbeitet und ermattet hat, wäre augenscheinlich ganz am unrechten Orte gewesen. Dieses feindselige Interesse liegt lediglich in einem Gewinne durch Abrundung der Widerwärtigkeit der Vorstellungen selbst.

und nicht die Ansicht selbst, sondern nur unsre Ueberzeugung von ihrer Dunkelheit wird heller. Oder hatten vielleicht die Wellen der Zwischenzeit die Bitterkeit des Eindrucks gemildert, und war es die wiederkehrende Einladung einer unbefangenen Lebensphilosophie, welche sich durch jenen Reiz ankündigte? Aber die Philosophie hüllt sich selten in ihrer innern Würksamkeit in das Gewand der Phantasie, eher die Phantasie in das bestechendere Gewand der Philosophie, und woher das Verfliessen der Annehmlichkeit bey Erblickung des Mannes in das so ganz eigenthümliche Gefühl dem Bilde gegenüber? War es dort auch die Philosophie, die mir die Thräne der Wehmuth ins Auge lockte, und in einem Halbschlummer tausend Erinnerungen um mich her versammelte, die ich nicht betrachtete, sondern immer nur fühlte? Und — woher kam mir gerade das Namenlose jener Stimmung, was ich nur als Herbsilichkeit bezeichnen konnte, auch hier wieder entgegen? Oder vergriff ich mich vielleicht in diesem eigenthümlichen

Charakter beyder Gefühle? Hier muß ich mich auf eine Betrachtung eurer eignen Seelenthätigkeit berufen. Manche Empfindung trägt eine Lokalfarbe, so wie sie die Mahlereyen manches Künstlers tragen, und ihr versteht euch entweder auf die Mahlerey eurer eignen Empfindungen nicht, oder ihr müßt diese Lokalfarbe überall und untrüglich wiedererkennen. (Wenn ich mir es recht überlege, so hätt' ich mich freylich nicht an alle wenden sollen, denn manche Menschen lieben in ihren Empfindungen allerdings gar keine Farbe, sondern nur Korrektheit der Zeichnung. Wer wird auch immer bunt mahlen? Sie können allenfalls ihre ganze Empfindungskarte aufs Reißbret spannen, und jedesmal mit dem Finger zeigen, wo sie sind. Diese will ich denn also hiermit nicht gemeynt haben; auch werden sie sich trösten.) O sie war nicht zu verkennen, diese magische Tinte der Ansicht! Die Empfindung war, das sagte mir ein inneres Gedächtniß, öfter schon flüchtig vor meiner Seele vorübergewallt, wie es mit so manchen

Empfindungen geht, die wie Seifenblasen aufglänzen und verschwinden; nach deren farblosen Phantomen wir in dem Augenblicke vergeblich haschen, wo wir nicht mehr wissen, was die Empfindung war und wollte; wir stehn da wie die Kinder, wenn das Bild schnell durch die Zauberlaterne durchgeschlüpft ist. So bestimmt hatte ich sie nie gehabt, um sie namentlich charakterisiren zu wollen. Jetzt war sie sprechender geworden und bestimmter, denn Herbstlichkeit und kein andres Gefühl war es, was mich vor Correggio ergriff, und die nämliche Saite der Seele war itzt wieder berührt. Aber Herbstlichkeit hätte ich es doch hier nicht nennen können — wohl grenzte es aber hart an jenes Gefühl, von dem ich vorhin sprach, was uns im Herbste so oft umfängt — So weit war ich mit meinen Philosophemen, als ein lautes Plaudern und Lachen mir eine Gesellschaft lustwandelnder Herren und Damen ankündigte, die jetzt, wahrscheinlich in ziemlichem Kontraste zu meinem vornehmen Empfindungsgesichte, an mir vorbeystrich. Wenige Schritte

drauf einige Bedienten, die über mich lachten — jetzt war alles vorüber, ich aber doch aus meinem Konzept gebracht, und eben im Begriff nach der Stadt umzukehren — da stand es vor mir, was ich vorher vergeblich suchte, da nannt' ich mir zuerst den Namen jener Empfindung, der mir seitdem unendlich werth geworden ist: Reiz der Vergangenheit!

Wer ihn kennt, hat mich mit dem Namen sogleich verstanden, und wer ihn nicht kennt, kann auch keine Erklärung verstehen — und wer möchte auch eine Empfindung erklären? Wer möchte eine so süße Empfindung erklären wollen? Ich mag es, heute wenigstens, nicht; ich liebe Honig als zarte Speise, aber als Medikament wird das nämliche Stück widerlich. (Freylich giebt es auch manche widerliche Mode.) Nur ein paar Worte hinwerfen kann ich, und rathen helfen.

Unzählig oft finden wir in Stammbüchern von unberufener und ungeweihter Hand geschrieben: „das Leben ist ein Traum, und glücklich ist der, welcher gut

zu träumen weiß.“ Wehe dem, der nach Jahren sein Stammbuch wieder durchblättert, und von der Wahrheit des Gedankens nicht ergriffen wird, weil er darunter den Namen eines elenden Stammbuchfreundes liest. Er ist nicht diesem Menschen, sondern dem geheimen Sinne dieser Wahrheit verloren. Zwar jener erklärte den Spruch vielleicht ziemlich epikuräisch: laßt uns das Leben in sinnlicher Ertödtung verschlummern; oder, wenn er etwas feiner epikuräisiren wollte: laßt uns das Leben in leichtem Muthe verspielen, oder, wie sich andre eleganter ausdrücken, in der Freude die Lebensweisheit suchen. Vielleicht sah er auch die ganze Phrase für eine geschmackvolle und modische Einkleidung der alten Sentenz an: sey jetzt weise, um einst glücklich zu seyn. Wie falsch der werthe Freund es auch auslegen, wie unwürdig er des ganzen Gedankens seyn mochte — schlagt das Buch itzt auf, und eine sehr prägnante Erklärung wird euch ergreifen! Ergrübeln könnt ihr sie nicht; sie steht mit dem ersten Blicke

auf das Blatt vor eurem Gefühl. Die süße Fremdheit der vergangenen Zeit! Ihr lest, was die Leute in das Buch geschrieben haben, aber ehe euch der Sinn des Geschriebenen kommt hat euch eine Behaglichkeit aus jenen Zeiten her umfangen. Ein allgemeines Gefühl greift der bestimmteren Verstandesthätigkeit vor. Jetzt erscheint die Erinnerung; an sie knüpft der Verstand seine Betrachtungen, und ihr findet euch unter den Leuten allen in schlechter Gesellschaft; es fallen euch alle die Kleinlichkeiten, die euch schon damals von dem Völkchen entfernt hielten, wieder ein, und ihr schlagt das Buch zu. — Euer Weg führt euch durch eine Straße, auf der ihr ehedem wohntet. Ein widriger Geruch, vielleicht von einer Art artistischer Fertigungen, quillt euch entgegen. Um dieses Geruches willen fandet ihr eure damalige Wohnung unangenehm; fast allein um seinetwillen verliert ihr die Gegend. Jetzt, wie so ganz anders — das erste unvermuthete Empfangen des Geruches schmeichelt, ich darf nicht sagen euren

Sinnen, aber doch eurer Empfindung; die erste Reizung durch den Geruch spricht euer Empfindungssystem von einer so neuen Seite an, daß ihr im Augenblicke nichts mehr und nichts weniger wißt, als daß euch wohl wird; bis zu dieser ersten Konzeption des bloßen Reizes die Sinnen hinzutreten, ihr den Geruch wiederum zu schmecken anfangt, und das alte Gefühl der Widrigkeit euch wieder befaßt. Und doch wird gewöhnlich auch dieses wiederkehrende Gefühl ein Weilchen von jener fremdartigen Annehmlichkeit des ersten Reizes begleitet, und ihr werdet euch öfters der daraus entstehenden Milderung deutlich bewußt. *) Ist es vielleicht das

*) Es ist freylich eine mißliche Sache, über dergleichen Erscheinungen ins allgemeine sprechen oder demonstriren zu wollen. Was will ich machen, wenn mir eine Parthie Leser ins Gesicht sagt, sie verstehen mich nicht? eine andre, vielleicht nicht minder schätzenswerthe Parthie: sie verstehen mich zwar, aber, was ich erzähle, komme ihnen vor, wie manche schöne

schnell aufgeregte Spiel schlafender Phantasien aus jener Periode, was diese Behaglichkeit in euch hervorbringt? Aber ihr befandet euch eigentlich damals nicht wohl; so mancher widrige Auftritt bezeichnet euren Aufenthalt in dieser Gegend. Oder wollt ihr den Reiz blos in der schnellen Spannung eurer Phantasie suchen, ohne darauf zu sehen, womit sie sich beschäftige? Auch dieß möchte nicht treffen; denn wie oft wird die Phantasie widrig beschäfftigt,

Philosopheme über die verschiedenen Racen der Menschen; es könne freylich allenfalls so seyn, das Uebel sey aber nur, daß es nicht würklich so sey? Was will ich weiter machen, als sie versichern, daß es in der That bey mir so sey, und daß ich mich überzeuge, daß es, wenn es auch schon nicht bey ihnen, doch aber bey einer dritten Parthie Menschen gewiß eben so seyn werde. Es bleibt mir nichts übrig, als diese Freunde zu bitten, sich entweder recht wörtlich an den Titel dieser Aufsätze zu halten, und in ihm die Entschuldigung für meine Geisterseherey zu suchen, oder, falls sie sich die Mühe geben wollen, jene andern als Zeugen für die Wahrheit mei-

ohne daß uns die Spannung derselben angenehm würde? Oder — was ich kaum ausführen möchte — ist es etwa die moralische Unbefangenheit, welche euch aus den frühern Zeiten anlächelt? Macht ihr es vielleicht mit den frühern Perioden eures Lebens wie es die gemeine Vorstellung, ich möchte lieber sagen das gemeine Gefühl, mit der Vorzeit im allgemeinen zu machen pflegt? Auch diese Erklärung möchte

ner Sache anzuhören, oder endlich, was mir vielleicht am ersten gewährt werden dürfte, sich wenigstens ein Viertelstündchen auf eine sehr unschädliche Weise von mir unterhalten zu lassen. Indessen muß ich immer doch glauben, daß die meisten Menschen die nämlichen Einwirkungen, wie ich, oft empfunden haben werden; gesetzt auch, daß sie in dem Urtheile über dieselben nicht mit mir einig seyn konnten. Es geht nun einmal mit den äussern Eindrücken, wie mit den Menschengesichtern. Das nämliche Gesicht sieht mehrere an; aber dem einen ists dieß, dem andern das; alle sieht es vielleicht einerley an, aber jeder zeichnet sich sein eignes Raisonnement hinein.

nicht enthalten, denn dieser unbekannte Reiz fällt ja nicht allein in die Knospenzeit eines Lebens. Er kommt euch auch aus jenen Zeiten **entgegen**, wo **uns** die Natur bereits aus ihren Armen **entläßt**. Und wahrlich wär' es doch eine traurige Mahnung an ein ungerechtes Schicksal, wenn uns mit dem Andenken an unwiederbringliche Tage der Erwachsenheit auch immer die Erinnerung an verlorne Gaben des Willens verschweben müßte. Die moralische Unbefangenheit, die wie ein schönes Traumbild unserer Phantasie manchmal vor Augen tritt, reicht nicht über die Jahre hinaus, wo wir unter lauter Bildern lebten und webten, und darf nicht über sie hinausreichen, oder wir müßten an aller moralischen Kraft des Willens verzweifeln, und glauben, die Moralität nicht sowohl selbst üben, als nur empfangen zu können. Nur von dem Alter der Kindlichkeit her darf uns moralische Unbefangenheit als schönes Bild der Phantasie anlächeln; von dem erwachsenen Alter her darf uns nur mora-

liche Reinheit als süße Erinnerung kommen. Auch schwebt uns jener räthselhafte Reiz, genauer angesehen, nicht aus unserm damaligen Thun und Handeln, sondern überhaupt aus den damaligen Zeiten entgegen.

Lassen wir die Philosophie, Freunde! Begegnen wir lieber Gefühlen mit Ahndungen. — Ja es ist das Leben ein Traum, und glücklich ist der, welcher die Traumseite des Lebens zu fassen weiß, dem es gegeben ist, aus Traumgestalten, die seltner und öfter im Kleide der Fremdheit an der Empfindung des Menschen vorübergehen, das Schicksal des Menschenlebens zu rathen! glücklicher der, welchem diese Gabe der Enträthselung süßer Genuß ist! am glücklichsten, wer aus diesem Genusse eine Lebensweisheit zu schöpfen versteht, die ihm, wie ein sokratischer Genius, mit mystischem Finger seine Tritte vorzeichnet! Hegt und pflegt diese lächelnden Schatten! Aber im Fluge müßt ihr sie beschauen! Sie erscheinen und verschwinden im nämlichen Augen

blicke, *) aber sie stammen aus der weiten Welt des allgemeinen geistigen Lebens, und berühren nur manchmal und nur scheu das Organ der Empfindung; um rathen zu lassen, nicht das Organ des Verstandes, weil vom Begreifen nicht die Rede seyn kann. Sie wenden sich weder an die Phantasie, noch an das Herz, noch an den Verstand, sondern an den ganzen Menschen, wie er ist und fühlt. Sie bewegen das ganze menschliche Wesen, wie dort der Engel am Teiche Bethesda das Wasser. Zu diesen Schatten gehört das süße Gefühl der Herbstlichkeit, zu ihnen der Reiz der Vergangenheit.

So mancher quälte schon seinen Kopf und sein Gefühl, das in den Ideen der Kunst so berufene je ne sais quoi in Gemählden zu finden, worinn es entweder überhaupt gar nicht, oder doch für ihn nicht war. So mancher sprach sich

*) An manchen Menschen gehn sie niemals vorüber. Das sind die Menschen der kalten Begriffe; diese sind ihnen zu klug.

mit seinem je ne sais quoi komisch genug sein eignes Urtheil. Aber es giebt in jedem Gemählde ächter Kunst ein gewisses je ne sais quoi, was jeder empfinden muß, wenn nur sein Sinn nicht blos in seinem Körper wohnt; sey es auch, daß es diesen von der, den andern von jener Seite zuerst anrede. Es ist in keinem guten Gemählde des gemeinen Künstlers, aber es ist auch in schlechten Gemählden des grossen. In Kopien sah ich es nie, oder, wenn es ja darinn war, so blickte es als ein Selbsteigenthum des kopirenden Genies, oder wie ein kränkelnder Geist daraus hervor. Es ist nicht in der Hand, nicht im Pinsel des Künstlers, sondern in der Kunst; die Kunst ist ohne dieses Siegel ewig nur Bildnerey. Jedes gute Gemählde hat eine Wahrheit und ein Geheimniß. Die Wahrheit ist in der Vergegenwärtigung der charakterisirten Scene, und in der Erweckung der Empfindungen, die wir beym Anschauen des Vorgangs in der würklichen Welt gehabt haben würden; das Geheimniß ist in der Verschiedenheit der Tran

nung, in einer Phantasierung dieser Empfindungen, welche ihnen einen eignen Charakter leiht, den wir den Urempfindungen bey gleicher Scene im Menschenleben nimmermehr beylegen könnten, und den es auch Sünde seyn würde für eine bloße Abstufung derselben halten zu wollen, wenn wir schon die Verwandtschaft beyder nicht leugnen können; es ist ein neuer Geist in die Empfindung verwebt — es ist die nämliche Musik, aber sie geht aus einem andern Tone. Diese geheimnißvolle Gestaltung des Eindrucks ist der würkenden Kunst eigen. In ihr ist die Göttlichkeit der Kunst. Denn was wäre Göttliches an ihr, wenn sie uns nichts weiter als saubere, allenfalls schöne Abschriften lehrte, die uns mehr an die Gewalt erinnern, womit die Lebendigkeit der Scene unser Gefühl fassen würde, als daß sie eine eigne Sprache für uns hätten? Viel Herrliches bliebe ihr immer, und manche kräftige Erhebung der Seele, manche laute Ermunterung zum Guten und Schönen würde uns weniger werden,

wenn wir sie auch in dieser Gestalt nur entbehren müßten. Allein die eigene Stärke, die Selbstständigkeit in dem Wesen ihrer Kopien der Natur würde ihr immer fehlen. Sie bliebe talentvolle Schülerin, nicht wäre sie geistvolle Meisterin. Und sie ist noch mehr. Sie spricht nicht ihre Lehren vor, sondern sie läßt sie blos im magischen Gewande der Geister erscheinen, und sie sind unserm Innern vermählt, ehe wir uns zur äußern Betrachtung näher bestimmten. Sie sind uns gleich so nahe vermählt, sind so in unser Wesen verflossen, daß es uns mit ihnen geht, wie mit aller Selbstbetrachtung: wir werden leicht irre. Und in Wahrheit müssen wir vor diesen Einwürkungen der Kunst mehr als irgendwo anders irre werden, da sie, daß ich mich so ausdrücke, geheime Notizen über unsre gesammte Bestimmung enthalten. „Gehe aus mit deiner Empfindung von dem äußern Kleide der Natur, fordert die Kunst, und ahnde ihr inneres Wesen. Sieh und versuche; Schlüsse frommen hier nicht. Zu Schlüssen laß Weise und Redner spre-

chen; ich spreche in Erscheinungen. Jene verständigen dich; mich kannst du verstehen; begreifen kannst du mich niemals. Ich führe dich zwischen Sinnlichkeit und Geist hinauf, und halte dich schwebend zwischen dem, was ist, und was seyn könne, und werde. Dieses ist die Menschlichkeit der Kunst. Sie wählt den Weg unerklärlicher Empfindungen, um den Geist auf Gegenstände zu führen, die für ihn gleich unerklärlich und gleich interessant seyn müssen. Sie unterrichtet ihn von dem Heiligsten durch heilige Träume. *) Freylich träumt aber der eine so, der andre anders; auch träumt der nämliche wohl den einen Augenblick anders als den andern.

*) Ich spreche übrigens hier, wie jeder Kunstfreund mit mir einsehen wird, von der bildenden Kunst überhaupt, und bey der Mahlerey nicht allein von Gemählden, sondern auch von manchen Zeichnungen und von sehr vielen Skizzen; auch nicht blos von historischen Stücken, sondern auch von Landschaften, selbst von Portraits.

Aber immer wird in uns beym Anblick der Werke der Kunst eine geistige Lebendigkeit wach; immer löst sich der Eindruck der sinnlichsten und ausgelassendsten Darstellungen von ächter Künstlerhand beym unverdorbenen Menschen in einen Reiz süßer Ernsthaftigkeit auf, und wir sind am Ende mehr mit dem Beschauen unsrer selbst als des Gemähldes beschäftigt. Sehr natürlich ist aber auch diese geistige, geheimnißvolle Ansprache bey verschiedenen Künstlern verschieden; sehr natürlich würkt der Geist mehrerer, wenn schon zu gleichem Ziele in uns, doch auf verschiedenem Wege. Aber jene mahnenden Traumgestalten gehen auch außer den Gemähldegalerien vor uns vorüber, und berühren uns auch hier nach Maaßgabe der verschiedenen Veranlassungen, auf verschiedenen Seiten. Eben so die Genien der mehreren Künstler. In Correggio umarmt mich jenes erhebende Herbstgefühl, beynahe die nämliche Empfindung in den Oelgemählden von Mengs. Auch die übrigen Gebieter im Reiche der Kunst haben ihre geheime, heilige Rede

für mich, aber — heute hatte ich nur Sinn für Correggio, denn jene Herbstkälten, jener Reiz der Vergangenheit hatte mich gegen alle andre bestochen. Wehmuth fesselte mich. Der holde Genius der Vergangenheit sprach zu süß aus Correggio. Mit eben der Zartheit, mit welcher der Finger des Schicksals Begebenheiten, Genüsse, Leiden und Erscheinungen im Menschenleben verwebt und verschmilzt, verhaucht sein Pinsel den Geist der Farben. Alles ist Eins, und schwebt, ein luftiges Ganze. Alles blüht, und alles scheint zu verstieben, aber in dem allen genießt man, und genießt um der Luftigkeit willen mehr als anderwärts. Grade wie in jenem Herbstgefühl: die Welt ist zwischen Blüte und Vergänglichkeit, aber sie lächelt; grade wie bey der verflossenen Zeit: sie lächelt aus dem Grabe. — Ehret des Mahlers geweihte Kunst! Lernt vor seinen Gemählden, daß eure Bestimmung nicht ist, die Welt einzuwindieren, sondern nie sie anders als schwebend sehen zu wollen. Stellt euch bey ihr auf den Standpunkt der

Kunst. Euer Standpunkt für die Welt ist wirklich noch weit ferner zu wählen, als ihn euch der Mahler für seine Gemählde giebt. Sie in ihrer Unermeßlichkeit, und ihr in eurer Kleinheit! Stellt euch möglichst fern, um die ungeheure Scene wenigstens mit dem Auge umfassen zu können. Tragt, wo dem Anblick Bestimmtheit gebricht, die reizende Tinte der Phantasie auf, und achtet es nicht, daß das Ganze von eurem Standpunkte aus euch manches zu rathen übrig läßt. Tretet ein wenig zu nahe an jenes Gemählde, und ihr tauscht für üppige Lustigkeit freylich manche Bestimmtheit, aber auch unerträgliche Härte der Umrisse und grobe Widrigkeit. Ihr tretet gern wider zurück, und die Bildung lächelt wie vorher. Nicht so leicht ists auch für den besten Willen, bey der Welt den verlornen Punkt wieder zu finden. Und das ist sehr natürlich; je größer das Gemählde, desto schwerer die gehörige Weite der Ansicht. Manche suchen ihr Lebelang vergebens nach der Stelle; sie fühlen, daß sie sie nicht haben, und sind zu bedauern;

manche machen es wie die Kurzsichtigen, die es sich nicht ausreden lassen, daß sie das mächtige historische Blatt doch auch kennen lernen, wenn sie emsig mit der Brille an den einzelnen Figuren umherlaufen; — sie gehen sicher und wollens nicht besser. Wenige nur werden mit Künstlersinn für die Welt geboren; für wenige nur schwebt sie wie ein Gemählde Correggio's. Die übrigen alle betrachten sie wie ein Schnitzwerk, und tasten an ihr herum; oder allenfalls wie eine Bildnerey, und analysiren die einzelnen Farben. Sie alle haben nie im Herbste gefühlt, wie süß es ist, auf dem Standpunkte der Phantasie zwischen Leben und Tod mitten inne zu stehen, und in beyder Land wie in den Nebel der Entfernung zu blicken. Für sie giebts keine jener berathenden Traumgestalten. Sie wollen alles in der grellen Würklichkeit sehen. Sie unterhalten sich nicht mit dem Leben wie man sich mit einer Erscheinung unterhält, nur in der Nähe des Verständnisses, sondern betrachten die Welt wie einen einzelnen Menschen, mit dem man

sich nach Belieben ausreden kann, und bereuen oft erst dann ihren Wahn, wenn die Welt ihnen ihren letzten Abschied mit einer stolzen Kälte sagt, und ruhig am Weinenden vorbey ihren Schritt weiter schreitet. Dann endlich kommt ihnen vielleicht das erste Herbstgefühl, aber ein andres, als das unsrige; es grenzt hart mit den Winternächten, und der schöne Baum der Welt ist schon völlig entblättert; die Phantasie hat keinen Theil daran, und die Welt ist vorüber, wenn sie gewahren, daß sie schwebte. Dann endlich erscheint auch ihnen die Vergangenheit, aber ohne den magischen Reiz, den sie als erscheinende Traumgestalt im Leben hatte. Die Zeit ist vorbey, wo dieser Reiz aus der Ferne, der auch widrige Erfahrungen in ein schmeichelndes Gewand hüllt, und in der Sprache der Phantasie zu uns redet, sie mahnen konnte, nie die Welt zu nahe, nie näher zu sehen, als daß zwischen ihr und uns der Phantasie noch Spielraum bleibe, um die harte Mechanik der Scenen mit ihrem Zauberlichte zu umgießen. Für

sie war die Phantasie ein leidiges Spielwerk, und nicht eine holde Genossin des Verstandes. Sie ahndeten es niemals, daß sie ihm wie das Weib dem Manne zugegeben ward, und daß der Verstand ohne sie wie ein Hagestolz im Leben steht, und mit dem Leben handelt. Darum waren ihnen jene Traumgestalten fremd; darum kannten sie das Leben erst dann, als sie nur bedauern konnten, es nicht gekannt zu haben.

K. Gutjahr.

Linville und Fanny.

Eine

französische Novelle.

Linville, von einer angebeteten Geliebten verlassen, und durch den Schmerz des Verlustes in seinem Innern zerrüttet, fing an ein ungerechter Sonderling zu werden. Seine Verachtung, die sich anfangs bloß auf die treulose, und doch so liebenswürdige Zena bezog, erstreckte sich in der Folge auf mehrere, und bald auf alle Weiber; ja endlich selbst auf die ganze Menschheit. Einige Reisen, die er in dieser Stimmung unternahm, bestärkten ihn noch mehr in seinem Irrthume, denn die Gegenstände, die sich hier unsern Blikken darbieten, nehmen nur zu leicht die Farbe unsers Geistes an. Ein glücklicher Mensch erblickt leicht auf seinen Reisen romantische Aussichten, Wege mit Blumen bestreut und murmelnde Bäche. Jede

Hütte ist für ihn eine Freystatt des Glücks und der Zufriedenheit, und jede Stadt ein Wohnort der Kunst und der Freude. Alles erscheint ihm durch den Zauber des Glückes in angenehmen Gestalten. — — Sollte es aber wohl ein Geschöpf auf Erden geben, das so unglücklich wäre, nicht auf Augenblicke wenigstens einige Blumen an dem kummervollen Pfade seines Lebens zu entdecken? Linville hatte diese süße Täuschung verloren. Er reiste im Sommer, und wurde nichts gewahr als dürre Gefilde, Wege mit Staub bedeckt, und die drückendste Hitze. Auf der weiten Ebene der Fruchtfelder erblickte er elende Schnitter, welche die Mühseligkeiten des menschlichen Lebens in vollem Maaße zu tragen schienen. Ueberall umgab ihn menschliches Elend. An allen Orten entdeckte er dieselben Leidenschaften, dieselben Laster, den Egoismus, der fast allmächtig die Menschen beherrscht, die nichts unterscheidet als Sprache und Kleidung. In Italiens Ruinen sahe er die Trümmern der Welt. Jedes stehende Denkmal sucht je

in Kurzem zu dem Zertrümmerten hin. Wissenschaften und Künste verschwinden — und auch die menschliche Glückseligkeit füg- te trauernd Linville hinzu! Das Karne- val zu Venedig rief ihm die Redoutenbälle zurück, wo die Maske der Liebe zum Schleyer und zur Binde dient. In seiner Seele erwachte das Andenken an jenen glücklichen Winter, den er im Schooße der Freude zugebracht hatte, verschönert durch so manches Fest, und mehr als Alles durch das glückliche Gefühl, geliebt zu seyn. Mitten unter einem unbekannten Haufen, der ihn nicht im geringsten inter- essirte, suchte er ein Gesicht mit den Zü- gen der treulosen Zena, mit den Zügen die er flohe, die er zu hassen wünschte und die doch unaufhörlich vor seiner Seele standen.

Beynahe zwey Jahre waren ihm in dieser freywilligen Verbannung verstrichen. Die Zeit, dieses untrügliche Heilmittel des Grams hatte auch seinen Schmerz ge- mildert, ohne ihn jedoch ganz unterdrückt zu haben. Er wurde es müde in einer

Gegend zu verweilen, wo er weder die Süssigkeiten der Liebe noch die stillen Freuden der Freundschaft empfunden hatte, und glaubte sich geheilt durch den Wunsch in sein Vaterland zurückzukehren, welches er jezt ohne Gefahr wieder zu sehen glaubte. Diese Veränderung gab ihm auf einen Augenblick das Gefühl der Freude, welches er schon lange nicht mehr empfunden hatte, zurück. Die Anstalten zur Reise, das nahe Wiedersehen seiner Verwandten, seiner Freunde und seines Geburtsortes, alles dieses machte ihn anfangs glauben: die Ruhe sey in sein Herz zurückgekehrt und die Zukunft könne noch erfreulich für ihn werden. Aber dieser Augenblick des trunkenen Genusses, verursacht durch die Neuheit der Gegenstände, verschwand sehr bald mit derselben. Er hatte eine feurige und fein empfindende Seele, die sich zur Melancholie neigte, eine immer rege Phantasie und ein nur zu treues Gedächtniß. Er fand daher überall die Spuren seiner entflohenen Glückseligkeit, überall Etwas, was ihn an sein Elend erinnerte. Er sahe

Zena wieder, aber sie machte jetzt wenig Eindruck auf ihn. Sie hatte über seine Entfernung gelacht, seinen Schmerz und sein zartes Gefühl verspottet, und sich selbst in tausenderlei Verhältnisse verwickelt, die ihr in der Achtung gutgesinnter Menschen eben so sehr geschadet, als sie ihre natürlichen Reize verdorben hatten. Linville liebte sie nicht mehr; aber er hatte sie doch einst geliebt. Nicht um ihren Verlust trauerte er, sondern um den Verlust des Gefühls, das sie in ihm erweckt hatte. Eine zärtliche Musik versenkte ihn in traurige Phantasien. Der Aufgang der Sonne, ein schöner Sommerabend, eine stille Nacht, wo das glänzende Gestirn des Himmels, welches sie erleuchtet, nur für die Liebe zu schimmern scheint, erneuerten seinen Schmerz, indem sie in sein Andenken verlorne Freuden zurück riefen, ohne ihm einmahl den Trost der Sehnsucht darnach zu lassen, weil er Zena verachtete.

So ohngefähr war Linvillens Seelenzustand, als er erfuhr, daß eine seiner

Verwandtinnen, welche sich während seiner Abwesenheit zu Paris niedergelassen hatte, sich eben jetzt noch daselbst befinde, aber in Kurzem auf ihre Güter abgehen werde. Er reiste zu ihr, mehr aus Höflichkeit als aus Neigung, denn er hatte sie nicht mehr als ein einziges Mal auf einer andern Reise gesehen, die sie nach Paris vor ohngefähr zehn Jahren gemacht hatte. Er fand bey ihr ein junges Frauenzimmer, welches sie ihm als ihre Tochter vorstellte; er grüßte sie höflich, ohne sehr auf sie zu merken.

Fanny hatte nichts von dem, was sogleich beym ersten Anblicke, anzieht. Sie war weder sehr groß noch sehr schön. Ihr Gesicht verrieth Sanftmuth, Geist und Gefühl. Aber man mußte sie lange betrachten, um dies zu finden. Ihre Züge wurden nur dann schön und reitzend, wenn ein frohes Gefühl sie belebte, und ein sanftes Lächeln auf denselben hervorbrachte. Still, und in sich selbst verschlossen, betrachtete sie jetzt Linvillen, und hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu ohne

jedoch mit ihm zu sprechen oder von ihm bemerkt zu werden.

Die Frau von Helcy hat ihren Verwandten die Zeit über, welche sie noch in der Stadt zuzubringen gedächte, öfterer zu ihr zu kommen. Sie gab ihm sogar einige kleine Aufträge in Familienangelegenheiten. Einige Tage nachher kam er wieder, und fand Fanny nicht bey ihr. Er fragte nach ihr, und erfuhr von der Frau von Helcy, daß sie ausgegangen wäre. „Ich habe sie fast wider ihren „Willen, fuhr sie fort, zu der Parthie „zu bewegen gesucht. Seit einigen Mo„naten ist eine große Veränderung in ih„rem Charakter vorgegangen. Sie ist „nicht mehr so froh und heiter, als sonst. „Erst wünschte sie so sehnlich Paris zu „sehen, und nun bittet sie mich eben so „angelegentlich es wieder zu verlassen. „Auf dem Lande, meint sie, würde sich „ihre Gesundheit wieder herstellen lassen. „Ihr zu Liebe habe ich nun mehr als eine „höchst nothwendige Angelegenheit von „der Hand gewiesen; allein seit einigen

„Tagen erwähnt sie die Abreise nicht mehr, „ohne jedoch deshalb heiterer und fröhli=„cher zu werden. Ihr Geist hat von sei=„ner schönen Ruhe viel verloren, selbst „von seinen Reitzen; denn wenn ich nicht „partheyisch scheinen müßte, so würde „ich sagen: Sie ist in der That sehr lie=„benswürdig."

Linville lenkte die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand, sprach von sei=nen Geschäften, und ging. Er begegnete Fanny, welche mit einer Freundin ihrer Mutter zurückkam. „Das ist Linville, „sagte die letztere, als sie sich gesetzt hat=„ten, ich dachte nicht, daß er schon zu=„rückgekehrt und von seinen Verirrungen „geheilt wäre."

„Von seinen Verirrungen, ant=„wortete die Frau von Helcy, mit einer „unzufriedenen Mine. Kann man wohl „eine so lebhafte und innige Neigung, ein „so edles und feines Betragen mit diesem „Namen nennen? Linville konnte wohl „mit zuviel Innigkeit und Hingebung lie=„ben, konnte verrathen und betrogen wer=

„den; aber einer Verirrung ist er nicht
„fähig, und noch weniger eines unedlen
„Verfahrens?“

Ihre Freundin wollte nicht Unrecht haben. Man stritt sich lange. Fanny schien mit Aufmerksamkeit zuzuhören, ohne jedoch sich ins Gespräch zu mischen. Kurz darauf entfernte sie sich, ohne eben weder froher noch trauriger zu scheinen.

So viel Freymüthigkeit auch ihre Gestalt verrieth, so wenig lag doch dieselbe in ihrem Charakter. Nur auf ihrem Gesichte kündigten sich ihre Wünsche an, über ihre Lippen kamen sie nie. Es war nicht leicht den Unterschied zwischen Kummer und Eigensinn in ihren Zügen aufzufinden, vornehmlich seitdem eine gewisse melancholische Schwärmerey der Hauptzug in ihrem Charakter geworden war. Fanny näherte sich ihrem drey und zwanzigsten Jahre, und hatte noch nie geliebt. Wenigstens vermuthete man es, denn ihr Betragen hatte nie das Gegentheil verrathen.

Sanft und heiter in ihrer Kindheit, war sie in ihrer höhern Jugend lebhaft und muthwillig geworden. Auf ihre fröhliche Laune war schnell ein trauernder Ernst gefolgt, und zwar ohne scheinbare Veranlassungen, und ohne Nachtheil ihrer Gesundheit. Man beschuldigte sie des Eigensinnes und der Sonderbarkeit; allein in kurzer Zeit erfuhr man eine weit wichtigere und traurigere Veranlassung dazu.

Seit einigen Monaten lief man Haufenweis in das so sonderbare und oft beurtheilte Stück, wo der Verfasser mit Vernachlässigung aller gewöhnlichen Regeln, die Liebe in allen ihren Verirrungen gezeichnet hat, wo Nina, ohne Verstand und fast ohne Anstand zarte, und für die Liebe leicht empfängliche Gemüther interessirt, bewegt und mit sich fortreißt, indeß sie diejenigen gewissermaaßen empört, welche sie mit ruhiger Vernunft und Kenntniß des Schicklichen auf dem Theater beurtheilen, und deshalb bloß eine Wahnsinnige erblicken, mit deren Zustande der

Schriftsteller hier einen Mißbrauch getrieben hat.

Linville sahe in seiner traurigen und unglücklichen Stimmung das Stück, und wurde davon bezaubert. „Wie interessant, sagte er einst bey der Frau von „Heley, ist die Unglückliche, welche die „Liebe wahnsinnig macht. Welch ein Aus„druck von Empfindung! Welche Wahr„heit, welche Melancholie in der Mu„sik! . . . Nie hat mich eine Oper so „gerührt.“ Fanny, welche seine Lobpreißungen mit angehört hatte, bat ihre Mutter, sie in diese Oper zu führen, und zwar mit einer Innigkeit, welche sie sonst nie bey einem Verlangen nach Etwas äußerte. Ihre gute Mutter erfüllte ihre Wünsche, so bald sie sie kannte. Man gab Nina gleich den Tag darauf wieder. Die Parthie wurde festgesetzt, man ging ins Theater und Linville begleitete die Damen. Während der Vorstellung war Fanny sehr aufmerksam und still, und schien nichts zu sehen und zu hören, als Nina. In dem Augenblick wo diese

letztere zu ihrem Vater sagt: „Sie haben „eine Tochter . . . machen Sie sie glück- „lich; und vor allem widersprechen Sie „ihr nicht bey der Wahl ihres Herzens! „Es ist nicht gut! wahrlich nicht!“ —— Bey diesen Worten ließ Fanny einen leisen Laut von sich hören, versank in ein stilles Nachdenken, und schien den Ausgang des Stückes gar nicht zu hören. Sie lobte und tadelte Nichts daran, antwortete ganz einsylbig auf alles, was man den Abend mit ihr sprach, und sobald es ihr möglich war, entfernte sie sich. Die folgenden Tage mußte man sie fast aus ihrem Zimmer nöthigen, denn sie wollte dasselbe durchaus nicht verlassen; Sie bezeigte sich sehr launig, und sprach mancherley ohne Zusammenhang und oft ganz unverständlich. Ihr Tisch und ihr Schreibschrank waren mit einem Haufen von Papieren bedeckt, welchen Nina zum Muster gedient hatte. Sie schien sie mit jenem innigen Interesse zu lesen, welches man für Gegenstände zeigt, die heftig anziehen. Man konnte sie nicht davon entfernen; sie

wiederhohlte sie im Gedächtnisse, wenn man sie ihren Augen entzog. Sie machten ihre einzige Beschäftigung aus. Ohngefähr vierzehn Tage reichten hin, der Frau von Helcy die traurige Gewißheit zu geben, daß ihre Tochter den Verstand eben so verloren habe als Nina, und daß es nicht so leicht seyn würde, ihr ihn wieder zu geben.

Fanny's Wahnsinn, und der Schmerz ihrer Mutter machten auf Linvillen einen Eindruck, welcher seinem lebhaften Gefühle gemäß war. Die Stimmung seines Geistes vermehrte seine Stärke, und manchmahl erstaunte er, wie dieser Vorfall sein schmerzhaftes Nachdenken noch so sehr habe verbittern können.

Die Frau von Helcy, welche ihrer Tochter nicht aus Eigensinn zuwider seyn, noch ihr alle die ungewissen und erschöpfenden Mittel wollte versuchen lassen, welche das Uebel oft vermehren, anstatt es zu vermindern, entschloß sich auf's Land zurückzugehen und alles von der Zeit und der Natur zu erwarten. Sie trug Linvillen

noch ein Geschäft auf, welches eine sorgfältige Behandlung erforderte, und bat ihn, nach dessen Beendigung, zu ihr auf ihr Gut zu kommen.

Konnte wohl jemals seine Freundschaft ihr nützlicher werden als jetzt? Er versprach morgen bey ihrer Abreise gegenwärtig zu seyn. Er hatte Fanny seit dem Anfange ihrer Krankheit nicht gesehen. Mit welcher Theilnahme heftete er seine Augen auf die ihrigen, welche ihn kaum zu bemerken schienen. Er hatte sie nie so reitzend gefunden; die Nachlässigkeit in ihrer Kleidung, ihre Mine mit den Schimmer des Wahnsinnes, und doch dabey so sanft und gefühlvoll, ließen ihm zuerst einen Eindruck empfinden, den sie noch nie auf ihn gemacht hatte. Er wiederhohlte der Frau von Helen sein Versprechen, sobald als möglich, sie zu besuchen. Fanny wollte eben in diesem Augenblicke in den Wagen steigen; sie blieb stehen und sahe ihre Mutter und Linvillen unruhig und betroffen an. ..Er wird kommen, sagte sie — — er — warum — — Wer

ist er denn? Ach! Man liebt die Unglücklichen nicht, er wird nicht kommen." Die Frau von Helen nahm von Linvillen Abschied, und umarmte ihn mit Thränen. „Sie weinen, sagte Fanny, macht es „Ihnen Kummer? . . Ach! wenn Sie „wüßten . . . wenn ich Ihnen sagen „könnte . . . Aber nein! . . . Sie schwieg, verfiel wieder in ihr düstres Wesen, und sprach kein Wort bis sie nach Helen gekommen war.

Das Wohnhaus, welches an einem einsamen Orte lag, war mit Sorgfalt unterhalten. Ein Flügel des Schlosses stieß an ein Wäldchen, dessen erste Bäume fast die Fenster des Zimmers berührten, welches am äußersten Ende des Gebäudes lag. Eben dies gab ihm ein gewisses Ansehen von Einsamkeit und stiller Traurigkeit. Seine Verzierungen vermehrten diesen Eindruck. Es war ein Studierzimmer. Man fand hier eine Bibliothek, Marmor-Büsten berühmter Griechen und Römer; einige Gemählde, welche schreckliche Veränderungen der Na-

mer vorstellten, Globen, geographische Charten und dergleichen mehr.

Hierher eilte Fanny, sobald sie vom Wagen abgestiegen war, und erklärte, daß sie dieß Zimmer nie verlassen werde. Vorstellungen brachten sie auf, und Bitten fanden sie unbeweglich. Man mußte gegen diese Krankheit die Nachsicht haben, welche man gegen so viele andere hat. Mehrere Monate hinter einander führte sie hier dasselbe Leben. Jedermann konnte zu ihr kommen, und wenn man sie zu manchen Zeiten des Tages überraschte, so fand man sie auf der nehmlichen Stelle, mit einem Buch in der Hand, und immer die nehmliche Seite aufgeschlagen. Zuweilen schrieb sie. Man fand ihre Briefe. Sie waren ohne Zusammenhang. Ihre Ideen verriethen zärtliche Traurigkeit, jedoch keinen bestimmten Gegenstand. Man erhielt dadurch keine Aufklärung über die Ursache ihrer Krankheit und ihrer so sonderbaren Aeußerungen.

Fanny's düstere und melancholische Stimmung, welche doch einen Anstrich

von Stille und Ruhe hatte, erweckten bey der Frau von Heley die Hoffnung, daß ihre Tochter einst ihre Reitze und ihre Vernunft würde wieder erhalten können; Sie theilte ihre Freude darüber einer Freundin mit; Fanny war zugegen, und schien, ihrer Gewohnheit nach, nichts zu sehen und zu hören. Eben bringt man der Frau von Heley einen Brief. Er ist von Linvillen. Er schreibt ihr das Ende und den glücklichen Ausgang seiner Geschäfte, und daß er unterwegens sey ihr Rechenschaft davon zu geben, und vielleicht mit dem Briefe zu gleicher Zeit eintreffen werde.

Die gewöhnliche Niedergeschlagenheit auf Fanny's Gesichte ging sogleich in den Ausdruck der lebhaftesten Theilnahme über. Sie stand hastig auf, sahe sehr bewegt auf Linvillens Brief, dann hob sie ihre Augen zum Himmel, und sagte mit dem rührendsten Tone: „Gott! was leide ich, „liebe Mutter verbergen Sie mich — — „lassen Sie mich niemanden sehen. Neugierige Blicke würden mich tödten!“

Die Frau von Heley versicherte sie, daß sie niemanden sehen, und von niemanden gesehen werden sollte, der ihr unangenehm seyn könnte. Sie glaubte die Ursache dieser lebhaften Bewegung in ihrem Zustande und in der natürlichen Schaam vor Fremden zu finden, welche Zeugen ihrer Lage hätten werden können.

Fanny's unruhige Stimmung wurde um Nichts ruhiger. Den Abend über schien sie sich noch zu vermehren, und ihre Mutter verließ sie ungern um Linvillen zu empfangen. Sie sprach mit ihm von ihrem Kummer, und er schien lebhaften Antheil daran zu nehmen, aber ohngeachtet des Zutrauens und der Freundschaft, welche den Abend verschönerten, dünkte er ihnen doch lang und traurig. Erst nach zwey Tagen willigte Fanny darein, Linvillen zu sehen; sein Nahme machte sie erröthen, seine Gegenwart setzte sie in Verlegenheit und schien ihr peinlich zu seyn; allein nach und nach gewöhnte sie sich daran, und bat selbst zuweilen darum. In diesen Augenblicken schien es, als wenn

das unruhige, heftig bewegte Mädchen Linvillen ein Geheimniß enthüllen wollte; sie sahe ihn mit einem furchtsamen Blicke an, bereitete ihn vor auf das, was er hören sollte, bat ihn um seine Aufmerksamkeit und Verschwiegenheit; dann schien sie mit Gewalt an sich zu halten, und entfernte sich von ihm. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie beschwor ihn, sich zu entfernen, und sie ihr selbst zu überlassen.

Die Wiederhohlung ähnlicher Scenen, machte auf Linvillen einen Eindruck, welcher sich jeden Tag vermehrte. Er konnte sich selbst das Interesse nicht erklären, welches Fanny ihm eingeflößt hatte. Er glaubte lange Zeit, es sey blos Mitleid. Aber Fanny's Züge waren ihm immer gegenwärtig, es war ihm nirgends wohl, wo er sie nicht sahe. In dem einsamen Cabinet, wo sie oft Stunden lang, ohne zu reden, zugebracht hatten, vergaß er sein Elend, seine Entschlüsse, seine Pläne, alles bis auf Jena. Fanny hatte alles für ihn verändert. Wie oft machte er es

sich nun zum Vorwurf, ein Wesen zu lieben, welches seine Zärtlichkeit nicht belohnen konnte! Er beklagte sich über sein sonderbares Schicksal, er wollte fort von hier, und sie niemals wiedersehen. . . . Aber würde es nicht höchst undankbar gewesen seyn, die Frau von Helcy zu verlassen? Er konnte sich zu Nichts entschließen.

Sechs Wochen voll Unruhe waren ohngefähr vergangen, und Linvillens Lage wurde für ihn immer peinlicher, so daß er sich nicht mehr Kraft genug zutraute, sie zu ertragen. Er schützte Geschäfte vor, und bestimmte den Tag seiner Abreise. Man sagte es Fanny, aber ohne die gehörige Vorsicht, und sie schien mehr dadurch beunruhigt als überrascht zu werden. Den Tag vor Linvillens Abreise, der vielleicht zwey so interessante und unglückliche Menschen auf immer von einander trennen sollte, schien Fanny düsterer und trauriger, als sie je gewesen war. Ihr stilles Träumen schien auf einen Gegenstand gerichtet zu seyn, welcher sie unablässig auf das innigste beschäftige. Gegen Abend nahm

sie eine etwas heitere Mine an, und fragte Linvillen, ob er noch gedächte, Morgen von ihr Abschied zu nehmen, er bejahte es, und Fanny sagte zu ihm: Vergessen Sie es ja nicht. Ich möchte gern mit Ihnen allein sprechen. Sie erlauben es doch, fragte sie ihre Mutter mit einem furchtsamen und zweifelnden Blicke. Madam Heley erlaubte es. „Gut! also Morgen um zehn Uhr, sagte Fanny; lassen Sie mich jetzt allein, ich muß allein seyn!“

Linville trat zur bestimmten Stunde in Fanny's Gemach; ihre niedergeschlagene Mine, ihr einfacher und nachläßiger Schmuck, ihr unsteter Blick, welcher kaum noch einige Spuren ihres Wahnsinnes verrieth, der Gedanke, daß er sie jetzt zum letzten Mahle sähe, verursachte ein starke Rührung in Linvillens Seele. Fanny machte die Thüre mit einer geheimnißvollen Miene zu, und näherte sich darauf doch erröthend Linvillen mit einem Pappiere in der Hand. Sie bat ihn es sogleich zu lesen, aber ohne sie anzusehen oder ein Wort mit ihr zu sprechen; Er

mußte es bey seiner Ehre versprechen. Sie bat ihn sich in einen Armstuhl zu setzen, kehrte sich halb gegen ihn, und gab ihm das Papier, welches sie in der Hand hielt, indem sie ihm nochmals bat es durchzulesen. Linville wußte vor Ueberraschung nicht, was er davon denken sollte, öffnete das Papier, und las folgendes:

Fanny an Linvillen.

„Nacht und Stille herrscht jetzt über den Erdball. Alles schläft in süßer Ruhe, nur ich, von tausend peinlichen Gefühlen geängstigt wache noch für meinen Schmerz — lebe noch für einen Schatten von Hoffnung! — Morgen, Linville, morgen reisen Sie ab! Ungewiß was ich hoffen oder fürchten soll, voll Zweifel und Unruhe muß ich Ihnen meine Seele enthüllen, weil ich länger nicht schweigen kann. Sie müssen mich, Ihrem Versprechen nach, vor Ihrer Abreise noch einmahl sehen, und dieser Augenblick wird, ohne Zweifel, über

mein Loos entscheiden. Die Nacht, welche ihm vorhergeht, wende ich dazu an diese Zeilen niederzuschreiben. Sie werden den Schleyer aufheben, welcher bisher meine Gefühle verhüllte. Sie sollen mich sehen, wie ich bin. Sie werden meinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und mir die Verstellung verzeihen, deren Preis mein Glück werden sollte. Ehe Sie ein Wort sagen, lesen Sie diese Zeilen."

Linville, erstaunt über diesen Eingang, wo er so mancherley entdeckte, und noch mehr ahndete, hielt im Lesen inne, um Fanny anzusehen, welche den Kopf auf den Arm gestützt und mit der Hand ihr Gesicht verbergend, an einem Tische in der Entfernung saß. Sie bemerkte seine Bewegung nicht, und veränderte daher auch ihre Stellung nicht. Linville dachte an sein Versprechen, und fuhr mit sichtbarer Unruhe im Lesen fort:

"Mein Charakter war für jedermann ein Räthsel, selbst für meine gute, und zärtliche Mutter, welche ihn lange Zeit

studirte, um mich glücklich zu machen, und nicht zu ihrem Zwecke gelangte. Von Natur lebhaft und fröhlich, aber voll zarter Empfindung, war meine Kindheit still und ruhig, weil diese lebhafte Empfindsamkeit sich noch nicht entwickelt hatte. Als noch die heitere Hoffnung künftiger Glückseligkeit den Morgen meines Lebens verschönerte, erblickte ich alle Gegenstände in jener magischen Beleuchtung, womit der Morgen eines schönen Tages beym Erwachen der Natur die lachenden Gefilde schmückt. Jeder Tag und jedes Jahr verdunkelten immer mehr und mehr dieses holde Licht, und ich hatte meine Laufbahn kaum angetreten, als ich auch schon ermüdet und verdrüßlich den Muth verlor, sie zu vollenden."

„Wenn ich in mein Herz blickte, so glaubte ich an Liebe. In der Wirklichkeit fand ich aber nur ihren Schatten. Durch die Außenseite verführt, glaubte ich an die Freundschaft der Weiber. Ich gab die meinige. Meine Liebe war aufrichtig, aber

ich wurde grausam betrogen. Huldigungen empfing ich statt Liebe, welche mich leicht hätten bethören können. Die Eitelkeit trieb bloß ihr Spiel mit diesen seelenlosen Schmeicheleyen; und die meinige durch andere Grundsätze geleitet, klärte mich auf über die Bewegungsgründe und den Zweck dieses Betrugs, und indem sie mir meine süße Täuschung raubte, diente sie mir zugleich zum Schutz."

„Das was man in der Welt Vergnügen nennt, was der Abgott der Menge ist, ist ein sehr unbedeutendes Ding vor dem freyen Blicke des ruhigen Beobachters, welcher hier den Reitz der innigen, theilnehmenden Liebe vermißt, welche jede Freude adelt. Gott! was ist ein Ball, eine Assemblee, ein Soupee, wo alles so gleichgültig ist, wo man nichts wünscht, und nichts erwartet, wo kein Blick Unruhe oder Freude in die Seele bringt, wo man der Reihe nach der Gegenstand des Tadels, oder eines trügerischen Lobes ist? — In diesem Taumel sehe ich nichts als Langeweile und ermüdenden Zwang.

Nicht mehr hinzugehen, schien mir eine Sonderbarkeit zu seyn; und meine Laune und mein trauriges Nachdenken mit dahin zu nehmen — dieß gab mir ein so ängstliches und langweiliges Ansehen, daß es jedermann auffallen mußte. Meine Mutter, die für meine Gesundheit besorgt war, und durch ewiges Fragen und böhmische Bemerkungen gequält wurde, machte mir sanfte Vorwürfe darüber, und bat mich dringend, ihr meine Leiden anzuvertrauen. Leiden! — — sagte ich, ich habe keine, Ich lebe ohne innere Beschäftigung, ohne Wünsche, ohne Geheimnisse; die Welt mißfällt mir und macht mir Langeweile — das ist Alles!" —

„Einige Geschäfte riefen die Frau von Helcy nach Paris. Ich bezeugte darüber meine Freude, und dies bestimmte sie, ihre Abreise zu beschleunigen. Die erste Zeit meines Aufenthaltes daselbst war angenehm. Tausend neue Gegenstände zerstreuten meine Ideen; und soll ich es sagen? eine schwankende ungewisse Hoffnung leitete mich überall, ohne mich zu verlassen,

und gab meiner Seele Stärke, denn sie schmeichelte dem geheimen Wunsche meines Herzens, und immer getäuscht, glaubte ich doch es einst nicht mehr zu seyn. Damals war es, als ich zum ersten Male von Ihnen sprechen hörte ... Noch nie hatte meine Mutter Ihren Namen vor mir ausgesprochen; hatte sie etwa den Eindruck gefürchtet und vorausgesehen, den Sie auf mich machen mußten? Der traurige Vorfall, der Sie aus unserm Vaterlande vertrieb, war zu neu, zu sonderbar in den Augen leichtsinniger Menschen, als daß man ihn nicht immer hätte erwähnen sollen, wenn man von Ihnen sprach. Ich hörte es oft mit an, ohne etwas davon zu begreifen. Man spottete über Sie, lachte über die überspannte Empfindsamkeit; persiflirte den seltsamen romantischen Geist, der nicht einmal eine Untreue habe ertragen können, lieber geschwiegen und sich entfernt habe, statt das reitzende Vergnügen der Rache an seiner Ungetreuen zu genießen. Diese Thorheit, die mein Herz rechtfertigte, war der erste

Zug, welcher mich zu ihnen hinzog. Das Lob meiner Mutter und aller edlen Menschen von ihrer Bekanntschaft, vermehrten seine Stärke. Ich liebe Sie, ohne Sie zu kennen. Sie waren das meinem Herzen unaussprechlich theure Ideal, auf welches sich alle meine Gedanken bezogen. Jetzt hatte ich gefunden, was ich suchte, ich war zufrieden, ohne glücklich zu seyn. Ich sehnte mich zurück in die Einsamkeit und Zurückgezogenheit von der Welt, weil mich hier nichts in meinem süßen Andenken störte. Ich drang in meine Mutter, aufs Land zurückzugehen, um mehr mir selbst, das heißt: Ihnen nahe zu seyn. Als man mir Ihre Rückkehr meldete, mit welcher Sehnsucht und Ungeduld erwartete ich den Augenblick des Wiedersehens! Er kam, ohne daß ich's vermuthet hatte, und ich fand in Ihnen alle die Vollkommenheiten, womit meine Einbildungskraft Sie ausgestattet hatte. Das war der Ton der Stimme, den ich gewünscht hatte, dieß der Blick, der vor meiner Seele schwebte, dieß der Geist, der mich verführen konn=

te... Aber ach! ich fand in dem liebenswürdigen Linvillen, nicht die süße Unruhe, mit welcher ich mir geschmeichelt hatte. Er schien mich kaum zu bemerken, sprach gar nicht mit mir; dieß machte mich eben so traurig, als wenn er schon längst meine Liebe erwiedert und jetzt aufgehört hätte, mich zu versiehen. Wie bedauerte ich es jetzt, daß ich nicht jene anziehende Schönheit besaß, welche beym ersten Anblicke fesselt, nicht jenen Geist und glänzenden Reitz, der unwiderstehlich Liebe erweckt."

„Seit diesem glücklichen und traurigen Tage wurde ich unglücklich, sehr unglücklich; ich war unzufrieden mit Ihnen, mit mir selbst, mit der ganzen Welt. Ich kannte den Gegenstand meiner Zärtlichkeit und fühlte nur die Schmerzen der Liebe. Die seltsamsten Ideen und die wunderlichsten Pläne beschäftigten mich. Wenn ich oft nach langen, und ermüdenden Träumereyen wieder zu mir selbst kam, so erstaunte ich, und ärgerte mich meinen Verstand noch zu besitzen, und wünsch-

te hundert Mal ihn verloren zu haben, ja ihn auf immer verlieren zu können."

„So war meine Lage, als Nina, welche Sie so lobten, mir auf einmal über Alles Licht gab. Der seltsamste Plan wurde nunmehr erwählt und ausgeführt, ehe ich ihn berechnet hatte; ich sahe nur den Preis desselben, gegen alles übrige war ich blind. Die Vorstellungen der Welt, der Schmerz meiner zärtlichen Mutter, die Ungewißheit des Ausgangs, nichts hielt mich ab. Linvillen zu gefallen, von ihm geliebt zu seyn! . . . konnte ich dieses Glück zu theuer erkaufen?"

„Der lebhafte Eindruck, welchen Nina auf die meisten jungen Leute gemacht hatte, und die traurigen Folgen davon, welche sich mit oder ohne Grund öffentlich verbreitet hatten, schienen mir hinlängliche Ursachen zu seyn, der Rolle, welche ich spielen wollte, einen Anstrich von Wahrheit zu geben. Auf diese Art konnten die tiefe Melancholie, der ich seit einiger Zeit mich überlassen hatte, und die Unstätigkeit meiner Laune als Vorboten einer Krank-

heit angesehen werden, welche die Vorstellung der Nina bloß entwickelt hatte."

„Sie wissen das Uebrige. O! daß ich Ihnen die Empfindung nicht mahlen kann, die mich in dem Augenblicke meiner Abreise nach Helex ergriff, als ihr Blick auf meinem Auge haftete, und jene zärtliche Theilnahme verrieth, welche Mitleid allein nicht giebt, sondern Liebe nur erweckt. Im ersten Augenblicke der freudigen Ueberraschung war ich im Begriff alles zu gestehen; aber ich hätte auch zugleich die Frucht meiner Mühe verloren. Ich mußte die Zeit erwarten."

„Bey Ihrer Ankunft bey meiner Mutter fanden Sie mich noch in dem nämlichen Zustande. Die Krankheit hatte keine Fortschritte gemacht, sich aber auch nicht vermindert. Ich selbst leitete ihre Wirkungen, und erhielt sie immer auf dem nämlichen Punkte. Ich glaubte in ihrem Betragen gegen mich ein Interesse zu bemerken, welches Sie sich zum Vorwurf zu machen schienen, und dessen Grund Sie sich selbst verhehlten. Oft, wenn

Sie die unglückliche Fanny besuchten, schien es, als ob es Ihnen da gefiele, ihr Blick verrieth Zärtlichkeit. Das war genug meiner Hoffnung zu schmeicheln, aber nicht genug mir Gewißheit zu geben. Manchmal wollte ich, belebt von der süßesten Hoffnung, mich entdecken. Ich machte den Plan dazu, bestimmte den Tag, die Stunde, den Augenblick. Er kam, und ich ließ ihn ungenützt verstreichen. Wenn ich den Mund öffnen wollte, bemerkte ich nichts als Ungewißheit, fürchterliche Zweifel und das unglückliche Schicksal, welches alles zu vernichten drohete, was mich an das Leben fesselte."

„Diese quälende Unentschlossenheit würde noch fortdauern, wenn ich sie nicht mit Gewalt unterdrückt hätte, aus Furcht, Sie auf immer von mir getrennt zu sehen. Aber unvermögend mich selbst mündlich zu erklären, wollte ich es schriftlich thun. Sie haben meine Liebe gesehen, hören Sie nun den Entschluß, den sie in mir erzeugt hat:

„Wenn die unglückliche Fanny der Hoffnung entsagen muß, von Ihnen geliebt zu seyn, wenn Ihr Herz sich immer noch mit dem Schmerze, Zena verloren zu haben, und dem Wunsche, Sie wieder zu besitzen, beschäftiget; wenn ich mich in den ungewissen Zeichen Ihrer Theilnahme geirrt haben sollte, so geben Sie mir dieß unglückliche und unnütze Papier zurück. Beobachten Sie über meine Verirrung ein heiliges Stillschweigen. Die Ehre verbindet Sie dazu. Vergessen Sie Fanny. Für sie ist alles aus. Liebe, die ihre Verirrung erzeugte, konnte sie allein der Vernunft, dem Glücke und der Gesellschaft wiedergeben. Wenn sie ihr entsagen muß, entsagt sie auch allen übrigen; in dieser Einsamkeit wird sie ihr Grab finden, hoffnungslose Liebe wird sie bald dahinunter steigen lassen. Mein Charakter und seine natürliche Festigkeit, die Uebereinstimmung in meinen Entwürfen muß Sie überzeugen, daß mein Entschluß unabänderlich ist, und daß es umsonst ist, mich davon abzubringen. Aber wenn Luville

nicht bloß von Mitleid durchdrungen würde, wenn er unter diesem Schleyer Gefühle verbarg, deren Enthüllung mit Entzücken vernommen werden wird; wenn ihm Fanny theurer ist, wenn er sie so, wie sie ihn liebt, so ist ein Blick hinreichend, sie zu unterrichten, und ihr alle ihre Leiden und ihren Kummer vergessen zu machen."

Linville sahe Fanny an mit Augen voll Thränen und sanfter Liebe. Ihr schönes Auge ruhte auf dem seinigen. Ihre verwirrten Blicke verriethen ihre Herzen. Sie verstanden sich ohne ein Wort gesprochen zu haben. Die Frau von Helev wurde gerufen und davon unterrichtet. Linville reisste nicht ab. Sie wurden verbunden, und blieben in Helev. Oft besuchten sie nun das einsame Zimmer, wo die glückliche Enthüllung erfolgt war. Allemal sahen sie es mit Freuden wieder. Sie waren durch einander glücklich, und glaubten ihr Glück nicht zu theuer erkauft zu haben.

K. L. M. Müller.

VI.

Warum
ist der schöne Geist
gewöhnlich
zum Geschäftsmanne
untüchtig?

1.

Die Meinung, daß schöne Geister äußerst selten zu guten Geschäftsmännern taugen, ist gegenwärtig so herrschend geworden, daß junge Männer, welche ihr Glück in Staatsämtern zu machen suchen, sehr wohl thun, wenn sie die Talente, die ihnen die Natur für die schönen Künste und überhaupt für die angenehmen Beschäftigungen der Einbildungskraft geschenkt hat, mit feiner Vorsicht zu verbergen suchen. Für viele Minister bedarf es, um das Ansuchen mancher Candidaten um eine Stelle, welche eine feste, ausdauernde Thätigkeit erfordert, zurückzuweisen, nichts weiter, als daß sie dieselben für Belletristen halten.

Und nicht bloß die **ausübenden** schönen Geister stehen in dem Rufe der Untauglichkeit für das Geschäftleben, sondern auch die bloßen Liebhaber der Künste, deren herrschende Neigung auf die geschmackvolle Betrachtung und den Genuß schöner Werke geht, ja bey vielen alle diejenigen, welche einen feurigen erfinderischen und bilderreichen Geist besitzen (les personnes d'esprit). Die Genies finden aber auch ihre Vertheidiger, welche nicht unrichtige Gründe anführen, um zu beweisen, daß die Talente eines schönen Geistes sich sehr gut mit den Erfordernissen zu dem handelnden Leben vereinigen lassen. Sie berufen sich dabey auf die Beyspiele großer Redner und Dichter, welche zugleich weise Regenten und einsichtsvolle Staatsmänner waren. Indessen ist ihre Stimme nicht stark genug, um durchzudringen; der schöne Geist hat allezeit das Vorurtheil gegen sich, wenn er sich an die Reihe der Geschäftsmänner anschließen will; selbst kleine Köpfe unter diesen entblöden sich, ihn mit verächtlichen Blicken anzusehen,

und ihm den wohlgemeinten Rath zu geben, sein Glück in einer andern Region zu suchen. Wären es bloß diese kleinen Köpfe, welche das Verbannungsurtheil aus der Sphäre des Geschäftlebens über den schönen Geist sprechen, so dürfte man mit Grund voraus setzen, daß ihr Unverstand und ihre Talentlosigkeit sie zu falschen Urtheilen verleite, oder daß sie aus Neid Personen, welche Gaben besitzen, die ihnen ganz versagt sind, andere absprechen, durch welche sie sich selbst auszuzeichnen glauben. Allein auch Männer, die als Staatsbediente auf erhabenen Posten durch ihre Einsichten, ihre Thätigkeit und Verdienste glänzen, welche selbst nichts weniger, als Verächter der schönen Kunst und der Bildung des Geschmacks sind, auch solche entscheiden gegen die schönen Geister, und setzen den Beyspielen, welche ihre Vertheidiger anführen, eine ungleich größere Anzahl von Männern entgegen, denen zwar Einbildungskraft, Dichtung, Witz und Geschmack zu Gebote standen, aber beynahe

alle Entwürfe, die sie als Geschäftsmänner ausführen wollten, und alle Maßregeln, die sie als solche nahmen, mißlangen. Es würde in der That eine beschämungswerthe Vermessenheit seyn, wenn man das Urtheil so kompetenter Richter in Verdacht der Partevlichkeit nehmen, oder den Grund davon in Kurzsichtigkeit und Mangel an Kenntniß der Kräfte des Genies suchen wollte. Es springt in die Augen, daß diese Männer nicht etwa behaupten, es sey schlechterdings unmöglich, schöner Geist und zugleich ein gewandter, scharfsinniger, in Entwürfen und Ausführung der Entwürfe glücklicher Geschäftsmann zu seyn; ihre Meinung geht dahin, daß Genies, welche beydes in sich vereinigen, so seltene Erscheinungen sind, daß ihre äußerst geringe Anzahl sich gegen die große Menge schöner Geister, welche zur Führung von Geschäften untauglich sind, ganz verliert. Und dieß dürfte wohl durch Betrachtung einiger Züge, welche die allermeisten derselben charakterisiren, klar genug einleuchten.

Diejenigen Menschen, welche man mit dem Namen der schönen Geister belegt, ermangeln zweyer Eigenschaften, welche zu einem geschickten und gewandten Geschäftsmanne erfordert werden: Energie und ein freyer unbefangener Scharfblick des Verstandes. Sie besitzen keine Energie; denn anhaltende Arbeit wird ihnen widrig, sie sind keiner ernsten Aufmerksamkeit bey ihren Handlungen fähig, sey es nun, daß das Feuer ihres Geistes sie verhindert, diese Kraft in ihrer Gewalt zu haben, oder daß sie aus ganz mißverstandener Delicatesse es zu klein für sich halten, sie mit jener Strenge auf Gegenstände zu fixiren, ohne welche keine vollkommen richtige Ansicht und kein Gelingen einer That möglich ist. Es fehlt ihnen ein freyer und unbefangener Scharfblick des Verstandes, oder, wenn sie auch Fähigkeit dazu besitzen, so sind sie doch beynahe ganz unvermögend, Gebrauch davon zu machen; voreilig und ungeduldig, wie sie gewöhnlich sind, urtheilen sie ohne Prü-

fung und entscheiden ohne Reflexion. Gewohnt über alles leicht hin zu fahren und in keinen Gegenstand tiefer einzudringen, fassen sie Vorurtheile, und sehen alles durch die Brille derselben schief. Auf diese Weise sind ihnen zwey Fehler eigen, die den wesentlichsten Vollkommenheiten, die ein Staatsmann besitzen muß, schlechterdings entgegen gesetzt sind, nämlich: Unfähigkeit einer ernsten und festen Verwendung seiner Denkkraft auf den Gegenstand eines auszuführenden Geschäftes, und sklavische Abhängigkeit von Vorurtheilen.

II.

Die natürlichen Eigenschaften jener einfältigen Menschen, welche die Deutschen überaus passend Pinsel nennen, sind zwar den Anlagen eines schönen Geistes sehr entgegen gesetzt, allein die Unfähigkeit in Geschäften geschickt zu handeln, folgt aus jenen nicht minder, als aus diesen. Ist der schöne Geist zu flatter-

haft, so ist der Pinsel zu träg; fehlt jener durch seine zu große Lebhaftigkeit, so fehlt dieser durch seine weichliche Schlaffheit; jener übereilt sich, dieser kommt gar nicht vom Flecke, kein Wunder, daß beyde von der Laufbahn abtreten, ohne ihre Zwecke erreicht zu haben.

Der Pinsel ist immer furchtsam und schüchtern, er hat keinen Muth zu irgend einer Unternehmung oder That, er gleicht einem Wanderer, der sich auf Wegen, die ihm ganz unbekannt sind, befindet, und den alles in Unruhe setzt, weil ihm alle Zurechtweisung fehlt, und er sich auf nichts verlassen kann; Ruhe ist ihm lieber als Arbeit. Zwey Fehler sind es also, die ihn zum Geschäftsmanne untauglich machen: Trägheit und Mißtrauen gegen sich selbst.

Es giebt keinen Gegenstand, welcher nicht verschiedene Ansichten darböte, und von mehrern Seiten betrachtet werden könnte. Man muß also seine Aufmerksamkeit auf sie alle richten, und den Gegenstand in jeder Beziehung prüfen, um

ein richtiges Urtheil darüber zu fällen. Der Geschäftsmann kann in keiner Lage und keinem Verhältnisse irgend einen Plan glücklich ausführen, wenn er die Fähigkeit eines so allseitigen Nachdenkens über die Gegenstände nicht besitzt. Das Genie so wohl als der Pinsel, beyde überheben sich entweder einer Thätigkeit des Verstandes, welche so viel Ausdauer und Anstrengung erfordert, oder wenn sie sich ja dazu bequemen, so geschieht es auf eine ganz verkehrte Weise. Nur der Mann von scharfsehendem, tief eindringendem und gesetztem Geiste, welcher von den natürlichen Gebrechen des schönen Geistes eben so frey ist, als von den Fehlern des Pinsels, er nur ist jener Ausbreitung der Denkkraft auf alle wichtigere Seiten der Gegenstände fähig. Das ihm eigene Talent der Penetration ist seiner Natur nach mit Energie und Ausdauer im Denken verbunden, und die Bedächtigkeit, mit welcher er untersucht, sichert ihm die Freyheit seines Verstandes und seinen unbefangenen Forschungsgeist. Er ist keiner Uebereilung fä-

hig, und nichts vermag seine Wachsamkeit einzuschläfern, seine Unternehmungen sind wohl erwogen, und auf seine Kräfte und die ihm zu Gebote stehenden Mittel berechnet, er dreht die Gegenstände nach allen ihren Seiten zu, und betrachtet sie in allen ihren Theilen. Er besitzt sonach diejenigen Talente, welche zu den wesentlichsten eines großen Geschäftsmannes gehören: die Gabe der festen und dauernden Richtung seiner Denkkraft auf Gegenstände, und die Gabe der Schärfe der Beurtheilung. Jene ist die Wirkung der Energie, diese die Wirkung der Freyheit seines Geistes, welches gleichsam die allgemeinen Vollkommenheiten sind, aus denen alle andere entspringen, die vereinigt seinen Werth und sein Verdienst bestimmen.

Indessen bilden diese Vollkommenheiten einen Charakter, welcher dem eines Genies so entgegen steht, daß die Vereinigung beyder in einer und derselben Person beynahe unmöglich ist. Ueber jeden

Gegenstand nachlässig und oberflächlich schwatzen, ist ganz etwas anders als tief eindringen, und wer bey Berathschlagungen Witz und Feinheit zeigt, ist nicht zugleich auch fähig ein Geschäft glücklich auszuführen. Das Talent, geschmackvoll und angenehm zu sprechen, ist ganz verschieden von dem Talente, scharf zu denken, und die natürlichen Anlagen zu jenem setzen eher den, der sie besitzt, in Hinsicht dieses zurück. Feine und schnell bewegliche Säfte, Feuer und Wärme der Lebensgeister nähren die Talente des schönen Geistes, kaltes Blut, ein Grad von Phlegma, und ein regelmäßiger Umlauf der Lebensgeister die Talente des verständigen und gesetzten Mannes. Er ist hellsehend in der Entwerfung seiner Plane, standhaft in den Entschlüssen, die er faßt, und fest in seinen Unternehmungen, er überdenkt in jedem Falle alle Maßregeln, welche er ergreifen kann, und ist um so bedächtiger in der Wahl derselben. Der schöne Geist hingegen ist beschränkt in den Ansichten, die er faßt, blind eingenom-

men für seine Plane, übereilt in seinen Entschlüssen, und schwach in der Ausführung derselben. Welche Verschiedenheiten! Der schöne Geist hat eine schimmernde Außenseite, der verständige gesetzte Mann Gewicht. Jener kann durch seinen Witz und die Spiele seiner Einbildungskraft vergnügen, dieser ist durch seine Solidität der Menschheit und der Gesellschaft nützlich.

III.

Es wäre ganz überflüssig, für die Wahrheit dieser Verschiedenheiten einen Beweis führen zu wollen, da alle Erfahrung für sie spricht. Man beobachte nur die Menschen im geselligen Umgange. Wie viele Personen giebt es, die bey einem leichten Conversationsgespräche in Verwirrung gerathen, den Faden verlieren, und sich vor Angst nicht heraus finden können, und die dennoch mit vieler Gewandtheit und Geschicklichkeit ein verwickeltes Geschäft in das Reine bringen. Man hört von ihnen keine Bons Mots, keine arti-

gen Einfälle, aber man sieht, daß ihnen alle Unternehmungen gelingen. Sie sind keine angenehmen Gesellschafter, allein, wenn sie sprechen, hört man nur gesunde und reife Urtheile, in vielen schwierigen Lagen kann man ihres Rathes nicht entbehren. Sie sind ganz das Widerspiel von jenen offenen und witzigen Köpfen, die in der gesellschaftlichen Unterhaltung glänzen, und sich bey jedem Geschäfte linkisch benehmen. Bey allem Feuer und aller Entschlossenheit, die sie besitzen, kommen sie nie zum Zwecke.

Wir wollen nichts verläugnen, und die Sache noch weiter verfolgen. Sind es etwa die Talente des schönen Geistes, denen man die weise Führung der Staatsangelegenheiten verdankt? Was stützt die Schwere derselben, eine lebhafte Einbildungskraft, oder nicht vielmehr ein scharf treffender Verstand? Was entscheidet das Verdienst eines großen Staatsmannes, etwa ein leichter Witz und ein überzarter Geschmack? Oder nicht vielmehr ein allübersehender Blick und Solidität des Gei-

stes? Verzeihen mir die schönen Geister; zu diesem hohen Range können sie sich nie erheben.

Unter gewissen Völkern sind diese schönen Anlagen, auf welchen die geschickte und glückliche Führung der Staatsgeschäfte beruht, und wodurch die Ruhe der Partikuliers gesichert wird, national. Es giebt Länder, deren Eingeborne kaltblütig und bedächtig sind, allein sie sind um so hellsehender und verständiger. Die Natur scheint sie absichtlich gröber gebildet, und sie für die Geschliffenheit des Geistes, welche sie ihnen versagte, durch Solidität im Urtheilen und Handeln entschädigt zu haben. Sie denken über keinen Gegenstand mit Feinheit, aber ihr Räsonnement ist durchaus wahr und treffend. Weit entfernt durch eitlen Schimmer Aufsehen erregen zu wollen, schweigen sie lieber zur rechten Zeit, und reflektiren. Sie halten in ihrem Gange immer gleichen Schritt. Sie handeln nach Grundsätzen und mit Ordnung, sind vorsichtig in ihren Bewegungen, innigst unter einander

einig im Interesse für das allgemeine Wohl, welches jeder als sein eigenes ansieht; Gewandtheit und Einfalt der Gesinnung, verbunden mit Klugheit, giebt ihnen wahre Größe.

Auf diesen festen Gründen ruht der Körper der Gesellschaft, welche sie bilden, ein Körper, dessen Glieder mit so vieler Proportion verbunden, in so regelmäßige Thätigkeit gesetzt sind, und mit so vieler Ordnung und Vorsicht in derselben erhalten werden, daß jene traurigen Verwirrunden nie eintreten können, welche den Untergang der Staaten herbey führen. Der **Nationalgeist** beseelt diesen Körper und sichert ihm eine beständige, regelmäßige, und gleichförmige Wirksamkeit; **er** hat den Vorsitz in den Kollegien, stützt das Gewicht der Geschäfte, und führt jede wohlentworfene Unternehmung mit unerschütterlicher Standhaftigkeit aus.

Wenn indessen auch die Natur gewisse Nationen vorzugsweise mit diesen Talenten begabt hat, so hat sie dieselben dennoch den übrigen nicht ganz versagt. Ge-

wiß finden sich unter jeder einzelne Menschen, welche sie besitzen. Es giebt Fehler, welche wir mit auf die Welt bringen, Fehler, welche von der Landesbeschaffenheit und dem Klima herrühren, andere, welche wir selbst annehmen. Eben so giebt es auch natürliche und erworbene gute Eigenschaften, und so wie man im Allgemeinen annehmen kann, daß es keine gute Eigenschaft giebt, welche die Menschen nicht zuweilen verlieren konnten, so ist es auch gewiß, daß jeder Fehler früher oder später gehoben werden kann.

Erziehung, der Umgang mit edlen und ehrliebenden Menschen, Weltkenntniß, Situationen, in welche uns Angelegenheiten und Geschäfte versetzen, ein reiferes Alter, und die damit verknüpfte schärfere Achtsamkeit auf die Stimme der Vernunft, alles dieses kann große Veränderungen im Geiste eines Menschen hervor bringen, wo er sich auch befinde, und zu welchem Stande er immer gehöre, denn die Vernunft ist in allen Ständen und unter allen Nationen einheimisch; und wenn es glücklichere Kli-

mas und Temperamente giebt, welche ihre Entwickelung und Herrschaft ganz besonders begünstigen, so ist auch keines so unselig, daß die Hindernisse nicht zu überwinden wären, welche es der Vervollkommnung des Menschen entgegen setzt.

Besteht jemand darauf, daß es solche unüberwindliche Hindernisse gebe, so komme ich ihm mit der Erklärung zuvor, daß man mit Grunde ihrer zwey annehmen kann, nämlich Dummheit und Schöngeistigkeit. Die Dummheit ist in gewissen Menschen schlechterdings unbezwingbar. Der Verstand des Dummen ist, wenn ich so sagen darf, ganz beschränkt, alle Zurechtweisung und Lehre ist fruchtlos und jeder solche Pinsel ist so schwerfällig, daß man ihn durch kein Gegengewicht heben kann.

Wenn indessen die Fehler eines schönen Geistes so in die Augen fielen, wie die eines Dummkopfs, so würde man sich allgemein überzeugen, daß sie eben so unüberwindlich sind, als diese. Giebt es kein Mittel, den Dummen aus seiner Betäubung

zu wecken, so giebt es eben so gewiß auch keines, wodurch man den Flattersinn und die Flüchtigkeit des schönen Geistes fesseln kann. Die gewöhnliche Erziehung unterstützt und begünstigt sie. Der Stolz, die natürliche Quelle dieser Fehler, nimmt die Einbildungskraft gegen die Vernunft in Schutz, welche viel zu schwach und viel zu verdächtig ist, um gehört zu werden. Die Nützlichkeit eines scharfen und richtigen Denkens wird weder gefühlt, noch anerkannt. Der Schöngeist ist für seine Talente im höchsten Grade eingenommen, was kann man von ihm erwarten, wenn er noch dazu ungelehrig ist? Und dieß ist er. Unempfänglichkeit für alle Zurechtweisung kann man bey den Schöngeistern um so gewisser voraus setzen, da sie aus der Anmaßung, diesem ihnen gleichsam angebornen Fehler, hervor geht.

IV.

Es ist eine unter den Klugheitslehrern allgemein angenommene Maxime, daß Kraft ohne Ueberlegung sich selbst aufreibt,

und daß gelehrige Empfänglichkeit für wahrhaft gute Rathschläge anderer, eine eben so lobenswerthe Eigenschaft ist, als die Fähigkeit sie zu ertheilen. Kein Genie ist so groß und erleuchtet, daß es nicht bey Maßregeln, die es in Geschäften nimmt, oft Gefahr laufen sollte, sich zu verirren, wenn es sich selbst alles zutraut, und die Leitung jedes andern ausschlägt.

Diese Gefahr kann niemand mehr treffen, als den Schöngeist. Keine Art Menschen ist unfähiger, guten Rath zu geben, keine weniger geneigt, ihn anzunehmen. Wer nicht selbst mit ernster und fester Vernünftigkeit nachdenkt, an dem ist alle Zurechtweisung verloren, er sieht das Licht gar nicht, welches man ihm geben will, wie wäre es möglich, daß er ihm folgte! Dieß läßt sich ohne Einschränkung auf die meisten Schöngeister anwenden.

Der gewöhnliche Schöngeist traut sich Kräfte und Einsichten zu, die er nicht besitzt. Er hält es für eine verächtliche Schwäche, sich nach den Grundsätzen und Maßregeln anderer zu richten. Derjenige

welcher guten Rath annimmt, geräth gewisser Maßen in Abhängigkeit von dem, welcher ihn giebt, und der Schöngeist, aufgeblasen von Stolz, affektirt in allem Unabhängigkeit. Er betrachtet die bescheidenste Belehrung, die man ihm giebt, wie eine Tyranney, welche man sich gegen die Freyheit seines Geistes erlaubt. Schon der Gedanke, daß andere von ihm glauben könnten, er nehme fremde Zurechtweisung an, verursacht ihm eine unleidliche Furcht.

Allein wie anmaßend er auch ist, und wie sehr er sich auch das Ansehen eines Meisters giebt, so ist er doch im höchsten Grade unfähig, Fehler anderer treffend zu bemerken und mit guter Wirkung zu rügen. Was er spricht, spricht er mit vollem Selbstvertrauen, er urtheilt über alles entscheidend, er verspricht gute oder droht üble Erfolge, ohne zu erlauben, daß man nach Gründen frage. Allein wie zudringlich er auch seine Meinungen ausbietet, so giebt ihm doch Niemand Gehör.

Die Menschen wollen bey allem, was sie thun, ihrem Wohlgefallen und ihrer Phantasie überlassen seyn. Eben deshalb erfordert es nicht wenig Kunst, sie durch Rathschläge zu leiten, ohne ihnen zugleich Mißvergnügen zu verursachen. Dieß verstehen in der That wenig Personen. Man findet ungleich mehrere Menschen, welche Fehler zu vermeiden wissen, als Menschen, welche andere, wenn sie fehlen, vernünftig zurecht zu weisen fähig wären.

V.

Eine der bedeutendsten Schwächen des Schöngeistes ist die, daß er sich ununtersucht Meinungen in den Kopf setzt, für die er Vorliebe gefaßt hat. Ein lebhaftes und verworrenes Gefühl, erzeugt durch sein kochendes Blut, und seine reizbaren unruhigen Lebensgeister, erfüllt ihn mit der thöricht stolzen Einbildung, als ob seiner Einsicht nichts entgehen könne. Muß er sich gestehen, daß er etwas nicht weiß, so beruhigt er sich durch den Gedanken,

kein menschlicher Verstand könne weiter gehen, er befinde sich an den Grenzen möglicher Erkenntniß; kann er nicht läugnen, daß er sich geirrt hat, so bildet er sich ein, jeder Andere würde sich in demselben Falle auch geirrt haben. Wenn seine Einbildungskraft in einem weiten Felde ihr feuriges Spiel treibt, so schmeichelt er sich einer überaus starken Kraft und eines ausgebreiteten Blicks seines Verstandes, er stützt sich ganz auf seine Vorurtheile, die ihn verführen und in Verwirrung setzen. Vorurtheile sind die wahre Klippe der Schöngeister, eine Klippe, die durch eine unzählige Menge von Schiffbrüchen berühmt geworden ist.

Hier liegt der Grund aller ihrer Verirrungen, so wohl in den Wissenschaften, als in den Geschäften, denen sie sich unterziehen, daher so manches unbegreiflich seltsame Verfahren, so viele ganz falsch eingeleitete Unternehmungen, so viele Fehltritte, so viel windige Plane, so viel schlechte Erfolge. Wie mögen sich aber nur solche Thoren einbilden, daß sie mit ihrem beschränkten Verstande viel befassen könn

ten, wie es wagen, bey so weniger Einsicht ihrem eigenen Kopfe zu folgen. Bilden sie sich etwa ein, Penetration und Einsicht seyn dem menschlichen Verstande von Natur so eigen, daß man ihn nur seinen Gang gehen lassen dürfe, um zum Besitze der Wahrheit zu gelangen? Der Geist schwächt sich eben so wohl als der Körper, beyde bedürfen der Nahrung, man muß ihnen Mittel darbieten, wodurch die Kräfte, welche sie besitzen, gestärkt und ihnen diejenigen, deren sie noch bedürfen, ertheilt werden. Unser Verstand gewinnt in dem Verhältnisse an Größe, als wir ihn selbst ausbreiten und erheben, er schrumpft zusammen, wenn wir ihn selbst einengen und beschränken. Sein Blick erweitert sich und wird immer erleuchteter, wenn man von der Freyheit seines Geistes und von seinen Einsichten einen guten Gebrauch macht; im Gegentheile wird er um desto matter und kurzsichtiger, je mehr wir uns durch blinde Vorliebe zu gewissen Meinungen und festgesetzte Vorurtheile beherrschen lassen. Vorurtheile machen

uns unfähig zu aller freyen Untersuchung und diese Unfähigkeit läßt die Vorurtheile immer tiefer und fester einwurzeln. Durch ihre Zusammenwirkung muß der Verstand gänzlich erkranken. Mangel an freyem Untersuchungsgeiste verursacht, daß man über alles oberflächlich urtheilt und à la cavaliere entscheidet. Dieß wird endlich zur andern Natur, man vermag es nicht mehr seine Kräfte mit Unbefangenheit und ernstem Eifer auf Gegenstände des Denkens zu concentriren, und glaubt sich auch dieser Mühe überheben zu dürfen, indem man alle Untersuchungen abgeschlossen hat, und in seinen vorgefaßten Meinungen einen Schatz von Weisheit zu besitzen glaubt. Es ist also kein Wunder, daß diejenigen Menschen, welche es nicht vermögen, frey, scharf und ausdauernd nachzudenken, und sich mit blinder Obstination Vorurtheilen hingeben, beschränkte Schwachköpfe sind.

Wenn gedankenlose Abhängigkeit von vorgefaßten Meinungen ein so gefährliches Gebrechen des menschlichen Geistes

ist, welch unschätzbares Gut ist Freyheit im Denken, die allein vor jener unwürdigen Sklaverey bewahren kann, und in welchem traurigen Zustande müssen sich Köpfe befinden, welche dieser Freyheit ermangeln. Dem Schöngeiste ist sie ganz versagt, denn so wie sich mit der ihm eigenen Zerstreuung keine Energie verträgt, so macht seine Uebereiltheit und Unbesonnenheit alle freye Erforschung der Wahrheit für ihn unmöglich.

Wer die Erfordernisse zu einem Geschäftsmanne in ihrem ganzen Umfange und mit Schärfe faßt, muß zugestehen, daß der Sklav von Vorurtheilen für die Funktionen desselben ganz verdorben ist, und daß man also von Schöngeistern, welche in der Regel alle solche Fesseln tragen, eine geschickte Führung von Geschäften nicht erwarten kann.

Gewöhnlich glaubt man, Befangenheit des Verstandes und Mangel an freyem Forschungsgeiste sey bloß auf üble Eigenschaften der Erkenntnißkräfte gegründet. Allein Fehler und Verirrungen des Herzens tragen auch dazu bey. Gestände man

also auch dem Schöngeiste einige Penetration und Einsicht zu, (denn oft scheint er ihrer nur deshalb ganz zu ermangeln, weil es ihm an Aufmerksamkeit fehlt) so wäre damit seine Sache immer noch nicht gerettet. Das Herz legt oft guten Wirkungen des Verstandes Hindernisse entgegen.

Zuweilen steigt aus dem Herzen gleichsam ein dicker Dunst empor, welcher das reinste Licht verdunkelt; man fühlt Bewegungen, durch welche der Verstand aus den richtigsten Wegen des Denkens gedrängt wird. Man kann also leicht ermessen, daß ein Herz welches irgend eine wilde Leidenschaft unterjocht hat, eben so vom Ziele der Wahrheit abgleitet, als die betrügerischen Schimmer einer regellosen Einbildungskraft Verirrungen verursachen.

Unser Verstand ist Irrthümern und Täuschungen ausgesetzt, das Herz besitzt seine Leidenschaften und Schwächen. Wenn nun Verstand und Herz die beyden Führer sind, welche uns in unsern Handlungen leiten, so ist es unläugbar, daß ein

gutes Herz uns nicht weniger nothwendig ist, als ein guter Verstand.

Es muß jedermann in die Augen fallen, zu welchem Resultate in Beziehung auf den Geschäftsmann diese Wahrheit hinführt. Sein Posten sey hoch oder niedrig, Verstand allein vollendet seinen Werth noch nicht, er muß zugleich auch reine moralische Grundsätze und Stärke des Willens in der Befolgung derselben besitzen. Oder kann es irgend einem Kenner der Geschichte fremd seyn, welche Abscheulichkeiten die Verderbniß des menschlichen Herzens und die Ausschweifungen der Leidenschaften im Gebiete der Politik angerichtet haben, wie übel berathen so viele Staaten gewesen sind, deren Ruder Männer führten, welche bey einem großen Verstande einen selbsüchtigen und boshaften Charakter besaßen, Männer, deren Scharfsinn und Unternehmungsgeist Verderben über die Nationen verbreitete, weil er von schändlichen Maximen der Ehrsucht, der Rache, der Wollust, und anderer Leidenschaften geleitet war.

Die Eigenschaften des Verstandes stehen mit denen des Herzens in so nahen Verhältnissen, daß man in gewissen Rücksichten mit vieler Wahrscheinlichkeit von den einen auf die andern schliesen kann. Ein verdorbener Verstand ist von Verderbniß des Herzens begleitet. Siegt die Einbildungskraft über den Verstand, so überwältigt die Leidenschaft bald genug das Herz, sie theilen sich wechselseitig die guten oder bösen Stimmungen mit, welche sie angenommen haben. Je feuriger die Einbildungskraft, um so stärker die Leidenschaften, um so schwächer die Vernunft; je uneingeschränkter die Vernunft herrscht, und die Einbildungskraft im Zaume hält, um so gemäßigter sind die Leidenschaften, um so freyer der Blick des denkenden Geistes.

Dieß als wahr voraus gesetzt, wie es denn voraus gesetzt werden muß, kann es kaum die Frage seyn, welche Köpfe eines unbefangenen Forschungsgeistes fähiger sind, ob solche, welche sich aus natürlicher Eitelkeit den Spielen ihrer Einbil-

dungskraft überlassen und dadurch in die Sklaverey der Leidenschaften gerathen, oder solche, welche durch die Gewalt, die sie über sich selbst haben, die Einbildungskraft beherrschen, und dadurch dem Ungestüm der Leidenschaften Einhalt thun; ob jene oder diese der Täuschung in ihren Urtheilen über öffentliche und Privatgeschäfte mehr unterworfen sind. Niemand läugnet, daß die Wirkungen der Leidenschaften und der Phantasie den Handlungen der Vernunft und des gesunden fesselfreyen Verstandes allezeit entgegen sind, und eben so gewiß muß jederman zugestehen, daß feurige, vorschnelle, ich möchte sagen, impromtuarische Geister, welche natürlich auch die heftigsten Leidenschaften besitzen, eben deßhalb um so weniger zur einsichtvollen Führung von Geschäften geschickt sind, die nur ein Werk der Klugheit und eines treffenden Verstandes seyn kann.

Die Leidenschaften werden nicht allein durch die Gegenstände an und für sich, sondern auch durch die Meinung, welche

man von ihnen gefaßt hat, in Feuer gesetzt. Das, was wir Güter oder Uebel nennen, ist in der Regel nur in so fern gut und übel, als wir sie in einer gewissen besondern Beziehung auf uns beleuchten, daher, daß mancher Mensch sich durch denselben Gegenstand unglücklich fühlt, der das Glück eines andern machen würde. Die Gestalt, unter welcher uns die Gegenstände erscheinen, ist größten Theils ein Werk unserer Einbildungskraft, welche sie nach ihrem Gefallen erniedrigt oder erhebt, ausbreitet oder einengt; und die meisten Bewegungen unserer Leidenschaften sind nichts als eine Folge der lebhaften Beschäftigung der Seele mit denen dem Gehirne eingeprägten Bildern. Je mehr das Gehirn eines Menschen mit solchen Bildern angefüllt ist, um so mehr ist seine Thätigkeit darauf gerichtet, er muß folglich reizbarer und unruhiger seyn als andere. Die Leidenschaft gilt ihm für Vernunft und Einbildung für Einsicht. Sein Verstand ist auf diese Weise so ganz von Finsterniß umringt, daß er keiner Freu-

heit und Unbefangenheit im Urtheilen mehr fähig ist.

VI.

Anders verhält es sich mit Menschen, welche ein minder zart organisirtes Gehirn, minder lebhafte und flüchtige Lebensgeister besitzen, und die also natürlich kälter und gemäßigter seyn müssen. Nicht beherrscht von einer erhitzten Einbildungskraft, genießt ihr Herz der Ruhe, und ihr Verstand hat seine volle Freyheit.

Alle Leidenschaften sind heftig, aber sie herrschen doch nicht in allen Menschen in gleichem Grade. Ein feuriger und reizbarer Geist kann durch die Gewalt einer Leidenschaft hingerissen werden, vor welcher sich ein starker und gemäßigter Geist leicht zu sichern weiß. Weniger gereizt durch die Einwirkung der Gegenstände, und den Ueberraschungen der Einbildungskraft weniger ausgesetzt, bleibt er im ruhigen Gleichgewichte, und ist eben deshalb reiferer und schärferer Urtheile fähig.

Kaum dürfte die Erinnerung nöthig seyn, daß ich die Leidenschaften von eben der Seite betrachte, wie die Einbildungskraft. So wie ich nur die Ausschweifungen der Einbildungskraft getadelt habe, so verdamme ich auch nur den Mißbrauch der Leidenschaften. Der Mensch kann sie nicht aus seiner Natur wegtilgen, aber er kann sie regieren. Die Einbildungskraft hat ihre Vortheile und ihre Reize, und auch die Leidenschaften können schöne und heilsame Wirkungen hervor bringen. Allein, wenn sie ihnen selbst überlassen werden, so verblenden und verwirren sie den Geist auf tausenderley Arten, alle Selbstbeherrschung hört auf, sie überfliegen die Schranken, welche ihnen durch Vernunft und Natur gesetzt sind. Die Leidenschaften sollen in dem Menschen nicht Gesetzgeberinnen seyn, in dieser Rolle könnten sie nur verächtlich und ekelhaft erscheinen, sie sind, wie alle übrigen Kräfte der Seele, der Vernunft untergeordnet und werden in ihrem Dienste zu den edelsten und

der Menschheit würdigsten Zwecken gebraucht.

Wir müssen rasch und thätig seyn, um unsere Unternehmungen auszuführen, so wie wir bey Berathschlagungen uns der Bedächtigkeit eines reiflichen Nachdenkens zu befleißigen haben. Am Ruhme unserer schönsten Handlungen haben Verstand und Herz gleichen Antheil. Der Verstand leitet sie ein und entwirft den Plan durch seine helle Einsicht, das Herz führt sie mit lebhafter Entschlossenheit und warmem Eifer aus. Jenem gehört der Ruhm der Vorzeichnung, diesen der Ruhm des Erfolgs.

Der Erfolg, sagt Seneka, gehört **nicht unter** die Jurisdiktion des Weisen. **Wir machen** Entwürfe und unternehmen, das Gelingen hängt vom Glück ab. Aber das Glück liebt Thätigkeit und rasche Ausführung; dieß beweisen die Beyspiele der jungen Männer, die es so vorzüglich begünstiget, weil sie mit schnellern Schritten zum Ziele fortschreiten, und mehr Kühnheit als Bedächtigkeit besitzen. Das

Herz und die Leidenschaften müssen also bey einer auszuführenden That mitwirken, man vermag ohne sie nichts, wie viel Verstand man auch besitze; zuweilen thun sie alles, vielleicht sagte deswegen jener Klugheitslehrer, es sey besser zu ungestüm, als zu bedenklich zu seyn. Indessen versichert mir derselbe Seneka, daß dieß nicht immer die beste Partie ist, die man ergreifen kann; „das Glück, sagt er, „ist unbeständig; es verläßt oft den, welchen es am meisten zu begünstigen schien, wenn er auch noch so thätig ist, und noch so viel wagt.“ Der Grund, welchen er angiebt, ist vortrefflich, weil nämlich das Glück von Zeit zu Zeit in seinen Launen wechselt, er aber versäumt, seine Maßregeln nach diesem Wechsel zu ändern. Der ist also der Weiseste, welcher die richtige Mitte hält, reife Ueberlegung des Verstandes mit einem gemäßigten Feuer verbindet, und das Gelingen seiner Unternehmungen nicht von der Begünstigung des Glückes, sondern von seiner Gewandt-

heit, seinem gesetzten Muthe, und seiner Standhaftigkeit erwartet.

VII.

Nach allem bisher über die Leidenschaften Gesagten ziehe ich das Resultat, daß gewisse kaltblütige und bedächtige Charaktere, ich meine kaltblütige, die nicht etwa zugleich schwach und schlaff sind, und bedächtige, welche doch der Vorwurf der Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit nicht trifft, von den Leidenschaften einen für ihre Zwecke höchst vortheilhaften Gebrauch machen können, indem sie ihre Hitze mäßigen, ihre heftigen Aufwallungen niederdrücken, und sich so jene Freyheit und Unbefangenheit des Verstandes sichern, welche das wesentlichste Talent zur geschickten Führung von Geschäften ist.

Es ist eine bekannte Bemerkung, daß die Menschen selten ein Uebel vermeiden, ohne in ein anderes zu verfallen, und daß also Klugheit erfordert, die Natur der Uebel zu kennen, um von mehrern das geringste zu wählen. Allein, nie kann

man sie kennen lernen, wenn der Verstand unter der Last seiner Vorurtheile sie nicht zu unterscheiden, und die Grade ihrer Wichtigkeit zu bestimmen vermag.

Ich kann die Vortrefflichkeit der schönen Eigenschaft, die ich Freyheit des Verstandes nenne, nicht mehr erheben, als wenn ich die Leser daran erinnere, daß alle Staaten ihre Gesetze, die Künste ihre Regeln, und die Wissenschaften ihre Prinzipien besitzen, auf welche sich alles, was unter sie gehört, harmonisch bezieht, und daß die Politik allein aller Beständigkeit in ihren Maximen, aller Einheit in ihren Regeln und aller Gründlichkeit in ihren Prinzipien ermangelt. Ganz abhängig von dem Wechsel der Zeiten und der Umstände, straft sie sich in den Prinzipien, welche sie befolgt, so oft Lügen, als die Geschäfte ihre Gestalt und Lage verändern. Es kommt also hier alles auf Klugheit, Gewandtheit und Geschmeidigkeit des Geistes an. Wenn der Staatsmann glücklich seyn will, so muß er im Handeln die Veränderungen der Zeiten und der Lage der

Umstände zu seinem Hauptaugenmerke machen, muß nicht sowohl die Angelegenheiten nach den Regeln behandeln, als vielmehr nach Maßgabe der Angelegenheiten von den Regeln Gebrauch machen.

Die Erfahrung autorisirt dieses Verfahren. Wir finden oft, daß zwey Personen, welche nach verschiedenen Planen handeln, gleichen Erfolg haben, da hingegen zwey andere, die auf einem Wege denselben Zweck verfolgen, ein sehr ungleiches Schicksal haben; der eine erreicht, der andere verfehlt ihn. Die Ursache davon ist, daß ihre Verhältnisse verschieden sind, und die von ihnen gewählte Methode zu handeln zwar den Umständen des Einen ganz angemessen, für den Andern aber nach seiner Lage entweder ganz unbrauchbar ist, oder doch besonderer Wendungen und Modificationen bedarf, wenn seine Unternehmung durch sie gelingen soll. Der gewandte Mann macht es sich also bey Geschäften zu einer Hauptregel, die Lage der Sachen von allen Seiten scharf

zu fassen, und diejenigen Maßregeln zu ergreifen, welche der besondern Beschaffenheit derselben am angemessensten sind. Er übt das: morem accommodari prout conducat, des Tacitus aus.

Keine Schriften sind einer schärfern Kritik ausgesetzt, als die der Politiker, weil keine auf so schwankenden Gründen ruhen, als diese. Allein auch der strengste Kritiker derselben findet seinen Meister, der seine Censur eben so wenig schont; so willkührlich sind die Entscheidungen in diesem Fache. Gesetzt auch, die Prinzipien der Politiker hätten mehr Solidität, so darf man nur vom Allgemeinen zum Besondern herab steigen, um sich durch Bemerkung der großen Schwierigkeiten, welche mit der Ausübung verknüpft sind, von der Unzulänglichkeit ihrer Regeln zu überzeugen. Nur durch einen vielbefassenden Blick und durch Solidität des Verstandes können wir diese Schwierigkeiten überwinden. Witz, feines Gefühl und Geschmack vermögen hier nichts.

Was ich hier von der Politik, als Staatskunst sage, gilt auch von der Klugheitslehre für das Leben. Jeder Mensch muß eine seinem eigenthümlichen Interesse angemessene Politik haben. Auch bey Privatgeschäften giebt es immer mehrere Wege, zu seinem Zwecke zu gelangen, und eine allgemeine auf alle Fälle passende Regel für die Wahl der bey jeder Angelegenheit zu ergreifenden Maßregeln ist unmöglich. Die Vernunft muß die Natur jedes Geschäftes, und die dabey Statt findenden Conjecturen scharf beurtheilen, so ergiebt sich die am sichersten und vollkommensten zum Zweck führende Methode im Handeln, welche dieselbe Vernunft bey eintretenden Veränderungen der Lage und Verhältnisse glücklich modificirt.

VIII.

Wollte ich mich hier auf das Detail der Handlungen der Menschen, und im Besondern auf das Verfahren der gewöhnlichen Schöngeister einlassen, unternähme ich es, die Eitelkeit und Seichtheit ihrer

Entwürfe und ihre Regellosigkeiten in der Führung ihrer Geschäfte zu schildern, so würde mich der Reichthum und die Ergiebigkeit dieser Materie weit über die Grenzen dieser wenigen Blätter hinaus führen. Ich begnüge mich also, nur eines von jenen seltsamen Mitteln zu berühren, dessen sich in der Regel die Schöngeister bedienen, um sich in der Welt zu heben und zu glänzen. Sie ergreifen jede Gelegenheit, um sich den Großen und selbst den Fürsten zu nähern, und von ihnen Gnadenbezeigungen zu erhalten.

Ich weiß sehr wohl, daß die ganze Welt Fortunen opfert, denn Glückseligkeit ist das herrschende Streben der Menschen. Die einen suchen sie in diesem, die andern in jenem Gegenstande, je nachdem die Einbildungskraft ihren Vorstellungen von derselben diese oder jene Richtung giebt, und sie unter einer solchen oder solchen Gestalt zeigt. Sie verfolgen nach der Verschiedenheit der Mittel, durch welche sie glücklich zu werden denken, verschiedene Wege. Allein, wie thöricht ver-

fahren so viele Menschen in diesem Stücke! Und wie sehr reizen jene Genies zum Spotte, welche sich aus anwesender Eitelkeit bey Hofe produciren, um in den Augen der Großen eine Wichtigkeit zu bekommen, welche auf die glänzendste Auszeichnung rechnen, so wie sie sich nur sehen lassen. Die ordentlichen Wege, auf welchen jeder diejenige Anstellung sucht, die ihm nach seiner Geburt, seinen natürlichen und erworbenen Eigenschaften, die angemessenste ist, und ihm die meiste Gelegenheit giebt, für das Beste der Welt, und ihr eigenes zu wirken, sind den Schöngeistern unbekannt. Da sie sich für außerordentliche Wesen halten, so glauben sie auch auf außerordentlichen Wegen einher gehen zu müssen. Im Bewußtseyn ihres eingebildeten Verdienstes, ist es für sie unbezweifelt, daß der König die ganze Ordnung der Dinge umkehren werde, um sie aus der Menge hervor zu ziehen, und zu hohen Posten zu erheben.

Der Schöngeist glaubt, er habe den nächsten Anspruch, Liebling des Fürsten

zu seyn, und auf diesen Wahn gründet er die vornehmsten Anmaßungen. Einige Stanzen, ein seichtes Buch, eine mit Witzeleyen überladene Rede, eine prachtvolle Dedikationsepistel an der Spitze einer erbärmlichen Uebersetzung, alles dieses, glaubt er, spreche laut für ihn, und berechtige ihn Gnadenbezeigungen zu erwarten, die man nur dem entschiedensten Verdienste schuldig ist.

Findet er sich in seinen Hoffnungen betrogen, so wirft er die Schuld aller Kränkungen, die ihm sein gedankenloser Hochmuth und sein einfältiges Selbstvertrauen zuzog, auf den König und die Minister. Er behauptet hierin seinen Charakter völlig. Denn mit demselben Geiste der Präsumtion, aus welchem vorher seine Ansprüche und Erwartungen hervor giengen, murrt er nun über sein Mißgeschick und über seine verfehlten Plane. —

So ist denn der Schöngeist bey seinem Mangel an Energie und Freyheit des Verstandes, seiner Abhängigkeit von Vorur-

theilen, und seiner hochmüthigen Ungelehrigkeit, bey der Unbesonnenheit, mit welcher er durchaus zu handeln pflegt, für die geschickte Führung von Geschäften das untauglichste Subjekt.

K. H. Heydenreich.

VII.

Graf Tellow.

Ein

Beytrag zur Geschichte

unglücklicher Ehen.

Die Gräfin Tellow an die Baronesse Scholten.

Durch nichts, meine theure Scholten, konnten Sie mich für Ihre so baldige Abreise liebreicher trösten, als durch den Brief, den ich vor mir habe, den ich weinend küsse, und weinend beantworte. Ja, Sie sind ganz noch die edle Gefährtin meiner frühen Jahre, die heitre, muthvolle Emilie, der schon damals kein Kummer des Lebens unüberwindlich, keine Wunde eines gepreßten Herzens unheilbar schien, der ich nie Thränen entschlüpfen sah, als wenn sie ihre Ohnmacht fühlte, die Leiden eines geliebten Wesens zu stillen. — Beweinen Sie denn Ihre Freundin; über

das Glück meiner Tage ist der Stab gebrochen, und jeder Versuch, meinen niedergeschlagenen Geist wieder aufzurichten, ist verloren. Die Inschrift meiner Lieblingsgrotte: „der stillen Freude, und dem stillen Kummer“ mißfiel Ihnen, Sie wünschten den Kummer verbannt; — gute Emilie, wäre sie nur der Zufluchtsort für mich, und nicht auch meinem guten Gatten und so mancher lieben Freundin werth, dann würde die Widmung heißen müssen: „dem stillen Kummer.“

Ich verstehe Sie ganz, wie fein Sie auch in Ihrem Briefe Offenheit und Schonung vereinigen, keine Andeutung entgeht mir, wodurch Sie mich auf mein, wie Sie glauben, verstimmtes Gefühl aufmerksam zu machen suchen, indem Sie zugleich den Schein vermeiden wollen, als traueten Sie mir Verirrungen des Herzens zu, die sich allerdings mit gesundem Verstande und Weltkenntniß nicht vertragen. Sie würden mich nicht gekränkt haben, wenn Sie es ohne alle Zurückhal-

tung gethan hätten; denn wie falsch Sie auch meinen Gemüthszustand beurtheilen, und wie ähnlich ich auch nach der Ansicht, welche Sie von mir nehmen, gewissen Modethörinnen unserer Zeit sehe, so ist Ihnen dennoch der Ton unverfälschter Liebe mit so vieler Wahrheit eigen, daß Sie mir auch dann keine Empfindlichkeit verursachen, wenn Sie meinem Verstande und meinem Herzen Unrecht thun.

Wie weit bin ich entfernt, diejenige zu seyn, für welche Sie mich halten! Die Erziehung, welche ich meinen Aeltern und Lehrern verdanke, war, wie Sie selbst wissen, die natürlichste, welche einem Mädchen werden kann; frühzeitig flößte man mir richtige Begriffe von dem wahren Werthe und der wahren Glückseligkeit des Menschen ein, man wachte über meine Neigungen und meine Gefühle mit der gewissenhaftesten Vorsicht, besonders in dem gefährlichen Zeitpunkte, wo sie sich in jeder weiblichen Seele mit überraschender Lebhaftigkeit erheben, man stellte mir die Gefahren einer schwärmenden Einbil-

dungskraft mit rührender Wahrheit vor, man zeigte mir Liebe, Ehre, und häusliches Leben unter den wichtigsten Gesichtspunkten, aus denen sie betrachtet werden können, man bewahrte mich vor jeder verführerischen Lektüre, entfernte mich vom Umgange mit Personen, deren phantastische Empfindungen sich unter einer geschmackvollen einnehmenden Einkleidung jugendlichen Herzen so leicht mitzutheilen pflegen; meine unvergeßliche Mutter ergriff so gar mit einer Weisheit, die ich ewig verehren werde, jede Gelegenheit, wo sie meinen feurigen Enthusiasm für Dichtkunst und Musik mäßigen konnte, weil sie auch von diesem Nachtheile für die Natürlichkeit und Wahrheit meines Charakters und meiner Gefühle fürchtete.

Nein, meine Emilie, ich müßte allen diesen edlen Bemühungen für meine Bildung den boshaftesten Widerstand oder den unbegreiflichsten Leichtsinn entgegen gesetzt haben, wenn es möglich gewesen wäre, daß ich mich in den Jahren der gereiften Vernunft an jene bedauernswer-

then Karrikaturen unsers Geschlechts angeschlossen hätte, die, beherrscht von ihrer ausschweifenden Phantasie, sich Hoffnungen überirrdischer Seligkeiten in der Ehe träumen, und wenn sie sich dann getäuscht finden und Natur und Welt ihre Scenen nach jenen Idealen nicht ändern, vor Mißmuth erkranken, und sich in nagender Unzufriedenheit aufzehren.

Wenig Mädchen werden zur Verbindung mit einem Manne mit so gemäßigten Ansprüchen, so natürlichen und ruhig beschränkten Wünschen, wenige mit einer so festen Stimmung zur Resignation übergeben, als ich es that. Meine Liebe zu Tellow war die zärtlichste, sie war unbegrenzt, wie sie es noch ist, aber ihr Feuer verblendete mich nicht; selbst in jenen Tagen, wo dem Herzen einer Braut die stille Berauschung in ihren Gefühlen so natürlich ist, sah ich die Wirklichkeit mit ungetäuschten Blicken vor mir, und mir erschienen keine himmlischen Gesichte, wie sie so vielen ihre Phantasie vorzaubert. Alles, was ich hoffte, und von der Vor-

sehung erwartete, erhob sich nicht über das, was auch das roheste Landmädchen zu hoffen und zu erwarten berechtigt ist. Vielleicht könnte ich mich rühmen, mir nicht einmal so viel versprochen zu haben, da ich nur zu gut wußte, wie viele Hindernisse wahres ehelichen Glücks mit der zweydeutigen Hoheit unsers Standes verknüpft sind. An den Aussichten, die ich mir damals schuf, hatte in der That keine Ueberspannung der Einbildungskraft Antheil; um so zuversichtlicher gab ich mich ihnen hin, und um so schrecklicher bin ich nun getäuscht; je natürlicher meine Gefühle, als Weib und Gattin sind, um so tiefer schlägt der Gedanke meines Elends mich nieder. —

Gott! wie war es möglich, daß Sie beynahe einen Monat bey uns verlebten, mich, meinen Gatten und meine Kinder beobachteten, und doch die Ursache meines Kummers übersahen! Wie war es möglich, daß Sie die Worte niederschrieben, bey denen mir Thränen aus den Augen stürzten, die ich lese und wieder lese und

nicht begreife, Worte, die dem Spotte über ein unglückliches Wesen so ähnlich sehen, und doch aus dem gefühlvollsten Herzen hervor gingen. „Was fehlt Ih„rem Glücke, konnten Sie schreiben, Sie „sind über alles geliebt von dem tugend„haftesten Gatten; er hat einen interes„santen Anstrich von Melancholie, welch „angenehmes belohnendes Geschäft für „Sie, seine Laune umzustimmen, und „den entwichenen Frohsinn in sein Herz „zurück zu rufen! Ihre Kinder hängen „mit einer Zärtlichkeit an Ihnen, wie ich „sie selten fand, ihre Schwächlichkeit „wird sich mit den Jahren verlieren, und „die schönsten Mutterfreuden werden Ih„nen einst Ersatz für die Unruhe geben, „die Ihnen zuweilen der Gedanke ihrer „kränklichen Körperbeschaffenheit verur„sacht." — Wie sehen doch die Glücklichen alles in so schönem Lichte! Der verschlossene nagende Kummer meines Gatten ist Ihnen ein Anstrich von sanfter Melancholie! Meine siechen Kinder sind in Ihren Augen nur kränklich! Mein tiefer

Gram ist Ihnen nur der Mißmuth einer verstimmten Laune, ein Paroxism schwärmerischer Empfindeley! Mein Unglück ist so groß und für Ihre an lachende Bilder gewöhnte Phantasie so fremd, daß Sie sich auch die Möglichkeit davon nicht denken! — Oder sollten Sie sich absichtlich verstellen und mich zu beruhigen glauben, indem Sie meinen Augen die schwärzesten Seiten meines Schicksals entrücken? Sollten Sie es für Gewinn halten, wenn ich mich selbst täuschte, und wie gewisse Kranke einen Trost darin fände, mir das Schreckliche meiner Lage zu verbergen? Nein, dafür bürgt mir Ihr heller Verstand. Sie können eben so wenig wollen, daß ich meine Augen gegen die Wahrheit zudrücke, als Sie mir den Leichtsinn zutrauen können, bey einem Spiele frohe Miene zu machen, wo ich Gefahr laufe, alle meine Hoffnungen und alle Ruhe meines Lebens für immer vernichtet zu sehen. Nein, ich verstehe den Charakter meiner Freundin besser. Sie wünschen mich höchst glücklich, und was man wünscht, ist man

geneigt zu glauben, für den Gedanken, daß ich elend, daß ich vielleicht verloren sey, haben Sie keine Empfänglichkeit, Ihre Einbildungskraft schmeichelt Ihrer Liebe und Ihren Wünschen, und so verkennen Sie meine ganze Lage. — Wie flüchtig müssen Sie meinen Gemahl betrachtet haben, wenn Sie in seinen Zügen nichts als einen Anstrich sanfter Melancholie fanden, wenn Sie die heitern Zwischenräume seiner Stimmung für natürlich hielten, und den Zwang nicht bemerkten, durch welchen er sie erkünstelte, um mich zu schonen und Ihnen nicht lästig zu werden. Konnte es Ihnen entgehen, daß er an den interessantesten Unterhaltungen immer nur halb Antheil nimmt, nicht selten auf einmal in eine Abwesenheit des Geistes verfällt, die mit sichtbarer unruhiger Verirrung verknüpft ist. Als wir uns verbanden, war er der heiterste Mann von der Welt, nie fand ich in einem Charakter so viel Ernst, und so feine moralische Gefühle mit einem so gefälligen und so sanft gehaltenen Froh-

sinne vereinigt. Nach meiner ersten Niederkunft bemerkte ich in seinem Gemüthszustande eine auffallende Veränderung; seine Züge verriethen eine unruhige Beschäftigung mit fürchterlichen Vorstellungen, seine vorige trauliche Offenheit gegen mich verschwand immer mehr und mehr, in sich zurück gezogen und verschlossen schien er mir zu mißtrauen, wich jeder traulicheren Eröffnung aus, zuweilen kam es mir vor, als ob er so gar meine Gegenwart scheuete. Er verfiel in eine Krankheit, die er für unbedeutend angesehen wissen wollte; allein wie schmerzhaft sie war, schloß ich aus den sichtbaren Anstrengungen, welche ihm die Verbergung seiner Leiden kostete. Seine Genesung war sehr zweydeutig, denn die bedenklichsten Zufälle, die ihn betroffen hatten, kehrten nachmals von Zeit zu Zeit wieder zurück. Diese traurige Veränderung seiner Gesundheitsumstände mochte es wohl verursachen, daß seine Gemüthsstimmung nach und nach in entschiedene Schwermuth überging. Meine unglückliche Nieder-

kunft im vorigen Jahre (leider überlebte mein Kind seine Geburt nicht) scheint seiner Ruhe den letzten Stoß gegeben zu haben, er entfernt sich jetzt von seinen besten Freunden, weist jede zärtliche Liebkosung seiner armen leidenden Kinder mit Widerwillen zurück, verschließt sich ganze Tage in seinem Zimmer, schweift in öden und einsamen Gegenden umher, und bricht zuweilen in schlaflosen Nächten plötzlich in laute und heftige Selbstgespräche aus. Alle meine Versuche, die wahre Ursache seines Kummers zu erfahren, sind bisher vergebens gewesen; er ist undurchdringlich und wie beunruhigender wird dadurch meine Lage! Ich muß alles fürchten, und weiß nicht, auf welches Schicksal ich mich am meisten gefaßt zu machen habe. Zuweilen weicht er meinen Fragen aus, und lenkt das Gespräch auf entfernte gleichgültige Gegenstände, zuweilen beantwortet er sie mit einem erzwungenen Scheine von Ruhe, bittet mich unbesorgt zu seyn, die anhaltende Lektüre so vieler schwärmerisch melancholischer Dichter habe

ihn hypochondrisch gemacht, durch Bewegung und Arbeit werde alles eine andere Wendung bekommen: „Guter Tellow, sagt ich unlängst zu ihm, als er mich durch ähnliche Antworten befriedigt zu haben glaubte, warum verschließen Sie mir Ihr Herz! Hab ich Ihr Mißtrauen durch irgend etwas verdient, verdient, daß Sie mich durch ein Geheimniß quälen, welches mir immer fürchterlicher wird? Vergebens suchen Sie sich zu verstellen; der Gram, den Sie seit so vielen Jahren nähren, spricht aus allen Ihren Zügen. Wenden Sie nicht körperliche Leiden vor, diese sind es nicht, was das Licht Ihrer Augen verdunkelt, ich kenne Ihre Standhaftigkeit, weiß, wie wenig der Schmerz über Sie vermag! — Tellow! Verläugnen Sie es nicht — Ihre Blicke verrathen ein peinvolles Bewußtseyn, Sie brüten über gewisse Gedanken — Gott welche Gedanken mögen es seyn" — „Julie! antwortete er, ist Ihnen meine Ruhe irgend lieb, so quälen Sie mich nicht mit Nachforschungen, die zu nichts führen.

Was für ein Geheimniß könnt' ich verbergen? Haben Sie Geduld mit meiner Laune, ... seyn Sie ruhig, ... thun Sie, als ob Sie gar nichts bemerkten, ... denken Sie, ich wäre gar nicht da!" — Die frostige Außenseite, durch welche er bey diesen Worten die innere Bewegung seines Herzens zu verbergen glaubte, setzte mich außer Fassung, weinend sank ich in seine Arme. „Tellow, rief ich, nun versteh ich Ihr Stillschweigen; sprechen Sie offenherzig, richten Sie eine Schuldlose nicht durch langsame Martern hin, ich habe Ihre Liebe verloren, Trennung von mir heilt Ihre Krankheit." — — „Was sprachen Sie! sagte er, indem er sich mit Entsetzen los riß. — Schonen Sie mein Herz wenigstens, wenn Sie mich für so unglücklich halten ... Ob ich Sie noch liebe ... wie unaussprechlich ich Sie liebe ... Julie! Gott verzeih' Ihnen Ihre Zweifel!" — Er küßte mich mit einer Art von Raserey, und stürzte lautweinend zum Zimmer hinaus. Halb ohnmächtig sank ich auf das Sopha, und

eine schauderhafte Wendung des letzten Lebewohls und einer vielleicht nahen ewigen Trennung erschütterte meine Seele. — Sagen Sie selbst, Emilie, würden Sie in dieser Lage Ihre Gefühle mäßigen können, würde Ihr Frohsinn auch hier siegen? — Unter allen schrecklichen Gedanken ist mir der der schrecklichste, daß der Unglückliche seinen Verstand verliere. Verschließt er wirklich, wie er betheuert, kein Geheimniß, und nagt kein verborgener Kummer an seinem Herzen, was kann ich dann mehr fürchten, als daß sein Körper den Keim einer Melancholie nährt, die frühe oder später ausbricht. Welche trostlosere Wendung könnte mein Schicksal nehmen, als diese! Dann ständ' ich allein mit meinem nie endenden Grame in der Mitte meiner Kinder! — Gott, o wie so unglücklicher Kinder! Verlohren für mich wäre ein unaussprechlich geliebter Gatte! Und diese Kinder lebten ein Leben, gegen welches der Tod eine Wohlthat wäre! Meine Aussichten, theilnehmende Freundin, diese Kinder je gesund zu sehen, ver-

schwinden immer mehr und mehr. Henriettens Augenkrankheit läßt mich den gänzlichen Verlust ihres Gesichtes fürchten; der Arzt selbst bereitet mich schon auf das traurige Loos vor, Mutter einer blinden Tochter zu seyn. Adolphs Schicksal ist in meinen Augen keinem Zweifel unterworfen, das gichtische Gift, welches in seinen zarten Gliedern wüthet, führt die Verzehrung herbey, er wird in den Jahren eingehen, wo er blühen sollte. — Ja wohl hängen diese guten Kinder, wie Sie sagen, mit Zärtlichkeit an mir, aber mir ist, als umfaßten mich langsam Sterbende und ihre kalten Küsse machen mich schaudern. — —

Glauben Sie noch, daß mich idealische Bilder quälen? Daß ich an den Folgen fehlgeschlagener überspannter Hoffnungen krank liege? Nein, ich sehe Sie vor mir, Ihre Heiterkeit ist verschwunden, und Ihre Blicke ruhen voll Wehmuth auf den Blättern, die sie über die verkannte Situation Ihrer Freundin aufklären. — Ja, gewiß, Sie fühlen mein

Unglück tief, und mein geängstetes Herz hat doch wenigstens den Trost, daß eine der edelsten Seelen mit mir leidet, und meinem Schicksale manche stille Thräne weint.

Julie Gräfin von Tellow.

Die Gräfin war eben im Begriffe, den Brief zu siegeln, als der Baron Grottau in das Zimmer trat. Er war der einzige Freund des Grafen, von welchem man hoffen konnte, daß er noch Zugang zu seinem Herzen zu finden wisse, und es war der Gräfin sehr angenehm, daß er der dringenden Bitte des Grafen, sich einige Zeit bey ihm aufzuhalten, Gehör gab. Sie versprach sich durch ihn befriedigende Aufschlüsse über den Seelenzustand Ihres Gemahls, so wie dieser ihre Bekümmernisse durch den Umgang mit ihm zu zerstreuen hoffte. Grottau besaß in seinem Aeußern viel Anziehendes; seine Züge kündigten lebhafte Theilnahme und entgegenkommende Gefälligkeit an, durch eine gewisse freye und unaffektirt scheinende Offenheit

wußte er das Zutrauen auch der verschlossensten Charaktere zu gewinnen, Geist und Witz beseelten seine Unterhaltung, wenn er sich in frohen Zirkeln befand. Tellow hatte seine Bekanntschaft auf der Universität gemacht, er wußte um die geheimsten Verhältnisse des Grafen, auch getrennt hatten sie ihre Vertraulichkeit durch einen ununterbrochenen Briefwechsel fortgesetzt. Die Gräfin hatte Grottau bisher nur als angenehmen Gesellschafter gekannt, und liebte seinen Umgang; jetzt wurde er ihrem Herzen interessant, da er der einzige war, den sie ihre Bekümmernisse wegen des Grafen mittheilen konnte. —

„Wundern Sie sich nicht, lieber Grottau — so empfing sie ihn, indem sie ihre Thränen zu verbergen suchte — Sie finden mich etwas bewegt —

G. mehr als bewegt, meine Gräfin. O gewiß sind Sie Ihrem Versprechen untreu geworden, und haben sich mit Ihrer natürlichen Lebhaftigkeit jenen traurigen Verstellungen hingegeben, um deren Ent-

fernung ich Sie so dringend gebeten hatte. Sie fürchten für Ihren Gatten so viel, fürchten Sie denn für sich nichts, wenn Sie sich immer mit Bildern beschäftigen, vor denen alle Ruhe Ihrer Seele verschwindet? Das zarte Nervensystem eines gefühlvollen Frauenzimmers duldet nicht so viel als das eines Mannes.

Gr. v. T. Verzeihen Sie dieß Mal. Ich war diesen Brief meiner Ruhe und gewisser Maßen meiner Ehre schuldig. Es schmerzt von seinen Freunden verkannt zu werden, und ich werde es von einer meiner Geliebtesten. Sie wissen, daß die Baronesse Scholten uns die Freude machte, mehrere Wochen bey uns zu bleiben. Nimmermehr hätte ich vermuthet, daß eine Person von so vielem Verstande den Eindruck nicht ahnden würde, den meine häusliche Lage nothwendig auf mich machen muß. Aber so ist es. Sie hält, sollten Sie es glauben, meine Schwermuth für Folge einer gemißleiteten Empfindsamkeit, für jene Krankheit verschrobener Närrinnen, welche die Liebe für er-

träumte Ideale fühllos gegen die Freuden der wirklichen Welt macht. Sie glaubte, diese Schwäche an mir rügen zu müssen, und that es in einem Briefe, den ich vor kurzem erhielt, mit einer Wärme, die mich rührte, und einer Feinheit, die ich bewundern muß. Meine Antwort wird ihr die Augen öffnen, gewiß eilt sie zu mir, sie, die nie zurück bleibt, wenn es auf Hülfe und Rettung ankommt . . . Grottan! Welche Hoffnung durchbebt mein Herz! Vielleicht gelingt es Ihnen, vereinigt mit meiner edlen Freundin, die Genesung meines guten Gatten zu bewirken.

G. Wie glücklich würde ich mich fühlen! Unterhalten Sie diese schöne Hoffnung. Noch habe ich an Tellow nichts bemerkt, als eine herrschende traurige Laune, die vielleicht blos Folge von Unverdaulichkeit und Verstopfungen ist. Dazu mag wohl kommen, daß er in der Lektüre melancholischer Dichter ein wenig ausgeschweift, und sich der Schwärmereyen einer erhitzten Einbildungskraft zu sehr

überlassen hat; seine Nerven sind dadurch natürlich in hohem Grade gereizt und geschwächt werden. Fürchten Sie für seinen Verstand und sein Leben nichts. Gemüthsruhe und Zerstreuung sind die besten Heilmittel für solche Zufälle.

Gr. v. T. Eben diese Sprache habe ich bereits aus seinem Munde gehört. Wär' es möglich, daß er auch Sie durch solche Vorwände zu befriedigen dächte, und daß ein Menschenkenner wie Sie sich auch dadurch befriedigen ließe. Eher fürchte ich, Sie sind mit ihm einverstanden, sein unglückliches Weib durch einen frommen Betrug einzuschläfern. Aber verrechnen Sie sich nicht; dieses Einverständniß vermehrt meine Besorgnisse. Wenn ihr nicht ahndetet, das Geheimniß, welches ihr verbergt, werde mich ohne Rettung niederschlagen, gewiß, ihr würdet mir als die offenen Männer, die ihr seyd, die Wahrheit nicht vorenthalten. Ich bin ja keine so schwache Seele, die sich nicht zu fassen wüßte, aber diese Ungewißheit, in der ihr mich laßt, diese grau-

senvollen Bilder der Furcht, welche mein Herz erschüttern, diese machen mich trostlos.

G. Gräfin, Sie denken sich die Offenheit Ihres Gemahls gegen mich größer, als sie ist. Ich weiß es, ich besitze sein Zutrauen in dem Grade, in welchem es Freund vom Freunde fordern kann; aber es giebt Lagen und Verhältnisse, deren Heimlichkeit auch der Freund respektiren muß. Dieß ist nun eben bey Tellow gegenwärtig nicht der Fall; allein, wenn er es wäre, so dürften Sie mir leicht Unrecht thun, wenn Sie durch mich Eröffnungen erwarteten, die auch der Vertrauteste nicht erzwingen kann, wenn sie nicht freywillig erfolgen. Wollen Sie alles wissen, was er über seinen Zustand mit mir gesprochen hat, hier ist es mit wenigen Worten. Als ich ankam, traf ich ihn allein in der Kastanienallee, er umarmte mich mit einer Rührung, die mich, ich gestehe es, befremdete. „Tausend Dank, Grottau, rief er, daß Sie gekommen sind. — Freylich finden Sie

jetzt wenig Freude in meinem Hause; vielleicht aber erheitert sich alles durch Ihre Gegenwart. Meine mißlichen Gesundheitsumstände kennen Sie seit mehrern Jahren, suchen Sie, darum beschwör' ich Sie, meinem guten Weibe die Besorgnisse zu benehmen, die sie sich deßhalb macht. Meine Genesung überlassen Sie der Zeit. Sie wissen wohl, weder Medikamente, noch Predigten über Gemüthsruhe heilen den Hypochondristen. Nehmen Sie mich vor der Hand, wie ich bin, wenigstens noch der herzliche Freund, den Sie stets in mir fanden." Dieß war Alles, was er sagte, und ich würde sein Zutrauen verlieren, wenn ich ihn durch irgend eine Zudringlichkeit beunruhigte. — Was könnt' er auch zu verbergen haben? Gewiß wenigstens keine Heimlichkeit, bey der es auf Wohl und Weh ankommt. Er ist von Natur sehr reizbar, und Sie wissen selbst, wie tiefen Eindruck Alles auf ihn macht. Nehmen Sie den Einfluß des leidigen Hypochonders dazu, so erklärt sich die ganze Sache. Wer weiß, welcher

unbedeutende Gegenstand ihm gerade jetzt Gefahren anzukündigen scheint, die nur in seiner Phantasie existiren. Gewönnen Sie dadurch, wenn Sie ihn wüßten? Früher oder später wird er ihn in seinem wahren Lichte sehen, und wird beruhigt werden. O ich könnte Ihnen Geschichten von Hypochondristen erzählen, die Ihnen viel Kurzweil verursachen würden, bey diesen Menschen wechselt Weinen und Lachen, Weisheit und Narrheit auf das seltsamste, der gescheuteste Mann scheint zuweilen verrückt. — Sollten Sie selbst bey Ihrem Gemahl Zwischenräume dieser Art bemerken, so beängstigen Sie sich deßhalb nicht, mag er noch so verwirrt reden, scheinen Sie es nicht zu bemerken, dieß alles giebt sich mit der Zeit von selbst.

Gr. v. T. Sie berühren gerade die Seite, welche für mich die schrecklichste ist. Leider habe ich ihn schon mehrere Male in einem Zustande getroffen, der an Verstandeszerrüttung grenzte. Seine Gespräche mit sich selbst, wenn er allein zu seyn glaubt, sein Phantasiren in Näch-

ten, wo er nicht schlafen kann, scheinen mir furchtbare Vorboten eines Uebels, welches nicht blos Hypochondrie seyn kann. Ich bin mit dieser traurigen Krankheit nicht unbekannt, der liebste meiner Brüder hätte ihr beynahe unterlegen, er hatte auch Perioden, wo er seiner nicht mächtig zu seyn schien, von der ausschweifendsten Lustigkeit sank er zuweilen in die tiefste Melancholie; aber, bester Grottau, dieß sind nicht die Zufälle meines Gatten, seine Stimmung ist kein Spiel vorübergehender Launen, er ist ununterbrochen abwesend, gewisse Gedanken verfolgen ihn überall. Grottau! Glauben Sie mir, sie entreißen ihm zuweilen den Gebrauch seiner Sinne. Hörten Sie ihn nur mit sich selbst reden.

G. Ich gestehe es, ich habe ihn mehrere Mal in heftiger Bewegung mit sich selbst sprechend getroffen. Aber worauf kam es hinaus? Auf schwarze Vorstellungen von seinen Familienverhältnissen, von den Unannehmlichkeiten des häuslichen Lebens, den Gefahren der Kin-

der, und was dergleichen mehr ist. Unlängst trat ich in sein Zimmer, ich fand ihn am Schreibetische sitzend, den Kopf auf den Arm gestützt, die starren Blicke an die Wand geheftet. Er bemerkte mich nicht so gleich, und ich benutzte den Zeitpunkt, um ihn ein wenig zu beobachten. Sie waren der Gegenstand seiner Schwärmerey. „Das arme Weib! seufzte er, so schuldlos um das Glück ihrer Tage betrogen! — Flog sie darum so freudig in meine Arme, daß der Gram sie in der vollen Blüthe ihres Lebens verzehrte! — O! daß ich diesen Bund vernichten könnte, daß ich sie zurück sehen könnte in die Tage, wo sie von mir nichts wußte! — Und daß diese Kinder nicht wären, auf deren unseligen Häuptern der Fluch des verbrecherischen Vaters ruht!“ — — Jetzt naht' ich mich ihm, er erschrack. „Wo waren Ihre Gedanken wieder?“ fragte ich. „Sie wissen, war seine Antwort, ich kann mich von meiner Liebe zum Theater nicht los reißen. Eben beschäftigt mich ein Trauerspiel, welches

viel Rührung verursachen dürfte. — Ich wünschte nur, daß meine Gefühle mich nicht so stark und so plötzlich hinrissen … aber, wer kann sein Naturell besiegen" Sie weinen Gräfin? Hätt' ich doch geschwiegen. Ich glaubte Ihnen einen Beweis davon zu geben, wie er so ganz in der Einbildung krank ist, alles durch das trübe Glas seines Mißmuths sieht, alles mit grenzenloser Ueberspannung fühlt. Gewiß, er ist nur hypochondrisch, wie käm' er sonst auf den albernen Gedanken, die Kränklichkeit seiner Kinder für die Folge eines fortgeerbten Fluchs zu halten. Aber so ist zuweilen der Wahn dieser Menschen, ich habe ihrer gefunden, bey denen der lächerlichste Aberglaube Eingang fand: jetzt sind sie genesen.

Gr. v. T. Schweigen Sie, schweigen Sie. Alle Versuche mich zu beruhigen sind vergebens. Sein und mein Loos ist geworfen. Er ist dem Wahnsinne nahe . . . Gott! welche Zukunft! Schon seh ich ihn rasen, da wüthet er gegen sich selbst, zerrauft sein Haar und

zerreißt seine Kleider . . . jetzt bringt man Ketten, er ist gefesselt, die einsamen Wände hallen sein Geschrey zurück . . .

G. Bey Gott, ich beschwöre Sie, fassen Sie sich; die Folgen einer zügellosen Phantasie sind schrecklich. Ihr Gatte, Ihre Kinder haben Anspruch auf Ihre Ruhe. Wie leicht könnte Sie das Schicksal treffen, welches Sie über Tellow verhängt glauben.

Gr. v. T. Ich bin sehr unglücklich. Verlassen Sie mich nicht, wenden Sie alles an, um über den Gemüthszustand meines Gatten Licht zu bekommen. Verhehlen Sie mir nichts, wenn Ihnen meine Freundschaft irgend theuer ist, sagen Sie, was Sie erfahren. Könnten Sie der Leiden eines trostlosen Herzens spotten?

G. Rechnen Sie von meiner Seite auf alle Thätigkeit, die ich dem Vertrauen, welches mir eine der edelsten Seelen schenkt, schuldig bin. — Jetzt — verlassen Sie, ich lege es Ihnen an das Herz, das Zimmer, die Natur rings

umher ist so lachend, alles ladet zum Genusse und zur Hoffnung ein, — vergessen Sie bey den einfachen und so rührenden Gemählden der großen Bildnerin jene Schrecknisse, mit denen Sie eine Furcht quält, die für Sie so gefährlich seyn kann. Nochmals, seyn Sie meiner wärmsten Theilnahme an Ihren Bekümmernissen sicher. Stimmen die Eröffnungen, die ich dem Herzen meines Freundes vielleicht abzugewinnen vermag, mit Ihren Ahndungen überein, so hält mich nichts ab, sie Ihnen mitzutheilen. Liebe und Freundschaft haben ja schon manche schwere Wunde geheilt. Wie es auch um ihn stehe, wir wollen die Hoffnung nicht sinken lassen. — —

Die Gräfin sank weinend in seine Arme; ihr Schweigen sagte mehr von ihrem Zustande, als alle Worte ausgedrückt hätten. „Lassen Sie mich die gute Düval rufen, sagte Grottau, (sie war ihre Gesellschafterin) zerstreuen Sie sich mit ihr durch eine angenehme Unterhaltung im Garten. Meine Gegenwart dürfte sie

nur immer auf den Gegenstand Ihres Kummers zurück führen. Ich hoffe Sie ruhiger wieder zu sehen."

Die Gräfin überließ sich noch eine Zeit lang ihren traurigen Vorstellungen. Die Düval erschien mit der ihr eigenen würdevollen Heiterkeit, einer Stimmung, welche sie ihren tugendhaften und religiösen Grundsätzen verdankte, die durch harte Prüfungen ihres Lebens die größte Stärke gewonnen hatten.

Düv. Schon war ich einige Mal an der Thür Ihres Zimmers. Allein nach Allem, was ich hörte, mußte ich fürchten, Sie in einem sehr lebhaften Gespräche zu unterbrechen.

Gr. v. T. Daß Sie es doch immer gethan hätten, meine Gute, Grottau brachte mich durch gewisse Aeußerungen über meinen Gemahl, etwas in Bewegung; Sie wissen, ich liebe die sanftere Unterhaltung. — — Ein sonderbarer Charakter, dieser Grottau! Man weiß nie, wie man mit ihm daran ist. Auf der einen Seite weiß er durch ein

äußeres Betragen, in welchem sich gute Grundsätze und feines Gefühl auszudrücken scheinen, Zutrauen zu gewinnen; dann aber hat er wieder so manchen Zug, welcher ihn zweydeutig macht, man bedauert es zuweilen, wenn man sich gegen ihn eröffnet hat. Haben Sie dieß nicht selbst bemerkt?

Düv. Ich gestehe, daß sein Betragen gegen den Grafen mir auffällt. So sehr er auch theilnehmender Freund scheinen will, seine Wärme hat etwas Affectirtes. Er sucht ihn aufzuheitern, aber er thut es oft mit einem spöttischen Tone, welcher nicht die beste Gesinnung verräth. Ueberhaupt mißfällt es mir, daß er den Grafen beherrschen will, und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß er gewisse Heimlichkeiten im Rückhalt haben möge, wegen deren der Graf ihn schonen müsse. — Doch vielleicht kann ich mich täuschen. — Von Ihnen spricht er nie anders, als mit Entzückung, ich glaube, er wäre jeder Aufopferung für Sie fähig.

Gr. v. T. Wenigstens glaube ich, daß er alles versucht, um der traurigen Gemüthslage meines Mannes eine andere Wendung zu geben. Eben darauf bezog sich unser Gespräch. Ich eröffnete ihm meine Befürchtungen, er suchte sie zu heben, verrieth aber zugleich, daß sie im Grunde auch die seinigen waren. Was er an ihm beobachtet hatte, führte mich zu schauderhaften Resultaten.

Düv. Entfernen Sie diese Vorstellungen. Ich weiß es, wie sehr sie Ihren Gatten lieben, und verehre die Unruhe Ihres edlen Herzens. Aber bedenken Sie, das die Furcht allezeit in das Uebertriebene mahlt und uns zu leicht durch ihre finstern Farben täuscht. — Ihr Gemahl ist im Garten, er schien ungemein heiter, und sprach, was er so selten thut, sehr lang und aufgeweckt mit dem Gärtner. — Wir wollen seine Stimmung benutzen, so oft und so gut wir können. Lassen Sie uns zu ihm eilen, gewiß sieht er es nicht ungern. — —

Lange suchten sie ihn vergebens auf, dann sagte ihnen ein Bedienter, er habe vor kurzem einen Brief von dem Arzte der Familie erhalten, und sey dann, wie es geschienen, mit lebhafter Unruhe auf die Einsiedeley der englischen Anlage zugegangen. — „Gewiß, rief die Gräfin, eine schreckliche Nachricht, welche meine Kinder betrifft. Gott! was werd' ich hören!" — Sie verließ ihre Freundin, und wankte unter Seufzern der Einsiedeley zu. Sie fand ihn hier nicht, aber einen erbrochenen Brief von einer Hand, die ihr bekannt war. Zitternd ergriff sie ihn und las, es war der Brief des Arztes.

Gnädigster Graf,

Heiße Theilnahme an Ihren ohnehin großen Leiden verhinderten mich bisher immer noch an einer Erklärung, die ich Ihnen jetzt mit erschüttertem Herzen — aus gutem Grunde — schriftlich gebe. Alle weitere Versuche, das Gesicht Ihrer Emilie herzustellen,

sind vergebens; die Kunst hat keine Mittel ein Organ zu retten, welches durch ein verzehrendes Gift bereits in seinen wesentlichsten Theilen zerstört ist. Ich ersuche Sie, zu meiner Rechtfertigung die Urtheile der größten Aerzte der benachbarten Universitäten einzuholen, und lege zu diesem Behufe eine detaillirte Darstellung des ganzen Ganges meiner fruchtlosen Kur bey. Wie gern trete ich beschämt zurück, wenn Einsicht und Erfahrung ihnen noch Heilkräfte darbieten sollten, welche mir unbekannt waren. Möge der Himmel meine Versuche segnen, Ihren unglücklichen Adolph das Leben möglichst zu erleichtern! Vereinigen Sie Hoffnung und Fassung, wie es einem Weisen und Christen ziemt.

Mit der innigsten Wehmuth unterzeichnet ꝛc.

„Gott, so werden denn meine Ahndungen wahr!“ rief die Gräfin und sank ohnmächtig hin. Die Düval, welche ihr

von fern gefolgt war, und ihren Schrey gehört hatte, eilte hin und brachte sie in eine nahe Grotte. Sie kam spät erst wieder zu sich selbst, und sah die Amtsräthin eine lange Zeit mit starren Blicken voll Wehmuth und Entsetzen an.

Düv. Was ist Ihnen? Wo ist Ihr Gemahl?

Gr. v. T. Da liegt der schreckliche Brief — er ist mir entfallen — Lesen Sie, lesen Sie! — Arme Wittwe, glücklich in ihren Kindern! — Bejammern Sie die reiche Mutter, der ihre Kinder Qual sind! . . . Wie hab' ich dieses Schicksal verdient! . . . Gott verzeihe mir die Frage, es ist die stumme Frage des Wurms, den ein muthwilliger Tritt zerquetschte. — Hundert Frauen dürfen sich im Kreise ihrer Kinder freuen, denen Liebe und Ehe nur Spielwerke für ihre Wollust sind, Frauen, welche die Pflichten der Mutter um ein Spottgeld an nichtswürdige Zofen verhandeln! — — Da sieht am stillen Abende die unverdrossene Bäuerin vor der Hütte und sin-

det nach den Lasten des Tages Trost und Segen von Gott in der Umarmung ihrer spielenden Kleinen. — Lieb' ich meinen Gatten nicht auch mit heißer Liebe? Führte uns nicht Unschuld zum Altar? — Ist mein Tellow nicht Menschenfreund? Segnen ihn nicht in täglichem Gebete seine Unterthanen? — Ja, er ist ganz so, wie ich ihn dachte, da ich die Schmeichelenen der schönsten jungen Männer mit Gleichgültigkeit aufnahm, und voll Vertrauens auf sein edles Herz mich seinen Armen hingab? — Warum ist er ein unglücklicher Vater, er, der so vielen Kindern den Himmel auf Erden bereiten könnte?

Die Düval gab ihr mit thränenden Augen den Brief zurück.

Düv. Die Wege der Vorsicht sind dunkel; Ihre Prüfung ist hart, lassen Sie Ihr Vertrauen und Ihre Hoffnung nicht sinken. Wenn Emiliens Augen für diese Welt verschlossen sind, so ist darum die ganze Emilie nicht verloren. Neue

berühmte Blinde unserer Zeit kostet in dem Spiele ihrer Harmonika die Harmonien des Himmels, und Ossian und Milton genossen in ihrer Finsterniß die seligsten Stunden, sie sehen das Morgenroth nicht, und es erschien ihnen doch so herrlich.

Gr. v. T. Gute, gefühlvolle Düval! Dieß ist kein Trost für eine Mutter. Mein Adolph kann an seinen Krücken auch vielleicht einige frohe Augenblicke haben, der unschuldige Gefangene kann sie sich ja im Kerker geben, wenn schon der Todestag heran naht. Aber, wenn auch meine Emilie ihr Schicksal mit Standhaftigkeit trägt, und ihm dann und wann heitere Stunden abgewinnt, soll die Mutter denn doch nicht weinen, wenn sie täglich ihr Kind vor sich sieht, umringt von ewigem Dunkel. Wie schön ists, wenn die Seele einer guten Tochter sich den Blicken der Mutter in gefühlvollen Augen entgegen spiegelt! Gott, wenn ich meine Mutter nicht mehr hätte sehen können! — Kommen Sie, Düval, ich muß das arme Mädchen sehen, mir ist,

als wäre ihr Todesurtheil gesprochen, als wäre sie von mir auf immer geschieden. Kommen Sie, ich will ihr das Lebewohl sagen . . .

Düv. Ersparen Sie sich diese Scene, meine Gräfin, Sie sind zu sehr bewegt. Stimmen Sie Ihre Seele, die ja so groß ist, zur Ergebung in ein unvermeidliches von Gott über Sie verhängtes Loos, und erleichtern Sie dem guten Kinde durch alle Liebe, deren ein Mutterherz fähig ist, sein hartes Schicksal.

Gr. v. T. Das werd ich. Möcht' ich ihr doch alle Freuden des Lichts und der schönen Natur ersetzen können, daß sie einst in meinen Armen des Lebens froh wäre, und ihren Gott priese! — — Wie mag der Brief meinen Gemahl erschüttert haben! Er hat ohnehin schon im Stillen so viel über das Mädchen gelitten. Er muß außer sich gewesen seyn, sonst hätte er den Brief nicht fallen lassen. — Ich muß ihn aufsuchen. — Doch nein; sein kummervoller Anblick dürfte mich zu tief rühren, und meine Thränen würden

ihn trostlos machen. — Lieber überlaß' ich ihn der Einsamkeit.

Jetzt kam Gärtners naives Annchen hergehüpft, und brachte der Gräfin ein Körbchen mit Blumen, welche sie schalkhaft lachend auf ihren Schooß legte.

Gr. v. T. Von wem hast du diese Blumen, Mädchen?

Ann. Vom Frühlinge, gnädige Gräfin.

Gr. v. T. Sind sie theuer?

Ann. Wohl sehr theuer, meine Mutter sagte, ich sollte mir viel dafür geben lassen.

Gr. v. T. Was denn, Kind?

Ann. Ihre Gnade, gnädige Gräfin, und ihre liebe Hand, um sie zu küssen.

„Ich danke dir, kleine Schmeichlerin, sagte die Gräfin, und küßte sie mit Rührung.“ — „Geben Sie aber Comteß Emilien auch eine Blume davon,“ sagte das Mädchen, küßte ihre Hand mit froher Hastigkeit und hüpfte wieder fort. — — — „Gutes Kind, seufzete

die Gräfin, für Emilien sind keine Blumen geschaffen; sie wird nie ihrer Mutter entgegen hüpfen, wie du mir! — Fühlen Sie, Düval, wie traurig meine Lage ist. Ein Paar Worte aus dem Munde eines lachenden Kindes erschüttern mich im Innern, und lassen mich von neuem mein ganzes Unglück übersehen. — Verlassen wir den Garten, auch die Natur hat keine Ruhe für mich, ich fürchte mich, meinem Gemahle in dieser Stimmung zu begegnen. — Haben Sie die Güte und sehen nach meinen armen Kindern.

Sie trennten sich; die Gräfin sendete den Brief an die Baronesse Scholten ab, und sah mit schwarzen Ahndungen der Gegenwart ihres Gatten entgegen, der um diese Zeit gewöhnlich den Thee auf ihrem Zimmer zu nehmen pflegte. Dieß Mal erschien er nicht; ihre Unruhe stieg auf das höchste. — — —

Der Inhalt des Briefes vom Arzte hätte für den Grafen nicht überraschend

seyn sollen. Er war darauf seit geraumer Zeit durch zweydeutige und geheimnißvolle Briefe vorbereitet, und Verzweiflung an der Wiederherstellung seiner Kinder war die Hauptursache der Melancholie, die seine Gattin in eine so gerechte Unruhe versetzte. Allein auch die Verzweiflung hat zuweilen noch lichte Zwischenräume von Hoffnung, und dieß war bey dem Grafen um so mehr der Fall, da der Arzt besonders in Heilung der Augenkrankheiten den ausgezeichnetesten Ruf genoß. Die letzte Erklärung von einem solchen Manne, mit der auf ein Mal alle seine Hoffnungen sanken, war für ihn ein Donnerschlag; alle fürchterliche Vorstellungen, die ihn so lange schon für jede Freude des Lebens unempfänglich gemacht hatten, drängten sich jetzt vor seine Seele, er sah zurück in sein voriges Leben, in jene Jugendjahre, wo der Genuß der berauschendesten Wollust seine Tagesordnung war, und wo er unter den üppigen Liebkosungen seiner Buhlerinnen alles vergaß, was das wahre Glück eines edlen Herzens macht. Leb-

hafter als je hallte in seinen Ohren der freundschaftliche Zuruf eines seiner vormals gebrauchten Aerzte: „Ich bitte Sie um Ihrer eigenen Ruhe willen, wagen Sie nie zu heirathen, wenn Sie Ihrer Gesundheit nicht ganz sicher sind.“ Er sah in sich einen Betrüger, der einem liebevollen Weibe die gerechtesten und süßesten Hoffnungen des Lebens vereitelte, einen Vater, welcher Kinder erzeugt, die vielleicht ihr Daseyn und mit ihm den Vater verfluchen, einen Frevler, der es wagt, die schönen Harmonien der Lieder voll Dank gegen den Schöpfer rings umher durch Stimmen des Elends und der Verzweiflung zu zerstören. Unter wilden trostlosen Phantasien schweifte er umher in der Landschaft, und warf sich dann in einem düstern Tannenwäldchen, in welches der Garten führte, unter einem Baume nieder, dessen Farbe mit den Farben der Bilder, die ihn quälten, auf eine grausende Weise harmonirte. Durch die Zweige der Tannen wimmerte mit kläglichem Pfeifen der Abendwind, und die

sanftglühende Röthe des Niedergangs mischte sich melancholisch unter die spielenden Schatten. „Da lieg' ich einsam, sagt' er, auf bemooßten Wurzeln, die Pracht des feierlichen Abends geht mir ungenossen vorüber, und seufzend seh' ich den schönen Stern, der mir einst Ruhe winkte, und mich in stille selige Schwärmereyen wiegte. Jedes Geräusch erschreckt mich, ich erbebe, wenn das kleine Eichhorn die wankenden Aeste durchklettert; alles mahnt mich an meinen verlornen Seelenfrieden, die Bäche murmeln mir zu: „Du bist unser Freund nicht mehr!“ — Warum lieg' ich nicht entzückt am Busen meiner treuen Gattin in einer lachenden Scene der Natur, umspielt von blühenden, wonneversprechenden Kindern? Warum flieh ich aus ihrer Mitte, schaudere vor dem Anblicke des Schlosses meiner Väter, und schweife umher, wie ein Verbrecher, dessen Begleiter Fluch und Todesangst sind? — Gott gab mir Alles, was ein Mensch erflehen kann, Gesundheit und Stärke, Reichthum, — selbst,

was in Stunden der Begeisterung der Jüngling mit feurigen Thränen wünschte — ein Weib voll Schönheit und Tugend. — Julie! Julie! Wo bist du? Warum schließ ich dich nicht in meine Arme? — Fern von mir wankst du einsam, verloren in den Bildern eines tiefen Grames. — Julie, warum weinst du, und ringst deine Hände so trostlos? Warum wendest du dein Gesicht weg und schauderst? — — — Ha! ich seh' es, da kommen deine Kinder den Lindengang herunter; Jeannette führt d e blinde Tochter, und Krücken stützen den keuchenden Adolph. — Ha! Julie! Sieh da! Das ist süßer als Brautnacht. — Sieh! Wie sie hüpfen! Sieh Emiliens blaue Augen! Sieh, wie Adolph unter den Blumen umher schwebt! — Freue dich, sie winden dir einen Kranz! — Mutter über alle Mütter, wie froh wird einst das Jubelfest seyn! — — Du weinst immer noch? Mädchen, siehst du Gräber? Erscheinen dir Todte? — Ha! da wandelt ein Schatten her, blutend von der Wunde des Selbstmords.

Julie, es ist dein Tellow. Fliehe, fliehe, er ergreift deine Kinder, zerfleischt sie, und zerstreut ihre Gebeine in die Lüfte!"

„Gott! Sie hier? Und wie treff' ich Sie?" rief Grottau, der ihn aufgesucht, und seine letzten Worte gehört hatte. Der Graf fuhr zusammen, und sah ihn lange schweigend mit wilden Blicken der Wuth an. „Ungeheuer, sagt' er endlich mit dem Tone des Entsetzens, bist du da? Wer hat dich gerufen?"

Gr. Kennen Sie Ihren Grottau nicht?

T. Meinen Grottau, Du mein? Ja, beym ewigen Gott, mein, wie die Schlange, die sich um den Fuß des sorglosen Wanderers windet. — Grottau, Grottau, gieb mir die Jahre meiner Unschuld wieder! Gieb sie wieder, und verschwinde aus den Erscheinungen meines Lebens! — Grottau, Grottau, die Abende im Wäldchen!! — — Marianens wollustvoller schauderhafter Kampf am Abgrunde!! — — Dein Gelächter, Grottau, wenn der Sturm des Gewissens mich erschütterte!! — — Ach! und

meine Thränen jetzt, die Verzweiflung meiner Julie, das namenlose Elend meiner Kinder! — Grottau, Grottau, gieb mir die Jahre meiner Unschuld zurück! — Nein, das kannst du nicht; du bist kein Gott, aber ein Teufel, vor dem Gott erbeben möchte. . . . Der Graf sank sinnlos hin; Grottau brachte ihn auf sein Zimmer. Er kam wieder zu sich. „Was hab' ich geredet, waren seine ersten Worte mit gebrochener Stimme, meine Gedanken giengen irre. Haben Sie Mitleid, Grottau; ich bin ohne Rettung verloren." Er sank darauf in einen tiefen Schlaf. — — —

„Bruder! War das Spaß oder Ernst? sagte Grottau bey sich selbst: es war wohl mehr als Spaß? Schlaf sanften Schlaf, meinetwegen ewigen Schlaf! Deine Julie wird sich zu trösten wissen. Sie muß dich nur erst kennen, dann giebt sich alles. Er schläft sehr tief, und, gesetzt auch, er wacht auf — — was ich thue, thue ich zu seinem Besten. Zum Glück ist sein Schreibepult offen. . . Ha

da liegt sein Tagebuch! — Wozu ein Tagebuch für einen Menschen, der der Verrückung nahe ist. — Und dieß Paquet mit Briefen, ich kenne die Hände, befördert seine Kur auch nicht. — Arme Mariane, du wirst wohl von den Todten erweckt werden. —

Er steckte die Papiere zu sich, entfernte sich mit leisen Tritten, und rief den Kammerdiener des Grafen.

(Die Vollendung folgt im nächsten Bändchen.)

K. H. Heydenreich.

VIII.

J. J. Spalding

Denkschrift

auf

seine verewigte Gattin,

an

ihren Vater.

An Herrn D. Gebhardi
in Stralsund.

Was auch diese Art der Zuschrift etwa Sonderbares an sich zu haben scheinen mag: so bin ich doch versichert, daß die wenigen freundschaftlichen Gemüther, in deren Hände allein sie meiner Absicht nach kommen soll, mir den Trost gönnen werden, den ein sehr verwundetes Herz gewöhnlicher Weise darin genießt, wenn es sich mit dem Gegenstande seines Kummers beschäftigen, den Regungen seiner Wehmuth und seiner Zärtlichkeit unaufgehalten nachhängen, und auch Andere mit in dieselben hinein ziehen darf. Sie insonderheit, hochgeschätzter Herr Vater, theilen

zu sehr mit mir den Schmerz, der mein Innerstes durchdringt, als daß Sie mir nicht liebreich erlauben sollten, meine Betrübniß vornehmlich vor Ihnen auszuschütten. Ihnen und Ihrer gottseligen und weisen Erziehung hatte ich die theure liebenswürdige Gefährtin meines Lebens zu danken, die beynahe eilf Jahre hindurch meinen Stolz und meine Freude ausgemacht hat. Was kann ich jetzt meinem Gemüthe für eine angenehmere Nahrung geben, als die genaue lebhafte Erinnerung dessen, was ich besessen zu haben, noch für ein so grosses Glück halte.

In den sehr frühen Jahren, da sie die erste unschuldige Zärtlichkeit ihres Herzens mir weihte, konnte sie bald genug diese ihre Jugend vergessen, und ihren Geschmack so wohl, als ihre Vergnügungen mit den meinigen, ungeachtet der beträchtlichen Ungleichheit unsers Alters, übereinstimmend und gemeinschaftlich machen. Dieß war die Folge von den Grundsätzen, die vom Anfange bey ihrer

zarten Seele eingepflanzt waren, und von der zuverläßigen Art zu urtheilen, welche ihr natürlicher richtiger Verstand durch ein nutzbares Lesen von ihrer Kindheit an noch mehr befestigt und erhöht hatte. Sie war so glücklich gewesen, in diesem letztern Stücke beständig auf eine gute Wahl geführt zu werden; und das gab ihrem Geiste eine Ausdehnung, und ihrem von Natur lebhaften und scharfen Witze eine Ordnung und Wahrheit, die sie zugleich zu dem muntersten und zu dem gründlichsten Umgange geschickt machte. Mit diesen Fähigkeiten war sie besonders für mich die wünschenswürdigste Gesellschafterin. Indem sie so leicht das Wahre in einer jeden Sache zu empfinden, und insonderheit auch die glänzenden Thorheiten der Welt so genau auf ihren Werth herunter zu setzen wußte; indem sie sich fast auf alles das, worüber ich las und dachte, mit mir einlassen konnte, so bald ich ihr nur mit wenigen Worten die Begriffe davon geläufig gemacht hatte, indem sie das menschliche Herz, vermittelst

einer redlichen Aufmerksamkeit auf ihr eignes, in seinen mannigfaltigen Tiefen kannte, und indem sie bey dem allen der Natur und Bestimmung ihres Geschlechts treu blieb, und der unerträglichen Abgeschmacktheit, belesen oder gelehrt scheinen zu wollen, noch mehr feind war, als der äusersten Unwissenheit, so fand ich bey ihr die angenehmste einsame Unterhaltung, ohne in den vermischten Gesellschaften auch nur den Argwohn bey Andern besorgen zu dürfen, daß sie in diesem Stücke etwas Unterscheidendes suche.

Die ganze Vorzüglichkeit ihres Verstandes und ihrer Kenntnisse aber ward dadurch erst recht schätzbar, daß sie die Kraft davon in einer aufgeklärten Tugend und Gottseligkeit zeigte. Ihr gutes Herz fühlte in einem sehr hohen Grade den Werth der göttlichen Beruhigung, sich von der Wahrheit leiten zu lassen, und nach den Grundsätzen, die man glaubt, zu denken und zu handeln. Die Treue, die sie darin bewies, war ihr auch um so viel mehr zu einem Verdienste anzunehmen, je weniger es ihr in ihrem eigenen

Temperamente an Feinden fehlte, die sie zu bestreiten hatte, und je mehr sie insonderheit Ursache fand, gegen eine gewisse Schnelligkeit der Eindrücke und Gemüthsbewegungen, welche selten von der sonst so einnehmenden Lebhaftigkeit des Geistes getrennt zu seyn pflegt, auf ihrer Hut zu seyn. Aber auch die Siege, die sie hier über sich selbst erhielt, waren dem Eifer und der demüthigen Aufrichtigkeit in Selbstbekenntniß, womit sie gegen jene Anfälle ihrer Natur kämpfte, zu ihrer Freude vollkommen gemäß. Ueberdieß fand sie gleichsam eine sehr wichtige Schadloshaltung dafür in der geraden ungekünstelten Redlichkeit, womit sie alle Krümmen des Verhaltens, und alle niedrige Verstellungskünste verabscheuete, und in der ernstlichen Begierde, womit sie allenthalben zu lernen und sich zu bessern suchte. In Ansehung dieser letztern Gesinnung ist mir noch die tiefe und ernsthafte Ueberlegung merkwürdig, womit sie nach wiederholter Durchlesung des Ehrengedächtnisses, welches mein werther und würdiger

Freund, Herr Sulzer, seiner vortreflichen Gattin gestiftet hatte: „Hier muß es bey mir heißen: Gehe hin und thue desgleichen." Zu einer so sorgfältigen Wahrnehmung ihres Herzens mußte ihr alles behülflich seyn; und sie fand Mittel, fast eine jede Erkenntniß, die sie besaß oder erlangte, dahin brauchbar zu machen, daß sie dadurch edler denken und handeln lernte.

Ihr Christenthum war so wohl über die leeren, unfruchtbaren Spitzfindigkeiten und menschlichen Unterscheidungen, als über eine gewisse sinnliche oder ängstliche Andächteley, diese sonst nicht ungewöhnliche Eigenschaft ihres Geschlechts, hinweg. Allein diese Gleichgültigkeit verlor gewiß dadurch bey ihr allen Verdacht von Strafbarkeit oder Schuld, weil sie dagegen die grossen wesentlichen und allgemeinen Wahrheiten, die sich auf Gott, auf die Erlösung und auf den hohen Zweck unsers Daseyns beziehen, desto mehr in ihrem gehörigen Umfange und ihrer völligen Kraft überdachte, glaubte und fühlte,

und in ihrem Herzen stets eine innige starke Empfindung der tiefsten Verehrung gegen die Gottheit gegenwärtig erhielte. Derselbige Geschmack, der sie darauf leitete, der machte auch, daß sie die heilige Schrift so ausnehmend liebte, und das, was die Lehren, so wohl als die Ausdrücke derselben, Großes, Gottwürdiges und Herzrührendes haben, mit so vieler Bewegung bewunderte. Sie hatte einen überaus glücklichen Fortgang in unserer gemeinschaftlichen Bemühung, die Religion beständig mit unserm ganzen menschlichen Leben in eine Verbindung zu bringen, und uns das Bewußtseyn von Gott so geläufig und gleichsam so natürlich zu machen, daß wir es in alle unsere Geschäfte und Freuden einmischen möchten.

Diesen so heilsamen und doch zugleich so erfreulichen Gedanken, brachte sie also allenthalben mit sich hin. Daher kam eigentlich zu allen den Zeiten, wo ihr nicht die Beschwerden einer schwächlichen Leibesbeschaffenheit zu empfindlich wurden, der aufgeräumte und ihr zur Lust werdende

Fleiß, in ihren auch noch so kleinen häuslichen und mütterlichen Verrichtungen. Daher kam auch besonders die Leichtigkeit, womit sie in den gemeinsten Vorkommenheiten unsers Lebens die Wohlthaten der Fürsehung zu bemerken wußte, und das Vergnügen, womit sie dieselben erhob und in's Licht setzte. Bey einem Spatziergange im Garten, bey der Zueignung und den Wohlthätigkeiten so mancher liebreicher Gemüther meiner Gemeinde, bey der Wahrnehmung irgend einer guten Eigenschaft an unsern Kindern, und bey tausend andern dergleichen größern oder geringern Veranlassungen war das immer ihr Erstes was sie dachte, daß wir so viel, so viel Gutes von Gott hätten! So ward bey ihr die Religion das, was sie bey jedermann seyn sollte, nicht ein feyerliches Schreckbild zur beständigen Erregung finsterer schwermüthiger Bangigkeit, sondern eine Quelle der freudigsten Munterkeit, welche gleichsam die ganze Natur um sich her verschönert, und vermittelst der entzückenden Empfindung von dem Wohlge-

fallen Gottes, alles in einem gedoppelt heitern und erquickenden Lichte darstellt. Aber freylich gehört auch dazu eine Seele, die mit Gott und seinen Absichten harmoniret, und die also die Gedanken von ihm, als dem Ursprunge und Regelmaße alles Rechts, alles Schönen und Guten, nicht zu scheuen noch zu fliehen nöthig hat.

Dieß war das Herrschende in dem Charakter unserer geliebten Wilhelmine; und bey dieser Art zu denken vermochten die äußerlichen Umstände und Unterschiede in der Welt viel zu wenig über ihr so gut verwahrtes Herz, als daß dadurch beschwerliche Begierden und Beunruhigungen bey ihr hätten entstehen können. Davon zeigte auch besonders noch zuletzt die Aufmerksamkeit und Rührung, womit sie in dem schätzbaren Buche: Rob. Lucas Weg zur Glückseligkeit, welches seit einiger Zeit unter andern ihre Lieblingslesung geworden war, eine Stelle las, und wenig Tage vor ihrer kurzen Krankheit sich auf ein besonderes Blatt aufschrieb. „Lasset andere (heißt

„es) sich an Ehre, Reichthum und Macht „erfreuen: lasset mich meiner selbst der „Wahrheit und Gottes genießen. Lasset „andere sich der Schmeicheley der Sinne, „und des Blendwerks der Einbildung „freuen: gebet mir Gesundheit und ein „fröhliches Herz, Ruhe und Heiterkeit „einer einsamen Stille, nebst dem Ver„gnügen und der Sicherheit, welche die „göttliche Gegenwart darin hervor bringt. „Lasset andere endlich von ihrem Glücke: „lasset mich von mir selbst abhangen.“ Es war gewisser Maßen natürlich, daß bey einer solchen Erhebung der Gedanken gleichsam eine innerliche Quelle von Licht und Freude ihren ganzen Geist durchstralte, und besonders eine jede stille Stunde des Nachdenkens mit dem Vergnügen des Himmels erhellte. Dann lachte ihr freundliches liebreiches Auge noch zufriedener und brachte so viel gewisse Heiterkeit und Frohlocken in meine bisweilen bewölkte Seele.

Dieser freyen und zu einer jeden reinen unschuldigen Freude so gelegten Ge-

müthsart hatten ihre und meine Anverwandten und unserer gemeinschaftlichen Freunde es zu danken, daß unsere Wohnung für sie allemal ein so ermunternder Aufenthalt ward. Zugleich machte dieß sie so viel fähiger und geneigter eine Pflicht zu erfüllen, deren Erheblichkeit sie in ihrem ganzen Gewichte fühlte, nämlich die Pflicht wohl zu thun. Sie schien nichts weniger als sich ein Verdienst erworben, sondern blos eine Schuld abgetragen zu haben, wenn sie Nahrung, Erquickung und Beystand denen zuwenden konnte, die es bedurften. Ueberhaupt zeigte sie in ihrem ganzen Umgange und Betragen die Gesinnung, deren natürlicher Ausdruck in einem unserer tragischen Dichter ihr so sehr gefallen hatte und seitdem fast immer in ihrem Gedächtnisse war: Du weißt, wie gern mein Aug' vergnügte Menschen sieht.

Ich habe bisher ohne Bedenken so viel von einer hochachtungswürdigen geliebten Person, die mir so nahe angeht, gesagt,

weil ich nicht besorgen darf, daß diejenigen, für welche ich schreibe, und am wenigsten Sie, hochgeschätzter Herr Vater, sich zu sehr mit der Abbildung einer Freundin belästiget finden werden, die Ihre Werthschätzung so wohl verdiente. So hab' ich, und so haben Sie sie gekannt. So ist sie auch allen denen bekannt geworden, die durch einen genauern und anhaltendern Umgang Gelegenheit hatten, des ganzen Grundes ihres Herzens kundig zu werden. Ich an meinem Theile finde eine gewisse Erneuerung ihrer Besitzung, einen übriggebliebenen Schatten von ihrer für mich so einnehmenden Gesellschaft darin, wenn ich die Vorstellung von ihr so umständlich und lebhaft, als es mir möglich ist, in meine Seele zurück rufe. Es ist mir so gar gewisser Maßen Gottesdienst, die theuerste und angenehmste der Wohlthaten, womit die Fürsehung mein irdisches Leben beglückseliget gehabt, auch jetzt noch mit einer gefühlvollen wehmüthigen Dankbarkeit zu erkennen und zu verehren.

Ich genieße es nun nicht mehr, dieß beste Geschenk des Himmels. Ich bin von der Gefährtin meiner Wanderschaft, die hauptsächlich mir dieselbe leicht und anmuthig machte, verlassen. Der Tag, der sie mir entriß, da meine Hoffnung zu ihrem Leben erst schwach ward, und bald sich immer mehr verlor; der Anblick ihres Kranken= und Sterbelagers; ihre Gespräche und ihr Bezeigen, während daß sie ihr Ende heran nahen sah; diese für mich unaussprechlich rührenden vermischten Scenen von Glaube und Zärtlichkeit, von Erhebung ihrer ganzen Seele zu Gott und von inbrünstig wallenden Liebesbewegungen gegen mich und ihre Kinder, wobey bisweilen die aus der Heftigkeit der Krankheit entstehenden kleinen Unordnungen die Eindrücke noch durchdringender machten; diese eifrige Geschäftigkeit ihrer bereits sterbenden Hand, mir die Thränen, in welchen sich Angst und Freude vermengten, von den Augen zu trocknen; dieser himmlisch freundliche Blick, womit sie mir den schon schwer werdender Sprache

versicherte, daß unter allen irdischen Dingen, die ihr nun bald aus den Gedanken kommen sollten, ich das Letzte seyn würde, was sie vergessen wollte; diese und so viele andere Umstände von gleicher Art, die zu einer solchen Zeit das von Empfindlichkeit überwältigte und betäubte Herz ganz zu Boden drücken, sind so tief in meine Seele gegraben, daß das Andenken davon nicht allein unauslöschlich, sondern auch, wie ich hoffe, in Absicht auf meine höchste Angelegenheit fruchtbar bey mir seyn wird. So oft war in diesen Stunden der innigsten Bewegung das der Inhalt unserer Unterredungen, wie gar unbedeutend und nichtswürdig alle andere Emsigkeiten gegen die einzige große Sache seyn, bey der so augenscheinlichen Ungewißheit alles Irdischen, sich in der Rechtschaffenheit der Seele zu einer solchen Veränderung und zu einer unvergänglichen Glückseligkeit zu bereiten. Und so oft nahm sie meine Hände in die ihrigen geschlossen mit der liebreichsten Billigung und Aufmunterung die heiligen Verpflichtungen von mir an,

mich durch diese, des Menschen würdigste Sorge zu der erwünschten Wiedervereinigung mit ihr immer geschickter zu machen.

Hierin liegt also nun mein angelegentlichstes Geschäft, so wie mein kräftigster Trost. Diese Zukunft, die mir mein theures Weib wieder geben wird, ist auch um deßwillen schon so viel mehr werth, daß ich mein Gemüth mit aller seiner Erwartung und Bestrebung dahin gewöhne. Wenn jetzt mein Haus und die Welt um mich her mir eine Wüste ist, wenn mein thränendes Auge sie, die ich liebte allenthalben vergebens sucht; wenn die blühende Natur, die ich in ihrer Gesellschaft so reizend zu finden pflegte, nun wie verdunkelt vor mir liegt; wenn der Anblick kleiner geliebter Kinder das Bild ihrer liebenswürdigen Mutter mit Schmerz und Entzücken zugleich in mir erneuert; wenn über so manche unschuldige erfreuende Aussicht auf nähere oder entferntere Zeiten, die durch ihre Theilnehmung erst recht köstlich werden sollten, plötzlich der

schwärzeste Vorhang niederfällt; wenn alle meine irdische Freuden, selbst die besten, reinsten und selbst auch Gott gefälligsten Freuden, aus meinem Leben mit einem Male weggeflohen zu seyn scheinen — so erbebet freylich mein Herz — Aber ich werde bey dem allen doch noch nicht traurig seyn dürfen, wie die Andern, die keine Hoffnung haben. Die Religion, die ich glaube, wird ihren wohlthätigen Einfluß in mein Trost bedürfendes Herz beweisen, und mich über das sonst so sehr niederschlagende Gefühl der Menschlichkeit erheben. Es ist eine Fürsehung und eine Ewigkeit, deren rechte Erwägung mich nicht sinken läßt. Ich will also nur suchen, den Gesichtskreis meiner Betrachtung hierüber zu erweitern, und mich damit mehr in den unermeßlichen Umfang der weisesten und besten Regierung zu vertiefen. Im Ganzen wird doch dieß alles recht und gut, und auch mir selbst, der ich es nur noch weinend glauben muß, gut seyn. Diese Gewißheit wird unfehlbar meine Seele, wenn sie etwa wanken

will, unterstützen und aufrecht erhalten. Und schon danke ich dem Ursprunge alles Trostes für das göttliche Licht, womit er in diesen trüben Tagen meinen Geist aufgeheitert und gestärkt hat; womit er auch bey Ihnen, hochgeschätzter Herr Vater, dasjenige erträglich gemacht hat, was sonst für das Herz eines Vaters zu viel ist, eine einzige geliebte Tochter, und eine solche Tochter zu verlieren. Wir insgesammt, da unser nicht wenig sind, die durch die engsten Bande der Natur und Anverwandtschaft zu einerley Schmerz vereinigt werden, wir wollen auch hierbey immer mehr über das Sichtbare hinweg, und mit Blicken der lebendigen Ueberzeugung in jene Welt der Wahrheit und des Friedens hinein sehen, die unsere Geliebte aufgenommen hat, die ihr das Alles überschwänklich vergütet, was sie etwa hier verloren zu haben scheinen möchte, und deren vollkommenes Licht auch für uns einmal alle diese finstern Gänge der Fürsehung aufklären, und unsere gegen-

wärtige Wehmuth in Dank und Lobgesang verwandeln wird.

Lassen Sie die Verbindlichkeit der Freundschaft und der Zueignung, die durch eine so werthe Mittelsperson unter uns gestiftet worden, auch noch um ihrentwillen, und um dererjenigen willen, die uns von ihr übrig geblieben sind, eine unverrückte Dauer behalten; so wie ich auf meine Lebenszeit das wahrhafteste Vergnügen in Beweisung der ehrerbietigen Hochachtung und Verpflichtung eines Sohnes finden werde. Barth, den 17ten May, 1762.

J. J. Spalding.

Ende des dritten Bändchens.

Philos. Ethica popul. 2223.

Miscell.
Opp. var. arg.
German.
Vesta.

Vesta

Kleine Schriften

zur

Philosophie des Lebens,

besonders

des häuslichen.

Von

Karl Heinrich Heydenreich.

Viertes Bändchen.

Biblioth .... aberabtae

Leipzig,
bey Gottfried Martini. 1802.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorerinnerung.

Ich habe mich bey diesem vierten Bändchen nur in einer zwiefachen Hinsicht zu meiner Rechtfertigung zu erklären.

Man dürfte mir den Vorwurf machen, ich habe in der Abhandlung No. III. den Affekt des Aergers und der Aergerlichkeit zu einseitig behandelt, und in Hinsicht auf Ursachen und Folgen desselben, zu wenig Rücksicht auf den Körper genommen. Ich habe den Gegenstand allerdings beynahe blos psychologisch behandelt. Es wäre mir leicht gewesen die Resultate der Erforschungen der berühmtesten Aerzte über den Einfluß des Aergers auf die thierische Maschine in meine Untersuchung zu verweben; allein ich gestehe offenherzig, daß ich durch dieselben das

Verhältnis des Aergers zur Galle eben so wenig begriffen habe, als mich irgend eine Physiologie über den Zusammenhang des Lachens und des Zwergfells befriedigt hat. Die Betrachtung der Krankheiten, welche durch jenen Affekt entstehn, lag natürlich außer meiner Sphäre. Ich wünsche indessen zu wissen, ob praktische Aerzte von meinen Bemerkungen Gebrauch machen können. So viel ich weiß, hat noch kein Psycholog die wahre Natur des Aergers im Besondern und umständlich dargestellt. Ich werde im folgenden Bändchen die Mittel, allem Aerger vorzubeugen, und die einzig möglichen Heilmethoden einer festgesetzten Aergerlichkeit aus philosophischen Grundsätzen, und der Erfahrung entschöpften Beobachtungen entwickeln.

Meine Erzählung: Graf Tellow würde man sehr ungerecht beur-

theilen, wenn man glaubte, ich habe damit ein im Detail vollendetes Ganzes geben wollen. Jeder denkende Leser muß sogleich bemerken, daß die Handlung selbst nicht in ihren Haupttheilen vollkommen entwickelt, vielweniger in Nebenscenen und Episoden, die mit ihnen zusammenhängen, erschöpft ist; daß manche Charaktere sehr unbestimmt geblieben sind, manche eine müßige Rolle zu spielen scheinen; daß die Form der Darstellung zu abwechselnd, bald Brief, bald Erzählung, bald Dialog ist. Man wird besonders Scenen vermissen, in denen die unglücklichen Kinder erscheinen, wird die schreckliche Katastrophe des Schicksals des Grafen und seiner Gemahlin zu kurz hingeworfen finden, und mit gutem Grunde fragen, was aus dem verrätherischen Freunde desselben geworden sey. Ich muß also erklären,

daß dieses ganze Stück nur eine Skizze ist, welche ich in dieser Sammlung kleiner Schriften dem Publikum vorgelegt habe, um zu erfahren, ob ich die günstige Aufnahme der Behandlung desselben Stoffes im Ganzen voraussetzen darf. Man wird hoffentlich bemerken, daß, nach der Anlage der Geschichte, hier die ganze Moralphilosophie über den Geschlechtstrieb, in Beziehung auf häusliches Glück und Elend, unter den rührend'sten Situationen dargestellt werden kann, und daß man dieses Gemählde aufblühenden Jünglingen und Mädchen in die Hände geben dürfe, ohne für ihre Unschuld jene Gefahren zu fürchten, welche so viele dichterische Schriften über diesen Gegenstand mit sich führen.

Der Herausgeber.

Inhalt.

I.

Ueber die Ehe nach Grundsätzen der Rechtswissenschaft betrachtet. (Beschluß) V. Herausgeber S. 3 — 50.

II.

Ueber die Anstalten zur Rettung der Scheintodten, veranlaßt durch einige Urtheile über die Errichtung eines Leichenhauses zu Weimar nach dem Plane des Hofr. Hufeland. V. Herausg. S. 53 — 76.

III.

Ueber Aergern und Aergerlichkeit und die Mittel sich davor zu sichern. V. Herausg. S. 79 — 122.

IV.

Gedichte. 1) Der erfrorne Weinstock, und 2) Die Maykäfer. V. Herausg. 3) Betrachtungen im Kirchhofe. 4) Das Vergißmeinnicht. 5) An Lina am Fenster, und 6) Elegie, geschrieben in einer alten Kapelle. V. K. Giese. 7) Liebe. 8) Ahndung. 9) Glaube. Als Abschied an einige Freunde. 10) Musivische Arbeit, und 11) Der Dichter für Mund und Herz. V. Gutjahr. S. 125 — 164.

V.

Immer Margot! Einige Scenen. V. R. Hommel. S. 167 — 214.

VI.

Graf Tellow. Ein Beytrag zur Geschichte unglückl. Ehen. (Beschluß) S. 217 — 280.

Verbesserungen.

Seite 86 Z. 8 v. o. Niemand l. **Nimrod**

— 128 Z. 8 v. o. dach' ich l. **dacht' ich**

— 129 Z. 5 v. u. Todtes l. **Todt's**

— 164 Nach Z. 9 v. o. Von der schminkefreyen Wahrheit, fehlt: **Und des innern Willens Klarheit,**

— 169 Z. 1 v. o. Porsonen l. **Personen**

— 224 Z. 11 v. o. undankbar l. **wunderbar**

— — Z. 3 v. u. ihren Mann l. **ihre Manen.**

I.

Ueber die Ehe

nach

Grundsätzen der Rechtswissenschaft

betrachtet.

Zur nähern Prüfung der vom Herrn Fichte im zweyten Theile seiner Grundlage des Naturrechts aufgestellten Grundsätze des Eherechts.

Vom

Herausgeber.

Beschluß.

Ueber

Hurerey, Ehebruch und Ehescheidung.

So wie ich in den vorigen Theilen dieses Werks gezeigt zu haben glaube, wie schief und verfehlt in so vielen Stücken die Ansichten sind, welche Herr Fichte von dem Gegenstande seiner Untersuchung nimmt, so fahre ich fort, mit Freymüthigkeit und Schärfe seine weitern Erforschungen, über außerehelichen Beyschlaf, Ehebruch und Ehetrennung zu prüfen. Man trifft auch in diesem Abschnitte auf Seltsamkeiten, die man von einem Manne von Scharfsinn nicht erwarten sollte.

Ehe ich zu der Sache selbst im Besondern übergehe, muß ich zuvörderst die staatsrechtlichen Grundsätze angeben, nach denen ich in Hinsicht dieser Materie urtheile. Außerdem würde ich leicht in den Verdacht kommen, als griffe ich meine Einwürfe aus der Luft, oder wäre wohl gar von niedrigem Partheygeiste beseelt.

Wenn ich anders irgend richtig über den Vertrag der bürgerlichen Gesellschaft zu urtheilen fähig bin, so darf ich folgende Grundsätze für unumstößlich erklären.

1.

Der Staat hat so viel Gewaltrecht, als ihm der **allgemeine** Wille der Gesellschaft vernünftiger Weise zugestehen muß, um ihren Zweck, Sicherheit und Wohlstand, so vollkommen, als möglich zu erreichen. Doch was sage ich Gewalt recht, es ist vielmehr Pflicht, über deren nothwendige Leistung alle einzelne Theilnehmer der Gesellschaft, nach dem Geiste des bürgerlichen Vertrags übereingekommen

sind. Der Wille ihrer aller ist in der von ihnen angeordneten exekutiven Gewalt begriffen.

2.

Es folgt aus dem Geiste des bürgerlichen Vertrags, daß die Staatsgewalt durch Gesetz und Strafe alles befördere, was zur Sicherheit und zu dem Wohlstande der Gesellschaft unentbehrlich ist, und alles hindre, wodurch diese Sicherheit und dieser Wohlstand unmöglich gemacht würde.

3.

Es versteht sich von selbst, daß der Staat in diesen Hinsichten nur zu denjenigen Verfügungen verpflichtet ist, welche er mit Bestimmtheit und ohne die Möglichkeit, irgend einem Bürgen dadurch Unrecht zu thun, leisten kann.

4.

Alle Vergehungen, wodurch die Sicherheit und der Wohlstand des Staats gefähr-

det wird, gehören schlechterdings vor das Forum der Staatsgesetzgebung.

5.

Ein Staat kann ohne eine Kirche sehr wohl bestehen. Wenn aber in gewissen Staaten sich Kirchen befinden, die diesen Namen verdienen, so kann man sie vernünftiger Weise nicht als moralische Zwangsgesellschaften*) ansehen. Sie sind freye Institute für gemeinschaftliche, öffentliche Gottesverehrung, religiöse Aufklärung und Beförderung der Gefühle wahrer Andacht.

Ueberzeugt, daß die Wahrheit dieser Grundsätze von jedem unpartheyischen Denker anerkannt werden muß, darf ich es wagen, meine auf dieselben gestützten Bemerkungen über Herrn Fichte's System fortzusetzen.

Herr Fichte geht, um zu seinen Resultaten über die bürgerlichen Folgen des

*) Dieses Ausdrucks bedient sich Herr Fichte, wie wir in der Folge sehen werden.

Ehebruchs, und der daraus etwa erfolgenden Scheidung zu gelangen, von einer Betrachtung über das Verhältnis des Staates und der Gesetzgebung, zur Befriedigung des Geschlechtstriebes außer der Ehe aus. Zwar sagt er, sey es Pflicht des Staates, zu verhindern, daß irgend ein Weib gezwungen werde, sich ohne Liebe einem Manne hinzugeben; allein so wie jeder das Recht habe, seine Persönlichkeit aufzuopfern, so wie der Staat kein Gesetz gegen den Selbstmord geben könne, so stehe es auch dem Weibe frey, sich zum Thiere herabzuwürdigen, und sich aus bloßer Wollust, ohne alle Liebe einem Manne hinzugeben. Er folgert daraus, der Staat habe kein Recht, Gesetze gegen Hurerey und Ehebruch zu geben.

Die Uebersicht dieser Ideen erfüllt mich mit Erstaunen und Befremdung. Unstreitig wird der bürgerliche Vertrag von Personen im wechselseitigen Zutrauen auf die Behauptung der Persönlichkeit geschlossen. Außerdem würden Menschen auch mit Hunden und Katzen, wenn

sie nur der Sprache fähig wären, jenen Vertrag eingehen können. Seine Persönlichkeit aufopfern, heißt: sich gegen die Gesetzgebung der moralischen Vernunft empören, seine Würde aufopfern, und tief unter den Menschen zum Thiere herabsinken. Wer also seine Persönlichkeit aufopfert, erlaubt sich jedes Verbrechen, er entehrt das andre Geschlecht, läßt sich entehren, betrügt, stiehlt, mordet, mordet grausam und quälend, mit einem Worte: er ist ein zu Allem fähiger Bösewicht. Wenn nun Herr Fichte sagt, der Staat müsse zulassen, daß jeder seine Persönlichkeit aufopfere, so kann ich es nicht anders deuten, als daß in einer bürgerlichen Gesellschaft jedes Mitglied sich jede Schandthat erlauben dürfe.

Ich würde gern glauben, Herr Fichte habe hier nur im Ausdrucke gefehlt, allein diese Rechtfertigung fällt weg, wenn ich lese: der Staat könne kein Gesetz gegen den Selbstmord geben, dürfe nicht verhindern, daß ein

Weib sich zum Thiere erniedrige *), keine Gesetze gegen Hurerey und Ehebruch geben, eben so wenig Strafen darauf setzen.

Daß man den Selbstmord unter gewissen Umständen vertheidigen könne, habe ich bereits im zweyten Bande meines Buchs: Philosophie über die Leiden der Menschheit zu zeigen versucht. Allein ich habe den Rückhalt behauptet, daß der Staat unter dem Selbstmorde nicht leiden müsse. Nach Herrn Fichte darf jedes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft sich ermorden, wenn es ihm beliebt, und der Staat hat kein Recht, es gewaltsam zu

*) Possierlich ist es, wenn er sagt: es stehe einem Manne äußerlich frey, unedel und gemein zu denken. Dieß ist gar kein Gegenstand der Gesetzgebung. Man kann natürlich keinen Menschen in das Zuchthaus bringen, weil er ein Schuft ist, oder ein Windbeutel!

verhindern. Es springt in die Augen, daß dieß eine Meynung ist, durch deren Realisirung die bürgerliche Gesellschaft ganz aufgehoben würde. Wie lächerlich wäre der Socialcontract, wenn sich eine verhältnißmäßige Menge von Menschen zur Handhabung und Vertheidigung ihrer Sicherheit und ihres Wohlstandes verbände, und doch alle darüber unter sich einig wären, daß jeder sich, wenn ihn seine Lage und sein Affect dazu triebe, ermorden dürfte. *Dem Bürger muß keine Handlungsweise erlaubt seyn, welche, wenn sie allgemein würde, d. h. wenn einer dem Beyspiele des andern folgte, alle bürgerliche Verbindung vernichtete.* Dieß ist aber der Fall bey dem Selbstmorde. Was würde denn aus der Gesellschaft, wenn es jedem unbedingt frey stünde, seine Tage abzukürzen, und niemand es hindern dürfte, wenn es geschähe! Und kann denn etwa der Staat keine vernünftigen Gesetze gegen den Selbstmord geben? Freylich ist es frucht-

los, wenn die Gesetze sagen: „*wenn du dich selbst ermordest, bekommst du kein ehrliches Begräbniß*;" denn wer des Lebens überdrüßig ist, kümmert sich um die Art seines *Begräbnisses* nicht. Aber der Staat kann doch gebieten, daß jeder Bürger bey Strafe verpflichtet seyn solle, denjenigen, der den Selbstmord zu begehen im Begriffe ist, oder doch sich darüber auf eine verdächtige Weise äußert, davon mit Gewalt abzuhalten; er kann und muß harte Strafe darauf setzen, wenn irgend ein Bürger überwiesen wird, daß er einen intentionirten Selbstmörder, dessen Vorhaben er gewußt, nicht von der That abgehalten habe *).

*) Ich lasse es dahin gestellt seyn, ob es sich nicht aus dem Socialcontracte ergebe, daß man, um den Selbstmord zu verhindern, ein Gesetz gebe, nach welchem jedem eintretenden Bürger angedeutet wird, daß, im Fall er sich selbst ermorde, *ohne etwa eine höchstnöthigende Veranlassung dazu* z. B. eine un-

Ich bin ein Vertheidiger des vernünftigen Selbstmords; dieser Fall tritt nur dann ein, wenn wir von der Unmöglichkeit überzeugt sind, der Welt fernerhin zu nützen, wenn wir, angegriffen von gefährlichen Krankheiten, welche auf den Gebrauch des Verstandes Einfluß haben, fürchten müssen, daß wir unsern Mitmenschen durch unsre Fortdauer auf dieser Welt schaden könnten. In einem solchen Falle kann der Staat niemanden zwingen, den Unglücklichen und verzweifelten Menschen zurückzuhalten; es wäre eine Grausamkeit. Wenn aber Bürger etwa wegen verminderter Glücksumstände, wegen beleidigter Ehre, wegen einer fehlgeschlagnen Heyraths-

heilbare Krankheit, zu haben, man seine Familie, wenn er eine hat, aus dem Staate entferne, doch scheint mir, daß dieses zugleich im höchsten Grade lieblos und zwecklos seyn würde.

speculation und dergleichen sich das Leben nehmen wollen, so tritt die volle Strenge der Gesetzgebung ein; man behandelt solche Menschen, wenn man sie auf der That trifft, wie Verbrecher gegen den Staat.

Ueber mein Leben kann ich unter gewissen Umständen gebieten, aber meine Ehre darf ich nie Preis geben. In Hinsicht der Hurerey eines Weibes, kommt in Beziehung auf den Staat nicht sowohl ihre eigne Ehre, als vielmehr der Nachtheil in Betrachtung, den der Staat dadurch erleiden dürfte. Man sollte nicht glauben, daß irgend ein weltkundiger und denkender Mann nicht einsähe, welche traurige Folgen in einem Staate eintreten müssen, wenn es den Frauen frey stünde, sich dem Dienste der Venus terrestris zu widmen, und sich zu Thieren herabzuwürdigen. 1) Es liegt am Tage, daß die Hingabe eines Weibes an einen Mann aus blos thierischer Wollust eine entschiedene Lasterhaftigkeit verräth. So wie die Tugenden, so hängen auch die Laster unter

einander zusammen, und man kann von jedem, der ein Laster in sich herrschend werden läßt, voraussetzen, daß er wenigstens sehr leicht zu andern übergehen dürfte. Kann dieß wohl dem Staate gleichgültig seyn? 2) Wie viel wirkt nicht das Beyspiel? Wie unfehlbar reitzen nicht Laster der Sinnenlust zur Nachfolge, besonders wenn sie öffentlich geduldet werden! 3) Und wenn dieß ganz unläugbar ist, wer begreift nicht, daß die Bevölkerung durch das Erlaubtseyn der blos thierischen außerehelichen Wollust im höchsten Grade leidet. Weiber, welche sich blos aus Wollust hingeben, wollen nicht Mütter seyn; sie scheuen die pflichtmäßigen Aufopferungen im Zustande der Schwangerschaft, und schaudern vor den Wehen der Geburt und den Beschwerden des Kindbettes. Viele von ihnen verhindern durch künstliche Mittel die Schwangerschaft. Ja wer weiß, wie manches Kind noch im Mutterleibe oder neugebohren durch solche unnatürliche Kreaturen ermordet wird. 4) Wenn nun aber auch solche Personen

Kinder erzeugen, wie traurig steht es um ihre Erziehung. Man kann sicher voraus setzen, daß Kinder solcher Mütter Bösewichter oder doch liederliche Menschen werden.

Ich ziehe das Resultat: der Staat muß Gesetze gegen Hurerey und Ehebruch geben und Strafen darauf setzen.

Herr Fichte fügt die Bemerkung hinzu: die ursprüngliche Einrichtung in christlichen Staaten spreche für seine Meynung. „Die Vergehungen dieser Art, sagt er: werden nicht so wohl als Uebertretungen eines Civilgesetzes, sondern vielmehr als Uebertretungen eines moralischen Gesetzes, und von der moralischen Zwangsgesellschaft, der Kirche bestraft. Die Hauptstrafe für sie war immer eine Kirchenbuße." Nach der Ansicht, die er von der Sache faßt, hat er allerdings Recht. Allein mit seiner Erlaubnis erkläre ich diese Ansicht für falsch. Das Recht der Kirche für die Verbrechen der

Hurerey und des Ehebruchs eine Kirchenbuße anzuordnen, ist der Kirche vom Staate übertragen, und der Staat kann in der That keine zweckmäßigere und wirksamere Strafe dafür bestimmen. Vor dem Altare soll die Jungfrau mit dem Bewußtseyn der Keuschheit ihrem Geliebten einst angetraut werden; giebt sie ihre Ehre Preis, was ist passender, als daß sie an demselben Orte beschämt werde und ihre Reue öffentlich bezeige, wo sie mit dem Kranze der Unschuld erscheinen sollte. Derselbe Fall ist es mit dem ehebrecherischen Weibe. Am Altare hat sie in Gegenwart der christlichen Gemeinde, welche als Zeuge angesehen werden muß, ihrem Gatten Treue versprochen; durch den Bruch dieses Versprechens beleidigt sie mit ihrem Gatten zugleich die ganze christliche Gemeinde. Es ist sehr zweckmäßig angeordnet, daß sie an demselben Orte, den sie durch ihre Untreue entheiligt hat, öffentliche Schande dulde, und als eine Ehebrecherin zur Schau ausgestellt werde, und ihre Gewissensbisse und ihren Vorsatz

der Besserung vor der ganzen versammelten Gemeinde ausdrücke *).

*) Im Grunde war in den ältern Zeiten die Kirchenbuße nicht sowohl Strafe, als vielmehr der Ritus der Wiederaufnahme eines exkommunicirten Verbrechers in die christliche Gemeinde. Sie war auch gar nicht infamirend, hob vielmehr die Infamie der Exkommunikation auf. Die exkommunicirte Person erschien als reuig und zur Besserung entschlossen. Deyling in institutt. prudentiae pastor. P. III. C. IV. §. XXIII. Quando peccator ecclesiae communione aliquamdiu exclusus, tandem per divinam gratiam resipiscit et in sinum ecclesiae, tanquam genuinum et sanatum membrum, vult recipi, multis in locis propter certa delicta, singulatim contra textum praeceptum admissa, publice oportet deprecari offendiculum ecclesiae datum, er muß öffentliche Kirchenbuße thun, wie solche des Orts bräuchlich ist. Olim nemo excommunicatorum recipiebatur, nisi lacrimis, deprecationibus, prostrationibus, in sacco et cinere lugeret ac sincera exomologesi ecclesiae offensae satisfecisset. Eben derselbe in demi.

Uebrigens war die Exkommunikation nicht bloß auf Hurerey und Ehebruch gesetzt, sondern auch auf jede Uebertretung der Civilgesetze, wodurch eine Person sich der Theilnahme an der kirchlichen Verbindung der Christen unwürdig machte. Daraus also, daß auf Hurerey und Ehebruch Kirchenbann und Kirchenbuße stand, folgt nicht, daß man geglaubt hätte, der Staat habe kein Recht Civilgesetze gegen Hurerey und Ehebruch zu geben, und Strafen darauf zu setzen. Der Meineidige, der betrügerische Vormund von Wittwen und Waisen kam auch in den Bann und mußte Kirchenbuße thun, mußte aber nichts destoweniger auch die Civilstrafen erdulden. Uebrigens ist es auch ungegründet, daß in allen christ-

B. 5. XXIV. Haec publica penitentiae significatio perinde ac excommunicatio ipsa non habet rationem poenae civilis, nec per se ignominiosa est, aut infamiam civilem de iure poenitenti adspergere valet.

lichen Staaten die Bestrafung der Hurerey und des Ehebruchs bloß Sache der Kirche gewesen sey, in mehrern waren auch Civilgesetze dagegen. Der Hauptfehler liegt darin, daß Herr Fichte die Kirchenbuße für Strafe hält. Dieß war sie nach der ursprünglichen Einrichtung (auf diese beruft er sich ausdrücklich,) nicht. Die Exkommunikation war der Akt, wodurch die christliche Gemeinde erklärte, der Verbrecher habe sich durch seine Thaten der Theilnahme an den kirchlichen Gottesverehrungen und des Genusses der Sakramente unwürdig gemacht. Dieß ist eben so wenig Strafe, als wenn man aus irgend einer Gesellschaft ein Mitglied ausstößt, welches ihre Gesetze übertritt, und ihr Schande macht. Die Kirchenbuße war der Akt, mit welchem der Verbrecher seine Reue und seinen Vorsatz der Besserung öffentlich vor der Gemeinde erklärte, ihr wegen seiner Laster und Uebelthaten Abbitte that, auch sich dadurch wieder die Rückkehr zur Gesellschaft be-

wirkte. Von Strafe ist also hier gar nicht die Rede.

Herr Fichte beschließt seine Bemerkung mit einem Beyspiele, wobey er sich wohl ein wenig vergessen hat. Er sagt: „Die Einkünfte der päbstlichen Kammer von liederlichen Weibspersonen sind eine große Consequenz in der Inconsequenz. Die Kirche ist es eigentlich, die ihre Einwilligung zu dieser Lebensart geben muß, außerdem durfte sie nicht getrieben werden, und das Geld, welches erlegt wird, ist die Buße, welche voraus bezahlt wird für die Sünden, die sie noch begehen wollen.“ Der Pabst ist nicht bloß das Oberhaupt der Kirche, sondern auch ein weltlicher Regent. Wenn sich also Huren durch Geldsummen, welche der päbstlichen Kammer zufallen, Freyheitsbriefe für die Führung ihres lasterhaften Lebens erkaufen, so thut dieß der Pabst gerade nicht als Oberhaupt der Kirche. Es ist

eine Polizeysache, welche man nicht einseitig betrachten muß und für deren Vertheidigung man, wenn man nur den richtigen Gesichtspunkt faßt, mancherley sagen kann. So viel ist gewiß, ein provisorischer Ablaß, wie ihn Tezel sich erlaubte, soll es nicht seyn. Wenn dieser niederträchtige Mensch eine solche Frechheit ausübte, so geschah es auf Antrieb seiner eignen Gewinnsucht gegen die Grundsätze seiner Kirche, und er wurde mit Recht dafür von jenem Sächsischen Edelmanne bestraft, der sich Ablaß für künftige Sünden kaufte, ihn dann unterwegs überfiel, mit Nachdruck ausprügelte, sein Geld zurück nahm, und ihn versicherte, er könne ihm diese Sünde nicht verargen, denn es sey gerade eine von denen, für welche er von ihm Ablaß erhalten habe.

Herr Fichte geht nach dem Versuche, seine allgemeine Behauptung, der Staat könne nämlich gegen Hurerey und Ehebruch keine Gesetze geben, durchzusetzen, zu der Betrachtung und Entscheidung besonderer Fälle über:

Entweder in einem Verhältnisse, dessen letzter Zweck die Befriedigung des Geschlechtstriebes ist, und das sich auf Eigennutz gründet, ist Beständigkeit und Publicität; dann heißt es der Concubinat, welcher eben durch das Beysammenwohnen Publicität, wenigstens für eine aufmerksame Polizey, erhält;

Oder mit der Befriedigung des Geschlechtstriebes außer der Ehe ist das Zusammenleben nicht verknüpft.

Wenn Herr Fichte seinen allgemeinen Grundsätzen über Hurerey und Ehebruch nicht untreu werden will, muß er natürlich auch annehmen, der Staat könne den Concubinat nicht verbieten. Dieß sagt er auch, setzt aber hinzu, er müsse sich überzeugen, daß dem Weibe keine Gewalt zugefügt werde, sondern daß sie den zwar schänd-

lichen Contrakt freywillig ge=
schlossen habe. Dieß, sagt er, müsse sie erklären, und da die Sache unwürdig ist, nicht mit Feyerlichkeit und Gepränge, und ja nicht vor den moralischen Lehrern, sondern etwa vor Polizeydienern, die ohnehin verpflichtet sind, sich mit unehrlichen Sachen zu beschäftigen. Der Concubinat hat die rechtlichen Folgen der Ehe nicht. Der Mann wird nicht Garant des Weibes bey dem Staate. Das Band kann wieder gelößt werden, so bald es einem von beyden einfällt, ohne alle Formalität. Der Staat hat es nicht garantirt. Eben so wenig garantirt er die Bedingungen des Vertrags, und die Weibsperson erhält keine zu Recht beständige Anforderung an den Mann; dann eine solche erhält man nur mit einem Gewerbe, welches der Staat bestätigt und anerkennt. Nun kann zwar der Staat das Gewerbe, welches beym Concubinate getrieben wird, nicht verhindern, weil

dieß außer seinen Rechten liegt, aber er kann es auch nicht bestätigen, weil es unmoralisch ist. Wenn also der Mann sein gegebenes Wort nicht halten will, so kann die Weibsperson ihn nicht verklagen, sie würde in diesem Falle von den Gerichten abgewiesen."

Ich erlaube mir über diesen Satz folgende Bemerkungen:

1) Herr F. sagt: „Der Staat kann den Concubinat nicht verhindern, nur muß das Weib ihm erklären, daß sie den zwar schändlichen Contrakt freywillig geschlossen." — Grund davon: „weil er die Ehre des andern Geschlechts schützen, d. h. verhindern muß, daß es nicht gezwungen werde, sich anders als aus Liebe hinzugeben. Der Charakter des Concubinats ist, daß beyde Parteyen sich aus Selbstsucht und Wollust hingeben, und, ohne Liebe, zur Befriedigung ih-

res Geschlechtstriebes beysammen leben. Diesen Begriff nimmt Herr Fichte selbst an. Wie, beym Aristoteles und Petrus Ramus! hängt es zusammen:"

„Weil der Staat die Ehre des an-
„dern Geschlechts schützen, d. h. ver-
„hindern muß, daß es nicht ge-
„zwungen werde, sich anders als
„aus Liebe hinzugeben — muß
„er von jeder Concubine verlangen,
„daß sie erkläre, sie habe sich frey-
„willig entschlossen, aus bloßer
„Wollust und Eigennutze,
„ohne Liebe, zur Befriedigung
„des Geschlechtstriebes mit einem
„gewissen Manne öffentlich und ohne
„Hehl zusammen zu leben!"

Der Staat hat also nach Herrn Fichte nicht bloß die Pflicht, die Ehre des andern Geschlechts zu schützen, sondern auch seine Schändlichkeiten. Oder rechnet er vielleicht auch die Freyheit im außerehelichen thierischen Ge-

nusse der Geschlechtslust zur Ehre des andern Geschlechts? — In welchem Lichte erscheint der Staat, wenn ein Mädchen die Frechheit nicht etwa haben darf, sondern haben soll, ihm gleichsam in das Angesicht zu sagen:

„Ich erkläre euch, daß ich mich entschlossen habe, als Hure mit dem und dem zusammen zu leben, und daß ich diese Schändlichkeit aus freyem Willen begehe, ohne von ihm gezwungen worden zu seyn."

2) Es fragt sich nun natürlich, an wen diese Erklärung geschehen soll. Indem Herr Fichte diese Aufgabe lösen will, scheint ihm sein philosophisches Gewissen zu schlagen. Denn die Würde des Staats und das Ansehen der Obrigkeiten ist sehr in Gefahr. Er macht die vorsichtige Bemerkung: „Die Erklärung müsse ohne alle Feyerlichkeit und alles Gepränge ge-

schehen." Wem wird es wohl einfallen, die Beyschläferin solle sich mit Trompeten- und Pauckenschall bey dem Staate produciren!! — Nun, an wen soll die Erklärung geschehen? — Herr Fichte verbittet angelegentlichst, „nicht an die moralischen Lehrer" — Nun diese könnten ja doch wohl durch Vorstellungen auf das Herz des verirrten Mädchens wirken, und es vielleicht zur Tugend zurück führen, da zumal alle den unmoralischen Gebrauch des Geschlechtstriebes betreffende Fälle, nach ihm, vor das Forum der Kirche gehören. — Nein, dieß will er nicht, „sie soll die Erklärung vor Polizeydienern thun, die ohnehin verpflichtet sind, sich mit unehrlichen Sachen zu beschäftigen." Ich kenne keine Polizeydiener, welche verpflichtet wären, sich mit unehrlichen Sachen abzugeben. Selbst die Häscher der Räthe würden es sich sehr verbitten, ihren Beruf so bestimmen zu lassen. Sie spüren allerdings

die Spitzbuben und Mörder aus, arretiren Verbrecher und insolvente Schuldner, sie setzen dem Pöbel, wenn er Unruhen verursacht, Gewalt entgegen ꝛc. aber dieß sind keine unehrlichen Dinge in Beziehung auf den Staat, und die Rathsdiener verletzen dabey ihr Gewissen nicht; allein, wenn sie die von Herrn Fichte geforderten Erklärungen der Huren annähmen, so würde eine gewisse Infamie auf sie zurück fallen. Indessen frage ich nur: „Wenn der Staat einmal so schändliche Erklärungen fordert, welche obrigkeitliche Person darf sich schämen, sie anzunehmen und zu protokolliren?“ Allein der Staat kommt nach Herrn Fichte's Theorie sehr ins Gedränge. Da er den Concubinat zuläßt, so fragt es sich nun, was aus seiner Zulassung solcher schändlichen Verbindungen folge, und wie er sich bey etwanigen Rechtsstreitigkeiten zwischen beyden Parteyen verhalte.

3) „Die Verbindung ist keine Ehe, der Mann ist nicht rechtlicher Vormund des Weibes. Das Band kann ohne alle Umstände gelöst und der Vertrag gebrochen werden. Dieß kümmert den Staat nicht, er hat die Verbindung nicht garantirt. Der Mann kann also sein Wort brechen, wenn er will, und keine Bedingung des Vertrags halten, ohne daß die Concubine klagen dürfe; sie wird mit ihrer Klage vor den Gerichten abgewiesen." — Wenn ich die Folgen übersehe, die sich aus diesen Grundsätzen ergeben, so bin ich in Gefahr zu zweifeln, ob ich nicht vielleicht in Herrn Fichte's Werke mit getäuschten Augen gelesen habe. Der Staat läßt sich den Vertrag nach seiner Freyheit förmlich erklären, (erkennt ihn also stillschweigend an) wenn indessen der Vertrag gebrochen wird, gewährt er dem beleidigten Theile keinen Schutz. Der Staat spielt in der That hier eine sehr kindische Rolle. Er verhindert nicht, bestätigt aber auch nicht, er läßt sich einen

schändlichen Vertrag vorlegen, gesteht ihn zu, aber wenn er gebrochen wird, spielt er den müßigen Zuschauer. Konnte er ihn wegen seiner Schändlichkeit nicht bestätigen, so mußte er ihn eben deßwegen gar nicht zulassen. Und welche Folgen können und müssen nicht aus diesem tollen Benehmen des Staats entspringen! Der Mann darf die Concubine zur Bettlerin machen, sie kann nun nothgedrungen seyn, die niedrigste Hurerey zu treiben, sie kann aus Rache und Verzweiflung Mordthaten begehen, oder doch wenigstens aus Noth betriegen und stehlen. Die Kinder ihre Wollust können ganz hülflos seyn, oder verwahrlost in der Erziehung die größten Bösewichter werden.

Ich gehe zum andern Falle über, wo mit der **Befriedigung des Geschlechtstriebes außer der Ehe das Zusammenleben nicht verknüpft ist.**

Herr Fichte theilt diesen Fall in zwey besondere Fälle.

1) Das Weib unterwirft sich dem Willen des Mannes, ohne daß er ihr irgend etwas bezahle; und ohne daß erklärt werde, diese Unterwerfung geschehe ohne Liebe. Hier ist anzunehmen, sie sey aus Liebe geschehen. Daß sie aus Wollust geschehen sey, ist ohne Beweis nicht vorauszusetzen, weil es gegen die Natur des Weibes ist.

Zwischen diesen Personen ist also eine Ehe vollzogen, auch ohne ausdrückliches Eheversprechen. Es fehlt nur noch an der Trauung. Der Mann kann mit Zwang zur Trauung angehalten werden. Er wird damit nicht zur Ehe gezwungen, sondern nur zur öffentlichen Erklärung der Ehe, die Ehe hat er schon wirlich geschlossen. Ist eine unüberwindliche Abneigung bey ihm oder etwa völlige Ungleichheit des Standes, so kann er nach der Trauung wieder geschieden werden. — Hierüber Folgendes: 1) hat Herrn Fichte sein Gedächtniß nicht wenig verlassen. Dieser Fall

paßt gar nicht zum Hauptfalle. Der Hauptfall ist: wenn Personen beyderley Geschlechts sich aus bloßer Wollust ohne Liebe einander hingeben, ohne doch zusammen zu leben. Unter diesen ordnet der Philosoph einen andern, wo der Staat annehmen muß, der Beyschlaf geschehe aus Liebe! ! 2) Welche unstatthafte Folgerung! Weil das Weib für ihre Unterwerfung kein Geld bekommen, keines von beyden auch etwa erklärt hat, daß sie ihren Geschlechtstrieb ohne Liebe befriedigen, — so ist anzunehmen, daß es aus Liebe geschehe. — Welcher nur irgend kluge Mensch wird denn dem Staate bekannt machen, daß er ohne Liebe aus bloßer Geilheit den Beyschlaf mit einem Mädchen ausübe. Der Staat kann es auch, nach dem Verfasser, auf keine Weise verlangen. Denn wenn eine Person weiblichen Geschlechts ihre Persönlichkeit aufopfern will, so kann es ihr, nach ihm, nicht gewehrt werden. Daß das Weib kein Geld bekommen, ist eben so

wenig ein Beweis; denn wie viele pflegen ohne Liebe der Wollust, ohne Lohn zu bekommen! Drittens: wenn er sagt, man dürfe nicht voraus setzen, daß es aus Wollust geschehen sey, denn dieß sey gegen die Natur des Weibes, so stützt er sich auf eine seiner Behauptungen, die ich bereits in einer der Abhandlungen der vorigen Bände beleuchtet habe. Gesetzt auch, ich gäbe ihm diese zu, so wäre seine Folgerung dennoch sehr unsicher; denn die wenigsten Mädchen bleiben der Natur treu. Uebrigens wird jeder wahre Psycholog zugestehen, daß im Weibe eben so gut ein ursprünglicher Hang zur Wollust ist, als überhaupt jeder Mensch eine Sinnlichkeit und einen sinnlichen Trieb besitzt. Viertens: daß zwischen solchen Personen eine Ehe Statt finde, ist offenbar lächerlich, denn wenn ich auch Herrn Fichte's Theorie der Ehe für wahr hielte, so findet doch in diesem Falle keine erwiesene Liebe, sondern nur eine Hypothese des Staates Statt, daß Liebe

vorhanden seyn könne. — Und wer mag sich eine Ehe ohne Eheversprechen denken! — Fünftens: über die Behauptung: der Mann könne in einem solchen Falle zur Trauung gezwungen werden, ist es kaum der Mühe werth ein Wort zu verlieren. Ehe setzt doch gewiß auch von Seiten des Mannes Liebe voraus; da er sich freywillig zur Trauung nicht entschließt, so ergiebt sich, daß er das Weib nicht liebt. Welche Raritäten der sogenannten neuesten (! !) Philosophie! Die Freyheit des Weibes schützt der Staat! Der Mann hingegen kann gezwungen werden, sich mit seiner Hure trauen zu lassen! ! Sechstens: doch der Verfasser sorgt auch wieder für seine Freyheit. Hat er eine unüberwindliche Abneigung, oder findet eine gänzliche Ungleichheit des Standes *) Statt, so kann er nach

*) Was Herr Fichte bey diese Gelegenheit über Ungleichheit des Standes sagt, scheint mir ganz schief. „Aus der wahren Ungleichheit des Standes, sagt er, folgt Un

der Trauung wieder geschieden werden. Ewig Schade, daß diese Comödie nie

gleichheit der Erziehung, völlige Verschiedenheit des ganzen Ideenkreises, Nichtpassen in die Gesellschaften, in welchen der andre Theil allein leben kann, und dadurch wird eine Ehe, eine völlige Vereinigung der Herzen und Seelen in Eins, eine wahre Gleichheit beyder, schlechterdings unmöglich gemacht; das Verhältnis wird nothwendig nur ein Concubinat, das von der einen Seite nur die Befriedigung des Eigennutzes, von der andern nur die des Geschlechtstriebes zum Zwecke hat. Herr **Fichte** nimmt hier einen sehr willkührlichen Begriff von **Ehe** an; was er hier **Ehe** nennt, ist allerdings das Ideal einer **vollkommenen** Ehe; allein eine Ehe braucht gerade nicht diesem Ideale zu entsprechen, und ist dennoch Ehe. Die Hauptsache bey der Ehe, wenn sie glücklich seyn soll, ist gegenseitige edle und zärtliche Gesinnung, wahre, innige Liebe, gesunder Verstand und von Seiten des Weibes, Fähigkeit, die Haushaltung zu führen, und den Kindern die erste moralische Bildung zu geben. In jedem Stande kann es Subjekte geben, die diese Ei-

aufgeführt werden wird! Der Knoten ist eben so kunstvoll geschürzt, als er kunstvoll gelöst wird. Der Stoff enthält viel Wunderbares und Seltenes. Einen Mann, der bey einer unüberwindlichen Abneigung den Beyschlaf mit einem Mädchen ausübt, findet man

genschaften in sich vereinigen, im Bauernstande so gut als im Adelstande. Mögen also Personen, welche sich ehelichen wollen, übrigens noch so verschieden seyn, so können sie sich doch, wenn sie nur jene Eigenschaften besitzen, ehelich verbinden. Die Verschiedenheit des ganzen Ideenkreises hindert nicht, denn diese findet ja gewöhnlich unter allen Ständen zwischen Männern und Weibern Statt. Das Nichtpassen in die Gesellschaften ꝛc. eben so wenig. Der andre Theil kann auch außer dieser Gesellschaft glücklich seyn, wie denn viele treffliche Frauen sich am Kreise ihrer Kinder genügen, und in der Beschäftigung mit ihnen ihre volle Befriedigung finden. Der Mann kann aber seine Frau, wenn sie an Bildung des Verstandes und der Sitten zurück ist, noch bilden.

nicht auf allen Straßen. Und auch ein solcher Mann ist ein originelles Subjekt, welcher eine unüberwindliche Abneigung gegen die Ehelichung einer Person hat, und sie nicht vor der Trauung declarirt.

2) „Es kann der Geschwächten nachgewiesen werden, daß sie vorher oder hinterher es mit andern gehalten, oder daß sie sich um einen Preis gegeben habe. Im letztern Falle muß klar seyn, daß sie ausdrücklich auf ihre Persönlichkeit diesen Preis gesetzt und nur in der Erwartung desselben, oder nachdem sie ihn schon hatte, sich hingegeben. Dann ist sie eine Entehrte und hat keinen Schutz bey der Obrigkeit, denn diese kann nicht eine Ehre schützen, welche gar nicht vorhanden, sondern von der Besitzerin selbst aufgegeben worden ist." — Daß eine solche Person bey dem Staate keinen Schutz finde, wie sich von selbst versteht, um gewisse vorgebliche Rechte gegen den Mann durchzusetzen, läßt keinen

weitern Zweifel zu. Aber eine andre Frage ist es: ob der Staat nicht Gesetze geben müsse, durch welche jedem Weibe verboten wird, sich für Geld hinzugeben, gesetzt auch, sie machte die Lohnhurerey gerade nicht zu ihrem ausschließenden Gewerbe, und ob nicht jede Person hart gestraft werden müsse, von welcher man mit Gewißheit erfährt, daß sie es, wenn auch nur ein Mal gethan habe? Allein freylich hat sich Herr Fichte der Beantwortung aller solcher Fragen durch die einzige Behauptung überhoben: ein Weib dürfe sich zum Thiere herabwürdigen, und der Staat könne es nicht verhindern.

Eine Person, welche sich ein Mal für Geld hingiebt, thut es auch mehrere Male. Dieselbe grundaus verderbte Gesinnung, die sie die erste Niederträchtigkeit begehen läßt, reißt sie weiter fort. Eben deshalb scheint es mir, als ob der Unterschied, welchen Herr Fichte zwischen solchen Personen,

und prostituirten Weibspersonen macht, auf keiner streng zu ziehenden Grenzlinie beruhe. Er versteht unter solchen, Weibspersonen, welche die Lohnhurerey zu ihrem einzigen Gewerbe machen. Diese sollen nach ihm des Landes verwiesen werden. Hierüber folgendes: 1) Kann man keiner Weibsperson erweisen, daß Lohnhurerey ihr einziges Gewerbe sey. Wenn sie auch gerade kein Geschäft angeben kann, wovon sie lebe, so kann sie sagen, sie lebe von Wohlthaten, oder Straßenbetteley; auch, sie helfe einer andern Person in der Wirthschaft und dergleichen. Wenigstens kann ihr der Gegenbeweis nicht geführt werden. — Von öffentlichen Bordellen kann hier nicht die Rede seyn. Oeffentliche Bordelle sind von der Obrigkeit zugelassen, wie es in einem gewissen deutschen Staate und in mehreren Seestädten der Fall ist. In solchen kann also eine Person weiblichen Geschlechts nur in sofern gestraft werden, als sie etwa die medicinischen Po=

lizeygesetze für das Bordell wissentlich übertritt, oder wenn sie in selbigem bürgerliche Verbrechen begeht, auf welche überhaupt bestimmte Strafe gesetzt ist z. B. eine Mordthat begeht, stielt und dergleichen. Geheime Hurenhäuser können nie bewiesen werden, der Wirth kann sich durch hundert Ausflüchte vor der Polizey retten. 2) Wenn es erwiesen ist, daß eine Person ein Gewerbe mit Lohnhurerey treibt, so bin ich nach meinen Grundsätzen ganz der Meynung, daß sie gestraft werden müsse. Ich würde aber eher Zuchthausstrafe, als Landesverweisung bestimmen. Landesverweisung von Verbrechern dieser Art ist überhaupt eine Strafe, gegen welche sich viel einwenden läßt. Jeder Staat ist umringt von andern Staaten, welchen man es natürlich nicht zumuthen kann, das Laster in ihrem Schooße zu dulden. Ist es nicht ganz gegen das Völkerrecht, wenn ein Staat den Wegwurf der Menschheit, den er für sich gefährlich hält, in

einen benachbarten treibt? Und sollten nicht die benachbarten Staaten verworfne Personen dieser Art an der Grenze abweisen? (Ganz ein andrer Fall ist es mit Verbrechern, die nur einem gewissen Staate gefährlich sind, für die benachbarten unschädlich.) Dieß angewendet auf die professionirten Freudenmädchen *), scheint mir gewiß die Einsperrung in das Zuchthaus die passendste Strafe.

*) Gegen den Ausdruck Freudenmädchen haben sich, ich erinnere mich nicht, in welcher Zeitschrift, mehrere Gelehrte erklärt. Sie glaubten, er drucke eine leichtsinnige Beschönigung des Lasters aus, und der Gebrauch desselben sey der Moralität schädlich. Der Ausdruck: Freudenmädchen ist dem Französischen fille de joye nachgebildet. In diesem Worte liegt nichts weniger als eine leichtsinnige Beschönigung des Lasters, vielmehr ein sarkastischer Spott darüber. Wenn ich also sage: ein Freudenmädchen, so meyne ich ein Mädchen, welches gesunken genug ist, alle Freuden ihres Lebens in der niedrigsten Wollust zu suchen.

Herr Fichte fügt eine Bemerkung bey, bey welcher er ganz vergessen hat, daß der Staat verpflichtet ist, jede Anstalt zu treffen, ohne welche das Wohl des Landes beträchtlich eingeschränkt würde. „Die Aufsicht über die Gesundheit der Prostituirten, sagt er, ist gar kein Zweig der Polizey, und ich gestehe es, daß ich sie eines rechtlichen Staates für unwürdig halte. Wer lüderlich seyn will, der mag auch die Folgen seiner Lüderlichkeit tragen," und so nach auch, frage ich mit aller Bescheidenheit — das Gift der Krankheit in der Gesellschaft verbreiten, eine Menge, zum Theil hoffnungsvoller oder wohl schon verdienter jüngerer und älterer Bürger unglücklich machen? Uebersieht denn Herr Fichte die traurigen Folgen nicht, welche daraus entstehen, wenn die Gesundheit solcher Personen zerrüttet ist? Aber er hegt den schiefen Gedanken, als ob der Staat durch Polizeyfürsorge für

solche Personen in den Verdacht komme, als nehme er gewissermaßen an ihrer Lasterhaftigkeit Antheil und begünstige sie, als werde dadurch Nachfolge anderer in derselben schändlichen Lebensart bewirkt. Nichts weniger als dieß. In gewissen Städten, z. B. in Seestädten sind Bordelle nothwendig; nur ein Stubensitzer kann dieß in frommem Eifer läugnen. Diese Bordelle sind öffentlich. Wenn hier die Polizey Verfügungen trifft, damit keine ansteckenden Krankheiten entstehen, oder, wenn sie schon entstanden sind, gefährlich werden, so verhindert sie nur, daß nicht aus einem Uebel, welches sie einmal nicht gänzlich heben kann, noch viel grössere und für den Staat gefährlichere entstehen. Wenn in gewissen Städten Häuser sind, wo man ohne Publicität Lohnhurerey treibt, also Häuser, welche nur **verdächtig** sind, so thut die Polizey das nämliche, und zwar aus demselben Grunde. Uebrigens kann die Polizey, wenn sie **solche Personen**

schlechterdings nicht dulden will, auch dann bestrafen, wenn sie ihre Krankheit durch Aerzte hat heben lassen, so daß also durch diese medicinalische Fürsorge niemand zur Nachfolge gereizt wird.

Es kommt bey dieser ganzen Sache sehr viel darauf an, ob öffentliche Bordelle in Städten zu dulden sind oder nicht, und wenn sie geduldet werden müssen, wie sich die Obrigkeit dabey zu verhalten habe. Wenn ich nur die Unüberwindlichkeit des Geschlechtstriebes, und die Unmöglichkeit für gewisse Menschen, zu heyrathen, denke, so scheint es mir, daß es in gewissen grossen Landstädten und besonders in Seestädten dem gemeinen Besten vortheilhafter sey, wenn es öffentliche unter Aufsicht stehende Bordelle giebt, als wenn man ihre Errichtung hindert. In denjenigen großen Städten, wo man die Anstellung öffentlicher Bordelle hindert, schleicht das Laster um so gefährlicher im Geheimen, und statt daß in andern, wo sie geduldet werden, Perso-

sonen, die einmal verdorben sind, sich Preis geben, werden hier die Töchter der besten Familien und der rechtschaffensten Aeltern kunstmäßig verführt; wenn in jenen vergiftende und ansteckende Krankheiten selten sind, sind sie hier überaus häufig und eine beträchtliche Menge von Menschen wird dem Untergange nah gebracht oder geht wirklich zu Grunde. Oeffentliche Bordelle unter medicinischer Polizeyaufsicht, scheinen mir, um es kurz zu fassen, nothwendig zu seyn, um zu verhüten, daß nicht aus moralischen Gebrechen schwacher Menschen, noch viel größere physische Uebel für den Staat entstehen. Ich habe hier nicht Platz meine Grundsätze über diesen Gegenstand weiter zu entwickeln.

Herr Fichte wendet nur die bisherigen Grundsätze auf den Ehebruch an. Der Staat kann eben so wenig Gesetze gegen ihn geben, noch Strafen festsezzen, als gegen irgend eine außereheliche Befriedigung des Geschlechtstriebes.

Wessen Rechte sollten denn durch dieses Vergehen verletzt werden? Etwa die des Mannes, mit dessen Weibe, oder die des Weibes, mit dessen Manne die Ehe gebrochen wird? Ist denn die eheliche Treue Objekt eines Zwangsrechts? So wird sie in diesen Gesetzen allerdings angesehen. Aber sie gründet sich ja in der That auf die Verbindung der Herzen. Diese ist eine freye Verbindung, die sich nicht erzwingen läßt, und wenn sie aufhört, so ist das Erzwingen der äußern Treue, deren Erzwingung allem physisch möglich wäre, rechtlich unmöglich und widerrechtlich. „Es kommt hier alles darauf an, wie man sich den Inhalt des ehelichen Vertrages denke. Unfehlbar geht das beyderseitige Versprechen auf die ganze Lebenszeit, und enthält Angelobung der Treue im ausschließlichen Beyschlafe. Von diesem Versprechen wird Mann oder Weib nur dann entbunden, wenn von Seiten des einen Theiles Handlungen oder Schicksale eintreten, oder Eigenschaften offen-

bar werden, welche alle Ehe unmöglich machen. Dieß ist bey jedem Eheversprechen reservatio mentalis, dann trennt sich allerdings die Ehe von selbst, und der Staat muß die Trennung sanctioniren. Allein bevor der Akt der öffentlichen Scheidung nicht erfolgt ist, darf sich kein Theil den Beyschlaf mit einer andern Person erlauben." Der Staat muß also Gesetze geben, worin Strafen gegen den Ehebruch bestimmt werden, was auch immer für triftige Ursachen der Trennung da seyn mögen, der Grund davon ist sehr natürlich. Der Staat muß über die Heilighaltung jedes Vertrages wachen, welcher gleichsam unter seinen Augen geschlossen und von ihm garantirt worden ist. Die Auflösung eines solchen Vertrages, muß ebenfalls unter seinen Augen geschehen; vorher darf keine Handlung unternommen werden, welche dem darin enthaltenen Versprechen entgegen wäre. Außerdem würde ja mit dem Staate nur ein Possenspiel getrieben.

Herr Fichte fragt: Ist denn die eheliche Treue Objekt eines Zwangsrechts? Er verneint es und sagt: sie gründe sich auf die Verbindung der Herzen. Eheliche Treue ist allerdings Objekt eines Zwangsrechts, es versteht sich, die äußere eheliche Treue; die innere eheliche Treue d. h. die Festigkeit in der Zuneigung und Achtung läßt sich als kein Objekt eines Zwangsrechts denken. Ein Weib kann nicht zu ihrem Manne sagen: Du mußt in deinen Gesinnungen gegen mich dir immer gleich bleiben; aber sie kann allerdings sagen: Du mußt, so lange unser Vertrag besteht, dich alles außerehelichen Beyschlafs enthalten; hast du rechtsbeständigen Grund, vom Vertrage abzugehen, so erkläre es der Obrigkeit zuvörderst, und trage auf die öffentliche Scheidung an; dann, wenn wir geschieden sind, thue was du willst.

Herr Fichte hat sehr Recht, wenn er sagt: Alles Rechtsurtheil des Staates in Ehescheidungs-

sachen sey nichts anders, als sein Rechtsurtheil über die Hülfe, die er selbst dabey zu leisten habe. Wenn rechtmäßige Ursachen da sind, welche die Ehe unmöglich machen, so scheiden sich die Geehelichten von selbst, und haben es nur dem Staate zu erklären, seine Legitimation der Trennung zu verlangen, und, wenn der Trennung Schwierigkeiten entgegen stehen sollten, um seine Hülfe anzusuchen.

Herr Fichte geht die einzelnen Fälle durch, wo geschieden werden muß. Gegen die scharfsinnige Auseinandersetzung derselben läßt sich schwerlich etwas einwenden. Nur in einer Behauptung kann ich auf keine Weise mit dem Herrn Verfasser zusammen stimmen. Er sagt S. 209. Die Klage über versagte eheliche Pflicht von Seiten des Weibes ist eine ihr Geschlecht entehrende Klage, eine Sünde gegen die Natur, und man kann es nicht wohl

anders, als Barbarey nennen, daß der Staat, — so gar die Kirche im Namen desselben — eine solche Klage annimmt. Ist denn der Beyschlaf nicht das Allerwesentlichste der Ehe? Ist der eheliche Beyschlaf etwas Schändliches, dessen sich Ehegatten zu schämen hätten? Mir fallen hier Charrons Worte ein: Nostri nosmet poenitet et pudet. L'action de planter et faire l'homme est honteuse et toutes ses parties, les approches, les apprêts, les outils et tout ce qui y sert, est tenu et appellé honteux et il n'y a rien de si honteux en la nature humaine.

Wenn der Mann die eheliche Pflicht verweigert, so trennt sich die Ehe von selbst; will aber der Mann ungeachtet seiner Verweigerung die Trennung nicht eingehen, so begreife ich gar nicht, warum das Weib nicht die Hülfe des Staats suchen solle, mit ausdrücklicher Angabe der Ursache.

II.

Ueber die Anstalten zur Rettung der Scheintodten,

veranlaßt

durch einige Urtheile über die Errichtung eines Leichenhauses zu Weimar nach dem Plane des Hofraths Hufeland.

Vom

Herausgeber.

Noch lebend begraben zu werden, und in der Tiefe der Erde verschlossen wieder zu erwachen, geschieden von allen Menschen und ohne irgend eine Aussicht auf Rettung, schien mir in meinen frühesten Jahren schon das schrecklichste Schicksal, welches ein Wesen treffen kann. Der Gedanke, daß auch ich einst vielleicht das Opfer der Verzweiflung in dieser grausenvollen Lage werden könnte, verursachte mir manche schlaflose Nacht, manchen Schauder erregenden Traum. Nie werde ich jene Stunde vergessen, wo ich mich im Traume lebend begraben dachte, und zitternd vor Todesangst und triefend von kaltem Schweiße des Entsetzens erwachte. Wie tief mußte ich das große Verdienst

empfinden, welches sich Hufeland um die Menschheit erwarb, als er im J. 1791 die Errichtung eines Leichenhauses, zur Verhütung des Begrabens der Lebenden, in Weimar veranstaltete, und seiner Nation dadurch ein Beyspiel gab, welchem alle Provinzen, Städte und Dörfer hätten folgen sollen. Aber auch hier zeigte sich die träge Schwerkraft der Deutschen, und jene unselige Scheu vor der Realisirung neuer, wenn auch noch so heilsamer Anstalten; der vortreffliche Mann hat wenige Nachfolger gefunden. Statt Leichenhäuser nach dem Muster des Weimarischen zu errichten, ist man mit Vorschlägen zur Rettung der Scheintodten hervor getreten, welche zum Theil ganz kindisch, zum Theil unausführbar und wirkungslos sind.

Jener Ungenannte mochte sich wohl wunderwitzig vorkommen, welcher vor mehrern Jahren, ich weiß nicht in welchem Journale, einen Preis für den ersten Todten bestimmte, welcher in einem Leichenhause wieder erwachen würde. Als ich seine fad-

spöttische Erklärung las, konnte ich nicht umhin, bey mir selbst zu fragen: Wie denn nun, wenn allenthalben solche Anstalten wären, und doch in hundert Jahren in keiner derselben ein scheinbar Todter wieder erwachte, hätte dann wohl ein ähnlicher Mensch das Recht, über den Plan des verdienstvollen Hufeland zu spotten, und ihn für ein Hirngespinnst zu erklären? — Elender Spötter, antwortete ich, deine Kurzsichtigkeit erregt Mitleiden, deine kalte Gefühllosigkeit Verachtung. Nimm auch an, daß wohl gar in tausend Jahren der Fall nicht einträte, bliebe das Unternehmen des Mannes nicht immer eine Wohlthat für die Menschheit? Giebt es eine gräßlichere Vorstellung, als die im Grabe zu erwachen, muß diese Vorstellung nicht jeden quälen, welcher mit belebter Phantasie seinen Tod denkt, hat nicht höchst wahrscheinlich die Furcht vor jenem schauderhaften Erwachen in vielen Menschen eine Schwermuth erregt, welche ihr Leben abkürzte, nicht vielleicht manchen Selbstmord veranlaßt, dessen

Ursachen Niemand ergründen konnte? Der Tod an und für sich muß für den weisen Menschen nicht fürchterlich seyn, er möge nun eine Fortdauer hoffen, oder einer gänzlichen Vernichtung entgegen sehen. Giebt es eine Fortdauer, so ist ihm der Tod nur ein Uebergang in einen andern Wirkungskreis für moralische Geister, ein Uebergang in ein höheres Leben und eine bessere Welt; ist unser Loos Vernichtung mit dem Tode, so ist der Tod wünschenswerth, weil er ein Leben endigt, in dessen Genusse wir uns selbst verachten müssen, da ohne Unsterblichkeit unser Leben nur das Leben eines klugen Thieres mit deutlichem Bewußtseyn ist. Aber der Gedanke des Wiedererwachens im Grabe führt unüberwindliche Schrecken mit sich; der standhafteste Sterbende muß dadurch erschüttert werden. Wie viel Beruhigung muß uns also im Leben und Sterben die Errichtung der Leichenhäuser gewähren, und mit welchem Namen soll man den Muthwillen eines Menschen benennen, welcher darüber spotten kann!

Man wende nicht ein, daß die Fälle des Lebendigbegrabens selten seyn. Da man das einzige sichere Merkzeichen des wahren Todes, den Uebergang in Fäulnis gewöhnlich nicht abwartet, so können diese Fälle besonders bey gewissen Krankheiten sehr zahlreich seyn. Wie oft habe ich Menschen ohne alle Besorgniß sagen hören; eine Leiche habe im Sarge noch ganz blühend ausgesehen, wie oft habe ich es in Beziehung auf Frauen gehört, welche nach einer schweren Geburt gestorben waren, wo bey der außerordentlichen Ermattung der Scheintod so möglich ist! Gesezt aber auch die Fälle wären selten, so würde dieses dennoch kein Grund gegen das Wohlthätige der Leichenhäuser seyn. Oder ist es etwa nicht Pflicht, auch wenige Menschen vor der entsetzlichsten von allen Qualen zu sichern?

Eben so wenig entgegne man, es werden nur sehr wenige Menschen von der Vorstellung der Möglichkeit des lebendig Begrabenwerdens gequält. Gewiß sehr viele, besonders in den Jahren, wo das

Alter einen nahen Tod fürchten läßt. Aber die meisten von ihnen äußern ihre Furcht nicht, weil sie in den Verdacht der Feigheit zu kommen glauben, ja sie verläugnen sich wohl selbst den schrecklichen Gedanken und unterdrücken ihn absichtlich.

Neuesiens hat sich ein ungenannter Arzt im Reichsanzeiger über die Anstalten zur Rettung von Scheintodten auf eine Weise erklärt, welche um so mehr eine genauere Beleuchtung verdient, da die Gesichtspunkte, welche er faßt, in den Augen kurzsichtiger Menschen einen Schein von Wahrheit haben dürften. Ich will die Hauptmomente seines Aufsatzes ausheben:

„Es giebt keine menschliche Handlung, „von der man nicht beyde Extreme „samt deren nachtheiligen Folgen in der „Erfahrung vorfindet, und kein Extrem einer Handlung, dessen Anhänger sich nicht mit den nachtheiligen „Folgen des entgegengesetzten Extrems „entschuldigt. Das Extrem des

„frühen Begrabens ist in unsern
„Zeiten sehr zur Sprache gekommen.
„Die Möglichkeit, lebendig
„begraben zu werden, wiegt
„die Thatsache nicht auf, daß
„oft durch das zu sehr verspä-
„tete Begraben eines Todten
„mehrere gesunde Menschen
„Gesundheit und Leben verlie-
„ren mußten. In der Verspäti-
„gung des Begräbnisses liegt kein pas-
„sendes Mittel, jener Möglichkeit vor-
„zubauen. Mit dem Begräbnis-
„se läßt uns ohnehin (so viel
„darf ich dem menschlichen
„Herzen zutrauen), die
„fürchterliche Vorstellung des
„Scheintodes nicht eilen, aber
„wir wenden die Mittel nicht an, den
„vielleicht nur scheinbar Todten wieder
„zu beleben, wir lassen ihn nur lange in
„einem hülflosen Zustande. Der Ue-
„bergang vom Scheintode
„zum wahren Tode muß sehr
„leicht seyn, da der Ueber-

„gang von Gesundheit „in Krankheit, oder unmit„telbar in Tod so leicht ist. „Nicht in der Abstellung des zu frühen „Begrabens, sondern einzig in der Be„stimmung der Fälle, worin ein Schein„tod möglich ist, haben wir die Mittel „zu suchen, um nicht lebendig begra„ben zu werden. Der bey weitem „größre Theil der Krankheiten „vertilgt das Lebensvermö„gen unwiderbringlich, nach „ihnen ist kein Scheintod mög„lich. Warum sollen wir hier „die Fäulniß erwarten? Man „übersieht über den Eifer über die „zu frühe Beerdigung, die bey wei„tem größern Nachtheile des zu späten „Begrabens. Ich fürchte, daß „man endlich in der Fürsorge „für die Todten so weit gehen „werde, um über die Leben„den ganz wegzusehn. Ich habe „noch nicht ausfindig machen können, „ob der Unfug des zu späten Begrabens

„der Todten auf dem Lande jemals zur „Untersuchung gekommen ist. Es ist „nöthig, daß man vorher wisse, ob die „Todten wirklich ohne Lebensvermögen „sind, aber es ist durchaus un„statthaft, unsern Nasen die „Entscheidung desselben nach „Verlauf mehrerer Tage, zu „überlassen. Sollen wir die „Verderbniß unserer Säfte „abwarten, ehe wir unsre Tod„ten begraben? Sollen wir „ruhig zusehn, was aus un„srer Gesundheit wird, blos „darum, weil unser Nachbar „es für gut hält, den letzten „Rest der Möglichkeit des „Wiederauflebens auf solche „Weise verschwinden zu sehn.“ „Wir müssen die Leichen begraben, so „bald wir von ihrem wirkli„chen Tode überzeugt sind. „Diese Ueberzeugung dürfen wir nicht „in der Verspätung des Be„grabens bis zur Fäulniß su-

„chen, sondern in der Bestim„mung der Fälle, unter de„nen ein Scheintod möglich ist. „Diese Bestimmung kann nur der Arzt „geben. Es giebt eine Menge Krankhei„ten, die gar keinen Scheintod zur Folge „haben können, und ich möchte fast „behaupten, daß langwierige Krank„heiten sammt und sonders eine Unmög„lichkeit der Wiederbelebung verursa„chen, wenigstens findet man in allen „den Fällen vom Scheintode keinen ein„zigen, der nicht nach einer hitzigen „Krankheit, oder durch plötzliche Ver„unglückung, oder durch eine große „Schwäche erfolgt sey. Diese Fälle „einzeln zu bestimmen, und für jeden „die bestimmten Prüfungsmittel anzu„geben und anzuwenden, wäre Ge„schäft des Arztes oder Wundarztes, „und keine Leiche dürfte ohne „einen Todtenschein des Be„sichtigers auf dem Begräb„nißplatze angenommen wer„den. Es scheint bey der ganzen Fra-

„ge darauf angelegt zu seyn, die Aerz-„te aus dem Spiele zu bringen, denn „so bald ich voraus setzen darf, „ob man irgend einen Arzt „zur Behandlung des Kran-„ken gebraucht habe, so „glaube ich, darf es nicht un-„entschieden seyn, ob der „Mensch todt oder nur schein-„todt ist, man müßte sonst „daran zweifeln wollen, daß „ein Arzt ein Arzt sey."

Herr Dr. J. H. C. B..r verzeihe mir, wenn ich über seine zum Theil so seltsamen Sätze folgende Bemerkung machen.

1) Vor allen Dingen erkläre ich, daß nur ein zu frühes Begraben ein solches ist, welches vor Erscheinung der ganz untrüglichen Merkzeichen des wahren Todes geschieht, daß ich aber zugleich glaube, es gebe kein solches, als die eintretende Fäulniß. Was für eine geheimnißvolle Kraft ist überhaupt die Lebenskraft! Wie zahlloser Grade ist sie fähig, und in

wie mannigfaltigen Zuständen kann sie erscheinen, von ihrer höchsten sichtbaren Wirksamkeit an, bis zu einer scheinbaren gänzlichen Ruhe und Vernichtung! Nur dann können wir wissen, daß sie im Menschen verloschen ist, wenn alle Theile desselben sich der Auflösung nähern, und diejenigen Merkzeichen eintreten, durch welche man dieß unläugbar erkennt. So lange diese noch nicht da sind, ist der Körper noch nicht für einen Leichnam zu halten. Es ist, ungeachtet aller übrigen Zeichen der Leblosigkeit, immer noch möglich, daß er nur dem Scheine nach todt sey. Mit gewissen Thieren ist es derselbe Fall. Erstarrt und bewegungslos liegen sie da mit allen scheinbaren Anzeigen des Todes, nach ziemlich geraumer Zeit regen sie sich, und erwachen zum vollen Leben. Mehrere Beyspiele bestätigen es, daß alle Merkzeichen des Todes außer der Fäulniß trüglich sind; eines der schauderhaftesten ist jenes, welches im Bayerischen Landbothen, im 15ten Stücke des 1791 Jahres erzählt wird. Ein in diesem Jahre

noch lebender sehr fähiger Arzneygelehrte verfiel in seiner Jugend zu Ingolstadt, wo er studierte, in eine gefährliche Krankheit und es erfolgte bey ihm jener Uebergang in starre Sinnlosigkeit, welche man für Tod zu halten pflegt. Man behandelte ihn ganz wie einen Todten, entkleidete ihn, wusch ihn, legte ihn auf das Bret u. s. w. Dieß muß sich freylich jeder Scheintodte gefallen lassen, aber das Schrecklichste bey diesem allen war, daß er alles selbst mit ansah. Er sah, hörte, fühlte; nur war er unfähig, irgend eine Bewegung hervor zu bringen. Sein Körper war starr und todtenähnlich, sein Geist lebte. Er hörte die Klagen seiner Freunde und Verwandten, war sich seines Zustandes bewußt, sah die Anstalten zu seiner Beerdigung, und wie der Tischler das Maas zum Sarge an ihm nahm. — In der Nacht vor seinem Begräbnißtage, als er einsam auf dem Todtenbette mit der äußersten Spannung sein Bewußtseyn auf seinen Zustand heftete, und seine Seele gleichsam auf jeden Punkt der Maschine

mit ganzer Stärke wükte, kam ihm die Bewegungskraft wieder. Aber seine Hände waren ihm mit Wachs und einem Rosenkranze so fest verknäult, daß er sie nicht brauchen konnte. Er sträubte und bäumte sich, so viel es seine geringen wiederkehrenden Kräfte zuließen, und durch diese Bewegungen warf er mit dem über ihn gedeckten Tuche, die neben ihm stehende Lampe um. Dieß Getöse machte diejenigen, welche in dem unter ihm befindlichen Zimmer wachten, aufmerksam. Sie kamen, erschracken, flohen, kehrten wieder zurück, und nahmen ihn endlich auf sein wehmüthiges und wiederholtes Betheuern unter die Lebenden auf.

2) Der Herr Dr. sagt: „die Möglichkeit lebendig begraben zu werden, wiege die Thatsache nicht auf, daß oft durch das zu sehr verspätete Begräben eines Todten mehrere gesunde Menschen Gesundheit und Leben verlieren müßten." Es ist offenbar, die Fälle sind ganz ungleich. Erstlich kann man sich vor den Folgen des Geruchs der eintretenden Fäulniß eines

Leichnams sichern; außerdem müßten alle Anatomen Opfer des Todes werden; und dann sind diese Folgen auch nicht so gefährlich als der Herr Dr. meynt. Und wenn sie es denn nun wären, so können sie durch medicinische Mittel gehoben werden. Der lebendig Begrabene ist im Gegentheile ohne alle Rettung. Und welcher sonderbarer Schluß! Ein Mensch soll auf die gräßlichste Weise umkommen, damit nicht einige krank werden, und vielleicht ihrer Krankheit unterliegen.

3) Der Herr Dr. sagt: „Mit dem Begräbniße läßt uns ohnehin (so viel darf ich dem menschlichen Herzen zutrauen,) die fürchterliche Vorstellung des Scheintodtes nicht eilen.“ Er hat ein großes Zutrauen zu dem menschlichen Herzen. In jenen Zeiten, wo die Fürsten die heilsamen Mandate gegen das zu frühe Begraben noch nicht gegeben hatten, eilte man nicht selten absichtlich, verführt durch Eigennutz, Rache, Nasendelikatesse, Freygeisterey, Aberglauben ꝛc. mit dem Begräbniße, und in Ländern, wo solche

Mandate nicht Statt finden, geschieht es noch. Wie manches Weib, die ihres Mannes überdrüßig war, ließ seinen Leichnam so schnell als möglich beerdigen! Wie mancher habsüchtige Sohn seinen Vater!

4) Der Herr Dr. sagt: „Der Uebergang vom Scheintode zum wahren Tode muß sehr leicht seyn, da der Uebergang von Gesundheit in Krankheit oder unmittelbar in Tod so leicht ist.“ In der That eine Folgerung von ganz mystischem Zusammenhange. Ein Oedipus möge sie lösen, ein Davus, wie ich, vermag es nicht: „weil der Uebergang von Gesundheit in Krankheit oder unmittelbar in Tod so leicht ist, so muß der Uebergang vom Scheintode zum wirklichen Tode sehr leicht seyn.“ Fände ich auch beyde verknüpfte Sätze wahr, so könnte ich mich doch nimmermehr in die Logik des Herrn Dr. und seine Combinationsregeln finden. Allein es bedarf keines tiefen Nachdenkens, um das Nichtige jener Sätze einzusehen. Ich finde kaum einen Sinn in der Be-

hauptung: der Uebergang von Gesundheit oder unmittelbar in Tod sey leicht. Leicht muß hier unstreitig ein Befreytseyn von allen oder doch von heftigen Schmerzen bedeuten. Wenn ich indessen auch wohl weiß, daß für denjenigen, den ein tödtlicher Schlagfluß trifft, der Uebergang von Gesundheit zum Tode nicht eben schmerzhaft ist, so weiß ich doch auch mit derselben Sicherheit, daß der Uebergang der Gesundheit in Schwindsucht, oder Gicht, oder Hypochondrie mit großen Leiden verbunden ist. Sagt vollends der Herr Dr. der Uebergang vom Scheintode zum wirklichen Tode sey leicht, so weiß man nicht, ob er die Menschheit durch eine sehr übel berechnete Täuschung trösten, oder über sie spotten wolle. Zwischen dem Scheintode und wirklichem Tode liegt ein Zustand des Lebens und Bewußtseyns, welcher kürzer oder länger seyn kann. Und was für ein gräßlicher Zustand! Dauert er auch nur einige Minuten, so wiegt er die größten Leiden eines ganzen Lebens auf. Oder glaubt der Herr Dr. ein im Grabe Er-

wachter befinde sich recht gemächlich, wenn er vor Verzweiflung an seinen Gliedern nagt und seine Leichenkleider mit den Zähnen zerreißt?

5) Ob es irgend eine Krankheit geben könne, bey welcher der Scheintod gar nicht möglich wäre, läßt sich, wie mich dünkt, schlechterdings nicht mit Gewißheit bestimmen, eben weil die Lebenskraft ihr Daseyn, bis zum völligen Anschein des Todes verbergen kann. Der Herr D. hat durchaus in seiner Abhandlung den Fehler begangen, als erwiesen vorauszusetzen, was eben erwiesen werden soll, dadurch überhebt er sich der Lösung der Hauptprobleme, und schwatzt auf gut Glück nach vorgefaßten Meynungen. So sagt er: bey weitem der größere Theil der Krankheiten vertilge die Lebenskraft unwiederbringlich. Es kann der Fall seyn, aber er ist es nicht nothwendig. Nur wenige ziehen, wenn sie ihren höchsten Grad erreicht haben, den Tod unausbleiblich nach sich, wie alle diejenigen, welche die zum Leben wesentlich gehörigen Glieder gänzlich zer=

stören, z. B. der Krebs. Hier wäre es ganz thöricht, den Eintritt der Fäulniß abzuwarten. Bey allen andern Krankheiten aber muß es geschehen, weil der Scheintod möglich ist.

6) Wenn der Herr D. sagt: Man übersehe aus zu großem Eifer über das zu frühe Begraben, die bey weitem größern Nachtheile des zu späten Begrabens, so hat er die Wahrheit und das allgemeine Menschengefühl gegen sich. Ich habe mich über diesen Punkt bereits unter No. 1. erklärt.

Die Nachtheile des zu späten Begrabens sind nicht so groß, als der Herr Verfasser meynt, und wenn sie es auch wären, so ergäbe sich daraus doch nimmermehr ein Grund für das frühe Begraben vor Eintritt der Fäulniß, als des einzigen vollgültigen Merkzeichens des wahren Todes. Es widerspricht den Rechten der Menschheit. Niemand kann in irgend einer Hinsicht befugt seyn, mich in die Erde zu verscharren, ehe er meines Todes völlig gewiß ist. Der Ausdruck, er fürchte, daß

man über der Sorge für die Todten, über die Lebenden ganz hinweg sehe, muß bey jedem Wohlgesinnten Widerwillen erregen.

7) Der Herr Verfasser sagt: Es sey allerdings nothwendig, daß man vorher wisse, ob die Todten wirklich ohne Lebensvermögen seyen, aber es sey unstatthaft, das Urtheil darüber unsern Nasen zu überlassen. Abermals eine petitio principii; er setzt unerwiesen voraus, daß es außer dem Eintritte der Fäulniß ein sicher Merkzeichen des Todes gebe. Wenn er diese vorzeigen kann, so ist seine Behauptung vollkommen richtig, nur daß er wegen seines spaßhaften Tons in einer so wichtigen Sache Rüge verdient. Kann er aber solche nicht aufstellen, so vindiciren sich die Nasen das Recht der Entscheidung.

8) Wenn der Herr D. sagt: Nicht die Verspätung des Begrabens bis zur Fäulniß gewähre die Ueberzeugung vom wirklichen Tode eines Menschen, sondern sie beruhe auf der Bestimmung der Fälle unter denen ein Scheintod möglich ist, so

läßt er eine sonderbare Verwirrung in den Gedanken zu. Er bedenkt nicht, daß beydes vereinigt werden kann und muß. Wenn nicht bey allen Krankheiten Scheintod möglich ist, sondern nur bey einigen, so muß allerdings bestimmt werden: bey welchen. In Hinsicht dieser, kommt man allezeit auf das pflichtmäßige Vorsichtsmittel der Verspätung des Begräbnisses bis zum Eintritte der Fäulniß zurück, wiefern dieser das einzige sichre Zeichen des wahren Todes ist. Oder der Herr D. zeige andre Merkmale an, von denen Herr Hofrath Hufeland nichts weiß. Ich zweifle nur, daß es ihm gelingen werde.

9) Wenn der Herr D. sagt: Er möchte fast behaupten, daß alle langwierige Krankheiten eine Unmöglichkeit der Wiederauflebung verursachen, so drückt er, ehrlich genug, die Ungewißheit seiner Ueberzeugung aus. Er widerspricht sich auch, indem er in der Folge sagt: alle uns bekannte Scheintodte rühren her von hitzigen Krankheiten, plötzlicher Verun-

glückung und **großer Schwäche.** Langwährende Krankheiten führen unausbleiblich große Schwäche mit sich, dieß lehren die Beyspiele der Gichterischen, der Steinkranken, der Schwindsüchtigen rc.

10) Der Herr D. sagt: Die Bestimmung der Fälle der Möglichkeit des Wiederauflebens und die Angabe der Prüfungsmittel, welche hier Statt finden, ist Sache des Arztes oder Wundarztes. Kein Todter soll ohne einen Todtenschein von dem einen oder dem andern begraben werden. Hier umgeht er die Hauptsache ganz, denn wenn nach ihm bey gewissen Krankheiten Scheintod möglich ist, so fragt es sich, welches das sicherste Mittel der Prüfung sey. Wenn Aerzte und Wundärzte, davon nicht gehörig unterrichtet sind, so haben die Todtesscheine der Besichtiger keine Zuverläßigkeit.

11) Der Herr D. hat in der That großes Zutrauen zu dem Ganzen seiner Zunft, wenn er am Schlusse sagt: „**Wenn man nur irgend einen Arzt zur Behandlung des Kran-**

ken gebraucht habe, so dürfe es gar nicht unentschieden seyn, ob der Mensch todt oder scheintodt sey, man müßte sonst daran zweifeln, ob ein Arzt ein ARZT sey.“ Heiliger Hippokrates! bitte für uns! Wie ignorant sind die meisten Aerzte! Wie ruhen sie so behaglich auf den Lorberen, die sie im akademischen Examen, und der öffentlichen Doktordisputation einärndeten! Wie begnügen sie sich so ganz mit dem Schlendrian ihrer Praxis, und sehen von dieser eingebildeten Höhe auf die wichtigsten neuen Entdeckungen im Gebiete der Medicin und überhaupt auf alle Theorie herab! Die Untersuchung der sichern Merkzeichen des Todes ist ein Gegenstand, für den die meisten gar kein Interesse haben. Viele sind auch moralisch so gesunken, daß es ihnen gleichgültig ist, ob ein Mensch lebend begraben werde, oder nicht. So wie sie gewissenlos auf Tod und Leben kuriren, so kümmert es sie auch nicht, ob ein Todter unter der Erde im Sarge erwache. Sie liquidiren, beglei-

ten die Leiche, und gehen davon, wie bekanntlich Katzen von Taubenschlägen.

12) Die vom Herrn Verfasser als das einzige sichre Mittel der Prüfung des Scheintodtes vorgeschlagene Sektion führt allerdings unfehlbar zum Zwecke. Denn kein Secirter wird im Grabe erwachen. So viel ist gewiß. Aber ich treffe auf zwey Fälle: 1) man secirt vor Eintritt der Fäulniß; hier läuft man Gefahr einen Menschen zu ermorden; oder 2) man secirt erst mit Eintritt derselben; dann ist der Tod schon gewiß. Aber es treten auch alle die Folgen für die Gesundheit der übrigen Menschen ein, welche der Herr D. so verderblich findet.

Alles wohl überlegt, behalten also die Anstalten zur Verhütung des lebendig Begrabens durch verspätigte Beerdigung bis zur Fäulniß, ihren unleugbaren und ausschließlichen Werth.

III.

Ueber

Aergern und Aegerlichkeit

und

die Mittel,

sich davor zu sichern.

Vom

Herausgeber.

Ueber

Aergern und Aergerlichkeit,

besonders

in Beziehung auf die Verhältnisse des häuslichen Lebens.

In Briefen.

I.

Theuerster Freund, wenn Sie mir gestehen, daß Sie einen festgesetzten Hang zum Aergernisse besitzen, und sich selbst bey dieser Stimmung nicht gefallen, so sagen Sie mir damit nichts Unerwartetes. Während meines letzten Aufenthaltes in Ihrem lieben Hause, habe ich Sie von dieser Seite hinlänglich kennen gelernt, und —

verzeihen Sie es — bedauert. Im ruhigen Besitze aller Mittel eines glücklichen Lebens stören Sie selbst den Frieden Ihrer Seele durch Grillen, welche zu nichts führen, und sind zugleich darüber unzufrieden mit sich, daß Ihnen dieß zur andern Natur geworden ist. Ihre Gattin, Ihre Kinder, Ihre Dienstboten, leiden unter dieser traurigen Stimmung, und Sie selbst sind nahe daran, des Lebens überdrüßig zu werden. Sie fordern mich auf, Ihnen meine Gedanken über Aergern und Aegerlichkeit mitzutheilen, und obwohl ich alle Schwierigkeiten kenne, welche mit der Erforschung dieses zerstörenden Affekts verknüpft sind, so halte ich es dennoch für Pflicht, Ihnen diejenigen Ideen mitzutheilen, welche ich mir, durch eigne Lagen und Verhältnisse veranlaßt, darüber entwickelt habe. Ich habe in eben dem Grade an dieser Krankheit gelitten, als Sie, und habe mich davon vollkommen geheilt. Glücklich würde ich mich fühlen, wenn dieselben Mittel, die ich anwendete, auch Ihnen die Ruhe Ihres

Lebens wiedergäben, und in die Sphäre Ihrer Häuslichkeit jene friedliche Stille zurückführten, ohne welche ein Mann, als Gatte und Vater nicht glücklich seyn kann.

Von einem denkenden Manne, wie Sie, darf ich nicht fürchten, daß er mich der Pedanterey beschuldige, wenn ich zuvörderst eine **bestimmte Erklärung vom Aergernisse** festsetze. Sie begreifen nur zu gut, daß sich ohne eine solche Erklärung über die Ursachen desselben, über seine Folgen, und die Mittel sie zu heben, nichts als **schwankende** Bemerkungen aufstellen lassen.

Aergerniß ist allezeit ein peinigendes Gefühl der **Unzufriedenheit** über ein Ereigniß, welches unsern Planen und Wünschen widerspricht, und welches wir doch schlechterdings nicht hintertreiben oder ungeschehen machen können. Das Peinliche dieses Gefühls beruht nicht sowohl auf der Beschaffenheit und den Graden der Größe des Uebels, als vielmehr auf der Ue-

berzeugung oder Einbildung von unsrer Ohnmacht uns zu helfen. Daher, daß wir uns oft über unangenehme Kleinigkeiten auf das Heftigste ärgern *), während wir weit wichtigere Uebel mit Standhaftigkeit ertragen. „Ein so unbedeutendes Ereigniß! denken wir; und doch sind wir mit aller unsrer Kraft unfähig es zu heben!“ — Wenn wir uns ärgern, so stellen wir uns das Uebel, welches der Gegenstand dieses Affekts ist, und unsre Ohnmacht es ungeschehen zu machen auf das Lebhafteste und mit einer Menge von Ideenverbindungen vor. Geflissentlich unterhalten wir Reihen von Phantasiebildern, welche mit jenen Vorstellungen zusammenhängen, und vermehren dadurch

*) Unstreitig kommt das Wort ärgern von arg her, und heißt ursprünglich: etwas ärger machen. Wer sich ärgert macht allezeit seinen Zustand immer ärger und ärger, so wie dasjenige Objekt, welches uns ärgert, die veranlassende Ursache ist, daß wir dieses thun.

die Qualen unsers Gemüthes. — Der Zustand, in welchem wir uns, wenn wir uns ärgern, befinden, hat auch vorzüglich das Eigenthümliche, daß der sich Aergernde seine Vorstellungen und Gefühle in sich verschließt und im Geheim gleichsam über ihnen brütet *). So wie er sie mit Kraft ausbrechen läßt, hört er auf sich zu ärgern.

Die Aergerniß hat unstreitig ihre eigne Sphäre von Gegenständen, welche sie erregen; denn nicht über alles kann man sich ärgern. Wenn der Hagel auf Ihren Landgütern Schaden anrichtet, so können Sie nicht sagen, daß Sie sich darüber

*) Sehr passend sind daher die deutschen Redensarten: *ich möchte vor Aergerniß bersten*, oder *zerplatzen*; (eben wegen der Masse von unangenehmen Gefühlen und damit verknüpften Vorstellungen, welche der sich Aergernde in sich verschließt) desgleichen: *ich möchte vor Aergerniß aus der Haut fahren*, *vor Aergerniß schwarz werden* u. a.

ärgern; eben so wenig, wenn sie das große Loos in der Lotterie nicht gewinnen. Man ärgert sich allezeit vorzüglich über seine Ohnmacht, ein Uebel ungeschehen zu machen. Es wäre aber Tollheit, sich darüber zu ärgern, daß man den Hagel nicht verhindern, und den Gewinn des großen Looses nicht erzwingen kann. Jener ist eine Wirkung der Naturkräfte, dieser ein Glückszufall. Wenn indessen der Blitz in Ihrem Schlosse zündet, so können Sie sich wohl darüber ärgern, wiefern Sie nämlich einen Wetterableiter hätten anbringen können, um das Einschlagen zu verhüten. Auf gleiche Weise ärgern Sie sich, wenn Sie durch ihre eigne Nachlässigkeit, oder durch ein Versehen Ihres Mitspielers, eine Partie im l'Homber verloren haben. Mit einem Worte: Wir ärgern uns über Ereignisse, welche wir selbst, oder andere hätten verhindern können, also über solche, welche vom freyen Willen abhängen. Je freyer der Entschluß war, und je weniger

Nöthigung zu ihm Statt fand, um so größer unsre Aergerniß.

Jede Aergerniß bezieht sich auf den wirklichen oder eingebildeten Verlust eines wirklichen oder eingebildeten Gutes. Je höher ein Mensch das Gut schätzt, um so größer seine Aergerniß über den Verlust desselben. Gewisse Güter muß jeder Mensch, der nicht ganz entartet ist, und alles feinern Gefühls ermangelt, hochschätzen, weil er Mensch ist, und es ihm zukommt, seine Würde zu behaupten, als: die Befriedigung seines Gewissens, Geschätztheit seines Charakters und seiner Fähigkeiten unter den übrigen Menschen, wahre Ehre ꝛc. Allein jeder Mensch nimmt auch wegen seiner individuellen Lage und seines Standes in der Gesellschaft, wegen seiner besondern Neigungen und Kräfte, wegen seiner Thorheiten und Schwächen u. s. w. an gewissen Gütern ein vorzügliches Interesse. So erwartet der Edelmann wegen seinen Ahnen, der reiche Kaufmann

wegen seines Geldes, der Künstler wegen seiner Talente die Huldigung Anderer. Nicht jeder, welcher an diesen Gütern einer individuellen Affektion hängt, schätzt darum auch jene allgemeinen Güter vernünftiger freyer Wesen. Dem Domherrn von***, welcher sein Geschlecht von Niemand herleitet, ist es sehr gleichgültig, daß man allgemein weiß, er sey der entschiedend'ste gefährlichste Wollüstling, der Schrecken aller schwachen Ehemänner in seinem Zirkel. Ungeachtet er diesen schmählichen Ruf nicht heben kann, ärgert er sich dennoch nicht darüber. Daß aber der Hofrath von Weidmann, als ein Cavallier von neuem Adel, ihn in allen Gesellschaften mit auffallender Gleichgültigkeit behandelt, ohne daß er ihm doch deßhalb einen Vorwurf machen kann, dieß krampft ihn im Innern, daß er vor Aerger umkommen möchte.

Gewisse Schicksale des Lebens veranlassen, daß manche Menschen sich über besondre Ereignisse in der Gesellschaft auf

das Heftigste ärgern können. Ein Mann z. B. welcher wegen Schulden arretirt worden ist, wird die peinigendend'sten Gefühle haben, wenn man in seiner Gegenwart Anekdoten erzählt, die sich darauf beziehen. Ein Gebrechlicher wird sich im höchsten Grade ärgern, wenn man in seinem Beyseyn über körperliche Fehler spottet. Der eine, wie der andre kann keine Mittel anwenden, um es zu hindern; jener Affekt muß also unausbleiblich folgen.

Uebel der Art, wie ich sie geschildert habe, erregen auch um so mehr Aergerniß, wenn sie unerwartet erscheinen, besonders, wenn die Ueberraschung durch dieselben, Folge unsrer Gedankenlosigkeit oder der falschen Masregeln ist, welche wir nahmen, und wir eben deßhalb diejenige Fassung und Geistesgegenwart ermangeln, deren wir bedürfen, um dem Uebel entgegen zu arbeiten. Dann ärgern wir uns über unser Unvermögen uns zu helfen um so mehr, weil wir uns selbst in diesen Zustand versetzt haben.

Unter allen Affekten grenzt keine so nahe an die Aergerniß, als die Kränkung. Der Unterschied zwischen beyden Gemüthsbewegungen ist, wie mir scheint, der: 1) Die Kränkung beruht nicht auf dem Bewußtseyn des Unvermögens sich zu helfen, sondern auf der Ueberzeugung, ein Unrecht erlitten zu haben. 2) Die Kränkung hat also eine weit beschränktere Sphäre, als die Aergerniß; wir kränken uns nur dann, wenn wir unsre Ehre verletzt, und unsern moralischen Werth verkannt fühlen; Kränkung kann nie ein Affekt der Bosheit seyn, sie hat allezeit moralischen Werth. Allein, ein Bösewicht kann sich ärgern, wenn ihm irgend eine Schandthat mißlang. 3) Die Kränkung ist kein so verschlossener Affekt, als die Aergerniß. Der Gekränkte sucht Freunde, denen er sich mittheilen könne. — —

Sie wissen nun, mein Theuerster, welchen Begriff vom Aergernisse ich zum Grunde lege, und wenn Sie, wie Sie selbst gestehen, das Glück Ihres Lebens

durch die Krankheit der Aergerlichkeit gestört fü len, so werden Sie in jenem Begriffe gewiß mit mir zusammenstimmen. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, in meinem nächsten Briefe die wichtigsten nachtheiligen Folgen der Aergerniß zu erklären.

II.

Wenn ich alle Affekten durchgehe, welche auf die Organisation und die Geisteskräfte des Menschen einen verderblichen Einfluß haben, so finde ich keinen, welcher zerstörender wäre als der Aerger. Der Schrecken, der Zorn, die Kränkung und andere Gemüthsbewegungen und Leidenschaften ziehen traurige Folgen für Körper und Seele nach sich. Allein gegen die Wirkungen jenes Affekts kommen diese nicht in Vergleichung. Er greift die Lebenskraft gleichsam in ihrem Innersten an, und jeder seiner Angriffe verursacht auch

im Spiele der geistigen Vermögen eine traurige Störung.

Der Aerger wirkt mit Plötzlichkeit auf das ganze System der Nerven und Muskeln, und stört alle Lebensverrichtungen. Je unerwarteter das Uebel ist, über welches man sich ärgert, um so angreifender und stärker ist diese Wirkung auf den Körper. Blässe verbreitet sich über das Gesicht, die Muskeln verlieren ihre Spannkraft, und ihre Erschlaffung hat Zittern an allen Gliedern zur Folge, die Verdauung wird unterbrochen, und ein mäßiger Trunk erregt in diesem Zustande eine gänzliche Berauschung. Nicht selten ist der Tod durch ein heftiges Aergerniß veranlaßt worden, besonders wenn Menschen auf gewisse, ihnen höchst unangenehme Ereignisse nicht gefaßt waren. Der Schrekken hat von dieser Seite viel Aehnliches mit dem Aerger, allein, wie plötzlich auch seine Wirkung ist, so ist sie doch nicht so dauernd und so zerstörend, als die des Aergers.

Alle Phänomene des Aergers lassen sich, in Hinsicht des Körpers, auf Schwächung zurückführen. Und wenn wir nur die Natur dieses Affekts mit Wahrheit und Genauigkeit fassen, so ist es eine nicht eben schwere Aufgabe, ihre Möglichkeit zu erklären.

Aergerniß ist gemeiniglich mit einer gewissen Ueberraschung verknüpft; man hat auf das Ereigniß, über welches man sich ärgert, nicht gerechnet, hat einen Zweck verfehlt, dessen Erreichung man entweder mit Gewißheit oder mit Wahrscheinlichkeit für sicher hielt. Eine solche Ueberraschung muß nothwendig äußerst unangenehme Gefühle hervorbringen.

Wir finden uns in Hinsicht einer gewissen Erwartung betrogen; in dem Systeme der Vorstellungen von unsern Verhältnissen entsteht gleichsam eine Revolution, unsre Verstandeskräfte müssen eine andre Richtung nehmen und andre Gesichtspunkte fassen, müssen ihr ganzes Vermögen aufbieten, um, wo möglich, das Uebel wieder gut zu machen, und den Schaden

zu ersetzen. Diese plötzliche und unvorbereitete Veränderung kann nicht anders, als einen schwächenden-Einfluß auf unsre Organisation haben. Erinnern Sie sich jener höchst verdrüßlichen Lage, in welcher Sie sich befanden, als Sie ein gewisses Mitglied Ihres Standes, dem Sie Ihr ganzes Vertrauen geschenkt hatten, durch eine einzige, nie geahndete Handlung, als die falscheste Person unter der Sonne kennen lernten! Vorher würde jeder, der es gewagt hätte, gegen diesen Nichtswürdigen bey Ihnen Verdacht zu erregen, unausbleiblich Ihren Haß auf sich gezogen haben. Und jetzt wurden Sie auf ein Mal überzeugt, daß Ihre Biederkeit und Offenheit auf das Schändlichste von ihm gemißbraucht war. Welche Gährung war in Ihrem Innern! Wie viele Voraussetzungen, Hoffnungen und Pläne, die Sie, in Beziehung auf ihn, mit so vieler Festigkeit gefaßt hatten, und die Ihrem Herzen so theuer waren, mußten Sie aufgeben! Welche unseligen Gefühle von Mißtrauen, Reue, und Furcht traten an ihre Stelle! Die

Folgen dieser Stimmung waren sehr natürlich. Ich will die Erinnerung davon nicht lebhafter wecken. — — Noch mehr entschied damals über Ihren Zustand die Vorstellung der Unmöglichkeit, das Geschehene ungeschehen zu machen, und seine Folgen zu heben. „Wie mag der Unedle, so mußten Sie denken, innerlich über deine Gutmüthigkeit spotten! Wie mag er bey sich lachen, wenn er bedenkt, daß du ihm dein Herz so vertraulich öfnetest, während er das seine mit Schlauheit verschloß! Welchen Mißbrauch kann er von deinen freundschaftlichen Mittheilungen machen! Und dieß alles kannst du nun und nimmermehr hindern!“ Es ist eine allgemein zugestandene Wahrheit, daß das Gefühl des Unvermögens und der Ohnmacht in jedem Falle, wo wir uns lebhaft für irgend einen Zweck interessiren, unser Nervensystem schwächt, da im Gegentheile Bewußtseyn von Kraft, unsre Zwecke durchzusetzen, einen ungemein stärkenden Einfluß auf den Körper hat. Dieß gilt eben so wohl von der Einbil-

dung. Wer sich einbildet, kraftlos zu seyn, erkrankt gewöhnlich eben dadurch; während derjenige, welcher sich, wenn auch immer in einem Zustande der Selbsttäuschung, viel Vermögen zutraut, an Stärke seiner körperlichen Kräfte gewinnt. Eine der vorzüglichsten Ursachen, warum Hypochondrie den Körper in so hohem Grade schwächt, besteht darin, daß der Hypochondrist sich selbst ermangelt, und aller Zuversicht auf seine Thatkraft unfähig ist. Der eitle, eingebildete Mensch, der **Windbeutel mit Ueberzeugung**, genießt in der Regel einer sehr festen Gesundheit: Folge seines eingebildeten Kraftgefühls; dieß stärkt ihn. Die Phantasie wird Schöpferin der Wirklichkeit. Im Rausche seines, auf vielleicht sehr unsichern Voraussetzungen beruhenden Selbstvertrauens, rüsten sich gleichsam seine physischen Vermögen, und er setzt mit wenigen Mitteln durch, was schüchterne und muthlose Personen, die ihn an Kräften bey Weitem übertreffen, nicht realisiren können. In dem Verhältnisse, in

welchem sein Selbstvertrauen steigt, wird auch sein körperlicher Wohlstand erhöht. Wenden wir dieses auf den Affekt des Aergers an, so kann es nicht befremden, daß er so gefährliche Folgen für unser Nerven- und Muskelsystem mit sich führt. Es leuchtet auch ein, warum dieß so gar bey unbedeutenden Ereignissen der Fall ist. Das Gefühl des Unvermögens, sich zu helfen, ist um so niederdrückender, je weniger Kraft dazu erfordert würde, dem Uebel, worüber man sich ärgert, auszuweichen, oder es zu heben; und ich bin überzeugt, daß gewisse Menschen sich heftiger über die lästige Zudringlichkeit der Fliegen, als über einen verlornen Prozeß ärgern. Ein Mensch kann wohl den Gedanken ertragen, daß er gegen einen andern Menschen nach Gesetz, Recht und Manöver der Advokaten einen Prozeß verliert; daß ihn aber ein verächtliches Insekt anhaltend quäle, ihn den Herrn der Schöpfung, dem alles unterworfen seyn soll, dieß muß ihm natürlicher Weise innere Krämpfe verursachen, und es ist kein Wunder,

wenn er dadurch, in Hinsicht seiner Gesundheit, äußerst zurückgesetzt wird. Heftiges Aergerniß erregt gewöhnlich Zittern in denjenigen Gliedern, von welchen die Bewegung unsrer Maschine abhängt; besonders zeigt sich der Einfluß jenes Affekts in den Füßen; die Kraft der Muskeln verschwindet bis auf den Grad, daß man glauben möchte, man besitze gar keine Füße. Dieß ist lediglich Wirkung des wahren oder eingebildeten Bewußtseyns von Ohnmacht. Je stärker und lebhafter dieses ist, um so schrecklicher sind die Folgen. Wie viele, welche jenem Affekte unterlagen, wurden Opfer der fallenden Sucht, und des so genannten bösen Wesens! Sie haben in Ihrer Familie das traurige Beyspiel einer Person, welche in dieser Hinsicht aus derselben Ursache ohne Rettung verloren gieng.

Sie gestehen mir zu, es sey Ihnen unmöglich, sich von der Vorstellung der Gegenstände, welche Sie ärgern, zu entfernen, vielmehr haben Sie einen unüberwindlichen Hang, sich dieselben mit allen

verwandten Nebenbildern und allen analogischen Gedanken zu vergegenwärtigen. Eben dieß ist eine der gefährlichsten Seiten der ganzen Lage desjenigen Menschen, welcher sich ärgert. — Er brütet — ich weiß es nicht treffender auszudrücken — über den Vorstellungen seines Uebels und seiner Ohnmacht. Folge davon ist, daß das Uebel immer größer und größer erscheint, daß das Selbstvertrauen des Aergernden verhältnißmäßig abnimmt, und daß er sich selbst ermangelt. Als Sie die Falschheit von Z. entdeckten, mußten Sie sich aller frohen Abende, die Sie in seinem Umgange genossen, erinnern, und die Hoffnungen aufgeben, welche Sie für das Glück Ihres Lebens in Beziehung auf seinen traulichen Umgang gefaßt hatten. Wie lebhaft und mit welchem widrigen Affekte wurden dadurch Ihre Geisteskräfte angegriffen! Jedes Bild der Erinnerung war ein Dolchstich für Ihr Herz, und doch konnten Sie sich nicht davon losreißen! Feindselig gegen sich selbst, erneuerten Sie bey jeder Gelegenheit diese kränkenden

Bayerische

Vorstellungen, und bildeten sie recht beflissentlich durch Ihre Phantasie aus. Es war Ihnen, als ob Sie durch dieses Gedankenspiel gewissermaßen Genugthuung für die Treulosigkeit Ihres vormaligen Freundes bekämen; allein im Zustande dieser Selbsttäuschung arbeiteten Sie nur gegen sich selbst, und zerstörten Ihre Ruhe so wie Ihre Gesundheit auf einen langen Zeitraum. — Der Aerger ist ein Affekt, welcher nicht mit Heftigkeit und Kraft ausbricht, sondern im Gemüthe verschlossen bleibt. Auch daraus läßt sich sein nachtheiliger Einfluß auf den Körper erklären. Je verschlossener ein Affekt ist, um so gefährlicher nagt er an der Lebenskraft. Denken Sie an die Folgen einer sich verbergenden Liebe, besonders bey dem Frauenzimmer. Ihr Nervensystem scheint in diesem Zustande ganz abgespannt, das Feuer ihrer Augen erlischt, ihre Wangen erbleichen, und tiefe schmachtende Melancholie mahlt sich in ihren krankhaften Zügen. Sie leben gleichsam wieder auf, wenn sie den geliebten Gegenstand kennen lernen, und

ihm Beweise ihrer Leidenschaft geben können. Denken Sie den schweigenden Gram mit matt gesenktem Haupte, den Groll, der in der Einsamkeit gegen sich selbst wüthet, weil er zugleich physisch kraftlos ist, um sich an seinem Beleidiger zu rächen, und moralisch ohnmächtig, um ihm großmüthig zu verzeihen. Derjenige, welcher sich ärgert, spricht höchstens etwa einsylbig von der Veranlassung dazu; nähert sich ihm ein Zudringlicher, und bittet, er möge sich ihm eröffnen, so wird es heißen: „Lassen Sie mich nicht daran denken, ich ärgre mich sonst nur noch mehr." Nichtsdestoweniger denkt er innerlich daran; dieß zeigt seine Zerstreuung in der Unterhaltung, und sein ganzes Aeußeres. Ist es nun wohl ein Wunder, wenn der Aerger ein so zerstörendes Gift für die Körper ist, und jene Erscheinungen auf ihn folgen, welche allgemein bekannt sind? Das Zittern an allen Gliedern begleitet sehr natürlich einen Affekt, welcher die Gemüthskräfte in einen solchen Zustand versetzt, wie ich ihn

geschildert habe. Es ist Folge der Schwächung des Nervensystems. Das Gefühl der Ohnmacht, die Ursache des Aergers zu heben, und eine Ueberraschung, welche keine augenblickliche Fassung zuläßt, ist die vorzüglichste Ursache davon. Manche Personen stottern, wenn sie ein Aergerniß trifft. Dieses Stottern ist eine Folge der plötzlichen Entfassung (Decontenansirung) der Vorstellkraft und des Begehrungsvermögens, körperlich genommen, ein Zittern der Sprachorgane aus Schwächung. Wo ich nicht irre, hat man Beyspiele, daß Menschen durch heftiges ungeahndetes Aergerniß die Sprache verloren haben. Wie Aergerniß das böse Wesen und die fallende Sucht nach sich ziehen könne, ergiebt sich eben so leicht. Personen, bey denen dieser Fall eintritt, müssen eine ganz besondere Reitzbarkeit besitzen, der Gegenstand des Affekts muß für sie von der äußersten Wichtigkeit, und auch nicht auf das Entfernteste von ihnen geahndet seyn. Dieß gilt auch vom Schlagflusse, welcher oft schon die Folge eines

heftigen Aergernisses gewesen ist. Daß man auf Aergerniß leicht berauscht wird, kann Niemanden befremden. Der Wein belebt die Gemüthskräfte, und derjenige, welcher sich ärgert, beschäftigt sich bey einem Glase hitzigen Getränkes mit vorzüglicher Heftigkeit mit der Ursache desselben; die Vorstellungen davon bestürmen seinen Geist mit einer Schnelligkeit, welcher seine Geisteskräfte unterliegen müssen. Ein solcher Rausch ist für das Nervensystem gefährlicher als irgend ein anderer. Plötzlicher Tod durch Schlagfluß, Gicht und Schwindsucht können durch ihn herbey geführt werden. Auf Aergerniß zu speisen, ist aus leicht zu begreifenden Gründen der Gesundheit im höchsten Grade schädlich, und kein Mensch hat nach einem Aergernisse wahren Hunger. Da Aergerniß das ganze Nevensystem angreift, müssen auch die Verdauungswerkzeuge dadurch geschwächt werden; kein Wunder, daß auf eine Mahlzeit nach Aergerniß Erbrechungen folgen, oder, wenn dieses nicht geschieht, die Säfte verdorben werden.

Ueberdieß muß bekanntlich der Mensch mit ruhiger Seele, und ohne lebhafte Thätigkeit der Seelenkräfte speisen, außerdem kann ihm seine Nahrung Gift werden. Eine solche Ruhe und Gemächlichkeit ist mit dem Aergernisse nicht vereinbar.

Die vorzüglichsten Folgen des Aergernisses auf unsern Geist sind unstreitig wohl diese: 1) Aergerniß benimmt dem Geiste Fassung und Selbstmacht; er nimmt eine einseitige Richtung, kann nicht mit Freyheit denken, und seine Kraft auf beliebige Gegenstände heften. Niemand kann dieß lebhafter fühlen, als Gelehrte, besonders solche, welche mit eigenen schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt sind, oder Aemter bekleiden, zu deren Verwaltung freye Thätigkeit des Geistes gehört; 2) Aergerniß verursacht Hypochondrie und menschenfeindliche Gesinnung; 3) Aergerniß verleitet zur Ausschweifung. Wie mancher Ehemann ergiebt sich wegen des Aergernisses, welches ihm seine Gattin verursacht, dem Trunke! 4) Aergerniß zieht leicht eine fortdauernde

Stimmung zum Aerger nach sich. Dieser letzte Punkt verdient eine genauere Erwägung, und es wird mir sehr interessant seyn, Ihnen meine Gedanken über jene Stimmung zur Aergerlichkeit in einem baldigen Briefe mitzutheilen.

Leben Sie ruhig und glücklich!

III.

Ehe ich mit meinen Gedanken über das unläugbare Phänomen hervortrete, daß auch nur ein heftig angreifendes Aergerniß eine bleibende Stimmung zum Aerger nach sich ziehen kann, muß ich genauer bestimmen, was ich unter Aergerlichkeit verstehe. Ich glaube, unsere Begriffe werden völlig zusammen stimmen, wenigstens haben wir gleiche Erfahrungen gemacht. Der Aergerliche ärgert sich entweder über schlechterdings jedes wirkliche oder eingebildete Uebel, welches ihn trifft, oder

nur über wirkliche oder eingebildete Uebel einer gewissen Art. — Jener ist ganz muthlos, hat kein Vertrauen auf seine Kräfte, sondern hält sich für zu ohnmächtig, um irgend einem Uebel, welches ihm zu drohen scheint, entgegen zu arbeiten, oder, wenn es schon gegenwärtig ist, es zu heben. Er sieht alle Ereignisse, welche Beziehung auf ihn haben, aus einem Gesichtspunkte an, wo sie ihm irgend einen unersetzlichen Verlust bringen; die Spinne an der Wand ärgert ihn, weil sie ihn stechen dürfte. Dieser ermangelt nur aller Zuversicht auf sich selbst in Betreff einer oder mehrerer besonderer Klassen von Uebeln, die er gerade für sich am wichtigsten hält, weil er sich für den Zweck, den er dabey zu verfehlen glaubt, sey es nun ein Zweck in Beziehung auf Pflicht, oder Glückseligkeit und Vortheil, in vorzüglich hohem Grade interessirt. Wie ärgert sich unser braver Freund Trenkmann, wenn er irgend eine Gelegenheit hingeben ließ, einen Unglücklichen zu retten, oder irgend jemanden zu dienen, wie sehr, wenn unbe=

kehrliche Wollüstlinge in einer Gesellschaft schmutzige Zweydeutigkeiten sprechen, oder Lästersüchtige die Ehre eines Menschen in Schatten setzen, den er mit Nachdruck empfiehlt, und seinen Plan vereiteln. Wie ärgert sich der Hasenfuß Keuße, wenn ein Frauenzimmer ihn mit Gleichgültigkeit behandelt, und andere ihm vorzieht. Der universelle Aergerliche (so will ich den Aergerlichen der ersten Art nennen,) ist ein entschiedener Gemüthskranker; seine Aergerlichkeit gränzt an Verstandesverrückung. Er ärgert sich über Ereignisse, die sich auf ihn gar nicht beziehen, und an welchen weder er noch andere Schuld haben, über leblose Dinge sogar, deren Daseyn ihm nicht im mindesten nachtheilig seyn kann. Seine traurige Stimmung kann Folge von angeborner oder nachmals zugestoßener Kränklichkeit seyn, sie kann aber auch von traurigen Schicksalen des Lebens herrühren. Der partielle Aergerliche, (so nenne ich den der zweyten Art,) ist gewissermaßen auch gemüthskrank, weil er einen mechanisch

gewordenen Habitus sich zu ärgern besitzt, und sich in der Sphäre seiner Aergerlichkeit auch über Gegenstände ärgert, welche vernünftiger Weise keinen Aerger veranlassen können.

Ich kann zu der Lösung unsers Problems nicht übergehen, ohne die Hauptursachen der Aergerlichkeit gleichsam tabellarisch zu verzeichnen. Nach meinen Erfahrungen und den Resultaten, die ich, ohne eigene Erfahrung, aus der Quelle der Psychologie schöpfe, in welcher, wie Sie wissen, die Bemerkungen der scharfsinnigsten Beobachter aller Zeiten konzentrirt sind, kommen sie auf folgende zurück.

Die universelle Aergerlichkeit entsteht:

1) sehr natürlich durch den Einfluß der unangenehmen Gefühle, welche mit einer angebornen allgemeinen

Kränklichkeit nothwendig verknüpft sind;

2) eben so natürlich durch angeborne einzelne körperliche Gebrechen, als z. B. Buckel, Brüche, Lähmungen der Glieder, Fehler von wesentlichen Theilen des Körpers u. a.;

3) aus Kurzsichtigkeit und Unbehülflichkeit nicht nur bey jedem Vorfalle, welcher Ausbreitung der Denkkraft, Gewandtheit in der Entwerfung von Planen, und rasche Entschließung erfordert, sondern überhaupt bey jedem, welcher unsern Wünschen nicht entspricht. Dieß ist die Aergerlichkeit der Dummheit, welche sich zwar durchaus ohnmächtig fühlt, Uebel zu heben, diese Ohnmacht aber den Gegenständen anrechnet, welche ihr Aergerniß verursachen. Wenn unser einfältiger Bekannter, Moritz, wegen seiner beyspiellosen Ungeschicklichkeit im Billard jede Kugel verfehlt, so ärgert er sich

freylich über seine Ohnmacht, zu treffen, aber er bildet sich ein, diese Ohnmacht sey die Folge der falschen Einrichtung des Billards, der Kugeln, der Queues und der Löcher, und diese rechnet er dem unschuldigen Caffetier an;

4) aus Unzufriedenheit mit Schicksalen d Lebens.

5) aus Lebensüberdruß, wenn ein Wollüstling alle Genüsse erschöpft hat, Buhlerey, Spiel und Trunk für ihn alles Reitzes ermangeln;

6) aus Irreligiosität und religiösem Skeptizism. Dieß ist die edelste Art der universellen Aergerlichkeit. Sie setzt Interesse für Religion voraus; nach der heißesten Beeiferung um Wahrheit gewinnt so mancher Mann von Denkkraft und Gefühl keine Gewißheit über Moralität, Gott und Zukunft. Er ist entweder so entscheidend, um alle diese Wahrheiten zu läugnen, oder hält sich angstvoll an die Klippe der Zweifelsucht, zehrt

sich selbst auf im ewigen Grübeln nach Evidenz, und mißtraut dem Pharus des Glaubens, der ihm so trostvoll entgegen leuchtet.

Die partielle Aergerlichkeit entsteht:

1) aus besondern Arten der Kränklichkeit, z. B. der Hypochondrie, Hysterie, des Podagra u. a.;
2) aus besondern Arten körperlicher Gebrechen, seyen sie nun angeboren, oder in der Folge erst eingetreten. Der Bucklige kann auf eine eigene Weise ärgerlich werden, so der Lahme, der Stotterer u. a.;
3) aus Kurzsichtigkeit und Unbehülflichkeit bey Vorfällen einer gewissen Art. Wie mancher wird ärgerlich, weil er sich immer in den Menschen verrechnet, und er seine Ohnmacht, menschliche Gemüther zu durchdringen, und seinen Mangel an Menschen-

kenntniß fühlt. Wie viele gerathen in die gleiche Stimmung, weil sie unfähig sind, witzige Einfälle zu erwiedern, oder zum Anekdotenwechsel in einer Conversation einen Beytrag zu liefern, welcher Beyfall erhielte und mit Lachen beklatscht würde.

4) aus Unzufriedenheit mit besondern Schicksalen des Lebens. Sie kennen den Kammerherrn von Lotislow. Durch Kabalen wurde er an einem Hofe zurückgesetzt, wo er seine politische Carriere zu machen gedacht hatte. Er nahm mit dem Bewußtseyn seiner Vorzüge und Verdienste den Abschied, und verließ den Hof mit einem Herzen voll Verachtung der Fürsten, und der Schwächlinge, die ihre armseligen Adjutanten sind; (so wie man einem unbärtigen Prinzen, der das Generalkommando einer Armee übernimmt, gewöhnlich einen einsichtsvollen und erfahrnen General an die Seite stellt.) Wie

krampft es ihn innerlich, wenn er daran denkt; wenn er hört, durch welche Schleich- und Schleifwege man bey seinem Hofe sein Glück machen müsse, und wie eben da irgend ein unwissender aber glatter Junker sein Glück gemacht habe! Wie ärgert ihn jedes Gespräch von Höfen, von Glück an Höfen, und Hofintriguen! Wahrscheinlich nimmt er diese Krankheit mit sich in das Grab;

5) aus Lebensüberdruß, wenn ein Mensch sich dem sinnlichen Genusse einer gewissen Art ganz vorzüglich ergab, und ausschließlich in ihm sein höchstes Glück fand. Verhindert ihn seine Abstumpfung, fernerhin daran Theil zu nehmen, so verfällt er leicht in die Stimmung der Aergerlichkeit, und ärgert sich über jeden Gegenstand und jedes Erzeugniß, welches ihn an seine Ohnmacht erinnert. Viele Wollüstlinge von Damoiseaux, welche sich in ih-

ren frühern Jahren unerschöpflich und allmächtig dünkten, werden in den Jahren, wo sie sich kraftlos fühlen, in Hinsicht aller Beziehungen auf ihren vormaligen genußvollen Umgang mit dem andern Geschlechte höchst ärgerlich. Traurig genug für ihre Kinder, wenn sie zu den reifern Jahren gelangen, wo ein Geschlecht das andere sucht. Der Vater seufzt, indem er das Erwachen ihrer natürlichen Reize bemerkt: utinam praeteritos Iupiter mi referat annos! und stört sie dennoch in jedem, wenn auch noch so unschuldigen Versuche, sich einem Genusse zu nähern, von dem sie vor der Hand nur eine schwache Ahndung gefaßt haben.

6) aus Stolz und Ehrsucht. Dem ärgerlichen Gelehrten, welcher für sich eingenommen und aufgeblasen ist, verursacht alles Aerger, was seinen Stolz beleidigt, und seine Ehrsucht niederdrückt. Oft bildet er es sich

blos ein, allein sein Affekt ist derselbe. Manche von diesen Karrikaturen ärgern sich schon, wenn sie auf Nachfrage antworten müssen, daß sie ein gewisses seltenes Buch in ihrer Bibliothek nicht besitzen.

7) aus Bigotterie. Aergerliche Betbrüder und Betschwestern ärgert jede Aeußerung, welche ihrem fanatischen Systeme entgegen läuft, jeder Gegenstand und jedes Ereigniß, welches eine solche veranlassen könnte.

Dieß, mein theuerster Freund, scheinen mir die Hauptquellen der universellen und partiellen Aergerlichkeit zu seyn. Wie nun, daß ein heftiges Aergerniß die Aergerlichkeit nach sich zieht, daß Personen, welche nie in der Welt diesem Affekte unterworfen gewesen waren, so bald er ein Mal, oder einige Male

in ihnen geherrscht hatte, nun seine Sklaven werden können?

Die ganze Erscheinung kann nur bey gewissen Charakteren eintreten. Denn wie viele Menschen giebt es, welche, wenn sie sich auch öfters ärgern, dennoch nie ärgerlich werden! Wie mancher Schalmann ärgert sich täglich, und erhält dennoch seine Selbstmacht, ohne an dem Affecte des Aergers zu erkranken! Ferner: Nicht jedes Aergerniß zieht diese Folge nach sich, selbst nicht jedes, wenn auch noch so heftige Aergerniß.

Charaktere, welche durch ein oder öfteres heftiges Aergerniß zur Aergerlichkeit herabsinken, müssen allezeit schwache, kurzsichtige, überreizbare Charaktere seyn, sey es nun, daß der Grund davon in ihrem Nervensysteme *), oder in dem geheimnißvollen Dinge liege, welches wir

*) Von angeborner Kränklichkeit kann hier gar nicht die Rede seyn; wir sprechen nur von der Aergerlichkeit, als fortdauernder Folge eines oder einiger heftiger Aergernisse.

Gemüth nennen. Eine große und starke Seele wird nie ärgerlich. Sie weiß sich zu fassen, oder ermannt sich zur Gegenwehr, wenn sie thunlich ist, siegt oder liegt kämpfend unter. Daher sind die Frauenzimmer der Aergerlichkeit am meisten unterworfen. Das Aergerniß pflanzt sich bey ihnen fort, und geht leicht in einen Habitus über, der sie für andere Menschen ganz unerträglich macht.

Aergerliche Personen sind in ihren Gefühlen nicht flatterhaft, vielmehr sind ihre Empfindungen tief und heftig und lassen Nachempfindungen hinter sich zurück, welche so leicht nicht unterdrückt werden können. Unter ihren Vorstellungen herrscht ein solcher Zusammenhang, daß immer eine eine Menge andrer herbey führt, deren größerer Theil dunkel ist. Wenn der Aergerliche aus Ehrsucht sich über irgend ein Ereigniß ärgert, so drängen sich vor seine Phantasie die Bilder aller Beleidigungen und Kränkungen, die er erlitten hat und vielleicht noch erleiden kann. Personen, in deren Geiste so fest verkettete und so

leicht zu weckende Associationen nicht Statt finden, werden schwerlich in die Gemüthskrankheit der Aergerlichkeit verfallen. — Nur Gegenstände von der größten Wichtigkeit verursachen ein Aergerniß, welches Aergerlichkeit nach sich zieht, seyen sie nun überhaupt für jeden Menschen, oder nur für eine besondere Klasse von Menschen, oder auch nur für ein einzelnes Individuum von Wichtigkeit. Es kann eine Bagatelle seyn, die aber doch für irgend Jemand höchst interessant ist. Sie erinnern sich des traurigen Schicksals unsers Freundes *Lehfeld*, als sein schönster Pfeifenkopf ruinirt wurde, und dadurch seine ganze Sammlung, — einzig in ihrer Art in Sachsen — einen, wie er glaubte, unersetzlichen Riß bekam. Er erstarb beynahe vor Aerger. Unbedeutende Uebel bekommen in den Augen vieler Menschen Wichtigkeit, wenn sie ganz unerwartet eintreten; und mancher ist wegen einer Kleinigkeit, die ihm lebhaftes Aergerniß verursachte, ärgerlich geworden, weil er gar nicht darauf gefaßt war.

— Die Umstände, unter denen ein widriges Ereigniß erfolgt, bestimmen sehr oft den Eindruck, welchen es macht. Gewisse Uebel würden uns sehr wenig in Verlegenheit setzen, wenn sie nicht gerade unter gewissen Verhältnissen einträten. Ein Husten ist an sich eine sehr heilsame Revolution in unserm Körper. Allein, wie ärgerlich ist es manchem Bräutigam, wenn er ihn und zwar mit der größten Heftigkeit und Hartnäckigkeit gerade dann bekommt, wenn er nach wenig Tagen seine Hochzeit feyern will!

Ich kehre zur Hauptsache zurück. Haben Sie freundschaftliche Nachsicht, wenn die Lösung des Problems, wovon die Rede ist, etwas dürftig ausfällt. „Ein Schelm, sagt das Sprichwort, giebt mehr, als er hat.“ Ich darf es als ein allgemein gültiges und alla mein anerkanntes Naturgesetz annehmen, daß jeder starke und empfindliche Eindruck auf Körper oder Seele dauernde Folgen nach sich läßt, welche ihm im Allgemeinen gleich sind, ihn

aber auch an Stärke übertreffen können. Was den Körper anbetrifft, so ist es bekannt genug, daß derjenige, welcher ein Mal vom Schwindel befallen worden ist, ihn unter gleichen Umständen wiederbekommt, wenn er nicht Hülfsmittel dagegen braucht. Dasselbe gilt vom bösen Wesen, welches selten ausbleibt, wenn es einmal da gewesen war, sondern gemeiniglich öfters, bey manchen Menschen ihr ganzes Leben hindurch wiederkehrt. Die Seele betreffend, so zeigt die Erfahrung, daß ein heftiger Schreck bey vielen Menschen einen Habitus begründet, bey jeder Gelegenheit zu erschrecken, wo ein gefahrdrohender Gegenstand unerwartet erscheint. Als ich zum ersten Male die Sturmglocke eine Feuersbrunst ankündigen gehört hatte, fuhr ich nachmals eine lange Zeit hindurch jederzeit zusammen, wenn die Glocke anschlug. — Bey jedem heftigen Aergernisse wirken zuvörderst Vorstellungen, Gefühle und Begehrnisse der Seele gewaltsam auf den Körper, und verursachen in ihm die an-

greifendesten Leiden, diese wirken nun wieder auf die Seele, unterhalten nicht nur die Bilder, von denen sie gequält wird, sondern verursachen, daß die Phantasie sie noch vervielfältigt und erhöht. Die dadurch verursachte Stimmung der Seele wirkt wieder auf den Körper zurück, und vermehrt seine Leiden. Indem diese gegenseitigen Einflüsse von Körper und Seele auf einander, stufenweise fortschreiten, so entsteht eine mechanische Geläufigkeit im Aergern. Wir finden allenthalben Beziehungen von Gegenständen auf den Gegenstand jenes heftigen Aergers; droht uns oder trifft uns ein ähnliches Uebel, so drückt uns das Gefühl einer wirklichen, oder nur eingebildeten Ohnmacht es zu heben nieder, wir brüten darüber mit einer stillen Verschlossenheit, welche unsere edelsten Kräfte und das Mark unsers Lebens verzehrt. Besitzen wir Energie des Geistes, so lassen wir diesen Zustand gar nicht aufkommen, sondern arbeiten ihm durch unsre Selbstmacht entgegen. Haben wir keine Nerven, und sind morali=

sche Schwächlinge, so sind wir einem der traurigsten Uebel Preis gegeben, welche die menschliche Natur treffen können.

Die Erfahrung, welche ich hier aufstelle, wird um so evidenter, wenn man bedenkt, daß das folgende heftige Aergerniß über Ereignisse einer gewissen Art allezeit stärker ist, als das vorhergehende. Die Erinnerungen an das vorhergehende schliessen sich an jenes an, und die Befürchtungen wegen der Zukunft werden in hohem Grade vermehrt. Bey jedem neuen Aergernisse wird also Geist und Körper mehr geschwächt, und in dem Verhältnisse, wie dieses geschieht, steigt auch der Grad der Aergerlichkeit. — Je grösser endlich die Masse von Vorstellungen von Gefühlen ist, welche ein Aergerniß mit sich führt, um so grösser auch die Verschlossenheit dessen, der sich ärgert. Er hat nicht Kraft genug sie mit männlicher Gefaßtheit aus[illegible]. In dem Grade also, in welchem diese Verschlossenheit zunimmt, wächst auch die Aergerlichkeit.

Ich überlasse es Ihnen, mein Freund, alles dieses auf die besondern Arten der Aergerlichkeit anzuwenden, je nachdem sie auf dieser oder jener Ursache beruht. Ich fasse meine ganze kleine Theorie in den Worten zusammen:

Wenn durch eine gewisse Schwächung des Körpers und der Seele, die Ursachen der Schwächung immer vermehrt werden, so müssen auch die Folgen der ersten Schwächung immer und zwar im höhern Grade wieder eintreten.

Ich ersuche Sie um Ihr Urtheil über meine Bemerkungen, und sehe mit Sehn-

sucht einem baldigen Briefe von Ihrer mir so werthen Hand entgegen.

Leben Sie ruhig und glücklich!

IV.

G e d i c h t e.

1.

Der erfrorne Weinstock.

Hat auch dich der Nordwind schon getödtet,
Weinstock, der mit Früchten, schön geröthet,
Nachbarlich sich um mein Fenster wand? —
O! So früh dahin! — Und deinen Reben
Ach! Entquoll so seelenvolles Leben;
Jeder träumte sich ins beßre Land.

Junger Weinstock, deine Freunde trauern,
Sehn mit Wehmuth nach den öden Mauern,
Wo du starbst und wo dein Stamm vergeht.
O! Bey deiner Trauben süßem Feuer
Tönte Hochgesang bey Harf' und Leyer; —
Und dieß alles hat der Wind verweht!!

Bäume leben noch, bey deren Früchten
Unsre edlern Geister schamvoll flüchten,
Und der grobe Kö per üppig siegt;
Bäume, die den kalten Schwachkopf
laben,
Während sich bey deinen Göttergaben
Jedes edle Herz in Wonne wiegt.

Muß, geweiht zum heilgen Dichterkranze,
Der Begeistrung schöpferische Pflanze,
Muß sie frühes Todes Opfer seyn? —
Hebt sie Sänger unter Sturm und Wet-
tern
Hoch empor zu ihren Lieblingsgöttern,
Soll man ihr kein Opfer weyhn?

Lebe wohl! Dein wollustvoller Segen
Komm in andern Welten uns entgegen!
Selig sey der Ewigkeiten Rausch!
Nichts erstirbt in Gottes Weltenmeere;
Zahllos wechseln seiner Wesen Heere,
Leben — Tod — es ist ja nur ein
Tausch. —

So wie du, erstirbt der junge
Dichter,
Der der Zukunft zauberische
Lichter
In erhabner Ahndung vorgenoß;
Ihm entströmten feurige Gefühle,
Früh versinkt er in des Grabes
Kühle,
Fühlt die Thräne nimmer, die ihm floß.

K. H. Heydenreich.

2.

Die Maykäfer.

Im Wonnemonath saß ich um Mitternacht
An meinem Fenster, vor mir ein Lampenlicht,
In mir Gedanken über Gottheit,
Gräber und Zukunft und selge Geister.

„Wer bist du, dacht' ich! Geist, den kein Geist begreift,
Du Nichtgeschaffner, der die Natur erschuf,
Du, der den heilgen Götterfunken
Freyheit in endliche Seelen pflanzte?

Durch dich nur bin ich, dürste mit heißem Durst
Nach deiner Nähe. Führt mich das Grab dir zu,
So kürze meine Lebenstage,
Daß ich den Vater der Welten schaue.

Geist aller Geister! giebt es
auf Erden schon
Durch Andachtsglut ein näheres
Band mit dir,
So laß es, laß mich's mit
dir knüpfen!
Gottheit und Menschheit
für stets harmonisch!

Du schweigst, Erhabner, und
ich verdien' es nicht,
Daß du dem armen Erdner dich
offenbarst,
Mein Auge starrt in finstre
Zukunft
In eine Nacht ohne Mond
und Sterne.

Wo seyd ihr, Freunde, die mir
der kalte Kuß
Des Todtes entraubte! — Redet,
ihr Todten doch! ! —
So dacht' ich einsam und versäumte
Schwärmend die Freuden der schönen
Mondnacht !

Der Mondnacht Strahlen mischten sich
zauberisch
In meines Kirschbaums duftenden Blü-
tenschmuck,
Der Kirschbaum vor dem kleinen Fenster
Giebt mir die lieblichste Schatten-
kühle.

Verloren in Gebilden der andern Welt
Vergaß ich alle Reitze der schönen Nacht,
Sah nicht der Hoffnung Wonne strahlen
Auf des benachbarten Kirchhofs
Mählern. — —

Da stieß es immer, immer mit Ungestüm
An mein Gefenster, summte und summte
laut,
Erschrocken öfnet' ich die Fenster —
Und mich umschwirrten des Mayes
Käfer.

Sie lockte nur das dämmernde Lam-
penlicht
Des stillen Denkers. — „Käfer, so
rief ich aus,

Genießt des Wonnemondes
Blüten,
Schwirrt nicht nach Lichte,
das euch so fremd ist.

„Genießt die Freuden lachender
Gegenwart!
Entsaugt den Honig Blüten des
Kirschenbaums!
Und summt im zauberischen
Mondstrahl
Fern von den Lampen der
Hochgelehrten!———

Da schwebte himmelabwärts ein Genius
Und rief mir zu mit feierlich hohem Ton':
„Auch du versäumst des Lebens
Freuden,
Grübelst um Mitternacht
über Zukunft!"

Genieß' mit Weisheit! Siehe
der heil'ge Gott
Hat uns des Daseyns Ferne
nicht offenbart.

Sey gut und froh! Des nahen
Kirschbaums,
Blüten, sie mögen dir Hoff=
nung duften.

Der Käfer stößt dein Fenster
mit Ungestüm,
Bestürmt dein stilles, einsames
Lampenlicht; —
Bestürmst du nicht der Zukunft
Vorhang,
Die dir die Gottheit so weis'
verhüllte?

Hinaus! Hinaus! Genieße die
Mitternacht,
Und fühl' im Mondenglanze
den großen Gott!
Wie Morgen dämmern, Tage
tagen,
Tagt auch Empfindung in
bessern Menschen.

K. H. Heydenreich.

3.

Betrachtungen im Kirchhofe *).

Wölkend wie Gewitterluft den Morgen
Stimmt mich dieser Ort zur Traurigkeit,
Wo befreit von kurzen Erdensorgen
Sich auch einst mein Grab an Gräber reiht:
Sinnend irr' ich durch das hohe Gras,
Welches unter Thränen nur entkeimte,
Wo Elise ruht, die es nicht träumte,
Als sie jüngst die schwarzen Reime las.

Was ist noch des Lebens goldne Blende
An des Erdenpilgers Ruhebord? —
Hie und da zerfallne Kirchhofwände
Und die welke Nachtviole dort,
Dieser windgebrochne Eichenbaum,
Der Platane herbstgeschrumpfte Blätter,
Dieser Spaden, diese morschen Bretter
Sind die Bilder von dem Lebenstraum.

) Ein Gegenstück zu dem schönen Gedichte, der Kirchhof, von meinem Freunde L.

Tiefe Stille lockt der Nachtigallen
Flötenkehlen zu dem Trauerchor
Und die Eule hängt mit gierigen Krallen
In dem Bildwerk an dem Leichenthor.
Sonnenstralen leuchten nicht so hold,
Nicht so schön des Abends Silbersterne,
Als die Ewigkeit aus dunkler Ferne
In der bunten Kränze Flittergold.

Mancher kam mir hier beflort entgegen,
Mancher hat mich thränend schon gegrüßt,
Thränend, wie in sanften kühlen Regen
Einer Wolke schwarzer Schooß zerfließt.
Väter um des Hauses letzten Stamm
Sah ich weinen, Mütter um den Säugling,
Mädchen um den lustgebüßten Weichling
Und um seine Braut den Bräutigam.

Wer kniet dort an jenem Rasensitze,
Wem entquillt der bange Klageton? —
Eine Mutter weint um ihre Stütze,
Weint um ihren einzig guten Sohn.
Wen behaucht der nahen Linde Duft? —
Meinen ewigtheuern Bruder, flüstert

Eine Schwester, — ach! schon längst um-
düstert
Ihn, den Freund der Tugend, diese Gruft.

Dort entragt, geformt aus welschen
Steinen
Tausend Hügeln stolz ein Genius;
Niemals sah an seinem Marmorfuß
Ich der Wehmuth bleiche Wange weinen.
Doch, o stolzer Genius, im Leben
Hat dein Todter keinen Freund gekannt,
Nur sein Name wird mit Furcht und Beben
Von bedrückter Armuth noch genannt.

Oesters sah ich in dem Sünderwinkel
In Gedanken einen Armen stehn,
Ihn befreyt von einem falschen Dünkel
Für des Selbstentleibten Seele flehn;
Oesters hört' ich thränend ihn gestehen:
„Mein Wohlthäter schläft in diesem Sand,
Geistzerrüttung, heiße Fieberwehen,
Nicht sein Herz gab ihm den Dolch zur
Hand!

Ohne Rückkehr liegt so Manches Hülle
In den finstern Klaußen eingeengt.
Nur so lang' haußt des Tyrannen Wille,
Bis man ihn zu seinen Ahnen senkt.
Vor der Gruft stürzt jeder falsche Glanz,
Ehre, Schönheit, Macht in Nichts danieder,
Vor der Gruft gilt erst die Tugend wieder
Und empfängt des Nachruhms Lorberkranz.

Wer im Leben Theil an deinen Schmerzen,
Warmen Theil an deinen Freuden nahm,
Wer an deinem selbstbedrängten Herzen
Ruhe oft und Trost zu suchen kam;
Selbst der Freund, der dich zwar nie vergißt
Flieht den Ort und hascht nach Lebensfreude,
Wenn indeß die kühle Thränenweide
Deine einzige Gefährtin ist.

K. Giese.

4.

Das Vergißmeinnicht.

Es wiegt sich ein Blümchen im Spiele der Welle,
Es wiegt sich so traulich an heiliger Stelle,
Wo Liebe der Liebe oft schwur;
Und über ihm lispelt in Trauercypressen:
O, Mädchen! den Schlummernden nie zu vergessen
Ermahne dieß Blümchen dich nur!

Wo jenseits die schweigende Lethe hinwallet,
Der letzte der klagenden Töne verhallet,
Mein Blümchen, da blühest du nicht;
Die Sehnsucht erzeugt dich im Lande der Thränen,
Du spielst mit entflohenen Bildern, wir wähnen
Uns glücklich und sind es doch nicht.

Kaum sehn wir die seligsten Manen dem Strome

Der Vorzeit entschweben, so reihen Phantome
Der Ahndung sich drohend hinan;
Kaum steigen der stillen Erinnerung Schatten
Holdlächelnd vom düsteren Grabe, so gatten
Sich Wolken zum glücklichsten Wahn.

Umwebet, ihr Lüfte, mein Blümchen so leise,
Benetze es, Welle, im spielenden Kreise;
Ich lieb' es vor allen so sehr.
Der Frühling verschwindet, bald ist mir's entrissen,
Im künftigen Monde, o Himmel, ach! küssen
Es Thränen der Wehmuth nicht mehr.

Einst als noch die Sterne der Liebe mir schienen,
Wie zog sich mir schön an den Klosterruinen
Jelängerjelieber hinan!
Doch schwanden die Sterne und kehrten nicht wieder —

Wie glühte die Thräne, die zitternd her=
nieder
Auf dieses Vergißmeinnicht rann!

Hold winkst du, so winkte voll zärtlicher
Bläue
Ein schmachtendes Auge, ein Auge voll
Treue
Vom Weiber der Liebe daher;
Ich nahte mich, Trauter, mit glühendem
Triebe,
Dich pflanzte die Tugend, dich pflegte die
Liebe —
Vergebens — bald warst du nicht mehr.

Du grüntest voll Hoffnung an nährender
Quelle,
Doch strömte so reißend vom Bache die
Welle
Und raffte die Blüte hinab:
Wie sankst du voll sanfter Ergebung hin=
über,
Wie zog dich die tödende Welle, o
Lieber,
Hinab ins verschlingende Grab!

Nun sollen nicht Schleier und Trauer=
juwelen
Mir schrecklich mein eignes Verhängniß
erzählen,
Nicht äffen die Seele voll Schmerz;
Nein, sag' es der Welt, o verlöschende
Wange:
Ich lebte — am Faden der Ewigkeit
hange
Mit Geistern verbunden mein Herz!

Nun trösten das Mädchen nicht marmor=
ne Mythen,
Ihm lächelt nun keine Madonna den Frieden
Aus strahlender Glorie zu;
Nun bist du, mein Blümchen, in schat=
tiger Kühle
Mein einziges Denkmal, der bangen Ge=
fühle
Die einzige Trösterin du!

Wenn künftig sich über die schlummernden
Wiesen
Die ruhigen Strahlen des Mondes ergiessen
Und sterbend das Blümchen vergeht:

O, Mädchen! so dulde die wonnigen
Schmerzen,
Bis wieder ein Frühling die Trauer vom
Herzen
Hie oder schon jenseits verweht!

K. Giese.

5.
An Lina am Fenster.

Ist es nur ein Bild wie Phantasien
Zaubervolle Charitinnen mahlen —
Eine Himmlische, vor der auf Knien
Frömmler ihre Schuld bezahlen? —

Ist es jene Luftgestalt geheimer
Sehnsucht, welche dämmert und ver=
schwindet,
Jenes Schattenbild, nach dem der Träu=
mer
Seine müden Arme windet? —

Eine Heilige, die Raphaele
Auf dem todten Linnentuch beleben,
Deren Blick Allegri's *) aus der Höhle
Tiefer Nacht zu Gott erheben? —

Nein! — Ich sehe eine weiße Hülle
Aus der schwarzen Fensterhalle blenden,

*) Antonio, Allegri; der eigentliche Name Coreggio's.

Vom gehobnen Elfenbusen stille
Wünsche zu dem Himmel senden. —

So nur fällt des Lichtgewandes Schimmer
Aus der Unschuld graubeflorten Zellen —
Lichtet ein versöhnter Geist die Trümmer
Wildverödeter Kapellen. —

Die Ersehnte! — Leben und Belebung —
Wangen aus dem Morgenroth gezogen —
Locken spielend wie die Schattenhebung
Auf des Nackens Schwanenbogen! —

Arme — sanft bewegt im Busenschleier
Wie an dunkler Grotte Schleeenranken
Von dem Monderhellten Felsenweiher
Bebend auf und niederwanken! —

Frei ihr Sinn — die Brust voll reiner Wonne
Wie die Aetherluft, die sie umfächelt —
Augen voller Milde — wie die Sonne
Ihre Schöpfungen belächelt! —

Fürstin in der Majestät des Fleißes,
Jeder sanften Tugend Lieblingsblume,
Göttin in des kleinen Wirkungskreises
Schimmerlosem Heiligthume! —

Zögling hoher seliger Erwartung,
Holde Blüte weiser Muttersorgen,
In dem Schatten weislich vor Entartung
Und des Frevels Hand verborgen!

Blumen künstelst du mit zarten Händen,
Ja, so webt sie um dein Herz die Hore!
Wem erglüht es, Mädchen, sie zu spenden,
Unter dem gewogten Flore? —

Konntest du aus hundert Kunstgemählden
Nie ihn finden — fürchten nur und hoffen, —
Hat dir die Natur den Auserwählten,
Einzigen noch nicht getroffen? —

K. Giese.

6.

Elegie,

geschrieben in einer alten Kapelle.

In dem ausgestorbnen Kirchgemäuer
steh ich hier und denke, was einst
war;
Und der Vorzeit hehre Andachtsfeier
stellt sich mir in voller Würde
dar.

Wer klimmt zu den feyerlichen Wän-
den
Die gehöhlten Stufen jetzt hinan,
Wen entflammt zu reichen Himmelspen-
den
Jetzt hier noch der Buße frommer
Wahn?

Wo kniet noch im schwarzen Schlei-
ertuche
Zu des Priesters Fuß ein junges
Paar,
Wo entsteigt mit köstlichem Geruche
Noch, wie einst, der Weihrauch
dem Altar?

Auf den grün befeuchteten Altären
Glüht statt Kerzenlicht ein morscher
Span,
In des Deckenlaubwerks goldnen Aeh-
ren
Baut sich ungestört die Schwalbe
an.

Um die längst verwischten Wandge-
mählde
Flort die Todesspinne ihr Ge-
spinnst,

Und der Beichtstuhl, der die Seele
quälte,
Hat nicht mehr der Einfalt Gold-
gewinnst.

Aus dem bangen, reuevollen Sün-
der
Lockt kein Pfaffe ein Geheimniß
mehr,
Und nicht mehr verkündigt dort ein
blinder
Rednergeist der Sündfluth Wieder-
kehr.

Trauernd wallen nicht mehr unsre
Väter
Durch das schiefgesunkne Säulen-
thor,
Und nicht mehr hebt hier ein ernster
Beter
Seine Hand zum Kruzifix em-
por.

Aus den halbzerrißnen Chorgegittern
Rollt nicht mehr der Sänger trä-
ger Baß,
Und der Orgel tiefe Fugen zittern
Nicht mehr in dem bunten Fen-
sterglas.

Keine Stundenzeit rinnt aus dem lah-
men
Sandgefüllten Kelch der Kanzel-
uhr.
Und der Küster zieht nicht mehr beym
Amen
An des Klöckchens dickbestaubter
Schnur.

Ach, nicht mehr quillt hier aus from-
men Auge
Zarter Mädchen eine Thräne vor,

Und kein Busen hebt vom tiefen
Hauche
Hoher Andacht wellend sich em-
por.

Ahndend fleht kein Weib hier mehr der
Stunde
Schmerzensvolle Gegenwart her-
an,
Wo zum erstenmal mit süßem Munde
Sie den holden Knaben küssen
kann.

Auf den bleybegoßnen Leichensteinen
Ist die ausgeweinte Trauer stumm,
Nur ein Iltis wühlt in den Gebeinen
Der schon längst Verwesten noch
herum.

Eine Grabschrift, hie und dort ein Namen —
Hier ein Bild — doch von der Zeit gebleicht —
Kränze dort im überglasten Rahmen,
An der grünbemoosten Wand zerweicht!

Alles hier veraltet! Nur die Nessel
Grünt empor mit jedem neuen Jahr,
Ziert die sonst bereihten Polstersessel,
Wo der Sitz ehrbarer Frauen war.

Alles todt in diesen heil'gen Mauern,
Alles schweigend, um mit Ernstlichkeit

Der Vernichtung Schritte zu belauern,
Und den großen Wechseltanz der
Zeit!

K. Giese.

7.
Liebe.

Saget nicht, daß Liebe weilet,
Lieb' ist nur ein leiser Hauch,
Der von Herz zu Herzen eilet,
Nach der Erdenlüfte Brauch;
Wird es anders um uns werden,
Als es ewig wird auf Erden,
Dann mag Liebe stet und rein
Wie ein heilig Lämpchen seyn.

Ungehört und ungesehen
Schleicht sie wohl an uns heran,
Bleibt ein Weilchen bey uns stehen,
Schaut uns warm und traulich an;
Aber still, wie Geister weichen,
Pflegt sie wieder wegzuschleichen;
Nur ihr süßer Blick bleibt da,
Der ins trunkne Auge sah.

Sehnen sollst du dich zu lieben,
Weinen, wenn dir's nicht gelingt,
Fassen dich, wenn weggetrieben
Die verwandte Seele winkt.

Niemand hat die Liebe eigen,
Wie der Vogel in den Zweigen
Schlüpft durch aller Menschen Sinn
Weltumfassend Liebe hin.

Wie das Glas durch frohe Runden
Geht sie kreisend durch die Welt,
Allen soll sie traulich munden,
Keiner seyn, der sie erhält.
Von den Göttern schnell getrunken
Habe jeder, doch versunken
Flugs sey Glas und goldner Wein,
Die Erinnerung nur sein.

Wärme hält die Welt zusammen,
Streben diese Menschenwelt;
Ewig wird von regen Flammen
Mensch und Menschenthun erhellt;
Aber was der Welt gehöret
Hat die Menschen oft bethöret:
Menschenherz bleibt kalt und arm,
Nur das Weltenherz ist warm.

Sehn' und leide, lieb' und küsse,
Aengste dich, sey froh und frey!

Durch Entbehrung und Genüsse
    Zieht des Lebens Maskerey.
Fühlst du Liebe um dich wehen,
Magst du dich an ihr ergehen,
    Doch wenn sie sich an dich schmiegt,
    Denke, Lieb' und Lust verfliegt.

Gutjahr.

8.

Ahndung.

Ich ahnde, daß des Lebens Traum,
Wie goldner Abendröthe Saum,
Sich einst in graue Nebel tauchet,
Der Freude Sang verhallt,
Des Herzens Blut verwallt,
Der stolze Geist verrauchet.

Ich ahnde, daß der Flitterkranz,
Den für der Wünsche Kindertanz
Des Glaubens Hand uns emsig pflücket,
Dem Hauch des Genius
Bald sich entblättern muß,
Der jede Hoffnung knicket.

Ich ahnde, daß den Sternen gleich,
Die auf dem überschwemmten Teich

In zauberischem Spiele blinken,
Rasch auf des Lebens Flut
Der Menschenkräfte Glut
Erscheint, um zu versinken.

Ich ahnde, daß die trübe Nacht,
Die oft mit Eumenidenmacht
Sich um die frohe Seele gießet,
Von einer Zukunft spricht,
Wo das Gefäß zerbricht,
In dem itzt Leben fließet.

Ich ahnde, wenn der Traube Geist
Der Seele Saiten mächtig reißt,
Die Aetherflamm' ihm höher lodert,
Daß, was hier Seel' und Geist,
Dort Frucht und Traube heißt,
In einer Erd' einst modert.

Ich ahnde, wenn bey Freundesgruß,
Wenn bey der Mädchenlippe Kuß,

Ein heimlich Beben mich durchschauert,
Daß, wenn die Hütt' einst bebt,
In der itzt Freude lebt,
Vernichtung auf mich lauert.'

Ich ahnde, daß die Harmonie,
Die mich umzittert, seit ich sie,
Die mit mir schwärmen kann, gefunden,
In Grabton übergeht,
Und Winterluft verweht
Der Liebe Sonnenstunden.

Ich ahnde, wenn im Rosenhain
Der Herbstesssonne bleicher Schein
Kaum sich durch krankes Laub getrauet,
Daß nach dem Kerzenschein
Dort im Zypressenhain
Kein Lebensmorgen grauet.

So ahnd' ich hin und ahnde her,
Und ein geflügelt Ohngefähr
  Trägt bald auf glatte Meeresfläche,
Bald wo der Sturmwind braust,
Und die Verzweiflung haust,
  Des matten Geistes Schwäche.

Gutjahr.

Anmerk. Ich schreibe, auch in diesem Sinne, ahnden und nicht ahnen, weil Anda im Keltischen Geist hieß. Die Ableitung liegt am Tage. Uebrigens darf man sich nur an die Meynung fast aller alten Völker erinnern, Rache und Strafe höhern Mächten zuzuschreiben, um beyden Bedeutungen des Wortes ahnden diesen Ursprung zuzutheilen.

G.

9.

Glaube.

Als Abschied an einige Freunde.

Friede dir, o Prophetin meines Glaubens,
Angedenken! Du trägst Getrennter Athem
Treu von Lippe zu Lipp' und streust auf Gräber
Blüten der Liebe.

Eine heil'ge Versammlung ladet einstens
Auf der Einigung großen Tag der Meister
Unsers Seyns: die Versammlung der Getrennten!
Freunde, wir hoffen!

Lebenslüfte durchfließen dann die Hallen,
Wo die Traurigkeit weint, und lächelnd rauben
Seelen lieber Verlorner ihr die schwarze
Urne der Thränen.

Diesen Kuß in voraus, ihr guten Geister!
Rücke näher zu mir, du traute Urne!
Säen will ich in dich der Thränen Saaten;
Einst wehet Frühling!

Gutjahr.

10.

Musivische Arbeit.

Saget, ist er ein Dichter, der ewig nur dichtet und trachtet,
  Wie er den mageren Sinn kleid' in das üppige Wort;
Der bey verschlossener Thür, die Hände sich reibend, umhergeht,
  Neun Gedanken verwirft, künstlich den zehnten verzerrt;
Sich um ein fehlendes Wörtchen bey allen Freunden befraget,
  Und zuletzt das Gedicht wegen des Wörtchens verwirft? —
Nein, er ist ewig kein Dichter, ob hundert seiner Gedichte
  Strotzen von Farb' und von Bild, sind sie doch nur Mosaik.
Leset das Machwerk — ihr steht im schön meublireten Zimmer —
  Drauf ein Gedicht — und ihr kniet in der erhabnen Natur. —

Ein gediegener Strom ergießt sich die heilige Quelle,
Allen Schweiß an der Stirn hasset die Herrscherin Kunst!

Gutjahr.

11.

Der Dichter

für Mund und Herz.

Wie das Wasser in dem Bache
Rinnet ja die gute Sache
  In des Verses schönem Gang
  Eure ganze Seel' entlang
Immer rein und immer lauter.
Und belehrter und erbauter
  Durch den zarten Honigseim,
  Kehrt ihr von dem Buch anheim.
Und wie lieblich! Alles gehet
So glatt ein, und ihr verstehet
  Alles gleich, und immer ist
  Euch, als ob ihr es schon wißt.
Ach, und diese alten Freunde!
Diese trauliche Gemeinde,
  Die er munter hier und matt
  So gar schön vereinigt hat!
Gleich, ihr habet kaum begonnen,
„Jugend, Tugend, Wonnen, Sonnen,
  Brust und Lust und Kranz und Glanz
  Mild' und Bild und Haus und Gans.

Wie nach Sonnenschein der Regen,
Folgt nach Wegen hier der Segen,
Auf das Herz folgt richtig Schmerz,
Auf den Schmerz das Himmelwärts.
Und nicht etwa alt methodisch
Drinn das Gute! Nein, sehr modisch
Von Gefühl und reinem Sinn,
Und der Selbstkenntniß Gewinn,
Von der schminkefreyen Wahrheit,
Von der Unschuld Rosenau'n,
Und des Lasters Dornenhau'n.
Alles ist schön und gemüthlich,
Und man thut sich drinn so gütlich;
O so leicht und elegant
Wird das Gut' uns da verwandt!
Ach und endlich! Das behaget!
Euer kleiner Fritze saget
Wort für Wort euch wieder vor,
Denn es war für Kinderohr.

Gutjahr.

V.

Immer Margot!

Einige Scenen.

Es bedarf kaum der Erinnerung, daß Margot, deren frühere Schicksale jedes fühlende Herz aus dem zweyten Theile von Thümmels Reisen kennt, diese späteren Scenen ihres Lebens keinesweges auf das Theater gebracht zu sehen wünscht. Sie fühlt zu gut, wie sehr die einfachen und stillen Empfindungen Margots hinter den Ansprüchen zurückbleiben, die die Bühne an Interesse und Handlung zu machen berechtigt ist. Ihr höchster Wunsch ist von einigen Freunden des häuslichen Glücks gekannt zu werden, und unbekümmert um das Heiligthum Thaliens, opfert sie im Tempel der Vesta.

Personen:

Margot.

Johann Laßberg, ihr Mann.

Baron Dankwarth.

Bastian, Margots Bruder.

Marie.

Lucie, Margots Schwägerin.

Scene in Caverac.

Erster Auftritt.

(Ein Zimmer mit einer Mittel- und zwey Seitenthüren.)

Baron. Lucie.

L. Nur hier herein, gnädiger Herr! Seyn Sie uns tausend, tausendmal willkommen.

B. Willkommen in Caverac. Das ist also Margots Wohnung?

L. Durch Ihre Güte, gnädiger Herr. Ach was haben wir die vier Jahre an Sie gedacht, von Ihnen geredet.

B. Und ich von euch. Margot ist doch glücklich?

L. Ganz glücklich. Das schönste Haus in Caverac, reiche Felder, Vieh und Weinberge, und zwey schöne Kinder.

B. Und ihr Mann?

L. Ja die deutschen Männer, das sind Männer!

B. Nicht wahr, Lucie?

L. So treu und unverdrossen. Die meisten Einfälle in der Wirthschaft hat freylich Margot, aber er führt sie aus, als wenn er sie gehabt hätte.

B. Dafür kenne ich ihn. Und Margot liebt ihn?

L. Sie lebt ganz in ihm, auch heißen sie im ganzen Dorfe nur die Brautleutchen von Caverac.

B. Welche Erinnerungen erwachten in mir! Ich fuhr bey der Chaussee vorbey, wo ich mit Margot saß, ich sah den Fichtenberg, jeder Feigenbaum erinnerte mich an meine Wunde — ach ich fürchte, daß sie noch nicht ganz geheilt ist!

L. O Sie sollen hier Kräuter die Menge finden!

B. Ja, wenn Margot sie heilen wollte. Ich gestehe Dir, ich kann der Empfindung für dieß zauberische Mädchen nicht entfliehen. Diese ganzen vier Jahre wa-

ren meine besten Empfindungen, meine besten Träume in Caverac. Ich hielt sie wie an jenem glücklichen Abend in meinen Armen, ich flocht ihr Kränze aus euren Lorberzweigen, ich sah sie so friedlich neben mir schlummern, es duldete mich nicht länger in meiner Heymath. Endlich riß ich mich los und bin bey ihr.

L. Sie sollten auf immer bey uns bleiben, gnädiger Herr. Hier haben Sie Ihre Gesundheit wiedergefunden und Sie sollten hier nie wieder krank werden.

B. Nein, mein Urlaub ist nur von zwey Monaten, meine Freuden können nur kurz seyn. Ich habe Dich nicht vergessen, Lucie. Bastian wird Dir meine Geschenke einhändigen.

L. O gnädiger Herr —

B. Dafür bist Du freundlich gegen meine Wünsche. — Ich will mich Dir näher vertrauen. Man stört uns. Erwarte mich im Garten.

Zweyter Auftritt.

Margot. Johann. Vorige.

(Lucie entfernt sich bald stillschweigend.)

M. (hereineilend) Da ist er!

B. Margot!

M. Freund und Wohlthäter, da ist er!

B. Margot! (in ihren Armen.)

J. Dankbares Wiedersehn nach vier langen Jahren.

B. Und fröhliche Erinnerung. Du bist ganz französisch geworden, Johann.

J. Man muß schon die Sitte mitmachen. Aber das Herz ist deutsch.

B. Und Margot immer schöner — etwas weniger schalkhaft —

M. Ich bin auch Mutter.

B. Aber immer voll Güte und Fröhlichkeit.

M. Aber Sie sind doch auch nicht mehr hypochondrisch, gar nicht mehr?

B. Ach ich bin es nur zu sehr wieder gewesen!

M. Hier ist Ihnen wohl. Sie finden alles, wie Sie's verließen. Der Oelbaum mit Ihrem Mops, grünt und blüht. Auf dem Fichtenberge wirds immer bunter und auf dem Fleck, wo wir schieden, habe ich einen Altar errichtet.

B. Aber dem Strauchdieb Amor bist Du noch nicht begegnet?

J. Sie hat ihn seitdem kennen lernen, gnädiger Herr.

M. O, und Johann hat Beulen bekommen, Beulen!

J. Dürfen wir Ihnen unsre Kinder zeigen?

B. Jezt nicht, ich bin so bewegt — Glücklicher Johann!

M. (ihm an dem Hals fallend.) O seyn Sie's auch: was ist Leben ohne Liebe und Liebe ohne Ehe: Sie müssen heyrathen, gnädiger Herr.

B. Gute Margot!

M. Hier zu Lande wimmelt's von Mädchen und von guten und fröhlichen Mädchen. Wir haben funfzehn Schlösser in der Runde, und in allen was junges und hübsches.

B. Ich darf nicht. Mein Schwur als deutscher Ritter verbietet mir jezt auf immer eine Heyrath.

M. Dürfen denn die deutschen Ritter nicht heyrathen?

J. Du verstehst das nicht, Margot, daß sind Herren mit großen schwarzen Kreuzen —

M. Und schweren Herzen darunter. Brechen Sie den Schwur, gnädiger Herr.

B. (lachend) Margot!

M. Den lieben Gott kann kein Schwur freuen, der gegen die Natur ist: Sie haben mir meine schönsten Hoffnungen verdorben.

B. Wie das, Margot?

M. Hier auf Ihren Wanderungen, dacht' ich, sollten Sie ein Mädchen finden, sie sollte Ihnen gefallen. Er heyrathet ein französisches Mädchen, dacht' ich, er bleibt bey uns.

B. Damit ist's aus.

M. Leben Sie wohl, gnädiger Herr.

B. Wo willst Du hin, Margot, und in Thränen!

M. O nein —

B. Schäme Dich nicht Margot, es sind schöne Thränen, Thränen der Freundschaft. Wo könnt' ich auch ein Herz finden, wie das Deinige.

M. O tausend, tausend so gute.

B. Laß uns davon abbrechen. Johann soll mir meine Wohnung anweisen. Ich brauche wenig wie ihr wißt, ein kleines Stübchen, ein fröhliches Mahl an eurem Tische und dann einen Spatziergang mit Margot. Du schlägst mir ihn doch nicht ab?

M. Gnädiger Herr —

B. Jezt will ich Dir Bastian herschikken, der Bursche ist groß und galant geworden.

M. Wenn er nur gut geblieben ist.

B. Komm, Johann!

Dritter Auftritt.

Margot allein.

Er darf nicht heyrathen und versteht sich so sehr auf Liebe! Hat er denn blos andre glücklich machen sollen und es selbst nicht seyn dürfen? Hat er denn alles haben sollen und nur Liebe nicht?

Vierter Auftritt.

Margot. Bastian.

M. (Bastian entgegen) Willkommen, willkommen, lieber Bruder!

Bast. Herzlich willkommen, liebe Schwester.

M. Deine Eltern grüßen Dich tausendmal. Aber, mein Gott! wie hast Du Dich verändert, Du starrst ja von Gold und Silber.

Bast. O das ist gar nichts. Zu Hanse ist das noch ganz anders. Nun wie lebst Du denn in Deinem kleinen Caverac?

M. Wohl und glücklich.

Bast. Nicht wahr, wenn nur Deine Oelbäume tragen und Deine Feigen reif werden?

M. Die Bäume, die Du pflanztest, blühen noch alle. Nur Deine Rosen sind eingegangen.

Bast. Immerhin. Und bey dem allen hast Du nie Langeweile gehabt?

M. Wie? Bist Du so fremd geworden, Bastian, weißt Du nicht, wie in Caverac einer Frau und Mutter die Zeit vergeht?

Bast. Es ist doch so etwas einförmiges darin. Da solltest Du zu uns kommen, da weiß man zu leben!

M. Aber wie kömmst Du mir vor, Du sehntest Dich doch in Deinen Briefen immer so zurück in Deine Heymath.

Bast. O ja auf ein paar Tage wohl, aber für lang ist es für einen, der große

Städte gewohnt ist, doch ein langweiliges Leben.

M. Langweilig? O dann ist's besser, nie große Städte zu sehen. Aber Dein Herr meynt das doch anders.

Bast. Mein Herr? (lächelnd) Ja, ja, der meynt es anders.

M. Ihm geht Caverac über alles.

Bast. Ueber alles.

M. Und Du fühlst nichts mehr für Dein Vaterland?

Bast. O meinem Herrn ist es auch nicht um Caverac, sondern um die Menschen in Caverac zu thun.

M. Und Dir nicht auch, Bruder?

Bast. Du verstehst mich nicht. Doch vielleicht wirst Du dies besser verstehn, (bringt einen kleinen Coffre) das hat mein Herr mir aufgetragen, Dir einzuhändigen.

M. (öffnet es) O schön! ein Kleid ganz nach hiesiger Tracht, ein neuer Hut, Flor und Band: er ist so gut! Aber Bruder, wärst Du nur auch ganz der alte.

Bast. Ich bin es und was mir noch fehlt, kannst Du mir geben. Mein Herr liebt Dich.

M. Ich weis es, mich und meinen Mann recht herzlich.

Bast. Er liebt Dich, sage ich.

M. O meinen Mann gewiß, gewiß auch.

Bast. Mein Gott! wie weit seyd ihr hier noch zurück. Wie er Dich liebt, kann er Deinen Mann nicht lieben.

M. Er könnte ihn noch mehr lieben, denn er hat ihm zehn Jahre redlich gedient.

Bast. Das gehört nicht hieher. Die Frage ist nur, ob Du ihn wieder lieben kannst?

M. Das weis Gott, von ganzer Seele!

Bast. Nun so hätten wir den Zweck unsrer Reise erreicht.

M. Wie meynst du das?

Bast. Je nu! ich meyne, daß man für grosse Wohlthaten auch grosse Dankbarkeit fordert, und daß ein ganzes glückliches Leben schon der Mühe lohnt, auf

ein paar Monate seinen Mann zu vergessen.

M. (schmerzlich) Nein, das hat Dein Herr nicht gemeynt.

Bast. Begreifst Du denn nicht, daß schon damals Liebe im Spiel war, und daß man der nicht sogleich entsagt?

M. Er hat ihr entsagt?

Bast. Gekämpft hat er. Und hätt' ers auch, so muß Dein Anblick die Wunde nur von neuem aufreißen. Er liebt Dich stärker als jemals.

M. O meine Freuden!

Bast. Du nimmst das zu hoch, liebe Margot. Laß Deinen Mann mit ihm rechnen und er wird ihm noch immer viel schuldig bleiben.

M. So habe ich alles, ich habe einen Freund und einen Bruder verloren.

Bast. Bey uns geht das geschwinder. Wenn einer so eine kleine Intrigue hat — Der Mann hat seinen Vortheil dabey und drückt die Augen zu.

M. Das ist deutsche Redlichkeit!

Bast. Uebrigens Margot versteh mich nicht falsch. Du hast Deine Geschenke, aber auch Deinen Willen. Ob Du treu seyn willst, das ist Deine Sache. Ich besehe mir die Mädchen von Caverac.

Fünfter Auftritt.

Margot allein.

Das ist Bastian nicht, das ist der Bruder nicht, der, als er schied, an meinem Halse hieng, und sich unter tausend Thränen losriß! So hätte sich denn alles um mich her geändert? Muth, Muth, Margot! Laß alles sich ändern, nur Dein Herz nicht!

Sechster Auftritt.

Lucie. Vorige.

L. Nun, Margot, der Altar auf dem Fichtenberge ist aufgeputzt.

M. Das ist schön!

L. Mit allen Rosen und Lilien aus unserm Garten verziert. Diesen Abend führen wir ihn hin unter der Musik des Dorfs. Die Aufschrift ist von unserm Pfarrer.

M. Und sie heißt?

L. Dem redlichsten Wohlthäter die Dankbarkeit.

M. Dem redlichsten Wohlthäter?

L. Aber es gefällt Dir nicht. Wo ist Deine Laune?

M. Doch, doch, dem redlichsten Wohlthäter!

L. Als er mir seine Geschenke gab, sagte er: dafür sey nur freundlich mit mir und mache, daß es auch Margot sey. O, dachte ich, unsre Margot kann nicht anders seyn.

M. Die Unschuld sollt' es ja immer.

L. Aber wir wollen ihm auch Freude machen, Freude; jeden Tag eine Ueberraschung und am Tische und in unsern Lauben und auf dem Spatziergang und auf dem Berge Margot immer neben ihm.

M. Nun und Margots Mann?

L. Margots Mann schlendert mit Lucie und der fröhlichen Sippschaft hinterdrein.

M. Ohne Eifersucht?

L. Ich bitte Dich, nenne mir das Wort nicht, es macht mich traurig. Gegen so einen Herrn! Er wird doch auf seinen Wohlthäter nicht eifersüchtig seyn.

M. Ich kenne ihn.

L. Auf den Baron? Der, der Margot als Mädchen ehrte, ehrt sie noch weit mehr als Hausfrau.

M. Ach damals! seitdem hat er die Scenen in Avignon gesehen, sie haben ihn verstimmt, er hat den Glauben an Tugend verloren!

L. Welche Laune wandelt Dich an, Margot? Nein, Liebe! schaffe Dir keine Gefahren ohne Ursache! Froher Muth

heißt hier unsre Losung, und um den soll uns kein Mann und kein Liebhaber betrügen.

M. Ich habe ihn gehabt. So wisse es denn: Im Augenblick des Wiedersehns — o man soll ja der höchsten Freude nicht trauen — im Augenblick des Wiedersehns hat mir Bastian in seinem Namen einen Liebesantrag gemacht.

L. Bastian? Mißverstand, unzeitige Gutmüthigkeit, Du kennst ja Deinen Bruder.

M. Sonst wohl, aber ich kenne ihn nicht mehr. Er ist ganz verändert.

L. Was weis er von dem Herzen seines Herrn! Ein Bischen Rückerinnerung, weiter nichts. Hat der Baron Dir keine Geschenke gemacht?

M. Eine Menge.

L. (sie besehend) Ein schöner Anzug, neu und modisch! Ach und das Band! Was ist das?

M. Was?

L. Ein Ring mit der Aufschrift: Der stillen Hofnung.

M. So ist es klar!

L. Dein Liebhaber ist furchtsam.

M. Was ist denn auch an der Tugend eines Landmädchens gelegen; was liegt an ihrer Dankbarkeit? Man muß sich besser belohnen.

L. Margot, was ist Dir?

M. Als er so vor mir stand und Johanns Hand in die meinige legte, ich hielt ihn für so glücklich, ich glaubte, in diesem Gefühle hätte ich ihm alles gegeben.

L. Margot, Du weißt, ich bin Deine Freundin, Du hältst etwas auf meinen Rath, daher bitte ich Dich, sey ruhig —

M. Ruhig?

L. Vor allem laß Deinen Mann nichts merken. Es muß alles beym alten bleiben. Du gehst mit dem Baron auf den Fichtenberg, ins Myrthenwäldchen. Du hast nichts zu befürchten, wenn Du standhaft bist.

M. Auch keine Kränkungen?

L. Laß mich nur machen; wir ganz allein schlagen den Feind! Eine Weiberallianz ist stark, wenn sie aufs Gute geht!

Siebenter Auftritt.

Margot allein.

Und wer steht mir für alle List der Verführung, für den Verdacht meines Mannes, für die Zudringlichkeiten Bastians, für das Gerede des Dorfs? Wer weiß es, wie sie in zwey langen Monaten meinen häuslichen Frieden untergraben? Ich danke dir Gott, daß du meinen leichten Sinn nicht über meine Pflicht siegen läß'st! Ich fühle, daß ich handeln muß, laß mich gut handeln und weise!

Achter Auftritt.

Baron. Margot. Bastian.

Bast. (unter der Thüre) Sie ist allein, gnädiger Herr! (ab)

B. Ich störe Dich, Margot?

M. O nein!

B. Wirst Du mir wohl verzeihen, Margot? Kaum bin ich hier und schon lege ichs auf eine kleine Kränkung an.

M. Wie so?

B. Ich habe Geschäfte in Montpellier, die schnell vollzogen seyn müssen. Dein Mann kennt einmal meine Art, und Bastian ist noch zu flüchtig; ich habe ihn gebeten, sie zu übernehmen. Er wird aber in acht Tagen zurück seyn.

M. In acht Tagen?

B. Vielleicht noch früher. Die Haushaltung wollen wir indeß schon ohne ihn führen.

M. So bitte ich, meinen Mann begleiten zu dürfen.

B. Wie, ich bin kaum angekommen und Du wolltest mich verlassen? Mich hast Du nur ein Paar Wochen, Deinen Mann fürs ganze Leben.

M. Lucie wird meine Stelle vertreten.

B. Nein, meine Margot kennt die Gesetze der Gastfreundschaft und verläßt mich nicht. Das ist abgethan. Du hast doch meine Geschenke erhalten?

M. Mit Dank und Beschämung: Was nicht für mich paßt, bitte ich Ihnen bey Ihrer Abreise zurückgeben zu dürfen.

B. Nicht paßt? Was könnte für die reizende Margot nicht passen?

M. Die neue Pflanzung rund um den See müssen Sie doch sehen, gnädiger Herr —

B. Sie ist groß und schön geworden unter Margots Händen. O Margot, weiß ichs nicht genug, wie Du die Gegend bezauberst?

M. Jezt ist's aus, das Hauswesen fordert mich jezt ganz.

B. So ganz?

M. Die Pflichten einer Mutter sind so groß und so schön. Jeden Abend, wenn mein Mann vom Felde nach Hause kommt, habe ich den kleinen Bastian ein Paar neue Worte gelehrt und er stammelt sie ihm entgegen in unverstandnen Liebestönen.

B. Das ist schön!

M. Dann setzen wir uns in die Laube, ich singe Ihnen ein Liedchen und Vater

und Kind entschlummern dann oft am Herzen der Mutter.

B. Margot hat so viel Sinn für Liebe und so wenig für Freundschaft?

M. Dankbarkeit und Liebe sind ja verwandte Empfindungen.

B. Für die zärtlichste Freundschaft. Ich bin bis auf so weniges ganz hingegeben. Ich bin ohne Verwandte und Freunde, hier hoffte ich meine Welt zu finden, hier bey einer gefühlvollen Seele —

M. Sie haben meine Kinder noch nicht gesehen, o ich muß Ihnen meine Kinder holen.

B. Du weichst mir nicht aus. Ja, Margot, der Kuß, den Du mir vor vier Jahren im Angesicht Deines Bräutigams aufdrangst, er weihte mich auf ewig zu Deinem Liebhaber.

M. Er kam aus dankbarem Herzen.

B. Die Stätte, wo Du mir meine Wunde verbandst, umschwebte mich in den glücklichsten Träumen. Die Zeit müsse wiederkommen, schwer ich mir, und

so führen mich Sehnsucht und Liebe zu Deinen Füßen.

M. Meine Geschäfte, gnädiger Herr—

B. Ganz ohne Empfindung warst Du nicht für mich, in Deinem Händedruck, in Deinen Küssen war Liebe. Nur Furchtsamkeit war es, unser vermeintlicher Abstand hielt Dich zurück.

M. So mißverstanden zu werden! Und die Empfindungen waren so rein!

B. Ich will nachholen was ich mißverstand. Du bist mir Ersatz für vier vertrauerte Jahre schuldig.

M. Sie sind der Freundschaft ewig theuer.

B. Laß diese Freundschaft in Liebe übergehen und ich bin glücklich. Wer wird so ängstlich über Empfindungen streiten! Ueberlaß dich ihrem Glück, ohne nach ihrem Namen zu fragen.

M. Ich werde Ihnen antworten, wenn Sie meine Kinder gesehen haben. Heute, wenn Sie uns nach gethaner Arbeit beym fröhlichen Mahle in der Jasminlaube zu-

sammenfinden, da will ich Ihnen antworten. (will ab)

B. Ich habe Dich bestürmt, verzeihe mir: zu etwas anderm. Du weißt, wie oft wir von dem herrschaftlichen Schlosse dort oben sprachen, wie oft Du in Gedanken Dirs wünschtest, was Du da für schöne Anlagen träumtest. Ich habe es gekauft, Margot, ich habe es Dir gekauft.

M. (von Freude überrascht) Ach mein Gott! das Schloß, mir?

B. Dir mit allen seinen Wiesen und Gärten, Dir!

M. O bester, gnädiger Herr! (ihm um den Hals fallen wollend und auf einmal sich besinnend) — mir?

B. Ueberlaß Dich Deiner Freude, die Freude steht Dir so schön.

M. Sie haben mich überrascht, doch nein, nein! wir können es nicht annehmen!

B. Wie, Margot?

M. Ich — mein Mann — ich — wir haben geschworen unser Häuschen niemals zu verlassen.

B. Welche Weigerung!

M. O unser Häuschen hat Platz, mehr Platz, als wir brauchen, unsre neuen Pflanzungen brauchen Pflege: mein Mann könnte sich nicht davon trennen.

B. Ach es ist nicht das: Du verschmähst meine Geschenke.

M. Auch ist das Schloß sehr verfallen, die Felder liegen wüste, so etwas fordert Auslagen. Nein, nein! es geht nicht, es geht gar nicht. Sie sehen das selbst.

B. Deine Unruhe sehe ich und daß ich Dir nichts recht machen kann. (vor sich) [Wie liebenswürdig auch in der Unruhe!] Wir sprechen davon noch, wenn Du beßrer Laune geworden bist. Jezt einen einzigen Kuß zum Zeichen des Friedens!

M. Auf den Abend, gnädiger Herr.

B. Nicht einen einzigen?

M. Auf den Abend, wenn Sie uns in der Laube zusammenfinden, dann bin

ich Mutter — dann will ich Sie an Ihren Kuß erinnern! (ab)

B. (ihr nach bis an die Thüre) Margot! (von der andern Seite ab.)

Neunter Auftritt.

Margot. Johann.

M. Dich eben suchte ich.

J. Ich habe noch viel zu thun, morgen verreise ich.

M. Ich weis es, wir reisen zusammen.

J. Zusammen?

M. Nicht morgen, noch heute reisen wir.

J. Noch heute? Aber was tausend —

M. Wir nehmen unsre Kinder mit uns.

J. Aber was bist Du auf einmal so furchtsam geworden. Das bist Du doch sonst nicht.

M. Lucie besorgt indeß das Hauswesen.

J. Aber sage mir nur — und Du könntest unsern Gast allein lassen?

M. Lucie bleibt ja bey ihm.

J. Unsern guten, lieben Herrn, der sich so auf Deinen Umgang gefreut hat?

M. Guter Johann! Du siehst so in Deiner ganzen Redlichkeit vor mir. Nein, ich habe kein Geheimniß vor diesem Herzen! Dieser Gast, dieser gute, liebe Herr — es ist der Verführer Deines Weibes!

J. Nimmermehr!

M. Diese Freude des Wiedersehens, diese Sehnsucht, o sie war sehr gut berechnet: sie galt nicht Caverac, sie galt nicht dem fröhlichen, häuslichen Völkchen, sie galt der Tugend Deiner Margot.

J. Du bist lebhaft, wie immer. Beweise, liebe Margot, Beweise!

M. Dieser Ring — seine Erklärungen, er bot mir unser Schloß als Preis an, Bastian gestand mir alles.

J. Und willigte so gern in unsre Heyrath!

M. Damals war er gut, seine nachherigen Schicksale haben ihn verdorben, und nach dem Ausbund unsers Geschlechts entwarf er sein Gemälde vom Charakter der Weiber.

J. Das könnte mein alter Dankwarth!

M. Hier ist nicht zu klagen, Johann, hier ist zu handeln: unsre Flucht soll ihn beschämen, vielleicht ihn bessern, sie giebt uns Frieden, ihm Erkenntniß und Reue. Der Gott der Tugend schwebt segnend über uns! Wir gehn zu meinem Vater, von da aus vollziehst Du Deinen Auftrag, und ich bleibe, bis ich von seiner Abreise höre.

J. Ich schlage ein, Margot!

M. Wir nehmen nichts mit, als unsre Kinder. Niemand muß von unsrer Abreise wissen. Bastian ist im Verständniß und Lucie leichtsinnig. Lucien hinterlassen wir schriftlich die Bitte um Besorgung der Wirthschaft.

J. Ich mache sogleich Anstalten.

M. Jezt, jezt, Lieber, ich kann hier nicht bleiben. Was brauchen wir Anstal-

ten? Wir gehen zu einem Vater und hinterlassen eine Schwester.

J. So diktire mir.

M. „Wir reisen auf kurze Zeit von hier weg. Unsern Wohlthäter und unser Hauswesen empfehlen wir Luciens bester Sorgfalt. Unser Theuerstes nehmen wir mit uns.“

J. Nur bald muß er abziehn, unsre Wirthschaft kann Dich so wenig entbehren.

M. Das wird er gewiß, und wir scheiden ja für Pflicht und Ehre.

J. Abschied möchte ich doch noch gerne von ihm nehmen.

M. Gute Seele! von dem Störer Deines Friedens?

J. Frieden ihm, wenn er uns Frieden giebt! (beyde ab)

Zehnter Auftritt.

Lucie hernach der Baron.

L. (von der Seite hereineilend nach der Thüre des Barons) Gnädiger Herr! (der Baron tritt ein) Wir haben gewonnen!

B. (liest den Zettel) Wir haben gewonnen, und mich erwartet eine schöne Stunde!

(Beyde von verschiednen Seiten ab.)

Eilfter Auftritt.

Bastian. Margot. Johann. Lucie.

Bast. Nur auf einen Augenblick, ich kann euch nicht lassen.

M. Wir haben Eile.

Bast. Ihr wollt fliehen, aber ich habe Ordre euch nicht aus den Augen zu lassen.

M. Bruder!

Bast. Herrenwort geht über alles. Ich verlasse euch nicht, bis mein Herr es erlaubt: Dann könnt' ihr gehn, wohin's euch beliebt.

M. Ist das eines Bruders Stimme?

Bast. Ist das Liebe, ist das Dankbarkeit? Kaum sind wir in's Haus, so dreht ihr uns den Rücken.

M. Denk' an unsre Heymath, Bruder! wie Du mit uns nach Caverac zogst, als Dir der Vater zum Letztenmale in die Arme fiel und Du riefst: „So laß mich sterben!“

Bast. Wer hat euch einander, wer hat euch dieß Haus und diese Felder gegeben, als mein Herr? Euer kindisches Betragen muß euch überall in der großen Welt lächerlich machen.

M. Es giebt einen Richterstuhl, der es billigt!

Bast. Fliehen? und warum? um ein paar unbedeutender Galanterien willen, bey denen Leute von Stande sich gar nicht die Zeit nehmen, etwas zu denken.

J. Doch, doch, der Baron hat sich nur zu viel dabey gedacht.

Bast. Leute von Geschäften können nicht so ängstliche Rücksichten haben, wie ihr, sie suchen Erholung, wo und wie sie sie finden.

M. Bruder, wir gehn zu unserm Vater: was sollen wir sagen, wenn er nach seinem Bastian fragt?

Bast. Daß mirs wohlgeht, daß ich mich sehr gut stehe.

M. Kein Wort der Liebe weiter?

Bast. Und daß ich ihn besuchen würde, wenn es meine Zeit erlaubt, daß ich recht oft an ihn denke: zurückkommen aber würde ich niemals, mein Glück in Berlin sey so gut als gemacht.

J. Wie denn so?

Bast. Seht, das wißt ihr nicht so: mein Herr gilt viel, da wird man denn von diesem und jenem gefragt und gebraucht, ein kleines Capitälchen habe ich mir schon gesammelt, am Ende heyrathe ich ein Kammermädchen aus einem großen Hause, mein Glück kann mir nicht fehlen.

J. Ist das Deine Glückseligkeit?

Bast. Wenn ich ihm worin dienen könne, solle es mit Vergnügen geschehen: auch ihr, in der That, man hat denn doch diese und jene Verbindungen, wenn ihr ein Anliegen habt, redet und schreibt nur ungescheut.

M. Das ist große Welt, wollen wir sagen, und ein verlorner Sohn!

L. (zur Thüre herein zu Bastian) Sie kommen!

M. (ängstlich) Was ist das?

Bast. (im Ausdruck der höchsten Freude seinen Hut emporwerfend) Gott sey Dank! Ihr habt euern Bastian wieder, meine Rolle ist aus!

Zwölfter Auftritt.

Baron. Marie. Die Vorigen.

B. Hieher, Marie!

M.
J. (zugleich) Was ist das?

Bast. (in die Hände klatschend) Freude, Freude, nun wird's schön!

B. Ich versprach Ihnen das treueste, das glücklichste Paar der Provinz zu zeigen, hier sehen Sie's in diesen beyden glücklichen Menschen!

Mar. (Margot umarmend) Willkommen, Margot!

M. Was ist das? wer ist das, gnädiger Herr?

B. Eine Französin!

M. (freudig) Eine Französin?

B. Und Deine Landsmännin aus Languedoc.

M. Aus Languedoc?

Mar. Wirst Du mir meine Neugierde verzeihen? Unser Freund ward auf seiner Herreise in unserm Hause bekannt. Er sagte mir immer so viel Schönes und Gutes von Dir, er sprach von Dir so ganz im Ton' eines begeisterten Herzens, daß ich mich entschloß, seine Margot kennen zu lernen und ihm hieher folgte.

B. Das, liebe Marie, das ist die Margot, die mir, als ich krank und von

allen losgerissen war, Gesundheit und Lebenskraft durch Schönheit und Unschuld wiedergab.

M. Gnädiger Herr —

B. Das ist die Margot, die zuerst die Sehnsucht nach häuslichem Glück in mir weckte, und selbst als mich diese Sehnsucht bald an den Abgrund des Verderbens geführt hätte, doch den Trieb dazu in mir immer neu und lebendig erhielt.

M. Ich möchte mich so gern über Ihre Lobsprüche freuen, aber —

B. Sey ruhig, das ist noch nicht alles. Das ist die Margot, die ich heute durch alle die Proben führte, die nur immer Tugend gegen Eitelkeit kämpfen kann und die keinen Augenblick ihre Gefühle verleugnete —

Bast. O Bastian hat auch dabey geholfen, gnädiger Herr —

B. Der ich ein Schloß anbot und die in dem Augenblick fliehen wollte, die nur ihr Theuerstes mit sich nehmen wollte und mit dem in eine Wüste geflohen wäre: Marie, aus Ihren Händen empfange sie die Rosenkrone: sie ist tugendhaft!

Mar. (ihr den Kranz aufsetzend, den sie etwas versteckt hielt) Es lebe das Rosenmädchen von Caverac!

Alle. Sie lebe!

M. Was ist das, gnädiger Herr? Ist das Traum oder Wachen? War das Ihre Meynung?

B. Ja, bey dem Ewigreinen, das war sie!

M. O so ist alles gut! Bastian, Lucie, lieber Mann (sie der Reihe nach küssend) gnädiger Herr! Ja, jezt darf ich auch Ihren Kuß erwiedern!

Bast. Und von allem, was ich Dir gesagt habe, glaubst Du kein Wort, verstehst Du?

M. Wart! und Dein Kammermädchen aus einem großen Hause?

Bast. Ich kenne kein einziges.

B. Margot, begränze Deine Freude. Noch steht Dir vielleicht eine größere bevor. Lucie, Bastian, Johann, ihr geht sogleich und holt die Musik des Dorfs zum feyerlichen Zuge auf den Fichtenberg. Wenn ich das Zeichen gebe, so tretet her-

ein, und laßt sanft die Musik ertönen. Was ich mit diesen (auf Marien und Margot zeigend) abzumachen habe, gehet nur uns an.

(Lucie. Bastian. Johann ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Baron. Margot. Marie.

B. Noch ist das Schauspiel nicht aus, soll der Vorhang jezt fallen, so schließt es mit Deiner Tugend, aber nicht mit meinem Glücke. Margot, tritt zwischen mich und Marien.

Mar. Was soll das, Baron?

B. Auch Deine Reihe zu bekränzen, kommt vielleicht noch heute, Margot! Marie, ich lud Sie ein, mir hieher zu folgen und Margot zu sehen, aber meine Wünsche giengen weiter: über dieser reinen Seele hören Sie zum erstenmal die Worte: Ich liebe Sie!

Mar. Mich, Baron?

B. Hier im Hause der Unschuld und des Friedens sollten Sie zum erstenmal das Geständniß hören. Ja, ich liebe Sie, Marie!

M. Aber Ihr deutscher Ritter, gnädiger Herr, und Ihr Schwur —

B. Gehörten zu meiner Rolle, wie alles übrige.

M. Würklich? O liebe — wie soll ich Sie nennen — liebe Marie!

Mar. Diese Ueberraschung —

B. Hier sind Sie sanft und froh gestimmt — Sie sind frey und unabhängig, Ihr Vormund billigt Ihre Wahl, antworten Sie mir gütig, Marie.

M. O ja ja, er verdient so glücklich zu seyn.

B. Das Schloß hier habe ich gekauft. Wir würden hier wohnen.

M. Und auf immer?

B. Auf immer.

Mar. (an Margot gelehnt) Antworte Du statt meiner, Margot.

B. So bin ich glücklich, und Du, Priesterin der Unschuld und Natur, lege hier zwey Hände zusammen, die sich schwören zu leben wie Du.

M. Gott sieht segnend herab: Auf ewig!

B. Jezt, Marie, müssen Sie alles wissen. O diese Probe, in die ich Margot führte, sie galt unsrer Ehe. Ich will ganz offen seyn. Als ich Margot vor vier Jahren verließ, verließ ich sie mit aller Sehnsucht nach häuslichem Glück. Nicht weit von hier, auf päbstlichem Gebiet, lerne ich ein Mädchen kennen, sanft und gut, mit allem Schein der Heiligkeit und Sanftmuth. Sie, glaubte ich, könne mich glücklich machen, schon schwebte die Erklärung auf meinen Lippen, als ich auf einmal hinter dieser Maske den schändlichsten Betrug und die niedrigste Wollust erkannte. Die Erscheinung würkte tief auf mich, Mißtrauen gegen alle Weiber erwachte, ich fiel nach und nach in meine alte Hypochondrie zurück. Um sie zu heilen, beschloß ich endlich eine neue Reise nach

Frankreich. Hier sehe ich Sie, sahe Sie öfters, fand Sie liebenswürdig, aber ich fürchtete die Ehe: Mißtrauen und Liebe kämpften. Auf einmal stand Margots Bild in seiner ganzen Glorie vor mir. Nein, es ist Lästerung, was man gegen die Weiber sagt, rief ich, denn noch giebt es Margots! Ich beschloß sie zu prüfen und wenn ich sie fänd' wie ich hoffte, über dieser glücklichen Ehe auch die meinige zu schließen. Ich habe sie gefunden und — Marie ist die meinige!

Mar. Du hast die Ehrenrettung unsers Geschlechts gesichert, Margot.

M. Hier haben Sie Ihren Ring zurück. Er gehört an diesen Finger. (steckt ihn Marien an)

B. Wenn Du nun würklich geflohen wärst, Margot?

M. O man ist glücklich in seiner Pflicht, auch wenn man leidet. Sie bleiben also würklich bey uns, ganz bey uns?

B. Meine Güter in Deutschland werden verkauft.

M. Da lehre ich dem Fräulein den Seidenbau und unsre Wirthschaft, o in vier Wochen wollen wir weit seyn. Sie lehren mich dagegen die feinern Künste.

Mar. Man lernt gern, wenn man den Lehrer liebt.

B. Wir sind einig. Sechs Herzen unzertrennlich in Fröhlichkeit (giebt mit der Hand das Zeichen)

Vierzehnter Auftritt.

Lucie. Bastian. Johann. Die Vorigen.

(Die Musik beginnt außerhalb der Thüre des Theaters, die den ganzen Auftritt über offen bleibt, so daß man die Musiker und Bauern und Bäuerinnen sehen kann.)

M. Jezt verderben Sie mir meine Freude nicht.

Bast. Gnädiger Herr, das ganze junge Volk von Caverac freut sich Sie wieder zu sehen und bittet, Sie mit auf den Fichtenberg begleiten zu dürfen.

M. Ach guter Bastian! aus dem Fichtenberge wird nichts. Große Dinge haben sich zugetragen. Dein Herr heyrathet hier das Fräulein und reist mit ihr heute schon ab.

Bast. Heute?

Mar. Ich bedaure, Bastian, aber meine Geschäfte erlauben es nicht anders.

Bast. Reisen Sie voran, gnädiger Herr, reisen Sie nur voran, ich hole Sie schon ein.

B. Du willst mich verlassen?

Bast. O nur ein acht Tage bey Vater und Freunden, unsre Esel laufen geschwind, ehe Sie sich's versehen, bin ich hinter Ihnen: oder wissen Sie was, ich habe noch einen jüngern Bruder, einen flinken, herrlichen Burschen, den nehmen Sie indessen mit sich.

B. Schöne Treue in Caverac. Erst verhandelt mich Johann an Bastian, nun wieder Bastian an seinen Bruder. Nein, nein, Du bist mir unentbehrlich.

M. Siehst Du, Bastian, Lügen um Lügen, das ist so bey uns die Taxe. Nun freue dich, Johann, Lucie, freut euch, Dein Herr reist nicht, er heyrathet, wir bleiben beysammen.

J. } (zugleich) Ist's möglich?
L. } Bravo, bravo!

B. (legt aller Hände in einander) So wollen wir leben!

Bast. Und so ziehe ich heute noch, wenn Sie mir's erlauben, den großen verbrämten Rock aus und diene Ihnen wie ein andrer ehrlicher Caveracer. Ich diene Ihnen dann leichter und froher.

B. In Gottes Namen.

Mar. Das alles habt ihr der Tugend zu danken.

L. Wie so?

M. O davon ein ander Mal: jezt auf den Fichtenberg!

B. Auf den Fichtenberg! Ihr (auf Margot und Johann zeigend) führt das neue Brautpaar, Johann mit Marien, ich mit Dir, Margot: es ist die schönste Weihe unsers Schicksals! Du Bastian, mußt mit Lucien gehn!

Bast. Mit Lucien, gnädiger Herr?

L. Du hast gewiß schon was schönes und hübsches entdeckt, daß Dir das so schwer eingeht?

Bast. O hübsches genug giebt es in Caverac schon, aber nein, nein! Das wäre auch gar zu zeitig. Kommt Zeit, kommt Rath. Hier, Lucie! (giebt ihr die Hand)

B. Musik, Musik!

M. Still! Noch einen Augenblick!
(den Baron und Marien vorführend)
Auf dem Fichtenberge gab's sonst einen Strauchdieb, der Amor hieß: fürchten

Sie sich nicht, hier liegt er gebunden zu Ihren Füßen. (den Baron Marien zuwerfend)

B. (will Marien die Hand küssen) Marie!

M. Zu mir! zu mir! Noch ist er mein Gefangner!

(In dem Augenblick fängt die Musik an, und indem sie sich zum Abmarsch anschicken, fällt der Vorhang.)

R. Hommel.

VI.

Graf Tellow.

Ein
Beytrag zur Geschichte
unglücklicher Ehen.

(Beschluß.)

Angstvoll und bebend erwartete die Gräfin auf ihrem Zimmer immer noch die Ankunft ihres Gemahls, als Grottau eintrat. Hastig gieng sie auf ihn zu, und fragte ihn weinend: „Grottau, haben Sie meinen Mann nicht gesehen? ich vergehe vor Unruhe. —“

Mit einem täuschenden Ausdrucke erheuchelter Wehmuth und Mitleids rang er die Hände, und starrte schweigend das unglückliche Weib an, dessen trostlose Blicke an seinen Lippen hiengen. — — — „Gott! sagt' er endlich: daß ich doch nie ihn, nie, Liebenswürdige, Sie gesehn hätte! Dann hätt' ich auch nie seine gräßliche Verzweiflung, nie Thränen des Kummers in den schönsten Augen der

Welt gesehn. — Ja, weinen Sie, reizendes Kind der Natur, Freundin der Tugend, die ein besseres Loos verdiente. Sie sind unglücklich, ich kann es nicht länger verhehlen. — —

Entsetzen hemmte die Sprache der Gräfin, und mit stummer Verzweiflung erwartete sie seine weitere Erklärung. —

Grottau. Ja, er ist verloren für Sie, auf immer hin. Ich traf ihn im vollen Ausbruche des schauderhaftesten Wahnsinns, liegend unter einer Tanne im Walde. Ich nahte mich ihm, mit rollenden Blicken der Wuth sprang er auf, stieß mich unter den entsetzlichsten Verwünschungen zurück, und sank dann ohnmächtig zur Erde nieder. Beynahe hätte mich der Schrecken und der Schmerz ganz hingerissen; der Gedanke, daß mein einziger Freund mich nicht mehr kenne, wüthete, wie ein Geist der Zerstörung in meinem Innern, Ihr himmlischer Blick schwebte mir vor, und ich fühlte Ihr ganzes trauriges Schicksal, vielleicht bittrer, als Sie

selbst bey der Größe Ihrer Seele es je fühlen werden. Ich ermannte mich und brachte ihn auf sein Zimmer. Er liegt jetzt in einem tiefen Todesschlafe, wie es bey Rasenden der Fall ist, wenn sie einen Paroxism von Wuth gehabt haben.

Gräfin. Schrecklicher Gott! So sind meine Ahndungen denn wahr, und das furchtbare Geheimniß liegt am Tage! Lassen Sie mich zu ihm, daß ich seinen letzten Seufzer empfange, und seine kalten Lippen noch einmal küsse.

Grottau. Nimmer mehr, meine Gräfin. In diesem Zustande dürfen Sie ihn nicht sehn. Soll er noch gerettet werden, so müssen wir alles von ihm entfernen, wodurch die Glut, die in seinem Innern wüthet, noch mehr Nahrung erhielte. Ich habe es für Freundespflicht gehalten, ihm, während er schlief, alle Papiere wegzunehmen, welche auf seinen Zustand Beziehung haben. Auch zu Besuchen des Arztes würde ich vor der Hand nicht rathen. Er würde ihm das Gefährliche sei-

ner Lage nicht verbergen können, und wie müßte ihn das erschüttern!

Gräfin. Sie haben sehr Recht, edler Mann. Verlassen Sie ihn nur nicht; ich will im Stillen weinen —

Grottau. Eher will ich wieder zu ihm gehn. Aber eh' ich gehe, meine Gräfin, noch eine Bitte! Wollen Sie mir sie wohl gewähren?

Gräfin. Was könnten Sie bitten, das ich nicht gewähren müßte?

Grottau. Fordern Sie Ihre ganze Seelenstärke auf, um standhaft zu bleiben, welches Schicksal auch über Ihren Gemahl verhängt sey; machen Sie sich auf das Aeußerste gefaßt! Unsre Schickungen webt die Hand der Gottheit, und, wenn wir ihr Gewebe nicht begreifen, muß uns Religion durch die Ueberzeugung aufrecht halten, daß nur Weisheit und Güte ihre Hand leiten. Nehmen Sie an, Sie wären für diese Welt von Tellow geschieden; zweifeln Sie denn, daß unsre Wege sich

in der bessern Welt wiederbegegnen, wo keine Trennung die Bande der Liebenden zerreißen kann? und, zweifeln Sie wohl, daß ein edles Herz, wie das Ihrige, Freunde besitzt, deren zärtliche Theilnahme ihm für den Verlust des einzig Geliebten Trost gewährt? O! daß Sie mein Inneres durchdringen könnten, wie der Unsichtbare, dann läsen Sie mit heller Schrift in jeder meiner Thränen;
Julie Tellow.

Die Gräfin, hülflos und betäubt, wie sie war, wollte ihn umarmen. „Lassen Sie mich, Julie! rief er, in diesem Augenblicke darf ich Sie nicht mehr sehen. — — Gott! daß auch Engel unglücklich seyn müssen! Verzeihen Sie mir die Sprache des überwallenden Herzens, mir ist, als ob Tellow lebend schon unter den Schatten wäre und mir nichts übrig bliebe, als mit seiner Gattin seinen Untergang zu betrauern.

Grottau stürzte zum Zimmer hinaus, es entfiel ihm ein Faszikel Papiere; die

Gräfin sank halb ohnmächtig auf das Sopha.

Als sie ihrer selbst völlig mächtig war, bemerkte sie die Papiere. Sie erkannte die Hand ihres Gatten. „Gewiß, sagte sie bey sich selbst, hat sie der Baron verloren, er sprach von Papieren, die er meinem Manne, während er schlief, weggenommen habe. Vielleicht find' ich hier Aufschluß über seine Gemüthskrankheit. — Wer mag es einer beängstigten Frau verdenken, wenn sie kein unschuldiges Mittel unversucht läßt, um in einem so schrecklichen Falle zu erfahren, welches eigentlich die Quelle der Leiden ihres Mannes ist! — — — Ja, das ist sein Tagebuch, hier hat der Unglückliche sein gepreßtes Herz ausgeschüttet, hier hat er nichts verläugnet. — Ob ich es wage, einen Blick hineinzuthun? ach! der Blick kann mir viel kosten; wer weiß, welche schreckliche Heimlichkeiten hier begraben liegen! — Nein, mir schaudert vor der Entdeckung; ich darfs nicht wagen, der Schmerz könn=

te mich mit der Schnelle des Blitzes tödten, und dann wäre mein Gatte ohne Hofnung verloren, meine elenden Kinder hülflos.... Und.. doch.. doch.. ist es nicht Pflicht für mich? Bin ich nicht grausam, wenn ich dem einzigen Wege ausweiche, auf welchem ich die Quelle seiner Leiden entdecken kann, den einzigen Weg, durch welchen vielleicht noch Rettung möglich ist? — — Wenn Tellow mir sein Herz öfnete und mir zurief: Weib! schau' in diese Finsterniß, zittre nicht vor den Geistern, die mich quälen, verbanne sie durch Seufzer und Thränen der Liebe," würd' ich nicht im Momente den Blick wagen, wär' auch die Mitternacht rabenschwarz und die Geister noch so furchtbar. — O du Verborgner über den Sternen, vom Fuße Deines Throns geht die Kette unsrer Schicksale aus; verleih mir Stärke, daß ich deinen Rathschluß verehre, was du auch über mich verhängt hast!

Bebend ergrif sie die Papiere, blätterte auf gut Glück und las:

den 2 . Oktober.

Diesen Tag mußt du wie ein heiliges Fest feiern, Tellow! Es ist der Tag deines schönsten Triumphs. Mariane sank in deine Arme, und in demselben Augenblicke war ihre Tugend gesunken — ein Jahr verschlich dem schuldlosen Mädchen unter tausend Qualen eines schamvollen, sich selbst ermangelnden Herzens . . . das Mädchen erlag und starb — undankbar genug — an demselben Tage. — Also der Todestag ihrer Tugend und ihres Lebens! — Ja, der muß gefeiert werden. Heute mußt du dich der schändlichsten That, die du je begehen konntest, unter tausend Qualen des strafenden Gewissens erinnern; verflucht müsse das frohe Moment seyn, das du dir heute gönntest! Ein Tag in der Hölle muß gegen deinen heutigen ein Ruhetag seyn. Dieß Todtenopfer bist du Marianen schuldig, du wirst aber auch damit ihren Mann nicht versöhnen — Grausamer Bube, was begiengst du an jenem unseligem Tage!

Aufgezogen im Schooße der schönen Natur, der Geist beseelt von Bildern der edelsten, erhabendsten Kunst, das Herz entflammt vom feurigsten, sittlichen Gefühle, hatte sich das Mädchen dir hingegeben . . . Tellow, wie rollten die krystallenen Tropfen ihrer Augen, als du ihr Klopstocks künftige Geliebte vorlasest! Wie heilig war die Sprache der Gefühle in ihren Thränen! Es war eine Vorahndung des Allerheiligsten in ihrem Herzen! — Und, schändlicher Räuber, da konntest du einbrechen, konntest ein Heiligthum entehren, wo du hättest niederfallen und anbeten sollen? — Aber du sahst den wallenden Busen, die Sehnsucht benetzten Augen, und die sanft erglühenden Wangen, hörtest den gebrochenen Athem und die verstohlnen Seufzer der Liebe gefolterten Jungfrau, da ergriff dich der Dämon der Wollust, der Würgengel der Unschuld, und nun war dir der Werth ihres Herzens ein Spielwerk, das Heiligste zu entheiligen ein

Scherz, das Glück ihres Lebens starb unter deinen Händen. Sie selbst welkte dahin, als sie kaum das Kind der Wollust geboren hatte, und der ergraute Vater verfluchte dich über ihrem Sarge. Du warst unter einem falschen Namen von der Trauerscene weggeschlichen; der trostlose Vater konnte dich nicht verfolgen. Aber die Furien des Gewissens verfolgten dich, immer schwebte dir der Engel vor und das verwaiste Kind, sie stehen jetzt noch um Mitternacht vor dem Bette, wo du dein Weib liebevoll umarmen willst, und weggerissen von Schauder und Scham zurückbebst. — Julie, Julie! wenn du wüßtest, welchem Verbrecher du dein reines, schuldloses Herz geschenkt hast, wenn du wüßtest, welchen Tag ich heute feyere! — Wie würdest du dich mit Verachtung von mir losreißen! — Wehe über mich, alle Qualen der redlichsten und bittersten Reue können die That nicht ungeschehen machen. Ich kann keine Todten

erwecken, keine Unschuld zurückgeben, und nicht das Herz eines verzweifelten Vaters wieder mit Ruhe beseelen. Ich darf Julien heute nicht sehn, sie würde meine Schandthat in meinen Blicken lesen. — Unglückliches Kind meiner Wollust! Wenn du fragst: „Wo ist meine Mutter?“ zeigt man dir ein einsames Grab. Fragst du: „wer ist mein Vater?“ so tönt dir die schreckliche Antwort entgegen: „es ist ein Betrüger, es ist der Mörder deiner Mutter.“ Daß ich, ohne daß du es weißt, dich glücklich zu machen suche, ist keine Beruhigung für mich. Ich bebe vor Angst, wenn ich das Geld fortsende; wüßt' es Marianens Vaters, von welchen Händen es kommt, „eher verhungre das Kind, würd' er sagen, als daß es von Gelde lebe, auf welchem Fluch ruht.“ Grauer Vater, heute wenigstens soll kein Fluch darauf ruhen, ich will ihn mit Strömen glühender Thränen abwaschen. O daß ich

tausendfache Vatersorgen hineinlegen könnte! Aber darf der Wollüstling sich Vater nennen? —

Mariane, daß du es wüßtest, wie schrecklich dein Verführer bestraft worden ist! Er hat für seine Frevel mit dem Verluste des ganzen Glücks seines Lebens gebüßt, er ist so elend, daß jedes Moment seines Bewußtseyns ihm zur Qual wird, daß er sich nicht selbst fühlen kann, ohne seine Vernichtung zu wünschen. Hat es je ein Mensch erfahren, daß wer einmal eine Unschuld gemordet hat, nur verwogen genug ist, mehrere zu morden und das Laster den, der einmal sank, immer tiefer in seinen Abgrund hinabzieht, so bin ich es. Als die Unglückliche das Opfer meiner Lüste geworden war, erwachte mein Gewissen, mit welchem ich bisher in Eintracht gelebt hatte, und ich sah meine Verbrechen in seiner ganzen schwarzen Gestalt, die peinigende Erinnerung daran, wich nie von mir; der Zustand

wurde mir unerträglich. Ueber alles gern hätt' ich die That wieder gut gemacht, aber es war unmöglich, oft fuhr es mir durch den Kopf, meinem qualvollen Leben ein Ende zu machen, aber die Liebe zum Leben und die Furcht vor jenem Lande, von dem kein Reisender zurück kam, siegten, endlich erhob sich in meinem Innern der Geist des Leichtsinns; ich sophistisirte: ob wohl eigentlich meine That ein so großes Verbrechen sey, da drängten sich Gründe auf Gründe herbey, die seine schwarze Gestalt immer mehr und mehr milderten, die Beruhigung, welche ich dadurch bekam, behagte mir, ich grübelte immer spitzfindiger und spitzfindiger, endlich schien mir die ganze Sache ein Jugendstreich, ich lachte mich aus, daß ich mir aus einer so gewöhnlichen Kleinigkeit ein Gewissen gegemacht hatte; das Andenken an Marianen unterdrückte ich absichtlich, und warf mich, um sie ganz zu vergessen, reizenden Buhlerinnen in die Arme.

Zwey Jahre verschwanden wie ein Traum unter dem Rausche des schändlichsten thierischen Genusses. Aber welche Folgen ließ dieser Traum zurück? — Gifte im zerstörten Körper und Gifte im entheiligten Herzen. Ja, als ich die Universität verließ, lagen alle meine edleren Gefühle in einem Todtenschlafe, gleichgültig starrte ich Scenen der Natur, die mir sonst Thränen entlockt hatten, wie todte Tapeten einer Wand an; ich hatte keinen Sinn für Menschenglück und Elend, ich sah den Leidenden ohne Sympathie, die schönste That eines großmüthigen Menschen konnte mich nicht zur Bewunderung hinreißen. Wollust allein vermochte mein Blut in Wallung zu setzen, allein auch diese mußte ich durch ein üppiges Phantasiespiel erkünsteln. Als ich mich auf meinem Gute befand, ließ auch die ländliche Einsamkeit mich die Erniedrigung und die frostige Leere meines Herzens fühlen. Die schönen Partien der Gegenden ringsumher weckten Erinnerun=

gen und Gefühle meiner frühern Jugend, ich lernte wieder empfinden, was Unschuld ist, die Bilder des Lasters erregten einen Eckel, der Gedanke, wie tief ich gesunken war, Entsetzen. Der zerrüttete Zustand meines Körpers erhöhte die Leiden meiner Seele, ich verfiel in tiefe Melancholie. Vergebens sucht' ich mich durch die Jagd zu zerstreuen, auch die wilde Mannigfaltigkeit des Waldes konnte meinem Geiste keine andre Richtung geben. Jetzt lernt' ich Julien kennen. Gott weiß es, welche Veränderung bey dem Anblicke des Mädchens in mir vorgieng! jeder Strahl ihrer schönen Augen schien mein Herz zu läutern, jedes sanfte Wort von ihren Lippen war ein Rückruf zur Unschuld und Tugend. Je öfter ich sie sah' und sprach, um so mehr zog sie mich an sich; sie schien lebhaften Antheil an mir zu nehmen, um so kühner und offener wurd' ich. Ich fühlte eine Stärke zum Guten in mir, wie ich sie nie gefühlt hatte, und war stolz ge-

nug, mir zu schmeicheln, diese Verwandlung meiner Denkart mache alle meine vorige Ausschweifungen wieder gut. Ich befand mich in einem seligen Rausche. Ich sah in dem Mädchen einen himmlischen Geist, der durch eine Art von Allmacht, was ich für unmöglich hielt, möglich gemacht hatte. „Wollust, dacht' ich, hat dich erniedrigt, Liebe wird dich wieder heben. Glücklich du, wenn das Mädchen dein wird." Ich wagte die große Frage um ihr Herz, und der Engel schwieg mir mit einer beredtsamen Thräne sein Ja zu.

Ich hatte in diesem Rausche nicht bedacht, wie zerrüttet mein Korper sey. Bald nach unsrer Verbindung erfuhr ich es; mein Weib erkrankte, und die gräßliche Gestalt meiner elenden Kinder verräth nun mein Verbrechen und meine Verrätherey. — Julie, du bist unglücklich, so lang' ich an deiner Seite bin, und ich ein Bösewicht, wenn ich

dich nicht verlasse. Ja, ich muß, ich muß wenn noch ein Funke edlen Gefühls in meiner Seele glimmt. — Du wirst um mich nicht weinen, ich bin deiner Thränen nicht werth. Weib, verflucht wäre die Thräne, die du um mich weintest! Schenke sie einem bessern als ich bin! Du wirst ihn leicht finden. — —

„Mir wär's besser ich gienge" sagt Werther. Bey Gott mir noch viel besser, als ihm. Schrecklich und qualvoll ist das Schmachten des gefangnen Verbrechers, den das Schafott erwartet. Der tödtende Streich ist ein Augenblick; wozu die lange Vorbereitung? — Ha, wenn sie mich in meiner wahren Gestalt sieht, mich mit herzzerreißenden Vorwürfen und Verachtung zurückstößt, — — soll ich diesen Zeitpunkt erwarten?

Hier stürzten Thränen aus den Augen der Gräfin, sie ließ die Blätter fallen. „Ich dich zurückstoßen? Edler Mann,

seufzte sie, — verächtlich zurückstoßen? Deine große rührende Reue verbürgt mir deine Tugend. Ich war nie mehr dein, als jetzt, nun sind wir erst festgekettet. Du siehst alles, dieß ist deine Krankheit, aus dem schwärzesten Gesichtspunkte an. Leidenschaft hat dich irre geführt, deine Grundsätze blieben dieselben. Ich verzeihe dir alles. Das Kind deiner Wollust, diese verlassene Waise, sie sey mein Kind, Gott wird auch uns Kinder geben, die uns erfreuen. — Wie fühl' ich mich getröstet, daß es nichts mehr ist, als das; ich will im Augenblick ihn sprechen, und das ganze Trauerspiel nimmt eine glückliche Wendung.

Jetzt trat die Düval ein; die Gräfin empfieng sie mit auffallender Heiterkeit.

Düval. Sie so heiter, gnädige Gräfin? Ist es möglich?

Gräfin. Liebe Düval, ich weiß nun alles. Mein Gemahl ist nicht verloren, er kann gerettet werden. Seine Leiden

sind Leiden der edelsten Seele, Großmuth wird sie heben. O es ist ein trefflicher Mann, selbst in seinen Fehltritten verdient er Bewunderung.

Athemlos, stürzte jetzt Grottau in das Zimmer. „Meine Gräfin, sagt er, habe ich etwa hier Papiere verloren? ich will nicht fürchten, an einem andern Orte."

Gräfin. Zum guten Glücke und zu meinem Troste, haben Sie sie hier fallen lassen. Lieber Grottau, schelten Sie mich nicht neugierig, wenn ich Ihnen sage, daß ich darinn gelesen habe. Ein einziger Tag im Tagebuche meines Mannes, hat mir über seinen ganzen Gemüthszustand Aufschluß gegeben. Ich fühle mich schon sehr beruhigt, und hege wegen seiner Genesung keinen Zweifel.

Grottan. Nicht zuvorschnell im Hoffen, meine Beste! vielleicht haben Sie gerade den unbedeutendsten Theil gelesen. Es ist auch recht gut; warum soll ein so schuldloses, gefühlvolles Herz gefoltert

werden? Am Besten, ich verbrenne alle diese Papiere.

Gräfin. Nein, Grottau! Sie bekommen sie aus meinen Händen nicht wieder. Sie sind Freund, ich noch mehr, ich bin Gattin. Die Gattin hat mehr Anspruch auf Offenheit von Seiten ihres Mannes als der Freund. So eben will ich ihm selbst sein Tagebuch wieder geben.

Grottau. Wie? wollen Sie seinen Tod beschleunigen, und meine wohlgemeintesten Maßregeln vereiteln?

Gräfin. Seyn Sie unbesorgt. Ich weiß, was ein Tagebuch ist; ich unterhalte selbst eins; es ist mein vertrautester Freund, nie betraf ich ihn auf einer Falschheit; ich sag' ihm alles, er verräth mich nicht: und wenn ich einen geheimen Kummer habe, so find' ich Trost und Linderung, wenn ich mich ohne Rückhalt gegen ihn eröffne. Warum wollen wir dem Grafen diese Beruhigung entreißen?

Grottau (mit fest auf sie gerichtetem, bedenklichem Blicke). Aber Gräfin, wenn der Graf erfährt, daß Sie gewisse Dinge wissen, die er vielleicht ausser mir, noch keinem Menschen eröffnet hat, welchen Eindruck glauben Sie wohl, daß dieß auf ihn machen dürfte?

Gräfin. Ich verstehe Sie, und sage Ihnen nochmals: Seyn Sie unbesorgt. Ich glaube einigen Einfluß auf das Herz meines Mannes zu haben. Er soll erfahren, daß ich jene gewissen Dinge weiß, und sie ihm als Verirrungen jugendlicher Leidenschaft verzeihe. Dann brennt uns kein Geheimniß mehr. Er wird wieder frey athmen und für die Freuden des Lebens empfänglich werden.

Grottau. Nun, so eilen Sie zu ihm. Geben Sie ihm, wenn es möglich ist, seine verlorne Ruhe wieder. Ich verdanke Ihnen dann auch die meinige, sie ist mit der seinen unzertrennlich verknüpft. — Eins bitt' ich Sie, sprechen Sie von Marianen so wenig als möglich; jede

Erinnerung an sie erschüttert ihn auf das heftigste.

Gräfin. Seyn Sie versichert, daß ich in einer Angelegenheit, die so ganz Sache meines Herzens ist, mit Vorsicht zu Werke gehe.

Grottau. Himmlische Seele! beneidenswerther Tellow! — — —

Grottau verließ mit erkünstelter Entzückung die Gräfin, und gieng voll Mißmuth auf sein Zimmer. Er hatte sich in dem trefflichen Weibe ganz verrechnet; Tellows Tagebuch sollte nach seinem Plane alle eheliche Liebe ersticken, und — dieß hatte er nicht im Entferntesten geahndet — es gab dieser Liebe noch neue Stärke. — Er warf sich auf das Sopha, und überdachte alle Umstände, die er etwa benutzen könnte, um Juliens Herz zu gewinnen, und seinen Freund unglücklich zu machen:

„Teufel! sprach er bey sich selbst, sollte denn an diesem Weibe meine Kunst scheitern! — —“ Und ich hielt meine

Rechnung für so sicher. „Wenn sie, dacht' ich, die Geschichte seiner Jugend weiß, muß sie ihn verachten und von Eckel erschüttert, seinen Anblick und seine Umarmung fliehen, ihn wird Schamgefühl und Reue von ihr entfernen, die Verbindung wird sich von selbst auflösen, und der Dritte, welcher zu guter Stunde dazwischen kommt, wird siegen.“ Aber sieh da! das unbegreifliche Weib übersieht seine Schwächen mit Großmuth, verzeiht ihm alles, ja sie bewundert ihn sogar in den Ausbrüchen seiner Verzweiflung, und dieses Tagebuch, von welchem ich mir den Tod ihrer Liebe versprach, hat ihr vielmehr neues Leben gegeben. — Nun kommt alles darauf an, wie meine zweyte Mine springt. Ich denke, sie soll zum Zwecke führen. Der Mahler muß meinen Brief längst haben, gewiß ist er mit dem Kinde schon unter Weges. — Frau Gräfin, dieser Besuch kommt zu ihnen; wahrhaftig ein willkommner Besuch für Sie. — — Wie wird's dann um Ihre felsenfeste Treue stehn, wenn Sie den eisgrauen Vater,

halb erstorben von Gram, und das hülflose Kind vor sich sehn? — Werden Sie Ihren Tellow noch segnen können, wenn Sie die Flüche des erbitterten Greißes und die Seufzer des kleinen Bastarden hören? — — Sprechen muß ich ihn indessen noch vorher, um ihn zu unterrichten, wie er sich gegen die Gräfin zu benehmen hat. Ohnehin mag ich bey der ganzen Scene nicht zugegen seyn; wenn ich den Donnerknall der Mine gehört habe, komm' ich lachend zurück. — Jetzt ungesäumt zu Pferde! — — —" Er ließ satteln, nahm Abschied von der Gräfin, indem er eine nothwendige Reise in Familienangelegenheiten vorgab, und machte sich auf den Weg. Die Finsterniß brach schon ein. —

Lange bedachte sich die Gräfin, ob sie wohl ihrem Gemahle jetzt das Tagebuch zurückgäbe, und nicht vielmehr den kommenden Tag abwartete. Sie kannte seinen Charakter und sein feines Gefühl zu gut, um nicht vorherzusehn, daß es ihm

im höchsten Grade erschüttern müsse, die Geständnisse seiner Ausschweifungen aus ihren Händen wieder zu erhalten. Indessen fürchtete sie auf der andern Seite, er möchte es noch vor Nacht vermissen, und durch die Ungewißheit, in wessen Händen es sich befände, in die lebhafteste Unruhe versetzt werden. Sie gab sich alle Fassung, deren sie fähig war, und gieng auf sein Zimmer. Er war von seiner Ohnmacht völlig zurückgekommen. —

Es war eine rührende Scene, als die Gräfin sich ihrem Gemahle nahte. Bester Mann, sagte sie, ich bringe Ihnen etwas zurück, was Ihnen wahrscheinlich von großem Werth ist. Diese Papiere lagen in meinem Zimmer auf der Erde.

Tellow. Gott, wie kommen diese Papiere aus meiner Schreibekommode. Ich selbst habe sie nicht mit mir getragen. Sagen Sie, wer war bey Ihnen gewesen?

Gräfin. Ich will es Ihnen nicht verhehlen. Unstreitig hat sie der Baron fal-

len lassen. Er sagte mir, daß er Ihnen alle Papiere genommen habe, welche Bezug auf Ihren Gemüthszustand haben könnten. So redlich gemeynt auch seine Absicht zu seyn scheint, so glaubte ich dennoch Ihnen Ihr Tagebuch zurückgeben zu müssen. Ich kenne den Werth eines Tagebuchs. . .

Lange stand der Graf in stummer Erstarrung vor der Gräfin. „Grottau! Grottau! rief er endlich, das war nicht Zufall. Hier seh' ich Plan — teuflischen Plan. — Ja du bist falsch, bist unter der Maske der Freundschaft ein nichtswürdiger Verräther."

Gräfin. Tellow, gewiß war sein Zweck nicht, daß Ihr Tagebuch in meine Hände käme. Er kennt mich zu gut, um etwa von dieser Seite einen boshaften Plan gegen Sie zu entwerfen. Innige Theilnahme an Ihrem Schicksale vermochte ihn zu dieser, der Absicht nach, gewiß edlen Beraubung Ihres Büreaus, und in einer Zerstreuung, welche sich durch seine tiefe

Rührung, die er gegen mich äußerte, leicht erklären läßt, ließ er die Papiere fallen. Verkennen Sie ihn nicht, und beruhigen Sie sich über den ganzen Vorfall. — Ich habe viel in Ihrem Tagebuche gelesen. Da Sie, unaussprechlich theurer Mann, mich bisher so lange durch eine geheimnißvolle Zurückhaltung gequält haben, und ich doch, wie Sie nicht läugnen werden, als Gattin, den gerechtesten Anspruch auf Ihr Zutrauen habe, so können Sie mir die Freyheit, welche ich genommen, nicht als Verbrechen anrechnen. Gerade das wichtigste Geständniß Ihres Tagebuchs hab' ich gelesen, und danke der Vorsicht, welche diese Papiere in meine Hände kommen ließ. Nun tagt mir eine Hoffnung, an der ich lange verzweifelte. Wir werden ruhig und glücklich seyn.

Tellow. Julie, ist's möglich! Können Sie einen Blick in das Register meiner Schändlichkeiten gethan haben, und mich noch eines Wortes würdigen?

Gräfin. Graf, die besten Menschen fehlen; Leidenschaft hat Sie irre geführt, Ihre edle Reue macht alles wieder gut. Lassen Sie mich's Ihnen mit einem Kusse der innigsten Liebe versichern, daß Sie mir durch Ihre Selbstgeständnisse, und die Ausbrüche der tugendhaftesten Gefühle in Ihrem Tagebuche, noch viel achtungswürdiger geworden sind, als Sie es bisher schon waren. Eine so schöne Seele kann das Laster nur auf kurze Momente verdunkeln, bald erhebt sie sich mit Kraft wieder und reißt uns durch ihren reinen Glanz zur Bewunderung hin. Jetzt, Tellow, sind Sie erst ganz mein, ich ganz die Ihrige. Die Scheidewand des Geheimnisses ist gefallen, ich habe in das Innerste Ihres Herzens gesehn, und nun seh' ich auch frohen Tagen entgegen, wo kein Mißtrauen und keine falsche Scham unser eheliches Glück stöhrt. Entfernen Sie jene schwarzen, übertriebenen Vorstellungen, die Sie bisher so quälten; leben Sie nicht in der Vergangenheit, leben Sie in der Gegenwart und für die Zukunft.

Tellow. Unaussprechlich theures Weib, wie verdien' ich diese großmüthige Schonung! Julie, Sie drücken mich nieder. Die einzigen Gefühle, die Sie für mich nähren können, sind, gestehen Sie es nur, Verachtung und Mitleid. Ihr herrschender Wunsch kann nur Trennung von mir seyn.

Gräfin. Zerreißen Sie mein Herz nicht durch so grausamen Argwohn. Gott ist Zeuge, ich schwör' es heilig, kein Schicksal soll mich von Ihnen trennen, ich will Sie bis zum Grabe begleiten, wär' auch der Weg noch so schauderhaft! Nur, wenn ich die Gewißheit hätte, Ihre Liebe verloren zu haben, dann würd' ich Sie weinend um die Wohlthat bitten, ein Band aufzulösen, welches Sie nicht glücklich machen kann.

Tellow. Dieser Zeitpunkt wird nie, kann nie eintreten. Aber — erklären Sie sich frey — wenn ein inneres unbesiechliches Gefühl mir sagt, ich dürfe es gar nicht wagen, Sie zu lieben, ein un=

reines Herz dürfe sich einer himmlischen Seele nicht nähern, ist dieß nicht das Uebermaß von Liebe? Und wenn ich mich denn nun in diesem Bewußtseyn meines Unwerths von Ihnen trennte, um einen Kuß der Verzeihung flehte und fortgienge, irgendwohin, in dieser oder jener Welt. — — Sie weinen? Julie, was ahnden Sie? —

Gräfin. Können Sie fragen? — Gott, wie foltern Sie ein unschuldiges, Ihnen ganz hingegebnes Herz!

Tellow. Julie, Gräber trennen, und Gräber vereinigen wieder. — Mit Demuth und Beschämung fühl' ich es, daß Sie mich mit einer Standhaftigkeit lieben, die ich unter diesen Umständen nie für möglich gehalten habe. Aber, Beste! ich erliege unter dieser Last unverdienter Liebe. Jeder entgegenkommende Blick von Ihnen schlägt mich nieder, und weckt in mir das verdammende Urtheil, daß ich seiner nicht werth bin. — Sichern Sie mir, edle Gattin, nur eines zu: daß Sie mir

verzeihen können, und mir nie fluchen, wenn Sie sich meiner erinnern. Der Weg, den ich gehen will, ist mir dann weniger schauderhaft.

Gräfin. Mann, ich würde vor Ihnen zurückbeben, wenn ich glauben könnte, daß diese Aeußerungen etwas mehr als Ausbrüche einer vorübergehenden melancholischen Stimmung wären. Wissen Sie, daß Ihr Tod mein Tod ist, und wenn sie auch immer sich selbst, die schreckliche Freyheit vergönnen, Ihr Leben wie ein lästiges Kleid abzulegen, wer gewährt Ihnen ein Recht auf das Leben eines Weibes, das sich Ihnen, hingerissen von Liebe, schuldlos und vertrauensvoll hingab? — Haben Sie mir darum Ihre Hand geboten, um mich auf das grausamste zu morden? — Tellow, Tellow, sollt' ich mich in Ihnen getäuscht haben! Hätten Sie etwa nur die Rolle des Komödianten gespielt, um das Herz eines Mädchens zu gewinnen, welches von männlicher Falschheit noch keine Erfahrun-

gen hatte! — Nein, mein ganzes Wesen sträubt sich gegen diesen Verdacht. — Aber Sie verkennen mich, glauben, durch die Entdeckung der Fehltritte Ihrer Jugend sey meine Gesinnung gegen Sie verändert, argwohnen wohl gar, die heiße Liebe sey in Verachtung übergegangen. — Sie sollten sich besser auf meinen Charakter verstehn; gab ich Ihnen wohl je Veranlassung, mich für wankelmüthig zu halten, bemerkten Sie je einen Zug von Verstellung an mir? — Tellow, ich verlasse Sie nimmermehr! Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, daß Scheidung durch den Tod möglich sey. Wagen Sie den vernichtenden Streich; mein Schatten wird Ihnen in jene Welt folgen.

Tellow. Julie, fürchten Sie nichts, es war ein unbesonnener Ausbruch meiner Melancholie. Ich gestehe es, daß es mich schrecklich überraschte, mein Tagebuch in Ihren Händen zu sehn, und zu erfahren, daß Sie wissen, was ich Ihnen so gern für immer verborgen hätte. Ju-

lie, jedes unverdorbne Herz schaudert vor Verachtung, und sich vollends von dem Wesen verachtet zu wissen, welches man unter allen Wesen am meisten achtet, geben Sie nur zu, dieß ist unerträglich.

Gräfin. Tellow, ich kann nicht heiliger versichern, als ich es schon gethan habe, wie unzertrennlich unsre Herzen sind. — Wollen Sie einen Bürgen für die Wahrheit und Lauterkeit meiner Gesinnungen gegen Sie, gut, lassen Sie Marianens Kind kommen, wir können es, ohne Aufsehn zu erregen, erziehn; finden Sie je, daß ich anders, denn als die zärtlichste Mutter an ihm handle, so strafen Sie mich Lügen, und geben mir für Verachtung Verachtung zurück.

Tellow. Julie, keine Handlung ist so edel, keine Aufopferung so groß, die ich Ihnen nicht zutraute. Für Marianens Kind ist gesorgt. Es wird auf meine Kosten bey einer braven Anverwandtin auf dem Lande erzogen, und so viel ich weiß, geht es ihm wohl. Mich würde seine Ge-

genwart noch unglücklicher machen, als ich es ohne dieß schon bin. Jeder Beweiß Ihrer großmüthigen Fürsorge gegen dasselbe würde ein Dolchstich für mein Herz seyn. —

Gräfin. Wir werden diesen Abend allein speisen. Der Baron hat in einer Familienangelegenheit schleunig verreisen müssen.

Tellow. Sonderbar, ist die Nothwendigkeit so schnell eingetreten? dieß befremdet mich.

Gräfin. Er bekam, wie er sagte, vor einer Stunde Briefe, die ihn auf das dringendste abriefen. In wenig Tagen wird er wieder bey uns seyn. — — Wie, Bester! wenn ich den Hauptmann Krakau bitten ließe; er ist ein so launiger Mann, und Zerstreuung wird Ihnen gut seyn.

Tellow. Erlauben Sie mir auf meinem Zimmer zu bleiben. Ich habe keinen Appetit, und bin für Gesellschaft nicht gestimmt. Die Einsamkeit und einige Gläser Wein werden mich erheitern.

Gräfin. Nur bitt' ich Sie, erneuern Sie die Gefühle des heutigen Tages nicht, lassen Sie eine Lücke in Ihrem Tagebuche.

Tellow. Nein Julie, an dem Tage darf keine Lücke seyn, wo ich tiefgerührt erfuhr, daß ich Sie nicht so groß gedacht hatte, als Sie es sind. Ich setzte alles Vertrauen auf Sie, welches eine edeldenkende Gattin erwarten kann, aber auf diesen Grad war ich nicht gefaßt. Gott! Ich fühl' es nur zu sehr, wie wenig ich dieses Uebermaß von Seelengüte verdient habe. — Ruhen Sie sanft, Julie, und denken Sie vor Mitternacht und Tagesanbruch nicht an mich. Morgen treffen wir uns wieder, und ich fühle mich beruhigt, wenn Ihre Gesinnungen dann noch die heutigen sind.

Sie küßten sich, und die Gräfin gieng schweigend und zwischen Furcht und Hoffnung schwankend auf ihr Zimmer. —

Gräfin, sagte Duval, Sie bringen die Heiterkeit nicht zurück, mit welcher

Sie mich verließen. — Die Gräfin schwieg eine zeitlang, unentschieden, ob sie sich gegen ihre Gesellschafterin entdecken sollte, wenn sie auch gleich ihre vertrauteste Freundin war. Indessen kannte sie die Redlichkeit und Zuverlässigkeit ihres Charakters, und der Drang ihres Herzens sich gegen eine theilnehmende Seele zu eröffnen, war unüberwindlich. Sie machte die Düval unter den heiligsten Beschwörungen, verschwiegen zu seyn, mit der Geschichte und Gemüthslage ihres Mannes bekannt. Diese wurde dadurch gar nicht überrascht. Längst hatte sie dieselbe geahndet, sie war eine der feinsten Menschenkennerinnen, und Grottaus muthwillige Bemerkungen über den Grafen hatten sie auf manche treffende Vermuthung in Hinsicht seiner Melancholie geleitet. Urtheilen Sie nun, meine liebe Düval, sagte die Gräfin, ob ich hoffen darf, oder fürchten muß.

Düval. Soll ich es aufrichtig gestehn, so scheint mir, Sie dürfen hoffen, müß-

sen aber auch fürchten. — Ihr Gemahl hat beruhigt geschienen. Aber wenn ich seinen Charakter nicht ganz verkenne, so hat er es auch wirklich nur geschienen, während er in seinem Innern von den bittersten Gefühlen der Scham und Reue gepeinigt wurde. Ihr edelmüthiges Herz hat Ihnen vielleicht einen Streich gespielt. Sie hätten in den Aeusserungen Ihrer, wie ich versichert bin, unverstellten Großmuth sparsamer seyn sollen. —

Gräfin. Wie so?

Düval. Gräfin, es sind zwey Fälle möglich: entweder er glaubt, diese Großmuth sey blos affektirt, nur eine Maske, hinter welcher sich Mitleid und Verachtung verbergen, in diesem Falle muß er bey seiner feinen Empfindlichkeit unendlich leiden, oder aber er hält diese Großmuth für wahr, dann beugt ihn die Bewunderung der Hoheit Ihrer Seele nieder, und das überspannte Gefühl seines Unrechts bringt ihn an die Grenzen der Verzweiflung. Mich dünkt, Sie würden mehr gewonnen

haben, wenn Sie minder schonend gewesen wären. Es setzt ein beynahe beyspielloses Zutrauen voraus, wenn ein Mann sich überzeugen soll, die Ausschweifungen seiner Jugend könnten einem Weibe von Verstand und Gefühl gleichgültig seyn.

Gräfin. Ich glaube auf diesen Grad des Zutrauens bey ihm rechnen zu können. Täusch' ich mich, so gönnen Sie wenigstens meinem Herzen diesen tröstenden Traum. — Aber nein, es ist kein bloßer Traum. Wenn er sieht, daß ich mir gleich bleibe, und der ganzen Sache nicht im Entferntesten gedenke, so muß er beruhigt werden. Uebrigens will ich alles aufbiethen, um ihn zur Heiterkeit, zum Frohsinne zu stimmen. — Wissen Sie, Düval, daß übermorgen sein Geburtstag ist? — Wie feyern wir ihn? — Ich habe eine Idee, die vielleicht nicht unglücklich ist. Große Gesellschaft liebt er nicht. Könnten wir nicht blos in unserm häuslichen Zirkel eine Feyer dieses mir so theuren Tages veranstalten, welche für ihn zu=

gleich feyerlich und erfreuend wäre, eine Feyer aber, die ihn ganz von den Vorstellungen und Bildern entfernte, mit denen sich seine Phantasie bisher beschäftigt hat?

Düval. Warum nicht, meine Gräfin, dieß können wir auf mehr als eine Weise und höchst interessant thun. Alles wird unstreitig darauf zurückkommen, daß wir ihn gewissermaßen mit ihm selbst aussöhnen, und das Gefühl seines wahren Werths in ihm wieder beleben, welches ganz erstorben zu seyn scheint. Möge er immer ausgeschweift haben, die feste edle Güte seines Charakters überwiegt diese Unregelmäßigkeit. Er hat absichtlich kein Wesen unglücklich gemacht, aber Tausende mit Zweck und Vorsatz glücklich. Dieß führt mich auf einen Einfall.

Gräfin. Den ich errathe, und mich freue Ihnen zuvorzukommen. Wir wollen veranlassen, daß die vielen Armen, Wittwen und Waisen, die er in seiner

Stadt so freygebig unterhält, ihm eine rührende Musik bringen.

Düval. Diesen Gedanken haben Sie im Wahrheit aus meinem Herzen gegriffen. — Hinreißend wäre es, wenn es früh morgens geschähe, und vielleicht das Danklied der durch ihn beglückten Nothleidenden ihn aus dem Schlummer weckte. — O! Wie müßte ihn diese Ueberraschung entzücken!

Gräfin. Ja, gewiß, die dankbaren Thränen seiner Unterthanen würden ihm Thränen der Freude entlocken. — Dann, Beste! könnte eine andre Scene folgen, die Ransdorfischen Bauern, die ihn, seit sie vom Joche der Leibeigenschaft befreyt sind, gleichsam wie einen Gott anbeten, würden, wenn sie seinen Geburtstag wüßten, recht gern eine Deputation absenden, welche ihm ihre Glückwünsche überbrächten.

Düval. Dieß bedarf nur eines Winkes. Diese guten Menschen sehnen sich nach Gelegenheiten, wo sie ihm ihre

Dankbarkeit auf die feyerlichste Weise zu erkennen geben können.

Gräfin. Dürften ihn aber diese Scenen nicht zu sehr rühren? Sie kennen seine Empfindlichkeit für Gefühle dieser Art. — Wie, wenn ich den Bürgerkindern an diesem Tage ein Fest gäbe, und sie zu einem frohen Tage auf unserm Hofe einladen ließe. Vielleicht würde dieser Auftrit eine schöne Würkung haben, und seine Rührung in sanfte Freude übergehn.

Düval. Diesen Gedanken finde ich vortrefflich. Ueberlassen Sie mir die ganze Ausführung. — O wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn wir seinem gequälten Herzen einen heitern Tag bringen könnten!

Gräfin. Weib! ich zerflösse in Freudenthränen. Besorgen Sie in der Stille alles; sparen Sie keine Kosten. Bitten Sie den Organisten, daß er die volle Musik des Chors ans Elysium: Kinder sitzen euch zu Füßen ꝛc. zu bekom-

men suche, und für Tellows Armen einen passenden Text darauf verfertige. Sie wissen, es war sonst ein Lieblingsstück meines Mannes. Er wird ihn an die Tage erinnern, wo er noch glücklich war. Der Tanz der Bürgerkinder könnte mit der bekannten schönen Menuet aus Mozarts Don Juan angefangen werden. — — Gott! wie selig war ich, als er bey dieser reizenden Musik an unserm Hochzeittage den Ball mit mir eröffnete! —

Beyde setzten sich zu Tische, und boten ihren ganzen Erfindungsgeist auf, um das Fest so rührend und froh als möglich zu machen. Die Gräfin konnte von dem gefühlvollen Charakter, dem Geschmacke und der Menschenkenntnis der Düval erwarten, daß sie alles zu ihrer Befriedigung veranstalten würde. Diese gute Wittwe hatte das schönste häusliche Glück durch den frühen Tod eines innig geliebten und wahrhaft liebenswürdigen Gatten verloren, um so wärmer war ihre Theilnahme an jeder Scene häuslicher Freuden, oder

Leiden. Vertrautheit mit den schönen Künsten hatte ihre Empfindung in einem hohen Grade veredelt und verfeinert, und in der Anordnung von Familienfesten war sie eine wahre Meisterin. — „Begeben Sie sich heute bald zur Ruhe, sagte sie zur Gräfin, nachdem alles erschöpft war, was über die Sache gesprochen werden konnte; Sie haben heute viel gelitten. Ein sanfter Schlaf ist Ihnen nothwendiger als je.“ „Ich fühl' es nur zu sehr, erwiederte diese, wie ermattet ich bin; aber leider kann ich mehr auf eine unruhvolle Schlaflosigkeit, als auf Erquickung rechnen. Gott! Düval, daß ich so unglücklich bin, Kinder zu haben, die an der Freude des Festes keinen Antheil nehmen können, Kinder, die ich an diesem Tage absichtlich verbergen muß, damit ihr Anblick sein Herz nicht zerreiße! Dieser Gedanke wird mich quälen, gelänge auch unser Plan noch so gut. — Ruhen Sie sanft, wenn ich kummervoll wache, sagte sie mit thränenbenetzten Augen, und gieng in ihr Schlafzimmer. — —

Der Graf befand sich in einem schrecklichen Kampfe. Das edle Betragen seiner Gemahlin, hatte so ganz auf ihn gewürkt, wie es die Düval gefürchtet hatte. Je überzeugter er von der Wahrheit und Unverstelltheit ihrer Gesinnungen war, und je mehr sie ihn zur Bewunderung hinriß, um so trostloser und unerträglicher schien ihm seine Lage." Großmuth verschwendet sie allerdings an mich, sagt' er bey sich selbst, aber sie kann mich nicht lieben, weil ich so nichtswürdig bin, und ich kann nichts mehr als ihren Engelssinn bewundern, lieben kann ich dieses Wesen nicht, weil es so groß und über mir erhaben ist. — — Was ist eine Ehe ohne Liebe! Die Gattin kann den Gatten, der Gatte die Gattin nicht lieben! Gattin und Gatte können ihre Kinder nicht, die Kinder ihre Eltern nicht lieben! ! Schreckliches Loos, schauderhafte Folgen der Unbesonnenheiten einer gemißbrauchten Jugend! ! — — Unglücklicher, was ist hier Pflicht für dich! — Handelst du edler, wenn du die Verbindung mit einem treflichen Weibe

unterhältst, dessen jeder Blick dich verdammend an deine Schandthaten erinnern sollte, und die sie dir doch alle mit beyspielloser Güte verzeiht, die dich glücklich machen will, nachdem du sie in das tiefste Elend gestürzt hast, oder wenn du aus einem Bunde heraustrittst, wo du dieses liebenswürdige Geschöpf mit jedem Tage unglücklicher machst, Gott! wo du endlich ihr Mörder wirst. Ha! — wenn es darauf nur ankäme, daß meine Leiden nie endeten, wie gern blieb' ich an ihrer Seite, verbürge mit dem peinlichsten Zwange und einer mir im Grunde ganz fremden Verstellung meine Gefühle, und suchte die Freude in ihren Busen zurückzuführen. Wie qualvoll dieses Leben auch für mich seyn müßte, es wäre eine schuldige Büßung für meine Verbrechen; aber daß mein Daseyn eine nie versiegende Quelle des Kummers für sie, ihr Leben durch meine Betrügerey eine Kette von Aufopferungen und herzzernagenden Schmerzen seyn soll, dieß ist ein Gedanke, der mich erschüttert, — ein Gedanke, der

mir zu dem fürchterlichsten Schritte Muth einflößt, den ein Mensch wagen kann. — Eine Scheidung wird ihr feines Gefühl nicht zulassen; ich will indessen morgen noch versuchen, ob ich sie nicht dazu bewegen kann. Und wenn sie denn unerschütterlich auf ihrem Vorsatze beharrt, wenn sie aus unbegreiflichem Edelmuth durch mich unglücklich werden will, in dem Wahne, daß sie mich dadurch glücklich machen könne, so will ich sie durch eine Reise retten, von der sie mich nie zurückbringt. — Sie wird mich vergessen, und, jung, wie sie noch ist, in den Armen eines schönen und tugendhaften Mannes das Glück finden, welches ich ihr nur vorheucheln konnte. —" Der Graf warf sich unter solchen Vorstellungen auf das Bette; Bilder der Verzweiflung entfernten allen Schlummer von seinen Augen. Die Opfer seiner Wollust, seine Gattin und seine Kinder schwebten seiner Phantasie die ganze lange Nacht hindurch vor.

Morgens darauf war sein erster Gedanke, seine Gattin zur Scheidung zu bewegen. Mit erzwungener Heiterkeit gieng er auf ihr Zimmer, und traf sie gerade beym Thee. Die Gräfin empfieng ihn mit der rührendsten Zärtlichkeit. „Nun, so halten Sie denn doch Wort, sagte sie, ich traute Ihren gestrigen Versicherungen nicht ganz, ihre Beruhigung schien mir erkünstelt.

Tellow. Julie, Sie irren sich sehr, wenn Sie mich für beruhigt halten, ob ich es werde in dem Grade, wie ich es werden kann — dieß hängt größtentheils von Ihnen ab. — Ich habe Sie unglücklich gemacht, wollen Sie sich an mir rächen?

Gräfin. Welcher Gedanke, Tellow! Hab' ich mich darum gestern gegen Sie so ohne alle Zurückhaltung eröffnet, daß Sie mir die niedrigste, unedelste Leidenschaft zutrauen könnten?

Tellow. Ihre Rache wäre gerecht. Wenn Sie mich Unglücklichen noch un=

glücklicher machten, als ich es ohnedieß schon bin, ich könnte nicht klagen, daß Sie mir zu viel gethan hätten.

Gräfin. Gott! Wie können Sie nur die Möglichkeit denken, und ein Herz, das allein für Sie schlägt, durch so grausamen Argwohn quälen?

Tellow. Julie, Ihr Herz kann für mich nicht schlagen, und wenn es für mich schlägt — — — Theures Weib! Ihre Liebe ist mir eine Marter, jeder Kuß von Ihrem Munde ein verzehrendes Feuer. Hassen Sie mich, trennen Sie unsern Bund, vertilgen Sie jede Erinnerung an den Nichtswürdigen, der vor Ihnen steht.

Gräfin. Wie schrecklich zerstören Sie alle meine Hoffnungen, und entreißen mir meinen letzten Trost! O ich war so froh, als Sie in mein Zimmer traten. — Tellow, ich bin kein schwaches Weib, meine Treue ist stärker als ihre Launen. Ich schwör' es Ihnen nochmals feyerlich, daß mich kein Schicksal von Ihnen trennt.

Wenn meine Liebe Sie tödtet, so will ich den Mord verantworten. — Aber wie wollen Sie es, wenn Ihre zurückstoßende Kälte mein Untergang ist?

Tellow. Nun, wenn ich denn gegen Sie kalt bin, so hat nie ein Mann für ein Weib geglüht. — — Ja so ist's, Verachtung geht in Spott über. — Grausamer, Julie, können Sie mich nicht strafen. Spott aus Ihrem Munde ist mir schauderhafter, als ein langsamer, qualvoller Tod. Spott mußten Sie wählen, um mich meine Abscheulichkeit in ihrer ganzen Schwärze fühlen zu lassen.

Gräfin. Mann, halten Sie ein! ich beschwöre Sie bey Gott! Wenn dieß Ihr Ernst war, und Sie mein liebevolles Herz so vorsetzlich verkennen, so muß ich wohl auf den Gedanken gerathen, daß Sie es nicht verdienten, daß dieses Herz sich Ihnen je hingab. — — Ach, so sind denn die verwichnen Jahre unsrer Ehe verloren. Mein unbegrenztes Zutrauen auf

Ihren edlen Charakter hat mich getäuscht, alle Beweise Ihrer Zärtlichkeit sind erheuchelt gewesen, ich erwache mit Grausen von einem Traume, der allein mir das Leben noch werth machte, und den ich für Wärtlichkeit hielt. — Tellow, Sie haben mich nie geliebt, sonst könnten Sie mir keinen Spott zutrauen; wenn Sie mir Liebe vorspiegelten, so lachten Sie in geheim der gutmüthigen Thörin, die es glaubte, und genossen den Triumph Ihrer verrätherischen List.

Tellow. Und an einen solchen Mann wollen Sie Ihr schönes Leben verschwenden? — Blos des elenden Aufsehens halber in keine Scheidung willigen? — Julie, Julie, ich sag' es zum letzten Male: es gilt Scheidung oder Tod.

Gräfin. Lieber Tod als Scheidung. Tellow, ich verlasse Sie nimmermehr. Haben Sie mir Spott zugetraut, die Zukunft wird mich rechtfertigen, vielleicht, daß mir einst heiße Thränen aus Ihren Augen Genugthuung für diese Kränkung geben.

Tellow. Empfangen Sie schon jetzt diese Genugthuung. — Ach! Wer Spott verdient, fürchtet auch überall Spott. Verzeihen Sie einem Unglücklichen, den die Größe Ihrer Seele niederbeugt, und zürnen Sie mir nicht.

Ich Ihnen zürnen? sagte die Gräfin, und sank weinend in seine Arme. Der Graf küßte sie feurig, riß sich los, und verließ sie.

Die Düval war unterdessen geschäfftig gewesen, um die verabredeten Anstalten zu der Feyer des Geburtstags des Grafen zu treffen, und schon sah' eine Schaar von armen Greisen, Waysen und Wittwen mit Freude dem nahenden Tage entgegen. Die Bürgermädchen hüpften in den Gärten umher, und brachen die schönsten Blumen, welche sie finden konnten, zu festlichen Kränzen um ihr lettiges Haar. — —

Es war beynahe Mittag, als der Bediente einen reisenden Künstler anmeldete, welcher die Gräfin zu sprechen, und

ihr ein Werk von seltnem Werthe zu zeigen wünschte. Ist er jung, fragte die Gräfin?

Bed. Gnädige Gräfin, es ist ein ergrauter zitternder Greis, man sollte denken, am Rande des Grabes.

Gräfin. Scheint er dürftig zu seyn?

Bed. Er geht sehr anständig, und verräth eher einen gewissen Stolz, als kriechende Zudringlichkeit, ich möchte sagen: in seinem Blicke liege etwas Fürchterliches.

Gräfin. Dieß ist ein gewöhnlicher Zug bey vielen Künstlern. Ist die Arbeit von ihm selbst? —

Bed. Wie er sagt, — ich verstehe es nicht ganz, wie er es meynt — seine erste und seine letzte. Er scheint einen ungemeinen Werth darauf zu setzen. Es sind zwey Stücke, er nennt sie Pendants. Ich wünschte sie zu sehen, aber er betheuerte, daß er die Decke der Gemählde nur vor der gnädigen Gräfin heben werde, die er durch den Ruf als eine

große Freundin der Kunst kenne. Er hatte bereits in der Stadt erfahren, daß der Geburtstag des gnädigen Herrn Grafen mit vieler Feyerlichkeit vollzogen werden solle, und rechnet wahrscheinlich darauf, daß Sie, gnädige Frau Gräfin, durch diese Gemählde, wenn Sie sie dem Herrn Gemahl verehren, die Freude des Festes verdoppeln können. Uebrigens scheint er sehr uneigennützig und wegen der Zahlung nicht eben besorgt.

Wie meynen Sie, sagte die Gräfin zur Düval, welche so eben gegenwärtig war, würde es zur Erheiterung meines Mannes beytragen, wenn ich ihm morgen diese Gemählde, — vorausgesetzt, daß sie sein Gefühl und seinen Geschmack befriedigen, — widme? Er liebt rührende Stücke; — Sie wissen, daß er immer jene Wonne der Wehmuth, welche so manche dichterische, mahlerische und musikalische Werke gewähren, unter die seligsten Gefühle seines Daseyns rechnete.

Düval. Wenn das Werk in diesem Geiste gearbeitet ist, wird es ihn gewiß auf das interessanteste überraschen. — Nur, meine Gräfin, möge es ihn ja nicht im entferntesten an die Gegenstände erinnern, die, wie Sie nur zu gut wissen, sein Herz so sehr beängstigen, und so muthlos niederdrücken. Es steht Ihnen ja frey die Stücke zu besehn. Sie kennen Ihren Gemahl am besten, wissen seine geheimsten Verhältnisse. Sehen Sie selbst, und entscheiden Sie.

Gräfin. Ja ich will sie sehn. — Gehen Sie selbst Düval, zu dem Manne, bitten Sie ihn, sich einstweilen die Zeit im Garten zu vertreiben, ich würde bald angekleidet seyn, und freute mich im Voraus auf den Genuß seines schönen Werks. — Lassen Sie den Gärtner ihm die Nelkenflur zeigen; Greise lieben die Blumen, und fühlen sich verjüngt, wenn sie ihre lachenden Farben sehn.

Die Düval führte dem Mahler selbst in den Garten. Er gieng gefühllos vor den

Blumenstücken vorüber und kam durch mancherley Windungen reizender Partieen bey einem Wäldchen an, dessen Anblick aus der Ferne schon einen tiefen Eindruck auf sein Herz machte. Unter einer ehrwürdigen Eiche sah' er den Altar der Freundschaft, und, von Epheu umschlungenen Ulmen und Myrthen umringt den Altar der Liebe; im Hintergrunde eine Todtenurne, umringt von Cypressen, und überschattet von traurigen Thränenweiden. Der Gram des Greises erwachte bey diesen Gegenständen mit einer noch nie gefühlten Bitterkeit. — — „Hier lebt' er denn, sagt' er bey sich selbst, der unmenschliche Räuber, selig wie ein Gott, und mein Kind, das er mordete, mein Kindeskind, welches er seinem Schicksale überließ, sind vergessen; meine Haare sind unter Kummer ergraut, und ich fahre mit Leid in die Grube. — Bösewicht ohne Gleichen, ich will gern hinunterfahren, denn das Leben hat keinen Werth für mich; aber meinen Fluch sollst du noch hören, und dieser Fluch soll dein Untergang seyn.

Er sah den Bedienten kommen, der ihn zur Gräfin abrief. Mit scheinbarer Kaltblütigkeit gieng er ihm entgegen, und folgte ihm in das Schloß.

Der Anblick des Greises rührte die Gräfin. Seine Züge sagten ihr, daß er viel gelitten hatte.

Verzeihen Sie gnädigst, sagte der Mahler, daß ich mich Ihnen genähert habe. Gefühlvolle Seelen suchen einander, und ich lese es in Ihren Blicken, daß der Ruf mich nicht getäuscht hat. — Ich bin nah am Grabe, und wünschte die wenigen Stücke, die meinem Herzen so werth waren, in den Händen edler Personen, welche die Kunst für etwas mehr, als für eine Dienerin des Luxus ansehen. Hier sehn Sie ein Gemählde eines sechszehnjährigen Mädchens.

G r ä f i n (nach einer Pause stummer Entzuckung.) In der That, mein Herr, diese Figur könnte man idealisch nennen, so hinreißend ist der Ausdruck von Unschuld, und den ersten zarten Regungen

einer schwärmerischen Liebe. Sie scheint ganz in süssen Träumen einer nahen Zukunft verloren. — — Und jenes Stück? —

Mahler. Dieß, gnädige Gräfin, ist der Pendant. Machen Sie sich aber auf das Schrecklichste gefaßt. — Gott! es war mein einziges Kind, ein Meuchelmörder hat es mir geraubt, da liegt es im engen Hause, und schläft seinen langen Schlaf. —

Die Gräfin bebte zurück, als sie das reizende Geschöpf blaß und erstarrt im Sarge vor sich sah, am Sarge ein weinendes Kind, welches die zarten Hände nach der Todten ausstreckt. Unglücklicher Greis, sagte sie, ich ahnde das Schicksal Ihrer Tochter, sie wurde ein Raub der Verführung.

Mahler. Ja so ists, der giftige Sturm des niedrigsten Lasters hat meine schöne Lilie geknickt. O des Verräthers ohne Gleichen! Aufgezogen zur Tugend und Kunst lebte mein Mädchen in stiller Zurückgezogenheit, unbekannt mit der Leidenschaft und den Klippen der Unschuld. Unter einem angenommenen falschen Namen

wußte er sich Zugang in mein Haus zu verschaffen, seine Gesichtsbildung versprach Edelsinn und Gefühl, sein Geschmack und seine Sitten waren fein, ich gewann ihn lieb, und das Mädchen fand seine Unterhaltung angenehm. Ich argwohnte nichts, beyde durften ungehindert allein seyn. Bald bemerkte ich, daß meine Tochter ihre vorige Ruhe verloren hatte und mit Unruhe geheimen Gedanken nachhieng. Wildenfels, so nannte sich der Baron, erschien auf einmal nicht mehr, ich erfuhr, daß auf der Universität zu G. wo er zu studieren vorgab, kein Cavalier dieses Namens sey, ich ahndete nun den schrecklichen Betrug, drang in meine verzweifelnde Tochter, und Gott! wie war mir, als sie niedersank, schwimmend in Thränen meine Knie umfaßte und die That gestand! Er hatte ihr mit den heiligsten Schwüren die Ehe versprochen. Sie gebahr einen Sohn, aber Gram und Reue kürzten in wenigen Jahren ihr Leben ab. O meine Mariane!

Gräfin (erschrocken und hastig.) Wie? Mariane hieß Sie?

Mahler. Ja Gräfin, Mariane. Mariane hieß auch mein unvergeßliches Weib.

Gräfin. Mahler, ich bitte Sie um Gottes Willen, wenn Sie irgend ein Gefühl von Mitleid haben, entfernen Sie sich mit diesen unseligen Bildern aus unserm Schlosse. Wenn mein Gemahl käme.

Mahler. Glauben Sie, daß ich den Anblick Ihres Gemahls fürchte? — Ha! ich kann ihm ohne Scham unter die Augen treten, aber er muß vor meinem Anblicke zittern. — Unglückliches Weib! Jammer und Wuth erfüllen mich, indem ich Sie sehe. Sie sind schändlich verrathen. Jener Bube, der mein Kind entehrte, es mit Hohngelächter verließ und grausam mordete, — dieser Bube, es ist Ihr Mann.

Gräfin. Gott, was hör' ich! Mahler, erbarmen Sie sich eines trostlosen Weibes. Verlassen Sie das Schloß. Was Sie verlangen, was Sie fordern, soll geschehn.

Mahler. Für das Kind hat Gott ge-

sorgt, unbekannte Wohlthäter ernähren es, ich habe für mich nichts weiter zu fordern, als daß ich Ihren Mann sehe, ihm ein Lebewohl sage und einen Handdruck gebe, von dem ihm das Blut in den Adern erstarrt.

Der Graf, welcher das Geschrey gehört hatte, stürzte jetzt in das Zimmer der Gräfin. Als er den Mahler erblickte, wurd' er todtenblaß, und schauderte zurück. — Herr von Wildenfels, sagte der Greis, indem er ihn mit einem fürchterlichen Lächeln der Wuth starr ins Auge faßte, kennen Sie dieses Mädchen noch? Ha! wie schön nimmt sich Ihr Opfer im Sarge aus. Entzückt Sie nicht die Bläße der Wangen, nicht der sanfte Schlaf unter den geschlossnen Augen, und der ewige Friede des Todes in allen erstorbnen Zügen, nicht das noch verweilende Lächeln des Danks, als Sie mir mit dem letzten Odemzuge den letzten Händedruck gab? — Warum starren Sie den Boden an? Sehn Sie doch hin! — Wie die Thränen des Kindes am Sarge fließen!

Tellow. Grollmann, halten Sie ein — Ihre Wuth ist gerecht — ich will alles für Sie und das Kind thun, was Sie fordern — ziehen Sie zu mir, das Kind soll in mir seinen Vater, in meinem edlen Weibe seine Mutter finden.

Mahler. Frevel ohne Grenzen! — Spott über meine grauen Haare! Spott aus dem Munde eines Mörders! — — Wie, Bube! ich bey Dir bleiben, mit dem Kinde, über dessen Mord Du vielleicht gelacht hättest, wie über Marianens? — Glaubst Du, daß ich kam um zu betteln? Eher sollten die Fluten über Deinem Kinde zusammenschlagen, als ein Groschen aus Deiner Börse ihm das Leben fristete. — Bösewicht, (langsam und mit furchtbarem Nachdrucke) Du sollst keinen frohen Sonnenstrahl mehr sehn, dein Weib sich mit Eckel von Deiner Seite reissen, und spottend vor Dir vorübergehn; wenn Du noch Kinder zeugst, es sollen gräßliche Mißgeburten seyn, die Dein Daseyn verwünschen, denen Selbstmord Wollust ist; schändliche Gifte sollen Deinen Kör-

per langsam zerstören, Du sollst dem Tode rufen und er soll nicht kommen, der Dolch, den Du verzweifelnd gegen Dich zücken willst, soll Deiner kraftlosen Hand entfallen, und wenn endlich Dein letzter Tag herannaht, soll Marianens Schatten mit den Schatten aller Deiner Verführten und Gemordeten Dich umringen, nach langer langer Todesangst sollst du sterben, und die fremde Hand eines Miethlings Dir die Augen zudrücken. — Dieß Lebewohl wollt' ich Dir noch sagen, ehe ich in die Grube fahre; darum macht' ich die weite Reise. — Fort nun zur Heymath! Ich fliehe vor Deinem Schlosse, wie vor einer verfluchten Stätte, auf welcher tausendfache Blutschuld ruht. Und hier soll nie wieder ein Tellow wohnen, Dein Geschlecht soll untergehn! ! !

Der Mahler verließ mit schauderhafter Wuth das Zimmer. Niemand wagt' es ihn aufzuhalten. Die Gräfin war in Ohnmacht gesunken, der Graf stand lange erstarrt und sinnlos da. — „Verflucht, rief er endlich, mit dem Ausdrucke einer

gräßlichen Verzweiflung, verflucht sey der Tag meiner Geburt, verflucht sey die Stunde, wo das Weib sagte, es ist ein Männlein gebohren! — Weg von euch ihr Bilder, die ihr mich zur Hölle verdammt, weg von einem Weibe, dessen Flüche noch schrecklicher seyn müssen, als die des Greises!" Er eilte auf sein Zimmer, und verfertigte mit größter Schnelligkeit einen Aufsatz über sein Vermögen. Tod war sein fester Entschluß, aber zugleich auch Mord seiner Kinder. Diese Unglücklichen sollten sein Andenken nicht erneuern, und ihr leidenvolles Leben schien ihm unerträglich, der Tod Wohlthat. Er befahl die Kinder auf sein Zimmer zu bringen, weil er sie so lange nicht gesehn habe.

Die Gräfin war kaum von ihrer Ohnmacht zurückgekommen, als sie angstvoll rief: „Wo ist mein Mann?" Sie ließ sich nicht aufhalten und gieng hastig auf sein Zimmer. Gott, welch' Entsetzen für die Unglückliche! Mit blutigem Dolche stand der Graf mit allen Anzeichen des Wahnsinns da, am Boden lagen die blu-

tenden Kinder. — Weib! sagte der Graf mit rollenden Augen, sieh' da! ich habe meine Krüpel ermordet. — Gott erbarme sich deiner Seele, rief die Unglückliche, und rang trostlos die Hände. — „Sie ruhen sanft, sagt' er, ich werde auch sanft ruhn, und dann, Sie, himmlische Seele, am allersanftesten. — Er wollte sie umarmen „Weg Mörder, rief sie, geben Sie mir meine Kinder wieder! —" „Ha! so wünscht' ich Sie, sagt' er, verfluchen Sie mein Andenken, und seyn Sie glücklich." Feyern Sie morgen mit Flüchen meinen Geburtstag, ich hab' ihn selbst verflucht und mag ihn nimmer wiedersehn! —" Die Gräfin wollte um Hülfe rufen, aber sie war kaum zur Thür hinaus, als ein Schuß im Zimmer fiel. Der Graf lag röchelnd neben den ermordeten Kleinen. Wie todt stürzte die Gräfin zur Erde. Man rief die Aerzte, der Graf war nicht zu retten; die Gräfin erwachte zu einem Leben, welches schrecklicher als Tod war. Der Gram befreyte sie in wenig Wochen von der Last desselben.

Ende.